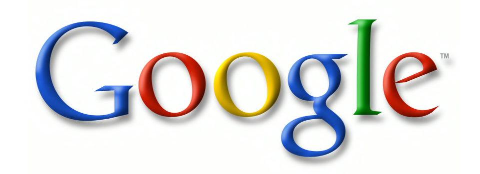
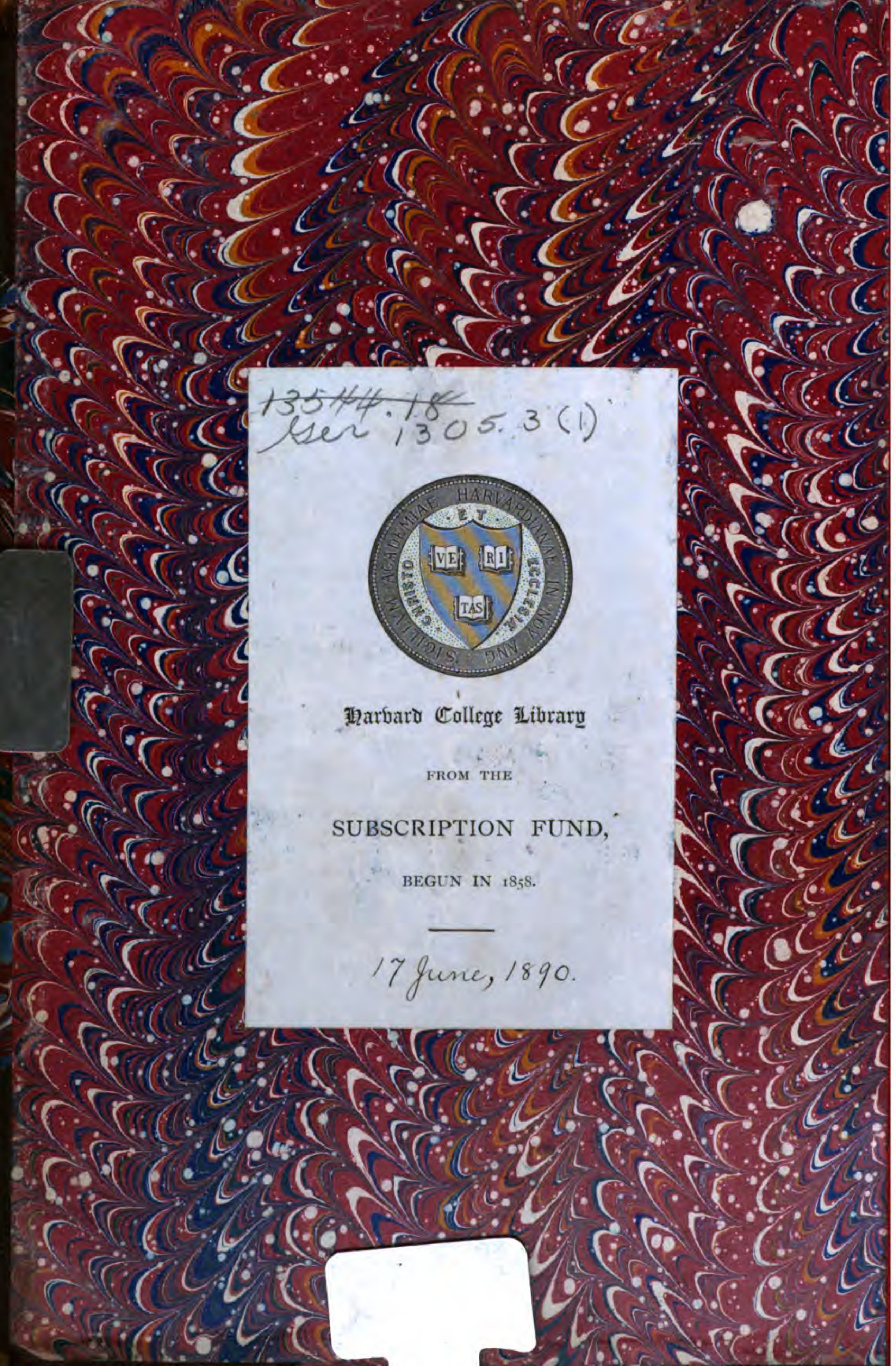

Google







Bibliothek

Deutscher Geschichte

unter Mitwirkung von

O. Gutsche, E. Mühlbacher, M. Manitius,
J. Jastrow, Th. Lindner, V. v. Kraus, G. Egelhaaf, M. Ritter, R. Koser,
K. Th. Heigel, A. Fournier

herausgegeben von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst



Stuttgart 1890
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger

Deutsche Geschichte

unter den

Habsburgern und Luxemburgern

(1273—1437)

Von

Theodor Lindner

Erster Band

Von Rudolf von Habsburg bis zu Ludwig dem Baiern



Stuttgart 1890
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

2

Erstes Buch.

Die Könige Rudolf, Adolf und Albrecht.

Erster Abschnitt.

Die innere Gestaltung Deutschlands.

Der Abschnitt unserer Deutschen Geschichte, welcher mit Rudolf von Habsburg beginnt und mit Sigmund endet, ist wenig bekannt und wenig beliebt. In der Schule lernen wir mit Mühe und Not „Die Kaiser aus verschiedenen Häusern", um sie möglichst schnell wieder zu vergessen, wir hören von der Goldenen Bulle, ohne von ihrer Bedeutung einen rechten Eindruck zu bekommen, dann qualmt uns der Scheiterhaufen entgegen, der den Böhmen Hus verzehrte, und wir merken uns, daß ihn das Konzil von Konstanz anzünden ließ, welches „die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern" bewirken sollte, sie aber nicht zu stande brachte. Außerdem bewahrt das Gedächtnis etwa eine dunkle Erinnerung an mehrere Schlachten, an manche hübsche Geschichtchen und einzelne Schlagwörter, wie von dem „Erzstiefvater des heiligen römischen Reiches", oder von dem „bösen" Wenzel. Man behält vielleicht auch, daß Sigmund den Zollern die Mark Brandenburg verlieh. Sonst bleibt nur das Bewußtsein einer unendlich wirren Zeit zurück, in welcher das Deutsche Reich elend und schwach zu Boden lag.

Diese Vorstellung ist nicht gerechtfertigt. Jene Zeit weist zwar wenig große Ereignisse auf, aber sie umfaßt dafür eine ungemein reiche Lebensfülle auf allen Gebieten, und gerade dieser Ueberfluß ist es, welcher den Umblick erschwert und von einer näheren Betrachtung abschreckt. Die Zahl der handelnden Personen ist übergroß, sie drücken und hemmen sich gegenseitig und lassen keine einzelne sich voll entwickeln, aber es gibt ihrer genug, welche einer Kenntnis wert sind; es kommt nur darauf an, von ihnen ein lebendiges Bild zu gewinnen. Die Zeit trägt den Zug, welcher allen Uebergangszeiten eigentümlich ist; es fehlt ihr an einem Mittelpunkt, einem leitenden Gedanken. Die alten Ideen sind noch da, sie führen sogar äußerlich noch die Herrschaft, aber sie entsprechen nicht mehr den thatsächlichen Verhältnissen; Volk und Staat stecken in ihnen, wie der heranwachsende Jüngling in den abgetragenen Knabenkleidern. Das Bedürfnis nach neuen Zuständen regt sich immer kräftiger, aber überall pressen

enge Schranken. Eine Stauung von allen Seiten entsteht. Es ist wie beim Eintritt des Winters; wer sich bewußt ist, daß die welken Blätter nur deswegen fallen, weil sie von den jungen Knospen abgestoßen sind, sieht ahnungsvoll dem künftigen Frühling entgegen.

Die drei Jahrhunderte, das dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte kann man mit gleichem Rechte zum Mittelalter und zur Neuzeit zählen; sie enthalten den Ausgang des einen und den Anfang der anderen. Das erstere wird bezeichnet durch den Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, dessen innerster Kern die große grundsätzliche Frage war, ob die europäische Menschheit ihr gesamtes Sein unterordnen ;sollte unter die Führung der durch das Papsttum vertretenen Kirche. Wie man auch über die handelnden Figuren, die großen Gestalten unter den Päpsten und den Kaisern denken mag, es wäre unrecht, den Angriff und den Widerstand lediglich auf persönliche gute oder schlechte Eigenschaften zurückzuführen; wo große Gegensätze ringen, fügt sich ihnen auch die eigenartigste, selbständigste Natur ein. Beide Parteien hatten die Ueberzeugung, daß sie im Rechte wären und ihre Pflicht thäten. Bei dem Beginn unserer Erzählung war der lange, furchtbare Streit entschieden. Das Papsttum hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Es blieb ihm nur noch übrig, seine Herrschaft endgültig zu befestigen. Gelang ihm das, dann trat die abendländische Welt in eine neue Zeit ein, ein einheitliches Band hätte sie umschlungen, einheitliche Anschauungen in Kirche und Staat, im geistigen und sittlichen Leben sie durchdrungen. Der Erfolg hing in der Hauptsache davon ab, ob das Ideal, welches den päpstlich-kirchlichen Männern vorgeschwebt hatte, zur Verwirklichung kommen würde, ob die Allgemeinheit nun besser ihre Aufgabe lösen, seliger, frömmer, friedlicher und glücklicher werden würde. Jener große Gedanke hatte seine ehrliche Probe zu bestehen; bewährte er sich nicht, dann mußte er anderen den Platz räumen.

Ein Jahr, nachdem König Rudolf den deutschen Thron bestiegen, starb Thomas von Aquino. Er hat die Anschauungen der herrschenden Kirche über das Verhältnis zwischen Geistlichem und Weltlichem klar und bestimmt zum Ausdruck gebracht und gilt ja noch heute als der berufenste Vertreter der kirchlich-katholischen Lehrmeinung. Er hat Verständnis für die Bedeutung des Königtums und seiner Aufgaben, welche er trefflich zu schildern weiß, er trägt den Bedürfnissen des Lebens reichlich Rechnung. Von der Ansicht ausgehend, der letzte Zweck der menschlichen Gesellschaft sei nicht, tugendgemäß zu leben, sondern durch tugendgemäßes Leben zum Genuß Gottes zu kommen, weist er jedoch dem Königtum seine Stellung unter dem Priestertum zu. Denn nicht menschliche, sondern nur göttliche Leitung kann den Menschen seinem höchsten Ziele zuführen. Christus war nicht bloß Priester, sondern auch König, und von ihm leitet sich das königliche Priestertum her. Damit das Geistliche sich vom Irdischen unterscheide, ist das Amt dieses Königtums nicht den irdischen Königen, sondern den Priestern übertragen worden und hauptsächlich dem Nachfolger Petri, dem römischen Bischofe, dem alle Könige des christlichen Volkes unterthan sein müssen, wie eben Herrn Jesus Christus selbst. Denn dem, welchem die Fürsorge für das letzte Ziel gebührt, müssen diejenigen, welchen

die Fürsorge für die voraufgehenden Ziele zukommt, unterstehen und von seiner Herrschaft geleitet werden. Das göttliche Gesetz ist durch die Kirche vertreten, welche ihre Einheit im Papste hat, dem die Entscheidung in Glaubenssachen zusteht. Die Gläubigen sind zwar verpflichtet, ihren weltlichen Fürsten zu gehorchen, aber wenn ein solcher vom christlichen Glauben abfällt und deswegen für exkommuniziert erklärt wird, sind die Unterthanen von selbst von seiner Herrschaft und von dem ihm geschworenen Eide der Treue gelöst.

Diese allgemeinen Lehrsätze trafen am meisten das deutsche Königtum, dessen Inhaber zugleich der rechtliche Träger des Kaisertums war. Die Bedeutung des Kaisertums beruhte auf der Kraft des Königtums und wie unendlich viel hatte dieses seit dem Beginn des Jahrhunderts an Macht und Stärke eingebüßt! Jetzt gab es überhaupt keinen König, der von seiner Würde mehr als den Titel besessen hätte. Doch war nicht anzunehmen, daß das deutsche Königtum überhaupt von der Welt verschwinden würde; trotz aller Schwächung wurzelte es fest im Bewußtsein des Volkes, und was noch wichtiger war, es ließ sich auf die Dauer nicht entbehren. Das Reich bildete ein Wirrnis streitender und emporstrebender Gewalten, aber sie waren alle unfertig; sie bedurften zu ihrem Bestande einer Obermacht, welche ihnen den rechtlichen Grund ihres Seins gab und es sicherte. Daher war das Königtum für alle Reichsglieder eine Notwendigkeit; ob diese jedoch ihm mehr Befugnisse einräumen würden, als ihre eigenen Zwecke erforderten, stand dahin. Das meiste kam darauf an, was die Könige selbst in dieser Richtung leisten wollten und konnten.

Der Theorie nach behielt freilich das Königtum seine alten Befugnisse, aber es fand bei seiner Wiederherstellung neue, gänzlich veränderte Verhältnisse vor, welche zu jenen wenig stimmten. Das Reichsrecht, welches ohnehin nie zu fester Durch- und Ausführung gelangte, befand sich jetzt völlig in wandelbarem Fluß, die vorhandenen Neubildungen sollten sich einfügen und waren doch selber nirgends abgeschlossen. Rückgängig machen ließen sie sich nicht mehr, höchstens in ihrer Wirkung beschränken; eine Umgestaltung der Reichsverfassung war unvermeidlich.

Ehe man sich darüber klar wurde, mußte einige Zeit vergehen, und so geschah es auch. Die nächsten Jahrzehnte verflossen in unsicherem Schwanken, welches neue Erschütterungen veranlaßte, dann fing man seit Ludwig dem Baiern an, die schreiendsten Löcher in der Reichsverfassung zuzustopfen. Aber des inzwischen weiter gewucherten Uebels wurde man nicht mehr Herr, und die Regierungen Wenzels, Ruprechts und Sigmunds setzten den Verfall in immer grelleres Licht und lehrten, daß man ernstlicher ans Werk gehen müsse. Die dann folgenden Versuche einer Besserung liegen über unsere Zeit hinaus.

Aber das alles ergibt sich am besten im Laufe der Darstellung. Während die frühere deutsche Geschichte in der des Königtums gipfelt, treten seit dem dreizehnten Jahrhundert die einzelnen Länder und Geschlechter bedeutsamer hervor. Die volle Ausbildung zum Wahlreich führte zunächst zu einem Wechsel der Häuser, denen die Krone zufiel, und machte immer wieder andere Länder zum Mittel- oder Zielpunkt der Königs- und Reichspolitik. Die großen Fürstenfamilien, sowie die mächtigeren geistlichen Herren verfolgten daneben ihre

eigenen Wege; bald hierhin, bald dorthin muß der Betrachtende seine Blicke wenden.

Wie die Erblichkeit des weltlichen Fürstentums feststand und der König nur in dem Falle einer Erledigung über ein solches verfügen konnte, so hatte er auch auf die Besetzung der Bistümer keinen Einfluß mehr. Die Wahl der Bischöfe stand den Kapiteln zu, doch vermochte wohl der Papst, nicht aber der König einzugreifen. In den Kapiteln war Adel und Fürstentum stark vertreten, welche die Gelegenheit für ihre Familien bestens auszubeuten pflegten. Dadurch wurden die Bistümer noch mehr in das allgemeine Treiben hineingezogen, als es schon durch ihre Besitzverhältnisse geschah. Der geistliche Charakter kam allein in dem persönlichen Wesen des Bischofs zum Ausdruck, sonst unterschieden sich die geistlichen Herrschaften von den weltlichen nur durch den Mangel der Erblichkeit, der ihnen durchschnittlich zum Schaden gereichte.

Ein kurzer Ueberblick mag die im Reich wirkenden Kräfte zeigen, die herrschenden Zustände kennzeichnen und mit den Gebieten, Familien und Persönlichkeiten vertraut machen, deren die spätere Erzählung zu gedenken hat. Doch darf man sich diese Herrschaften nicht als geschlossen und gegeneinander fest abgegrenzt denken. In buntester Weise lagen ganz verschiedenartige Besitzrechte durcheinander, und das Streben, Einheit und Zusammenhang zu schaffen, eingeschobene fremde Teile an sich zu ziehen, nahm die Thätigkeit der Fürsten und Herren vornehmlich in Anspruch.

Wir beginnen im Nordwesten. Die Grenze gegen Frankreich zog sich die Schelde stromaufwärts und wandte sich südlich von Cambray in östlicher Richtung der Maas zu, welche mit Ausnahme der Quelle und einiger wenigen Strecken durch Reichsland floß. Das alte Herzogtum Lothringen war seit dem elften Jahrhundert geteilt und der Name blieb dauernd nur auf dem südlichen Lande haften, da Niederlothringen sich in zahlreiche Herrschaften auflöste. Die Meeresküste behaupteten die Grafen von Holland, stets bedacht, ihren Besitz durch die Unterwerfung der Friesen auszudehnen, welche freiheitsliebend andauernden Widerstand leisteten. Vor kurzem erst hatte König Wilhelm durch ihre Hand einen frühen Tod gefunden, den sein Sohn, Graf Florenz V., durch zahlreiche Feldzüge rächte. Seine Macht erstreckte sich auf Seeland, Holland und Westfriesland. In Ostfriesland besaß er gemeinsam mit dem Bischofe von Utrecht einige Hoheitsrechte, während das übrige Becken der Zuydersee teils dem Bistum Utrecht, teils den Grafen von Geldern gehörte. Die Holländer Herren lagen häufig im Zwist mit den reichen Grafen von Flandern, von denen sie bedeutende Gebiete zu Lehen trugen. Der größte Teil von Flandern unterstand französischer Oberhoheit, doch hatten die Grafen auch deutsches Land inne, das sogenannte Reichsflandern rechts der Schelde; von jeher wußten sie aus ihrer Doppelstellung Nutzen zu ziehen. Mit Flandern standen auch der Hennegau und Namur in wechselnder Verbindung, doch war damals unter der Regierung der Margaretha II., welche aus zwei Ehen streitbare Söhne hatte, die Zukunft unsicher.

Das Herzogtum Limburg mußte nach dem Tode Walrams IV. an seine Tochter Ermengarde übergehen. Sie war vermählt mit dem Grafen Reinald I.

von Geldern, dessen Herrschaft sich von der Zuydersee bis in die Nähe von Aachen erstreckte.

Alle diese Häuser übertraf an Macht Herzog Johann I. von Brabant, einer der glänzendsten Fürsten seiner Zeit, schön und ritterlich, und, obgleich er und sein Geschlecht von jeher die engsten Beziehungen zu Frankreich hegten, ein Meister des niederländischen Minnegesanges. Das benachbarte Bistum Lüttich, welches trotz seines Reichtums vor inneren und äußeren Kämpfen nicht zur Ruhe kommen konnte, hatte in der Person Heinrichs III. von Geldern einen Oberhirten, der weder geistliche noch sittliche Tugenden besaß und 1274, um der Absetzung zuvorzukommen, abdankte. Seinen Nachfolger lockte er treulos in einen Hinterhalt und ließ ihn zu Tode mißhandeln; endlich wurde ihm selbst in einer Fehde der Kopf gespalten.

Kein großes und zum Teil schwach bevölkertes Gebiet umfaßte die Grafschaft Luxemburg, welche zudem von fremdem Besitz durchsetzt war. Graf Heinrich der Blonde genoß durch Weisheit und Tapferkeit großes Ansehen, und wenn seine zahlreichen Kriege auch nicht immer einen glücklichen Ausgang nahmen, legte er durch sie, durch Ankäufe und die Pflege des Landes den Grund zu der dereinstigen Bedeutung seines Hauses.

Alle diese Länder, deren Bevölkerung drei verschiedenen Stämmen, dem wallonischen, vlämischem und friesischen angehörte, hatten durch ihre Lage und andere Verhältnisse mannigfache Verbindungen mit Frankreich und England, von denen das erstere freilich weit bedeutendere Anziehungskraft ausübte und namentlich Sitte und geistiges Leben beeinflußte. In den großen Wandlungen, welche das Reich seit dem Anfange des Jahrhunderts durchgemacht, wurden die dortigen Fürsten oft genug durch Rücksichten auf das Ausland bestimmt, und sie gewöhnten sich immer mehr daran, ihre eigenen Wege, nicht die des Reiches zu gehen.

Die übrige Landschaft bis an und über den Rhein und bis zur Mosel war noch viel mehr zerrissen und zerteilt. Die Reichsstadt Aachen, nicht gerade mächtig, behauptete schließlich allein von dem alten Reichsbesitz in jenen Gegenden die Unabhängigkeit von fürstlicher Gewalt, durch ihre Stellung als Krönungsstadt geschützt. Die größeren Grafen, wie die von Jülich, von Kleve, von Mörs, von Nuenar und andere, sowie eine Menge von Dynasten und Herren führten dort ein von Fehden erfülltes Dasein, alle emporstrebend und einer den andern hemmend; noch war unsicher, welche von ihnen Preise erringen würden. Zahlreiche Burgen und Herrensitze krönten die Höhen der unwirtlichen Eifel. Es war eine schlimme Nachbarschaft für die dort gelegenen geistlichen Stifter und besonders für die Erzbistümer Trier und Köln.

Mit letzterem konnte sich an Bedeutung für das Reich nur Mainz messen, und beiden war gemeinsam, daß ihr Bereich in zwei voneinander getrennte Teile zerfiel und daher die Politik ihrer Leiter eine zweifache Richtung verfolgen mußte. Die Kölner Erzbischöfe geboten über das linke Rheinufer von Bonn an bis über Xanten hinaus und zugleich waren sie Herzöge von Westfalen. Ihre Herzogsgewalt erstreckte sich über den westfälischen Anteil ihrer Erzdiözese und das Bistum Paderborn, und sie hatten dort auch großen unmittelbaren Besitz. Wie sie sich gegen die niederrheinischen Geschlechter wehren mußten, fanden sie

auch im Osten starke Gegnerschaft, besonders in den thatkräftigen Grafen von der Mark. Diese stammten aus gleicher Wurzel mit den Grafen von Berg, welche das dem Kölner Bistum gegenüberliegende rechte Rheinufer besaßen und im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mehrere Glieder ihrer Familie auf den Erzstuhl brachten. Ueberhaupt spiegelt sich in den Erzbischöfen, wie sie damals aufeinander folgten, die örtliche Geschichte des Erzbistums deutlich ab, fast alle gehörten dem niederrheinischen oder westfälischen hohen Adel an. Eine lange Reihe glänzender Persönlichkeiten hatte seit Reinald von Dassel, dem großen Kanzler Friedrichs I. den Kölner Krummstab getragen, welche alle die weltliche Seite ihres Amtes der kirchlichen nicht nachstellten und in heißen Kämpfen die politische Machtstellung ihrer Kirche verteidigten und mehrten. Während der Wirren des Interregnums, an denen er reichliche Schuld trug, starb der kriegerische, mit gewaltiger Hand rücksichtslos seine Zwecke verfolgende Konrad von Hochstaden, noch heute in aller Gedächtnis fortlebend durch den von dem Kapitel erbauten Kölner Dom, dessen Grundstein er legte. Sein Nachfolger Engelbert II. blieb zwar auch der Reichspolitik nicht fern, aber ihn beschäftigte am meisten der Streit mit seiner Bischofsstadt, welcher ihm eine mehrjährige Gefangenschaft durch den Grafen von Jülich eintrug.

Die Stadt Köln überstrahlte alle Schwestern im westlichen Deutschland. Schon vor dem Ausbruche des Investiturstreites, welcher die deutschen Bürgerschaften so mächtig förderte, hatte sich ihre trotzige Einwohnerschaft in Aufruhr gegen den Erzbischof Anno erhoben, und seit dieser Zeit gelang es ihr, die geistliche Oberhoheit immer weiter zurückzudrängen. Die Regierung der Stadt lag in den Händen reicher, durch Genossenschaften zusammengeschlossener Patriziergeschlechter, die wie sie den Erzbischöfen trotzten, auch über die Gemeinde eine herbe Herrschaft ausübten. Daher begann diese seit den Tagen Konrads von Hochstaden den stolzen Großbürgern ihr Vorrecht streitig zu machen. Die reichen Reliquienschätze der Kirchen, der weitausgedehnte Handel, welcher seit alten Zeiten namentlich nach England hinüber seinen Weg nahm, die blühende Kunstthätigkeit führten nach Köln fortwährend wachsenden Reichtum und verliehen der Stadt ein Gewicht in politischen Dingen, welches sie großen Fürsten vollkommen gleichstellte.

Unter dem politischen und geistigen Einfluß des Niederrheins stand der westliche Teil des westfälischen Landes bis zur Wasserscheide der Ems und Weser. Den weltlichen Herren, den Grafen von der Mark, von Arnsberg, von Teklenburg und Ravensberg standen oft in Waffen gegenüber die geistlichen Fürsten, die Kölner Erzbischöfe, die Bischöfe von Paderborn, Münster und Osnabrück. Ein Adel, dessen Kraft mehr im Waffenspiel als in reichem Besitze lag, erschwerte die Bildung landesherrlicher Gewalt, während von den Städten die Reichsstadt Dortmund, geehrt als Auslegerin des Rechtes, das kölnische Soest mit reichem Handel und Münster hervorragten. Zwar bildeten auch hier manche Klöster den Mittelpunkt geistiger und künstlerischer Thätigkeit, aber das Westfalenland bewahrte seinen eigenen, in sich abgeschlossenen Charakter; der Glanz der ritterlichen, minnedichtenden Zeit der Hohenstaufen richtete hierher nur vereinzelte Strahlen.

So verschiedenartig alle diese Länder von der französischen Grenze bis zur

Ems waren, man kann sie als eine eigene Gruppe zusammenfassen, deren Mittelpunkt das kölnische Erzbistum war.

Das Trierer Erzbistum hatte, obgleich es ihm an Reichtum nicht gebrach, nicht die gleiche, weithintragende Bedeutung, wie das von Köln. Doch wies es unter seinen Erzbischöfen manchen glänzenden Namen auf. Damals regierte Heinrich II. aus dem mächtigen lothringischen Geschlechte von Finstingen, ein kriegslustiger, thatkräftiger Herr, der mit seinem Domkapitel im bittersten Zwist lebte und nahe daran war, seine Würde durch päpstlichen Spruch einzubüßen. Auf die weingrünen Gelände der Mosel und der Saar schauten von den Höhen zahlreiche Burgen rauflustiger Herren hernieder, welche den Erzbischöfen viel zu schaffen machten. Auch die Gipfel der Pfalz auf altfränkischem Boden waren so gekrönt, wohl die burgenreichste Gegend des damaligen Deutschlands. Hier saßen Grafen, wie die von Sponheim und Leiningen, die Wild-, Rau- und Rheingrafen, neben ihnen zahlreiche ehemalige Reichsministerialengeschlechter aus der staufischen Zeit. Seitdem die rheinische Pfalz an die Wittelsbacher gekommen war, bildete sich hier allmählich eine neue Landesmacht aus.

Die Bischöfe von Speier und Worms, welchen es mit ihren blühenden Hauptstädten nicht besser ging, als ihren anderen geistlichen Genossen, auf beiden Ufern des Rheins begütert, standen auch an politischem Einfluß zurück hinter ihrem Metropolitan, dem Erzbischofe von Mainz. Aber dessen Hauptfeld lag jenseits des Rheins.

Das Herzogtum Lothringen reichte von der oberen Mosel und der Saar bis an die burgundische Grenze, doch bildete es kein zusammenhängendes Ganze, da die Bistümer Verdun, Toul und Metz und mancherlei weltliche Herrschaften trennend eingeschoben waren. Längs der französischen Grenze geboten die Grafen von Bar. Die Lothringer Herzöge nahmen zwar an der Reichspolitik regen Anteil — Matthias half bei der Aufstellung der Gegenkönige gegen Kaiser Friedrich II. und sein Sohn Friedrich III., der über ein halbes Jahrhundert den Herzogshut trug, war ein Anhänger des Kastilianers — aber ihre Macht litt unter unaufhörlichen Kämpfen, und aus der Schwäche des Deutschen Reiches ging als natürliche Folge hervor, daß auch in diesen Landen, in denen ohnehin die Mehrzahl der Bevölkerung französisch redete, der Einfluß des erstarkenden Nachbarreiches fortwährend zunahm.

Dagegen war das Elsaß durch die ganze geschichtliche Entwickelung eng mit Reich und Kaiser verknüpft. Außer den Bischöfen von Straßburg gab es hier keine Fürsten von größerer Macht, wenn es auch an weltlichen Herren mancherlei Art nicht fehlte. Ein bedeutender Teil der Landschaft war Reichsboden, auf dem die Burgen der ritterlichen Ministerialen und zahlreiche Städte standen, und auch nach dem Untergang der Staufer hatte hier kein anderes Geschlecht ihre Erbschaft angetreten. Auf elsässischem Grunde erwuchs das Haus, dem die Nachfolge im Reiche zufiel, das habsburgische, welches im elften Jahrhundert bei dem von ihm gegründeten Kloster Ottmarsheim nicht weit von Mühlhausen seinen Hauptwohnsitz gehabt haben mag. Seine Güter lagen weit zerstreut zu beiden Seiten des Rheins im Breisgau, im oberen und mittleren Elsaß und in der heutigen Schweiz, in der Gegend von Kloster Muri und in dem Winkel zwischen Aar

und Reuß, wo die kleine Habsburg stand, welche dann den Familiennamen hergab. Der reiche Besitz im Oberelsaß mag die Ursache gewesen sein, daß ihm die dortige Landgrafschaft zuerteilt wurde, ein Amt, welches den Inhaber in unmittelbare Beziehung zum Kaiser brachte. Friedrich I. verlieh auch die Grafschaft im Zürichgau, reiche Erbschaften kamen hinzu und so zählten die Grafen im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu den mächtigsten Herren in Schwaben. Ohnehin mit den Staufern verwandt, schlugen sie sich auf deren Seite und halfen das Reich Friedrichs II. aufrichten, der ihnen gebührenden Lohn erteilte und selbst am 1. Mai 1218 Rudolf, den ältesten Sohn des Grafen Albrecht und der Gräfin Heilwige von Kiburg aus der Taufe hob. Der Täufling bewahrte, herangewachsen, seinem Paten und dessen Nachkommen die Treue, zugleich eifrig und mit Erfolg bedacht, seinen Besitz zu mehren. Wie es seine nie rastende Thätigkeit und der wilde Lauf der Dinge mit sich brachten, schritt er von einem Kampfe zum andern, bald hier, bald dort Partei nehmend, wo es sein Vorteil gebot, aber oft auf Seiten der Städte, namentlich Zürichs und Straßburgs. Aus seiner Ehe mit Gertrud, der Gräfin von Hohenberg, umgaben ihn drei Söhne und sieben Töchter.

Die Stadt Straßburg war für den Oberrhein das, was Köln für den unteren Lauf des Stromes. Auch hier strebte die Bürgerschaft, die Abhängigkeit von dem Bischofe abzuschütteln, und sie errang 1262 über Walter von Geroldseck einen glänzenden Sieg bei Hausbergen, der den ersten großen Vorwurf einer städtischen Geschichtsschreibung bildete.

Für die Gebiete, welche die heutige Schweiz umfaßt, gab es damals noch kein gemeinsames Band. Seitdem das städtegründende Geschlecht der Herzöge von Zähringen und auch ihre Erben, die Kiburger Grafen, erloschen waren, galt es einen Wettkampf zwischen Habsburg und Savoyen, in welchem ersteres durch Rudolf, den späteren König, den Sieg davon trug. So dehnte sich fortan der habsburgische Besitz von Freiburg bis an und über den Rhein und an den Bodensee aus. Im Westen grenzte an die Pfalzgrafschaft Burgund das Bistum Basel, zwischen ihm und den habsburgischen Landen saßen mancherlei Grafen und Herren. Das Hochgebirgsland unterstand teils Bistümern und Abteien, teils zahlreichen weltlichen Herren, von denen die Grafen von Montfort und Toggenburg die mächtigsten waren. Die Ufer des Genfer Sees gehörten den Bistümern von Genf und Lausanne und zum größten Teil den Grafen von Savoyen, welche bis zum Neuenburger See vordrangen.

Fast nur dem Namen nach galt die Oberhoheit des Reiches in dem Königreich von Burgund oder Arelat, wie es gewöhnlich genannt wurde, welches sich von der Quelle der Saone die Rhone entlang bis zum Mittelländischen Meere erstreckte. In Zeiten der Not erinnerte man sich allerdings dort gelegentlich des Zusammenhanges mit dem Reich.

Schon hatte die Auflösung begonnen, welche im allmählichen Verlaufe diese reichen Länder der französischen Krone zuführte. Der westliche Teil der Diözese Lyon war bereits verloren; 1271 stellte sich die Bürgerschaft von Lyon unter den Schutz Philipps III. Am meisten kam für das Reich die Pfalzgrafschaft in Betracht, welche damals Otto von Chalon als Erbe der Meranier

innehatte. Der Süden, die Grafschaften Provence und Forcalquier gehörten als Reichslehen der in Neapel herrschenden anjovinischen Familie.

Nirgends im Reich war die Zersplitterung so arg, wie in Schwaben. Der Untergang des staufischen Hauses, welches zugleich die Herzogswürde bekleidete, machte die ihm zugehörigen Gebiete herrenlos und zahlreiche Städte, Grafen, Edelherren und ehemalige Ministerialen, sowie Abteien erlangten thatsächlich Reichsunmittelbarkeit. Unter allen diesen Bestandteilen erfreute sich kein einziger einer so hervorragenden Machtstellung, daß er Aussicht gehabt hätte, den anderen gegenüber überwältigende Erfolge zu erzielen. Die Markgrafen von Baden, die Grafen von Wirtemberg, von Helfenstein zählten zwar zu den größeren Herren, aber andere standen ihnen nicht viel nach, und der immerwährende Strudel der sich kreuzenden Interessen konnte die in ihm Treibenden ebensogut hinabreißen, wie emporheben. Zwischen den einzelnen Städten gab es gewaltige Unterschiede. Während Augsburg, der Sitz eines Bistums, Ulm und andere ihre Reichtümer und Volkszahl fortwährend durch Handel und Gewerbe mehrten, erhoben sich viele kleine, deren Bürger mehr vom Ackerbau lebten, nicht über einen sehr bescheidenen Bestand.

Nicht viel geringer war die Zerteilung in manchen Teilen Frankens, welches sich zu beiden Seiten des Mains ziemlich gleich breit nach Norden und nach Süden erstreckte. Von weltlichen Fürsten waren hier nur belangreich die rheinischen Pfalzgrafen, deren Besitz aber mehr auf dem linken Rheinufer lag, die berühmten Grafen von Henneberg, mit denen es bereits abwärts ging, die zollernschen Burggrafen von Nürnberg, deren Länder in zwei Hauptteile um Heilsbronn und um Baireuth bis Hof zerfielen. Zu nennen sind auch südlich vom Main die Grafen von Hohenloh und an der Lahn die Grafen von Nassau, welche aber begonnen hatten, durch Teilungen ihre Zukunft zu gefährden. Sonst gab es namentlich zu beiden Seiten des Mains ein buntes Gewirr von Herrschaften, auch mehrere Reichsstädte, unter denen Frankfurt, die Wahlstadt der deutschen Könige und das ehemals staufische Nürnberg an der baierischen Grenze in jeder Weise die übrigen weit übertrafen.

Der größte Teil des Landes stand unter geistlicher Herrschaft; war der Rhein die „Pfaffenstraße“, so gebührte dieser Name ebenso dem Main, an dessen Ufern die reichen Bistümer Bamberg und Würzburg, nördlich die großen Abteien Fulda und Hersfeld lagen, endlich vor allen das Erzstift Mainz sich ausdehnte. Die Stadt Mainz selbst, von alters her hochberühmt durch Reichtum und Glanz, umschloß eine vollkräftige Bürgerschaft, aus deren Mitte die Anregung zu dem ersten großen Städtebund von 1254 hervorging. Erzbischof war Werner aus dem wetterauischen Geschlechte der Eppenstein, welches das ganze dreizehnte Jahrhundert hindurch mit Ausnahme von zwölf Jahren den Erzstuhl innegehabt hat. Wir werden Werner noch näher kennen lernen. Das Erzstift verfügte auch über weiten Besitz in Thüringen, so daß die Thätigkeit der Erzbischöfe sich nach zwei Seiten hin zu richten hatte. Dort stand es in alter Nebenbuhlerschaft zu dem berühmten Hause der Landgrafen von Thüringen. Aber Heinrich Raspe starb während der Jagd nach der Kaiserkrone ohne Erben, und es brach ein langdauernder Erbfolgestreit aus. Schließlich erhielt der Enkel der heiligen

Elisabeth, Heinrich das Kind von Brabant, die Landgrafschaft Hessen, welche durch die dazwischenliegende Grafschaft Ziegenhain in zwei Theile mit Marburg und Kassel geschieden wurde, während Heinrich der Erlauchte das Land rechts der Werra mit Eisenach und Gotha bis nach Merseburg hin seiner bisherigen Herrschaft hinzufügte. Heinrich, ein Meister im Schwertkampf wie im friedlichen Wettstreit der Dichtkunst und Musik, gern prunkend mit seinen aus dem Bergbau fließenden Reichtümern, gebot über einen Länderumfang, wie er keinem seiner deutschen Fürstengenossen zur Verfügung stand. Von der Werra bis zur Oder, welche die Niederlausitz im Osten berührte, erstreckten sich seine Herrschaften, und da ringsum und in sie eingeschlossen eine Menge kleinerer Dynasten saßen, ließ sich noch manche Erwerbung machen. Heinrich selbst beging jedoch den Fehler, das Land unter seine Söhne zu teilen und so die Saat zu Familienzwistigkeiten zu streuen, welche nur allzu üppig aufging. Die drei Bischöfe von Naumburg, Meißen und Merseburg hatten keinen großen Besitz, von sonstigen Herren in Thüringen mögen die Grafen von Schwarzburg und Orlamünde und die Reichsvögte von Plauen, die Vorfahren der Fürsten von Reuß, genannt werden.

In ähnlicher Weise, wie die Wettiner, störten damals die Welfen durch Teilung die neue glückliche Entwickelung, welche ihre Familie seit dem Sturze Heinrichs des Löwen genommen hatte. Denn das Herzogtum Braunschweig war groß genug, und auch hier bot sich ausreichende Gelegenheit, auf Kosten der Kleineren namentlich nach der Weser hin vorzurücken, da die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt keine zu starken Gegner waren. Die Söhne des ersten Herzogs Otto, Albrecht und Johann, kamen jedoch überein, der ältere solle teilen, der jüngere wählen, und so nahm Johann Lüneburg und ließ Albrecht Braunschweig. Die altwelfischen Lande sind seitdem nie mehr vereinigt worden.

Zwischen den welfischen Landen und den westfälisch-engerischen Bistümern die Weser entlang lagen die Grafschaften von Lippe, Everstein, Schaumburg, Waldeck u. s. w. eingeklemmt zwischen stärkeren Nachbarn, vor denen sie langsam zurückweichen mußten. Nur die Oldenburger Grafen, die aus dem Kreuzzuge gegen die Stedinger ihren Vorteil zogen, waren im Fortschreiten gegen die Friesen begriffen, gegen welche auch aus dem Süden die Bischöfe von Utrecht und Münster und die damals noch mächtigen, aber ewig friedlosen Grafen von Tecklenburg vordrangen. Selbst die Nordsee gehörte zu den Feinden der Friesen und grub damals den Dollart in das Land hinein. Trotzdem behaupteten die Küstenfriesen zwischen Zuydersee und Jahde ihre Freiheit unter Häuptlingen, wie ihre Vorfahren kühne, wilde Gesellen und gefürchtet als Seeräuber.

Den Herzögen von Sachsen wäre ein Zusammenhalten ihrer Kräfte dringend not gewesen, um so mehr, da die alten Hausbesitzungen der Anhaltiner dauernd ein gesondertes Gebiet blieben. Zwar reichten die herzoglichen Rechte bis in die Osnabrücker Diözese und die Herzöge galten als Bewahrer und Erklärer des sächsischen Rechtes, aber irgend belangreiche Befugnisse oder Einkünfte erwuchsen ihnen dadurch nicht. Sie waren demnach angewiesen auf ihre Hausmacht, und diese entsprach ihrem Range keineswegs. Der größte Teil davon war das Land zur linken Seite der Elbe um Wittenberg, dann lag weiter stromabwärts das kleine Gebiet Lauenburg und das Ländchen Hadeln an

der Mündung des Stromes. Bei der Teilung 1260 fielen diese beiden Stücke an Herzog Johann, dessen jüngerer Bruder Albrecht das Wittenberger Land erhielt.

Die hohen Pläne, mit denen einst unter Heinrich IV. sich Erzbischof Adalbert trug, waren freilich nur ein Traum gewesen, aber immerhin zählten die Erzbischöfe von Bremen, nachdem sie sich die Grafschaft Stade gesichert hatten, zu den ersten Fürsten des deutschen Nordens und auch ihre Bischofsstadt blühte fröhlich empor. Das Land Dithmarschen rechts der Elbe, wenn auch rechtlich unter dem Bremer Erzbischof stehend, war in der That eine freie Bauernrepublik. Fast wäre ganz Holstein und die Ostseeküste von Deutschland abgerissen worden und unter die dänische Herrschaft gekommen, aber die Schlacht bei Bornhövede 1227 vernichtete für immer die dänische Vorherrschaft. Der Sieg war das Werk der vereinigten Fürsten, welche ihn aus eigenem Entschluß und mit eigener Kraft erfochten.

Wir betreten hier den Boden, auf welchem das deutsche Volk die glänzendste Eroberung machte, welche ihm je geglückt ist. Alle Stände, Fürsten, Geistliche und Mönche, Bürger und Bauer nahmen an ihr teil, vollzogen und festigten sie. Ohne die Beihülfe des Kaisertums, welches nur Italien im Auge hatte, ging die Deutschmachung des Ostens vor sich; was Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär begründeten, nahm in weiteren Kämpfen und noch mehr in friedlicher Arbeit seinen stetigen Fortgang. Weit ausgedehnte Flächen eröffneten sich deutschem Fleiße, deutscher Arbeitskraft und deutscher Sitte, und zu derselben Zeit, in welcher das alte Kaisertum zu Grabe ging, erwarb Deutschland die Länder, von denen dereinst ein neues volkstümliches Kaisertum ausgehen sollte. Während im Westen die Grenzen in Gefahr kamen und dort die Hochflut französischer Macht und französischen Wesens mit noch verderblicheren Einbrüchen drohte, als die Meereswogen im Norden, bereitete sich im Osten überreicher Ersatz vor, und wenn auch nicht alles behauptet wurde, was damals Schwert und Pflug fremdem Volkstum abkämpfte, der bleibende Gewinn war noch immer herrlich genug.

Gern verweilt man dabei. Von der Elbe bis zur Ostsee herrschten die von der Schauenburg an der Weser stammenden Grafen von Holstein, ritterlich und hochbegabt, welche den östlichen Teil ihres Landes, Wagrien, den Slawen entrissen und mit deutschen Ansiedlern besetzt hatten. Nachbarschaft und Familienverbindung eröffneten ihnen auch Zutritt zu dem dänischen Herzogtum Schleswig, welches so allmählich dem deutschen Wesen gewonnen werden konnte. Lübeck, von Friedrich I. als reichsfrei erklärt, erfüllt von einer rührigen, meist aus dem deutschen Westen herbeigekommenen Bürgerschaft, hatte bereits den ersten Rang unter den Ostseestädten errungen und trieb den Handel bis ins Innere des russischen Reiches; schon war auch der erste Keim gelegt, aus dem die Hansa erwuchs. Der Bischof von Lübeck, wie alle anderen Bischöfe in den ehemals slawischen Ländern, bedeutete nicht viel.

In den Mecklenburger Fürsten und den Pommerschen Herzögen, welche damals noch bis Danzig und bis zur Weichsel geboten, hatten sich alte Wendengeschlechter behauptet, aber sie betrieben selber das friedliche Deutschwerden

ihrer Länder. Beide Familien zerfielen in mehrere Linien. Rügen mit einem Teile des gegenüberliegenden Festlandes bildete ein eigenes Fürstentum unter dänischer Lehensherrlichkeit, der letzte geringfügige Rest der ehemaligen dänischen Vorherrschaft an diesen Küsten.

Mecklenburg und Pommern sahen sich gleichmäßig bedroht von ihren südlichen Nachbarn. Seitdem Albrecht der Bär die Nordmark in die Mark Brandenburg umgewandelt, schritten die Anhaltiner auf seinem Wege rüstig fort. Jetzt erreichte ihre Mark etwa die Ausdehnung nach Norden und Osten, welche noch heute die Provinz hat. Sie erstrebten die Oberhoheit bis an die Ostsee, daher die häufigen Kämpfe mit den dortigen Fürsten, namentlich mit Pommern. König Ottokar von Böhmen überließ seinem Schwager Otto III. die Oberlausitz mit Bautzen und Görlitz, und dadurch wurden die Markgrafen gefährliche Gegner auch für die Markgrafen von Meißen und vor allem für den Erbfeind der Mark, das Erzbistum Magdeburg. Wie bei Bremen, waren auch bei Magdeburg die Erwartungen, welche frühere Erzbischöfe gehegt hatten, nicht ganz in Erfüllung gegangen, und seitdem die wendischen Länder durch die Askanier wiedergewonnen waren, ruhten die Kirchenfürsten nicht, mit allerlei Ansprüchen hervorzutreten. Für die Markgrafen gab es so Kriegsarbeit nach allen Seiten, aber schöneren Ruhm erwarben sie sich durch ihre Waltung im Lande. Scharen von Ansiedlern wurden herbeigezogen, welche die von Menschen entblößten Striche urbar und die Wenden, soweit sie noch vorhanden waren, meist zu Deutschen machten. Der eiserne Pflug, der Ziegelbau, die geordnete Ackerwirtschaft, die Eindämmung der überschwemmenden Ströme zeigten ihre Ueberlegenheit über die ehemaligen Bewohner des Landes; den deutschen Dörfern traten deutsche Städte zur Seite, während die Prämonstratenser und Cistercienser stattliche Klöster errichteten und dankenswerte Mitarbeiter an der Kultur des Landes wurden. Nur daß die beiden mit Kindern gesegneten Brüder Johann und Otto 1258 auch zur Landeszerlegung schritten, welche dann ihre Erben weiter fortsetzten. Doch nahmen ihre Söhne, Otto mit dem Pfeil und Otto der Lange, an den Reichsangelegenheiten erfolgreichen Anteil.

Reich mit dem Blut der Eroberer und Besiegten gedüngt war der Boden, welchen der deutsche Bürger und Bauer in Preußen besiedelte. Furchtbare Greuel der Verwüstung und wilde Rachethaten erfüllten das halbe Jahrhundert, in welchem der Orden seine Herrschaft von der Weichsel an begründete. Erst mit dem Jahre der Thronbesteigung Rudolfs endete ein gefährlicher Aufstand der Unterworfenen, so daß man weiter nach dem Osten vordringen konnte. Dort hörte freilich der Kriegszustand nie auf, da Litthauen nicht durch natürliche Grenzen geschieden war und das Heidentum seiner Bewohner die erwünschte Gelegenheit bot, mit ritterlichen Fahrten zugleich ein verdienstliches Glaubenswerk zu verbinden. In dem dauernd eroberten Lande erhob sich Stadt nach Stadt mit freien, vom Orden verliehenen Verfassungen; noch hatte jedoch der Hochmeister seinen Sitz in Venedig, und die Marienburg, welche Siegfried von Feuchtwangen 1309 bezog, zeichnete sich vor den übrigen Landesburgen durch nichts aus, als durch ihre günstige, nach allen Seiten hin leichten Zugang gewährende Lage.

Mit Pommern wurden auch die weiten Fluren Schlesiens in friedlicher Arbeit dem Deutschtum erworben, ein Verdienst seiner Herzöge, welche, obgleich sie polnische Fürsten waren, seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts mit unermüdlichem Eifer die Umbildung des Landes betrieben. War auch der reiche Gewinn die erste Ursache dazu, ganz von selbst knüpften sich die Bande mit Deutschland enger, und errichtete das deutsche Wesen eine Scheidewand gegen Polen. Deutsche Mönche hielten ihren Einzug, die Gemahlin Herzog Heinrichs I., die heilige Hedwig, war eine deutsche Fürstentochter aus dem Süden, aus dem glänzenden, aber jäh erlöschenden Hause Andechs-Meran. Ihr Sohn Heinrich II. fiel in dem Kampfe gegen die Mongolen, gegen deren fürchterlichen Ansturm Schlesien als Schutzmauer des Reiches diente. Die Herrschaft des Hauses in Polen ging darüber verloren, in volkstümlicher, staatlicher und kirchlicher Richtung vollzog sich nunmehr die Trennung. Heinrich IV. von Breslau erscheint ganz als Fürst deutscher Art, als Minnesänger und Held der Turniere, aber auch als starker und weiser Landesherr. Noch gehörte Schlesien nicht zum deutschen Reiche, und bei der Zerreißung in mehrere Fürstentümer, welche auch hier eingetreten war, konnte es vielleicht seine Selbständigkeit einbüßen und aufgehen in das mächtige Reich, welches eben Ottokar von Böhmen, der Großoheim Heinrichs IV., gegründet hatte und fortwährend zu erweitern bestrebt war.

Eine hervorragende Erscheinung, dieser Böhmenkönig, wenn auch die deutsche Geschichtsschreibung jener und späterer Zeiten ihm nicht sonderlich hold war!

Durch seine Mutter Kunigunde, die Tochter König Philipps, entstammte Ottokar dem edelsten deutschen Geschlechte, und vielleicht legte er darauf ebensoviel Wert, wie es zeitgenössische Geschichtsschreiber thaten. So war er von Geburt darauf angewiesen, deutsches Wesen mit czechischem zu vereinen, und in der That erfüllte sich seine Lebensthätigkeit damit. Unter seinem Vater, König Wenzel I., einem nicht unbedeutenden Manne, der freilich, je älter er wurde, immer mehr in sinnlichen Genüssen aufging und die Jagd in den weiten Waldungen mehr liebte, als seine königlichen Pflichten, nahm die schon früher begonnene Einwanderung deutscher Kolonisten in die reichen Fluren Böhmens ihren Fortgang. Städte und Dörfer erhielten deutsches Recht, der Bergbau, von Deutschen begründet, brachte der Krone unerschöpfliche Schätze. Deutsche Sitte, deutsche Sprache und Dichtkunst fanden Eingang. Legten sich doch selbst altczechische Geschlechter gern deutsche Namen bei. Freilich sah mancher Böhme grollend zu, wie die „Fremden" sich ausbreiteten, und der Nationalhaß regte sich in ihnen mit aller Leidenschaft, aber das Land gedieh und mehrte seine Reichtümer. Was die Vorgänger begonnen, setzte Ottokar fort, ein Herrscher, ganz dazu geschaffen, die unendlichen Mittel seines Königreiches zu fördern und zu verwerten.

Sein Ziel war die Hebung seiner Macht auf jede Weise. Der kühne stürmische Thatenbrang, welcher den Herrscher erfüllte, erregte die staunende Bewunderung der Mitwelt. Hohe Vorzüge zeichneten ihn aus. Von kräftigem, nicht allzu großem Körperbau, mit mächtiger Brust und vollem, gebräuntem Antlitz, war er das Musterbild eines Ritters, ein rüstiger Jäger, ein Held

im Turnier und in der Schlacht. Kein Fürst verstand es besser, herrliche Feste zu feiern und mit freigebiger Hand den höchsten Glanz, den zu genießen Scharen von Gästen aus dem ganzen Osten herbeiströmten, um seinen Thron zu verbreiten. Man nannte ihn den „goldenen König". Bis nach Italien drang der Ruf von seinem Reichtum; man erzählte sich dort, er habe in vier Schlössern Böhmens je einen Thurm ganz mit Gold und Silber angefüllt, sein Eß- und Trinkgeschirr sei aus lauterem Edelmetall, seine Edelsteine ohne Zahl. Aber von seiner Waffenmacht hieß er auch der „eiserne König" bis in den fernsten Osten hinein. Doch diese Freude an heiterem Lebensgenuß diente zugleich höheren Zwecken und zog den König nicht ab von der ernsten Thätigkeit für seine Länder und von dem steten Sinnen auf ihre Erweiterung. Ottokar war ein trefflicher Regent, dessen Sorgfalt sich auf alle Zweige des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, den öffentlichen Frieden, Handel und Landbau erstreckte. Selbst über die Vertilgung der Wölfe gab er Verordnungen. Aus Oesterreich ließ er Weinreben kommen. So strenge der König auch waltete, übte er Gerechtigkeit und Wohlwollen. Mit frommem Eifer und warmer Hingabe nahm er Anteil an dem Dienste der Kirche, deren Diener seine unerschöpfliche Freigebigkeit nicht minder priesen, wie die Ritter. In der Kirche bei der Messe hob er wohl seinen Sohn auf den Arm, damit er das Allerheiligste besser sehen könne.

Doch nahm er keineswegs das Sittengesetz als alleinige Richtschnur seines Lebens. Er empörte sich gegen den Vater, er heiratete aus Zweckmäßigkeitsgründen eine ältliche Frau, die er dann wieder verstieß. Geschlossene Verträge galten ihm nur so lange, wie sie nicht unbequem waren, lediglich ein gewaltig um sich greifender Ehrgeiz bestimmte ihn. Die Gunst der Verhältnisse trug zu den errungenen Erfolgen das meiste bei, und Ottokar vermochte dann nicht, sie zu behaupten. Wie die damalige Kriegführung beschaffen war, ist es schwer, ein Urteil über die Feldherrngaben des Königs zu fällen. Neben glänzenden Siegen trug er manchen Fehlschlag heim; so unzweifelhaft seine persönliche Tapferkeit ist, so erscheinen doch seine Unternehmungen oft hastig und ohne große Ueberlegung begonnen, und wenn ein rascher Sieg ausblieb, brach er sie vorschnell ab.

Mit der leuchtenden Rittergestalt Friedrichs des Streitbaren erlosch 1246 das edle Geschlecht der Herzöge Oesterreichs und Steiermarks aus dem babenbergischen Hause. Da weder Söhne noch Töchter vorhanden waren, fielen die Länder als erledigte Lehen dem Reiche anheim, und dem Kaiser Friedrich stand die Verfügung über sie zu. Aber das Papsttum, welches um keinen Preis eine Erstarkung der staufischen Macht in diesen Gegenden zulassen wollte, that, obgleich ihm jeder Rechtstitel fehlte, als gebühre ihm der Entscheid. Da ohnehin mancherlei Erbansprüche von Seitenverwandten erhoben wurden, standen Oesterreich und Steiermark vor einer dunkeln Zukunft und sahen sich furchtbaren Leiden wechselnder Kämpfe preisgegeben. Böhmen und Ungarn, beide vom Papsttum unterstützt, stürzten sich auf die offene Beute, aber Ottokar trug den endlichen Sieg davon und beherrschte seit 1260 beide Länder. Als er endlich nach mancherlei Kämpfen auch Kärnten, dessen kinderloser Herzog Ulrich ihn zum Erben einsetzte, behauptete, war er gegen Ende des Jahres 1273 einer der

mächtigsten Herrscher Europas und kein deutscher Fürst konnte sich ihm gleichstellen. Vom Erz- und Riesengebirge an über Böhmen, Mähren, Oesterreich, Kärnten, Krain und Pordenone bis an das Adriatische Meer und in die italische Tiefebene reichte seine Herrschaft, und weit über deren Grenzen erstreckte sich sein Einfluß auf die ringsum liegenden Länder. „Wie die Mittagssonne überstrahlte sein Glanz alle Könige und Fürsten, von Sonnenaufgang bis zum Niedergang gab es keinen König, der ihm an Freigebigkeit, an Macht und an Sitte gleich kam," rühmte später dem Toten ein getreuer Böhme nach. Auch die Oesterreicher, obgleich sein scharfes Regiment den Adel erbitterte, versagten ihm nicht den Zoll staunender Bewunderung.

Ein Reich, wie dieses, mußte für die Dauer die mächtigste Einwirkung auf die Geschicke des ganzen deutschen Volkes ausüben, wenn es von Bestand blieb. Da das nicht geschah, ist es eigentlich müßig, darüber Betrachtungen anzustellen, aber es liegt ein gewisser Reiz darin, ihnen nachzugehen, dem schon mancher Geschichtsschreiber sich nicht entziehen konnte.

Behauptete Ottokar seine Länder gegen Rudolf, so war die Losreißung von Deutschland die sehr wahrscheinliche Folge. In seinem und seiner Nachfolger Reich wäre vielleicht das Deutschtum an sich nicht verloren gegangen, denn der Schwerpunkt hätte sich naturgemäß allmählich nach der Donau zu verschoben. Wenn jedoch die Trennung von Deutschland eine dauernde blieb, so mußten die deutschen Bestandteile des neuen Reiches mit der Zeit ein Sonderwesen annehmen und dadurch dem nationalen Ganzen verloren gehen. Abgesehen von unausbleiblichen endlosen Kämpfen hätte der weitere Bestand einer Ottokarischen Monarchie das deutsche Reich und das deutsche Volk schwer geschädigt, denn eine Gestaltung, wie sie heute vorliegt, wäre vor sechshundert Jahren unheilvoll gewesen. Die Gefahren, welche später das Reich Karls des Kühnen im Westen herauf beschwor, barg damals ein Przemyslidenreich im Osten in sich.

Anders lag die Sache, sobald Ottokar der Nachfolger der Staufer wurde und seinem Geschlechte das deutsche Königtum vererbte. Wahrscheinlich wäre Deutschland damit nicht schlecht gefahren. Die große Macht, welche er dem Königtum zugeführt hätte, gab diesem von neuem Kraft und Ansehen. Die Verdeutschung des slawischen Ostens konnte sich noch weiter entfalten, vielleicht gäbe es dann heute keine czechische Frage. Daß einem Mann wie Ottokar das Diadem Karls des Großen verlockend schimmerte, ist nicht zu bezweifeln, nur wollte er nicht für eine unsichere Zukunft seine Stellung in die Schanze schlagen. Denn so reichliche Unterstützung er in seinem Kampfe um das Babenbergische Erbe vom Papsttum erhielt, als ihn 1254 der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden gegen König Wilhelm aufstellen wollte, verhinderte Alexander IV. den Plan. Der Papst that das zwar hauptsächlich aus Rücksicht auf seinen Schützling, aber es war auch sonst nicht wahrscheinlich, daß Rom einem so mächtigen Fürsten, dem der Weg nach Italien offen stand, den deutschen Thron gegönnt hätte. Allerdings ließ später einmal ein Kardinal in Briefen an den König und seinen vornehmsten Rat eine verheißungsvolle Zeile einfließen, aber bis zur Erfüllung war noch ein weiter Weg. Gegen den Willen des Kirchenhauptes als deutscher König aufzutreten, durfte Ottokar nicht wagen, da er dann die eben erst ge-

machten Eroberungen daran setzte. Natürlich, wenn er selbst nicht deutscher König werden konnte, wollte er auch von einem solchen nicht beirrt sein; sein Gedanke richtete sich fortan darauf, die Ohnmacht des Kaisertums zu verewigen. Er ließ sich zwar herbei, von Richard von Cornwallis die schriftliche Belehnung mit den böhmischen und österreichischen Landen anzunehmen, aber er behielt sonst seine überaus selbständige Haltung, nur bemüht, sich die päpstliche Gunst zu bewahren; mehreremal vereitelte er die von den Kurfürsten beabsichtigte Wahl eines neuen Königs von deutschem Geschlecht. Da starb im April 1272 König Richard.

„Im August kam der kölnische Erzbischof Engelbert II. nach Prag, um dem böhmischen Könige im Auftrag seiner Mitkurfürsten die Krone anzubieten. Ottokar berief die Großen seines Hofes, um ihren Rat zu hören, aber diese meinten, fremd seien ihm die Völker, zu denen er gerufen werde, und zweifelhaft der Ausgang. Er solle auf dem Thron seiner Väter bleiben, wo er gewaltig herrsche, selbst ein Kaiser werde ihm dienen müssen. Der Herrscher, diesen Worten folgend, lehnte den Antrag ab und beharrte bei seinem Widerstreben, als er zu wiederholtenmalen gestellt wurde."

So berichtet ein böhmischer Geschichtsschreiber, der überströmt von dem Lobe seines Königs und auch sonst nicht sehr zuverlässig ist. Vielleicht ist jedoch in der Erzählung einige Wahrheit. Warum sollte nicht Engelbert den Wegen seines Vorgängers Konrad gefolgt sein? Der böhmische Reichtum konnte ihm den Kampf gegen seine Hauptstadt erleichtern. Jedenfalls aber handelte er für sich allein, nicht im Namen seiner Mitkurfürsten. Glaubhaft ist auch, daß Ottokar den Vorschlag verwarf, so sehr er sein hochstrebendes Herz bewegen mochte, denn die Gefahr des Verlustes war größer, als die Aussicht auf Gewinn. Nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte hatte er von einem neuen Kaiser kaum viel zu befürchten, und wenn er seine Macht festgeschlossen hielt, mußte vielleicht der Neugewählte sich mehr um des Gewaltigen Gunst bewerben, als umgekehrt. Einem etwaigen Kampfe konnte Ottokar mit stolzer Ruhe entgegensehen. So wartete er ab, was die Zeit bringen würde, den Verhandlungen um die Wahl, welche inzwischen im Reiche begannen, fernbleibend und auch nicht zu ihnen herangezogen.

Wir setzen unsern Gang weiter fort.

An die von Ottokar beherrschten Länder grenzten im Süden die Herrschaften der Grafen von Görz, welchen 1253 die reiche Erbschaft der Tiroler Grafen zugefallen war. Meinhard II., welcher in der Teilung mit seinem Bruder Albert die westlichen Gebiete erhielt, eine gewaltthätige, trotzige, aber zielbewußte Natur, der den kirchlichen Bann so wenig scheute, daß er ihn siebenmal ertrug, wurde der Gründer der Herrschaft Tirol, welche er auf Kosten der Bistümer Brixen und Trient vergrößerte. Wie letzteres zwischen Deutschland und Italien vermittelte, so schob sich das große Erzstift Salzburg zwischen Oesterreich und Baiern und spann seine Geschichte in dem Widerstreit beider und gegen sie ab. Die übrigen süddeutschen Bistümer in Baiern und in Schwaben, Passau, Regensburg, Freising, Eichstätt, Augsburg, Konstanz, Chur konnten zwar meist nicht größere selbständige Politik treiben, aber waren als Feinde oder Freunde beachtenswert.

Mit außerordentlicher Schnelle wuchs die Macht der wittelsbachischen Herzöge von Baiern. Eines der alten Grafengeschlechter nach dem andern starb aus und ihr Besitz kam durch Anheimfall, Erbschaft oder Gewalt an die Herzöge. Otto II. erwarb außerdem durch Heirat und kaiserliche Belehnung die Rheinpfalz und trat dadurch in unmittelbare Beziehungen zu den drei rheinischen Erzbischöfen, welche auf die Geschicke des Reichs so großen Einfluß übten. Als er 1253 starb, hinterließ er zwei Söhne. In dem älteren, Ludwig II., läuterte sich der wilde Jähzorn seiner Jugend, welcher ihn zur jähen Hinrichtung seiner für untreu gehaltenen ersten Gemahlin Marie hinriß, zu festem entschlossenem Ernste, zur eifrigen Regententüchtigkeit und wackeren Fürsorge für sein Land. Treulich hielt er zu seinem Mündel Konradin, dessen Recht auf Schwaben und Sicilien er vertrat, und gab ihm, ohne den Kirchenbann zu scheuen, die Mittel zu dem Zuge nach Italien. Der traurige Ausgang brachte ihm als reichen Gewinn die staufische Erbschaft, so daß der Hausbesitz, wenn auch vielfach zerrissen, von der österreichischen Grenze durch Baiern und Schwaben bis weit über den Rhein und zur Mosel hin reichte. 1255 teilte Ludwig mit dem jüngeren Bruder Heinrich I., einem lebenslustigen unstäten Manne, so daß er selbst Oberbaiern und die Pfalz, jener Niederbaiern erhielt. Damit war die Ursache zu immer wieder ausbrechenden Zwistigkeiten gegeben.

Unser Rundgang ist beendet. So vielfach auch die Zähne der einzelnen Räder in der gewaltigen Reichsmaschine ineinander griffen, so lassen sich doch mehrere Haupttriebkräfte und Bewegungsmittelpunkte unterscheiden. Die große westliche, die kölnische Gruppe, welche von Frankreich bis nahe zur Weser reicht, und die räumlich noch ausgedehntere ostnordöstliche, deren Kern die Mark Brandenburg bildet, scheidet das welfische Braunschweig. Südlich davon, vom Rhein bis zur Lausitz, dehnt sich in breiten Streifen das Gebiet, in welchem das Erzstift Mainz und das Wettiner Haus die leitenden Mächte sind. Im Osten steht die Herrschaft Ottokars von Böhmen gewaltig da. Die Wittelsbacher, die Herren von Baiern, greifen durch Schwaben bis über den Rhein hinüber. In dem Viereck, etwa zwischen Lech und Vogesen, fehlt eine Hauptmacht, welche in der herrschenden Verwirrung die Führung übernehmen könnte. Lothringen endlich und noch weit mehr Burgund halten eine Sonderstellung ein und haben mit Frankreich lebhaftere Berührungen als mit Deutschland.

Zweiter Abschnitt.

Die Anfänge des Königs Rudolf 1273—1274.

Wie schon lange ein Kaiser, so hatte auch fast drei Jahre lang ein Papst gefehlt. Nach dem Tode Clemens IV., der in seinen letzten Lebenstagen den Untergang des verhaßten staufischen Geschlechtes durch die Hinrichtung Konradins vollzogen sah, konnten sich die in Viterbo versammelten Kardinäle nicht einigen, weil die französische und die italienische Partei einander bekämpften. Endlich wurde durch Uebereinkunft Thebald Visconti gewählt. Nachdem er aus dem Orient, wo er bei dem englischen Kreuzfahrerheer weilte, herübergekommen war, bestieg er am 27. März 1272 als Gregor X. den Stuhl. Während seine beiden französischen Vorgänger niemals die ewige Stadt betreten hatten, empfing er wieder die Weihe in St. Peter zu Rom. Er verfolgte eine andere Richtung als jene und konnte es thun, da die von den Kaisern drohende Gefahr vorüber war. Gregor brauchte die Franzosen nicht mehr zu begünstigen, doch beabsichtigte er keineswegs, die gewaltige Machtstellung, welche der starre, gewaltthätige Karl von Neapel einnahm, irgendwie zu beschränken. Sein Sinnen haftete an dem heiligen Lande, welches den Ungläubigen zu entreißen er ersehnte. Seine Seele war von diesem Wunsch so durchdrungen, daß er in der Leitung der Geschäfte nur ihn vor Augen hatte. Bald wurde das allgemein bekannt, und wer Gregors Wohlwollen erwerben wollte, beteuerte zunächst seine heiße Begierde nach der Eroberung des heiligen Grabes.

Eine der ersten großen Nachrichten, welche ihm als Papst zugingen, war die Meldung vom Tode des römischen Königs Richard, und alsbald erkannte er, daß die Erhebung eines deutschen Königs, der wirklich ein solcher war, nunmehr für das Papsttum selbst wünschenswert sei. Deshalb wies er Alfons von Kastilien ab, der um Anerkennung bat und verlangte, der Papst möge den Kurfürsten die Wahl eines anderen Königs verbieten. Ebenso hielt er mit klugem Ausweichen den französischen König Philipp III. hin, als dieser kurzweg zum römischen Könige ernannt sein wollte, vielmehr befahl er den Kurfürsten,

eine Wahl vorzunehmen, sonst würde er selbst mit den Kardinälen dem Reiche einen Herrscher setzen.

Das päpstliche Schreiben beleuchtete zwar grell die Schmach, in welcher Deutschland lag, aber gab dort wenigstens Ansporn zu schnellerem Handeln und die Gewißheit, daß Rom gesinnt war, den Wahlfürsten freie Hand zu lassen. Unter den weltlichen Fürsten waren, außer Ottokar, die Wittelsbacher Brüder von hervorragender Bedeutung. Ludwigs Vergangenheit und ganze Stellung bedingten lebendige Teilnahme an der Reichspolitik, und sein Sinn für Ordnung und Frieden gab Hoffnung, daß er diese Güter auch dem Ganzen verschaffen wollte.

Indessen war die Mitwirkung der geistlichen Kurfürsten unentbehrlich, und die mannigfachen Interessen, welche diese bewegten, ließen sich schwer vereinigen. Pfalzgraf Ludwig selbst lag mit den Erzbischöfen Engelbert von Köln und Heinrich von Trier in Zwist. Der erstere hatte seine auf Ottokar gesetzten Hoffnungen aufgeben müssen, der andere war bald nach der Thronbesteigung Gregors nach Rom gezogen, wo er mit gewaltigen Kosten die Wiedereinsetzung in sein Stift erreichte, und kannte demnach die Gesinnung des Papstes über die bevorstehende Wahl. Der Mainzer Kirchenfürst, Werner, hatte sich bisher als thätigen und notwendigen Kampf nicht scheuenden Verwalter seines zerrütteten Stifts und als Beschirmer des Landfriedens erwiesen, aber auch jederzeit das Reich im Auge behalten. Obgleich er sich der Anerkennung Richards nicht entziehen konnte, suchte er zu wiederholten Malen Konradin auf den Thron zu erheben, und wenn auch jedesmal päpstlicher Widerspruch seine Pläne vernichtete, so war kein Zweifel, daß er, wie sein Freund Ludwig von Baiern, einen glücklicheren Zustand herbeisehnte. Ihm gebührt das Verdienst, die Wahlfrage in Gang gebracht zu haben.

Zunächst mußte er Ludwig mit seinen erzbischöflichen Gegnern aussöhnen, ein schwieriges Werk, das erst im Sommer 1273 gelang, während Papst Gregor in entgegenkommender Weise den Pfalzgrafen aus dem Kirchenbann entließ, in welchem er seit Konradins Italienfahrt stand. Ludwig begehrte selbst die Krone, und unzweifelhaft wäre seine Wahl die beste gewesen, welche man treffen konnte, aber er ordnete seine Wünsche dem allgemeinen Besten unter, als er sah, daß er die anderen Kurfürsten nicht für sich gewinnen würde. Denn diese wollten keinem der mächtigen Reichsfürsten die Krone geben, und so kamen von den geringeren zwei in betracht, Graf Siegfried von Anhalt und Graf Rudolf von Habsburg. Den ersteren schlugen wahrscheinlich die norddeutschen Kurfürsten vor, die von Brandenburg und von Sachsen, welche bei den Verhandlungen nicht übergangen werden konnten. Für Rudolf wirkte sein Vetter, der Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, ein Sohn der Habsburgerin Clementia, sinnreich und verständig, ein warmer Anhänger der letzten Staufer, der immer zur Hand gewesen war, wenn es galt, dem Reiche einen besseren Herrscher als den englischen und spanischen Schattenkönig zu schaffen. Seinen Bemühungen kam zu statten, daß Erzbischof Werner den Grafen Rudolf kannte, da dieser ihn einst über die Alpen geleitet hatte, und daß er auch mit Ludwig befreundet war. Den Pfalzgrafen, der vor kurzem seine zweite Gattin verloren hatte, gewann die

Aussicht, Schwiegersohn des künftigen Königs zu werden, und noch andere Bürgschaften mag ihm der Unterhändler von seiten Rudolfs gegeben haben. Am 11. September war die Sache geordnet, indem die vier rheinischen Kurfürsten sich verpflichteten, wenn drei von ihnen einig seien, sollte auch der vierte seine Stimme für den Genannten abgeben. Schon vorher war auf Vereinbarung der Fürsten die Wahl auf den 29. September nach Frankfurt ausgeschrieben worden, da sonst die östlichen Herren nicht rechtzeitig hätten eintreffen können.

Zum festgesetzten Tage erschienen mit stattlichem Gefolge die geistlichen Kurfürsten, Pfalzgraf Ludwig, Herzog Johann I. von Sachsen-Lauenburg, den bereits wie den Pfälzer die Verheißung einer Tochter Rudolfs für seinen Bruder Albrecht dem Habsburger zugeführt hatte, Markgraf Johann II. von Brandenburg, zwei Vertreter des zu kommen verhinderten Herzogs Heinrich von Niederbaiern, und Bischof Berthold von Bamberg als Gesandter des böhmischen Königs. Ueber die gepflogenen Verhandlungen fehlen eingehende Berichte, wir wissen nur, daß alsbald Streit entstand über die Führung der Stimmen. Die Ansicht, nur sieben seien zugelassen, welche der im Sachsenspiegel aufgestellten Theorie entsprach, drang durch, obgleich die thatsächlichen Verhältnisse, wie sie bisher gewesen waren, damit nicht übereinstimmten. Daher mußte entweder Baiern oder Böhmen ausscheiden, und ersteres verlangte der Gesandte Ottokars. Die Kurfürsten entschieden dagegen, wahrscheinlich unter dem Einflusse des Pfalzgrafen, zu Gunsten Baierns. Sie erteilten am 1. Oktober Ludwig den Auftrag, den König zu nennen, und dieser wählte Rudolf von Habsburg.

Der Graf war bereits unterrichtet durch den Burggrafen Friedrich, welcher ihm die Bedingungen der Kurfürsten überbrachte, nachdem der Vertrag vom 11. September alle Schwierigkeiten beseitigt hatte. Der Habsburger, welcher gerade vor Basel zu Felde lag, machte alsbald mit dem Bischofe Waffenstillstand, entließ seine Truppen und zog auf Frankfurt zu, schon unterwegs von den Bürgerschaften festlich begrüßt, als wäre er bereits der König. Der getreue Friedrich eilte voraus nach Frankfurt, um den Kurfürsten das Einverständnis seines Freundes zu melden, und so hielt Rudolf bereits am 2. Oktober seinen feierlichen Einzug in die Wahlhauptstadt und hörte im Dom die von Erzbischof Werner gesungene Messe. Er verkündete allen, welche ihn geschädigt, Verzeihung und befahl, die Gefangenen aus seinen Schlössern zu entlassen; er, der bisher für einen unermüdlichen Krieger gegolten, wolle fortan nur Frieden begehren.

Das Deutsche Reich und Volk hatten wieder einen König; ein Zoller war es, der an dem glücklichen Gelingen den meisten Anteil hatte, ihm verdankte das Haus Habsburg die Krone. Wiederum bestieg ein Süddeutscher den Thron, aus demselben Volksstamme, welcher die Staufer hervorgebracht hatte, aber wie ihm nicht das staufische Hausgut zufiel, so war auch sein Königtum ein anderes, als selbst das so geminderte Friedrichs II.

Rudolf verdankte seine Würde allein den Kurfürsten, welche lange nach einem ihnen allen geeignet erscheinenden Bewerber gesucht hatten. Sie nahmen Abstand von den mächtigen Fürsten im Reich und erkoren einen Herrn, der zwar reichbegütert und am Oberrhein hochangesehen war, aber hinter Böhmen

und Baiern und noch manchem anderen Hause weit zurückstand. Sie bestimmte dazu nicht ausschließlich die besondere Würdigkeit der Person, sondern andere Erwägungen; sie wollten hinter dem Könige nicht zurücktreten. Sie haben ihm ihre Bedingungen gestellt, welche jedoch ihrem Wortlaut nach nicht bekannt sind. Neben der Bestätigung aller ihrer Privilegien, Rechte und Erwerbungen erhielten sie Entschädigung für die Kosten der Wahl. Zweifelhaft ist, wie weit auch andere, auf das künftige Regiment des Königs bezügliche Fragen zur Sprache gekommen sind. Gleich bei den ersten Beurkundungen, welche Rudolf erließ, treten die sogenannten Willebriefe hervor, d. h. die Kurfürsten erklären ausdrücklich und besonders ihre Zustimmung zu gewissen Verfügungen des Königs, namentlich wenn sie Reichsgut betreffen. Daher entstand die Ansicht, Rudolf habe in dieser Beziehung bestimmte Versprechen gegeben; sie läßt sich weder ganz verwerfen noch beweisen.

Denn diese Willebriefe waren keine Neuerung, sondern schon vor Rudolf üblich. Sie beruhten auf der Ansicht, der König bedürfe zur Verfügung über Reichsgut der Zustimmung der Fürsten, und bereits Innocenz III. mußte deswegen auf die Erfüllung der von Otto IV. ihm gemachten Verheißungen verzichten. Der Satz bestand mehr auf der Macht der Thatsachen, als auf reinem Rechtsgrunde, aber es war ganz natürlich, daß Rudolf bei dem Beginn seiner Regierung den Kurfürsten besondere Rücksichtnahme erwies. Der ganze öffentliche Zustand war in Unordnung; so dienten zur besseren Sicherung neben den königlichen Briefen die der Kurfürsten. Auch späterhin holte Rudolf oft Willebriefe ein, um wichtige Vorgänge, wie namentlich die Belehnung seiner Söhne mit den österreichischen Landen vor jedem Einspruch zu wahren. Er spricht es sogar selbst gelegentlich aus, Verleihung von Reichsgut bedürfe der Beipflichtung der Kurfürsten. Trotzdem sind die Willebriefe nie eine feste bindende Rechtseinrichtung geworden. In manchen Fällen, wo man sie erwarten müßte, sind keine vorhanden. Auch unter späteren Königen kommen sie vor; aber sie erscheinen nicht als unverbrüchliche Notwendigkeit. Von vielen Willebriefen wissen wir zudem nicht, ob der Herrscher ihre Ausstellung veranlaßte; es ist wahrscheinlich, daß die Empfänger königlicher Verleihungen auf eigene Hand die Kurfürsten angingen, um die Bekräftigung und den Schutz der Ausfertiger zu erlangen. Auch von den Päpsten erbat man, namentlich in den folgenden Jahrhunderten, Bestätigung mancher Urkunden, welche an sich einer solchen gar nicht bedurften, um dann das geistliche Gericht zu ihrer Verteidigung anrufen zu können.

Die Meinung, die Kurfürsten hätten damals die Willebriefe Rudolf als Pflicht auferlegt, steht in Zusammenhang mit einer anderen Annahme, das Kurfürstenkollegium sei von dem Streben durchdrungen gewesen, das Königtum von sich abhängig zu machen. Soweit waren die Dinge noch nicht, solche Gedanken konnten kaum schon vorhanden sein. Zum erstenmale traten damals sämtliche Kurfürsten persönlich und einhellig zusammen, abgesehen von Böhmen. Sie hatten zwar kaum eine genaue Kenntnis von dem geschichtlichen Hergange, wie ihre Würde enstanden war, aber das änderte die Thatsache nicht. Bis vor kurzem standen die einzelnen Träger der Kurstimmen sich feindlich oder gleichgültig

gegenüber; sollte sich so plötzlich eine klare und bestimmte politische Richtung unter ihnen gebildet, plötzlich das Bewußtsein einer geschlossenen Körperschaft eingefunden haben? Sie fühlten sich als bevorrechtete Fürsten, als die Wähler des Königs, aber im übrigen verfolgte vorläufig jeder nur seine nächsten Zwecke. Ehe sich ein gemeinsames Standesinteresse entwickeln konnte, mußte erst einige Zeit der Wirksamkeit vergehen.

Immerhin bestand jetzt diese Einrichtung reichsgesetzlich, und die Reichsverfassung nahm in ihr ein neues Element auf. Zugleich war damit der weitere Bestand des Königtums, die Erhaltung der Volkseinheit gesichert. Eine fürstliche Republik konnte nicht mehr entstehen, und das war ein Glück. Ein großer Vorteil lag ferner darin, daß nun für die Besetzung des Thrones eine einigermaßen feste Form gefunden war. Die Zukunft hing an der Frage, wie sich Königtum und Kurfürstenkörperschaft zu einander stellen würden. Gingen beide zusammen, so vermochten sie die aufstrebenden kleineren Kräfte niederzuhalten und dem Ganzen wieder ein festeres Gefüge zu geben; dazu gehörte freilich von beiden Seiten sehr viel guter Wille und eine klare Erkenntnis der Verhältnisse. Bekämpften sie sich gegenseitig oder eines das andere, so machten zuverlässig dabei jene Geringeren das beste, das Reich das schlechteste Geschäft. Noch lag das alles in dem dunkeln Schoße der Zukunft. —

Ueber Mainz, wo Reinhard von Hoheneck die Reichsinsignien, welche ihm König Richard anvertraut hatte, auslieferte, ging die Fahrt des neuen Herrschers nach der alten Krönungsstadt Aachen. Am 24. Oktober vollzog in dem Münster Karls des Großen der Kölner Erzbischof die Krönung, welcher das festliche Mahl folgte. Auch Gertrud, die Gemahlin Rudolfs, wohnte der Feier bei, an welche sich die Vermählung zweier ihrer Töchter, der Mathilde mit Pfalzgraf Ludwig und der Agnes mit Herzog Albrecht II. von Sachsen schloß. Es galt nun für den König, die errungene Stellung zu behaupten und auszunutzen und dazu war, wie die Dinge lagen, die Gunst des Papstes notwendig.

Auch nach dieser Seite hin stieß Rudolf auf unklare Verhältnisse. Zu den wichtigsten Fragen des Reichsrechtes, welche nie zu einer festen Durchbildung gelangt waren, sondern je nach dem Wechsel der Zeiten sich umwandelten, gehörte auch die, wie weit der Papst das Recht hatte, die deutschen Könige als solche anzuerkennen. Den Ausgangspunkt bildete das sonderbare Verhältnis, daß der König seine höchste Würde, die kaiserliche, aus der Hand des Papstes empfing. Daraus ergab sich leicht der Anspruch der Päpste, die Kaiserkrönung als eine von ihnen erwiesene Gunst aufzufassen und demnach die Person, welcher sie zu teil werden sollte, vorher prüfen und billigen zu dürfen. Schon unter den Karolingern entstand die Anschauung, das Papsttum habe das Kaisertum auf die Franken übertragen. Mit Klugheit nutzte bereits Johann VIII. die Schwäche des fränkischen Königtums aus. „Wer von uns zum Kaiserreich ordinirt werden soll, muß zuerst und vornehmlich von uns berufen und gewählt sein.“ — „Wir haben ihn erwählt und approbiert —, wir haben ihn feierlich zu den Zeptern des römischen Kaisertums befördert und ihn mit dem Namen des Augustus geziert,“ sagte er von Karl dem Kahlen. So bediente er sich bereits des verfänglichen Ausdrucks „approbieren“, der dann nach Jahrhunderten wieder in gleichem Sinne

von den Päpsten gebraucht wurde. Merkwürdig, wie das Papsttum schon im neunten Jahrhundert so weit gedieh. Es verdankte sein Emporkommen dem fränkischen Reiche und mit diesem siechte es wieder dahin, bis das deutsche Königtum jene Stelle einnahm und Rom neuen Glanz verlieh, so daß es allmählich in die alten Pfade wieder einlenken konnte.

Als Otto I. das abendländische Kaisertum erneuerte, blieb es dabei, daß erst die Krönung durch den Papst den Kaiser mache. Freilich galt sie lange nur als eine Feierlichkeit, auf welche der König das Recht habe, aber das Papsttum bewahrte im Grunde die frühere Anschauung, und daß das deutsche Reich nicht wie das karolingische ein Erbreich, sondern ein Wahlreich war, gereichte ihm zum Vorteil. So lange der Vater bei seinen Lebzeiten den Sohn zum Nachfolger setzen konnte, vermochte der Papst freilich nicht viel zu machen, aber anders lag schon die Sache, wenn der neue König durch eine wirkliche Wahl den Thron bestieg. Die Höflichkeit wie die geschäftliche Notwendigkeit erforderte, daß der Gewählte seinen Regierungsantritt nach Rom mitteilte, und die Päpste wählten in dem Antwortschreiben Ausdrücke, welche ein gewisses Anerkennungsrecht andeuteten. Eugen III. schrieb Friedrich I., er approbiere mit bereitwilliger Gunst des apostolischen Stuhles, was an ihm durch göttliche Gnade so einträchtig geschehen sei.

Das bezog sich immerhin nur auf den äußerlichen Vorgang der Wahl, nicht eigentlich auf die Person. Erst die furchtbaren Zeiten nach dem Tode Heinrichs VI., dann nach der Entsetzung Friedrichs II. durch Innocenz IV. gaben der Sache ein ganz anderes Gesicht und den Päpsten die Möglichkeit, den weitgehendsten Einfluß auf die Wahlen zu üben. Die Gegenkönige bedurften der Unterstützung der Kurie, ihrer persönlichen Anerkennung durch sie. Alfons und Richard legten dem Papste ihren Streit um die Krone zur Entscheidung vor. Die Approbationsfrage entwickelte sich also gerade so regellos und unter dem Eindruck der allgemeinen politischen Verhältnisse, wie das Wahlverfahren. In den Zeiten, wo der Sohn dem Vater folgte, bildeten sich keine festen Formen, da dann die Wahl nicht viel mehr als eine äußerliche Zustimmung der Fürsten war. Sobald dazwischen eine wirkliche Wahl vorzunehmen war, bei Heinrich II., Konrad II., Lothar, Konrad III. und Friedrich I., herrschte Unsicherheit über den Rechtsgang, jedesmal verfuhr man anders. Nur entsprach es der inneren Entwickelung des Reiches, daß die Kur auf die großen Reichsfürsten überging, aber welche als solche zu betrachten seien, war nicht ausgemacht. Die Gegenkönige aber verdankten ihre Erhebung einzelnen Parteien, und solche Gewalthandlungen konnten den an sich unklaren Rechtsstand nur verwirren. Schließlich erlangten dann zufällige Bildungen Rechtskraft. So stand es mit dem gesamten Reichsrecht, und darin lag in erster Stelle die Schwäche des Königtums.

Die Päpste der späteren Zeiten leiteten stets ihr angebliches Recht der Bestätigung von der Verleihung des Kaisertums ab. Wenn sie jedoch nur insofern ein Approbationsrecht beanspruchten, als sie den Gewählten der Kaiserkrone für würdig erklärten, zogen sie noch nicht die letzte Folgerung: der Erkorene dürfe auch keine Regierungsrechte ausüben und nicht die Königskrone empfangen, ohne ihre Zustimmung. Soweit war es damals noch nicht, aber

es sollte noch dahin kommen! Vorläufig befand sich die wichtige Frage noch in einem Zustande der Unklarheit.

Rudolf konnte eine Anerkennung durch Gregor X. nicht entbehren, schon wegen Böhmen und Kastilien, aber er genoß vor den Gegenkönigen den Vorzug, daß er sich auf eine einhellige Wahl stützen konnte. Er ließ sich alsbald krönen und trat das Regiment des Reiches an, er nahm damit gleich feste Stellung. Vermutlich erst von Aachen aus schrieb er an Gregor. Ohne daß er sich darum beworben, wie er gewissenhaft versichern könne, habe ihn die Wahl der Kurfürsten getroffen. Mit zagendem Herzen, im Gefühl seiner Unwürdigkeit, aber im Vertrauen auf Gott habe er die schwere Last auf sich genommen, in der Hoffnung, auch den Beistand der Kirche und des apostolischen Stuhles zu finden. Daher werfe er sich zu den Füßen des Papstes mit der flehentlichen Bitte um Gunst und Unterstützung, seine Schritte zu leiten und ihn den rechten Weg zu führen. Damit er um so besser erfüllen könne, was dem Papst und der Kirche genehm sei, möge ihn seine Heiligkeit mit der Kaiserkrone schmücken.

Der Brief klang sehr ergeben, aber in Anbetracht der Zeitverhältnisse ist sein Ton nicht unwürdig zu nennen. Nur die Erteilung der Kaiserkrone ließ er vom Papste abhängig sein. Gleichzeitig ergingen von kurfürstlicher Seite Schreiben nach Rom. Um das Elend der letzten Zeiten, welches blumenreiche Wendungen eindringlich schildern, zu beenden, hätten die Kurfürsten einstimmig und in gesetzmäßiger Weise Rudolf zum König und künftigen Kaiser gewählt und zur Krönung nach Aachen geführt. Da er ein Mann von den trefflichsten Eigenschaften sei, strenggläubig und ein Gönner der Kirchen, ein Pfleger der Gerechtigkeit, klug und milde, von großer Macht und mit vielen Fürsten verwandt, Gott und den Menschen angenehm, von rüstigem Körper und ein glücklicher Krieger gegen Ungläubige, erhoffen sie von ihm alles Glück für Kirche und Reich und bitten den Papst, er möge der erfolgten Wahl weiterhin den gütigen Beifall gnädiger Approbation zu Teil werden lassen und ihr Werk durch die Kaiserkrönung vollenden. Der zweideutige Ausdruck Approbation wurde so geschickt eingeflochten, daß er seine Schärfe verlor und der Sinn des Ganzen sich mit dem des königlichen Schreibens deckte.

Rudolf fand alsbald die allgemeine Anerkennung im Reiche, außer bei Ottokar von Böhmen. Namentlich die Städte, von denen die am Mittelrhein und in der Wetterau sich schon zu Anfang des Jahres verbündet hatten, nur einen von den Kurfürsten einmütig gewählten König anzuerkennen, jubelten ihm zu, und als er von Aachen langsam den Rhein aufwärts ging, veranstalteten die Bürgerschaften, deren Ringmauern er betrat, glänzende Feste. Auch das ferne Lübeck beeiferte sich, seine Huldigungen darzubringen.

Mittlerweile zog Papst Gregor langsam von Italien nach Lyon, wohin er ein allgemeines Konzil berufen hatte, bis zu welchem er den Entscheid über die deutsche Angelegenheit aufschob. Aus allen Teilen der Welt strömten im Frühjahr 1274 Geistliche, Bischöfe, Prälaten und Mönche und die Gesandten der weltlichen Fürsten in der Rhonestadt zusammen. König Rudolf, der inzwischen mit Gregor weitere Verhandlungen gepflogen und nicht versäumt hatte, einige schöne Worte über einen Kreuzzug zu äußern, sandte seinen Kanzler, den

Propst Otto von Speier, außerdem erschien der größte Teil der deutschen Bischöfe. Der weltliche Besitz der römischen Kirche in Italien, der Gegenstand so langen Streites, kam bei den Verhandlungen an erster Stelle in Betracht, und Rudolf war bereit, in dieser Hinsicht jedes Zugeständnis zu machen, wie schon die von dem Kanzler dem Papste zu überreichende Vollmacht besagte. Auch die Verheißung eines Kreuzzuges gab er.

Am 6. Juni fand ein feierliches Konsistorium der Kardinäle statt, welchem alle anwesenden deutschen Bischöfe, der Burggraf Friedrich und der Graf von Sayn, welche dem Propst Otto zur Seite standen, beiwohnten. Die Urkunden, welche einst Otto IV. und Friedrich II. für die römische Kirche ausstellten, wurden ihnen vorgelegt und vorgelesen, für die beiden weltlichen Herren, da sie kein Latein verstanden, in deutscher Sprache. Der Kanzler erklärte, er bestätige und erneuere sie im Namen seines Königs und beschwor auf dessen Seele, Rudolf werde niemals die Länder der römischen Kirche und ihrer Vasallen, insbesondere auch den König Karl von Neapel nicht, angreifen und in ihnen und namentlich in der Stadt Rom ohne päpstliche Erlaubnis kein Recht in Anspruch nehmen. Der König wolle diese Verpflichtungen mit körperlichem Eide bekräftigen und auf Wunsch des Papstes neu ausfertigen lassen und wenn er zur Kaiserkrönung komme, sie nochmals beschwören. Zugleich werde er dafür sorgen, daß auch alle Laienfürsten geloben sollten, ihn zur Erfüllung seiner Verheißungen anzuhalten und ihm, wenn er sie breche, nicht beizustehen. Die gegenwärtigen deutschen Fürsten bekundeten den Vorgang und übernahmen Bürgschaft für die Erfüllung.

Indem Gregor diese Verhandlungen zuließ und die Urkunden entgegennahm, erklärte er, daß er grundsätzlich Rudolf als den Rechtsnachfolger Friedrichs II. und künftigen Kaiser anerkenne, doch ließ er längere Zeit verstreichen, ehe er seinen Entschluß urkundlich bekannt machte; er wartete erst, bis Rudolf die von seinen Gesandten abgelegten Verheißungen bestätigte.

Auch Ottokar und Alfons hatten beide das Konzil beschickt. Ottokar, mit Recht ergrimmt über die ihm widerfahrene Zurücksetzung, schlug sich jetzt auf die Seite des Kastilianers, von dem er ohnehin keine Störung in seinem Besitzstande zu fürchten hatte, und wünschte dessen Anerkennung durch den Papst. Gegen die Wahl Rudolfs legte er Berufung ein. Als Vertreter erschien sein Staatsmann, Bischof Bruno aus Olmütz, ein geborener Norddeutscher aus der Grafenfamilie von Holstein, ein eifriger Förderer der deutschen Ansiedlung in Böhmen, klug, gewandt und durchgreifend, wenn es ratsam schien, aber ebenso befähigt, ruhige Einsicht walten zu lassen, ein trefflicher Verwalter seines Bistums und klar die Gebrechen erkennend, welche der Kirche anhafteten. Es scheint, daß er von Anfang an es als aussichtslos betrachtete, die Wahl Rudolfs anzufechten, und lieber mit päpstlicher Hülfe die Stellung Ottokars zu behaupten suchte.

Der Papst hatte als Vorbereitung für die Arbeiten des Konzils von einzelnen Bischöfen eine vertrauliche Auskunft über die kirchlichen Zustände in ihren Gegenden und über die Aussichten, welche sie für seinen Kreuzzugsplan böten, eingefordert. Bruno, welcher diesen Auftrag für Deutschland und die benachbarten Länder erhielt, vollzog ihn nur wenige Wochen nach der Krönung Rudolfs.

Sein Bericht beschäftigt sich zwar hauptsächlich mit kirchlichen Angelegenheiten, aber in geschicktester Weise verband er damit die Politik.

Durch die ganze Welt, nicht allein durch das Deutsche Reich, durch Geistliche und Laien gehe der verderbliche Zug des Eigennutzes, man scheue bei den Wahlen zum Könige wie zum geistlichen Amte das Joch der Oberen und wähle gern solche, denen mehr zukomme zu dienen als zu herrschen. Noch lieber treffe man eine zwiespältige Wahl, um den einen gegen den anderen auszuspielen, wie in Deutschland sich vorher Alfons und Richard, jetzt Alfons und Rudolf gegenüberständen. Daher sei keine Aussicht, daß das Reich dem heiligen Lande zu Hülfe komme, und die wichtigste Sorge des Konzils müsse sein, daß man einen solchen Kaiser erhalte, der machtvoll den Frieden herstellen und in eigener Person den Kreuzzug antreten könne. Aber die deutschen Fürsten fürchteten die Stärke des Kaisers, und sie wollten zwar einen solchen haben und erwählen, aber nicht dessen Gewalt ertragen, obgleich doch selbst der Mißbrauch der Gewalt besser sei, als allgemeine Zügellosigkeit. Ungarn begünstige geradezu die Ketzerei, die übrigen benachbarten Länder seien selbst in Gefahr vor den Heiden, das Königreich Böhmen allein könne den christlichen Glauben verteidigen, namentlich gegen die Tartaren, deren Bekämpfung über der Sorge um das heilige Land nicht zu vergessen sei.

Das Urteil über die deutschen Fürsten, zwar scharf, aber richtig, kehrte seine Spitze zugleich gegen das Papsttum, welches auch keinen mächtigen Kaiser wünschte, und Bruno weist deutlich genug darauf hin, daß eine solche Politik jedes Kreuzzugsunternehmen unmöglich mache. Man darf seinen Worten nicht entnehmen, daß er etwa hoffte, Gregor würde Ottokar zum Kaiser erklären, er bestreitet nicht die Gültigkeit der Wahl Rudolfs, den er jedoch Alfons gleichstellt, um damit dessen Unfähigkeit zu bezeichnen, für die Kirche etwas zu leisten. Er spricht auch nicht davon, daß Ottokar einen Zug nach dem heiligen Lande unternehmen könne, aber macht den Papst darauf aufmerksam, wie es sich augenblicklich nicht allein darum handle, die Ungläubigen im Morgenlande anzugreifen, sondern auch die im Osten herandrängenden müßten abgewiesen werden, und dazu sei allein Ottokar im stande.

Als Bruno nach Lyon kam, saß Rudolf bereits fest im Sattel des Reiches. Damit war für den Bischof die zu lösende Aufgabe klar bezeichnet. Selbstverständlich verhandelte auch der deutsche König mit dem Papste über Ottokar. Er verlangte, daß dieser ihn als König anerkenne und alle Streitfragen dem Urteil der deutschen Fürsten unterstelle, gerechte Forderungen.

Der Papst, der seine nächsten Wünsche gesichert sah, versuchte eine Vermittlung. Die böhmische Kur betrachtete er ohne weiteres für berechtigt, aber er verlangte, Ottokar solle sich seinem Schiedsspruche unterwerfen. Er sandte sofort Bischof Bruno nach Prag zurück, doch der König machte Ausflüchte; er wollte vor allem Zeit gewinnen. Auf die päpstlichen Lieblingswünsche rechnend, bot er einen Kreuzzug an. Vergebens bemühte sich der Bischof, diese Botschaft der Kurie mundgerecht zu machen; Gregor belobte zwar den Eifer des Königs, aber ohne auf ihn weiter Rücksicht zu nehmen, brachte er die deutsche Angelegenheit zum Abschluß.

Rudolf verstärkte durch Bevollmächtigte die gegebenen Versprechungen mit weiteren Bürgschaften. Am 26. September erließ Gregor an ihn eine Bulle: auf Rat der Kardinäle nenne er ihn römischen König. Er wählte so eine sehr milde Form, welche keine eigentliche Bestätigung enthielt. Da in Alfons ein anderer Bewerber um die Krone vorhanden war, entsprach eine Erklärung, welchen von beiden der Papst für den rechtmäßigen König halte, sogar einer gewissen Notwendigkeit.

Der Papst im Gedanken an Ottokar ermahnte zugleich Rudolf, friedliche Wege einzuschlagen und knüpfte daran die Aufforderung, sich bereit zu halten, sobald er ihn zur Kaiserkrönung berufe, und deswegen schnell an ihn Boten zu senden. Auch den Fürsten und Städten des Reiches meldete er seinen Entschluß und persönlich wandte er sich an Ottokar, ihn auf die Unsicherheit des Kriegsglücks hinweisend und ermahnend, mit seinem Gegner eine vollständige Eintracht zu schließen.

Der Papst wünschte aufrichtig, überall in Europa Frieden zu schaffen, damit der Kreuzzug beginnen könne, dessen Leitung er dem Kaiser zudachte. Deshalb mahnte er ernstlich den König von Frankreich, der einen Angriff auf Deutschland beabsichtigen sollte, davon ab; er wollte Rudolf mit Philipp, wie mit seinem alten Feinde, dem Grafen von Savoyen versöhnen. König Alfons von Kastilien, der nach wie vor dem Papste in den Ohren lag, aber seine ohnehin verlorene Sache durch Entsendung von Truppen nach Oberitalien nicht besser gemacht hatte, erhielt die Aufforderung, von seinen Ansprüchen auf das Kaisertum abzustehen, und da Gefahr war, daß Ottokar sich mit ihm verbündete, erging auch an diesen die erneute Weisung, sich mit Rudolf zu vertragen und kein Heer nach Italien zu schicken. Sobald Rudolf wirklich die Kaiserkrone durch den Papst erhielt, mußte der Streit beendet sein, daher die erneute Aufforderung an ihn, deshalb Boten zu senden, und in der That wurde im Februar 1275 vereinbart, die Kaiserkrönung solle am künftigen 1. November geschehen.

Dritter Abschnitt.

Der Sturz Ottokars 1274—1278.

Daß Rudolf ernstlich gesinnt war, diesen Zeitpunkt einzuhalten, ist nicht sehr wahrscheinlich. Solange Ottokars Macht bestand, war er auf seinem Throne stetig bedroht und von Anfang an richtete er seine Gedanken darauf, ihn zu beschränken. Bereits im August 1274 that er die ersten Schritte, indem er den Kirchenfürsten von Salzburg, Regensburg und Passau alle ihre Rechte in Ottokars Ländern zusicherte und gelobte, ihnen die entrissenen wieder zu verschaffen. Der Trotz des Böhmenkönigs erleichterte seine Pläne.

Eine reichsgesetzliche Grundlage brauchte nicht erst aufgesucht zu werden. Als König hatte Rudolf die Pflicht, den Bestand des Reiches aufrecht zu erhalten und dessen Besitz und Rechte zu wahren. Dazu gehörten die Reichsgüter wie die Reichslehen. Da die wirren Zeiten des Interregnums viele Reichsgüter entfrembet hatten, war es einer der ersten Befehle Rudolfs, solche aufzuzeichnen und für ihre Wiedererstattung zu sorgen. Die Angelegenheit regelte endgiltig der Reichstag, welcher im November in Nürnberg zusammentrat. Zwar erschienen neben süddeutschen und anderen Bischöfen von größeren Reichsfürsten nur der Erzbischof von Mainz und Pfalzgraf Ludwig, auch Burggraf Friedrich, aber die gefaßten Beschlüsse waren inhaltsschwer und fanden unmittelbare Anwendung auf den Böhmenkönig. Nachdem als Recht gewiesen, daß der Pfalzgraf Richter sein solle, wenn der König gegen einen Reichsfürsten über dem Reich und ihm zugefügte Unbill Klage erhebe, — auch eine neue Satzung — bestieg Ludwig den Stuhl und fällte das Urteil über die vom Könige vorgelegten Fragen. Der König soll sich setzen in den Besitz aller Reichsgüter, welche Kaiser Friedrich II. vor seiner Absetzung inne hatte. Ein Reichsfürst, welcher ohne zwingende Not nicht binnen Jahr und Tag nach der Krönung von dem Könige seine Lehen erbittet und nimmt, ist ihrer verlustig. Ottokar soll sich am 23. Januar in Würzburg über die Klagen des Königs auf Ungehorsam vor dem Pfalzgrafen verantworten.

Der Böhme folgte der an ihn ergangenen Vorladung nicht, sondern wandte sich mit bitteren Beschwerden an den Papst. Rudolf habe die an ihn ergangenen Aufforderungen des vom Papste zum Schiedsrichter bestellten Bischofs Bruno, dem er selbst sich zu fügen bereit sei, nicht beachtet, der Deutsche sei Kläger und Richter in einer Person und der Pfalzgraf nichts als dessen Werkzeug. Obgleich in Würzburg die letzte Entscheidung einem neuen Reichstage vorbehalten wurde, belehnte Rudolf bereits Philipp, den Bruder des verstorbenen Herzogs von Kärnthen und Krain, mit den Besitzungen, welche ihm von Reichs wegen gebührten.

Ottokar sandte zu dem Reichstage, welcher Mitte Mai in Augsburg stattfand, einen Bevollmächtigten, doch nur, um neuen Einspruch gegen die Giltigkeit der Wahl Rudolfs einzulegen, weil die böhmische Stimme dabei übergangen sei. Die Folge war, daß ihm seine Reichslehen abgesprochen wurden. Alle Hoffnung, die er noch etwa auf Gregor setzte, vernichtete dieser, indem er zwar wiederholt seine Vermittlung anbot, aber nur wenn Ottokar sich Rudolf unterwerfe, denn des Reiches Gesetze wolle er nicht ändern. Leidenschaftlich erregt entgegnete der Böhme, aber die kühl und in scharfem Tone gehaltene Antwort gab ihm aufs neue den Rat, Frieden zu machen. Es war der letzte Brief, welchen Ottokar von der Kurie erhielt, deren geliebter Sohn er hieß, solange die päpstliche Politik ihn gebrauchen konnte.

Wie es scheint, leitete den Papst weniger Interesse an Rudolf, als die Sorge, Ottokar möchte sich in die Wirren in Oberitalien einmischen. Daher bemühte er sich auch, Alfons von Kastilien, welcher dort, gestützt auf seinen römischen Königstitel, die Hand im Spiele hatte, zum Verzicht zu bewegen, was auch nach vielen Mühen endlich gelang.

Inzwischen pflog Gregor lebhafte Verhandlungen mit Rudolf, von dem er baldiges Eingreifen in Oberitalien wünschte als Einleitung der Romfahrt. Der König wandte zwar den italienischen Angelegenheiten einige Thätigkeit zu, aber ihm lag mehr daran, seine Kräfte zum Kampfe gegen Böhmen zu sammeln, als sich die Kaiserkrone zu holen. Er schützte Gregor gegenüber Geldmangel vor und ließ sich auch durch dessen ironische Antwort zu nichts bewegen. Das endliche Ergebnis war eine Begegnung in Lausanne im Monat Oktober 1275, wo Gregor mit mehreren Kardinälen und anderen Würdenträgern der Kirche erschien. Der sonst so sparsame Rudolf scheute große Unkosten nicht, um einen seiner Stellung würdigen Glanz zu entfalten. Scharen von Rittern umgaben ihn, auch viele Reichsfürsten, Grafen und Herren, von Kurfürsten jedoch nur Pfalzgraf Ludwig. Kirchliche und weltliche Festlichkeiten, die Weihe des Doms und Turniere boten den Gästen Unterhaltung. Seit langen Jahrzehnten hatten nicht mehr ein deutscher König und ein Papst in persönlicher Eintracht miteinander verkehrt.

Die Verpflichtungen, welche in Lyon der königliche Kanzler im Namen seines Herrn verbrieft hatte, beschwor nun Rudolf selbst in feierlichster Form in dem Dom vor den versammelten Fürsten und ließ darüber dem Papste Urkunden übergeben. Wie einst Otto IV. und Friedrich II. verzichtete er auf den Kirchenstaat, gab die kirchlichen Wahlen den Kapiteln anheim, versprach Unterdrückung der Ketzerei und gelobte, was sonst jene alten Pergamente enthielten. Er er-

klärte auch, Karl von Anjou in seinem Reiche Sizilien, welches in keinerlei Verband mit dem Imperium stehe, nicht angreifen zu wollen. Aber er betonte zugleich, daß er sein Königtum nur Gott verdanke und dessen Gnade allein ihn dazu bestimmt habe, auch die Kaiserkrone zu empfangen.

Es kostete Rudolf sicherlich keine Ueberwindung, diese Briefe zu geben und damit Verhältnisse, welche sich nicht mehr ändern ließen, anzuerkennen. Ihm winkten andere Aufgaben und Ziele, und sollte das deutsche Königtum wieder zu Macht und Ansehen gelangen, so kam Italien zuallerletzt in Frage. Die Kaiserwürde war ihm sicher, sobald er nach Rom zog, und kein anderer Bewerber machte sie ihm mehr streitig. In den Augen der Mitwelt, in welcher sie in dem Schimmer einer großen Vergangenheit strahlte, stand sie noch immer hoch, und es ist gewiß, daß auch Rudolf sie nicht unterschätzte, sondern ernstlich gesonnen war, seinen Vorgängern nicht nachzustehen und als gekrönter Kaiser den ersten Platz unter den Fürsten der Christenheit einzunehmen. Aber er sah ein, daß er erst mit Ottokar abrechnen müsse; wer bot ihm Bürgschaft, daß wenn er über die Alpen zog, ihm nicht der erbitterte Gegner daheim die deutschen Fürsten abwendig machte?

Gregor wünschte freilich baldiges Erscheinen, und so wurde als Zeit der Kaiserkrönung das nächste Pfingstfest vereinbart, er gab sogar dem Könige eine reiche Unterstützung zu seinen Rüstungen. Wie Ottokar den Papst durch das Anerbieten eines Kreuzzuges gewinnen wollte, so nahmen Rudolf, seine Gemahlin, der Pfalzgraf Ludwig, der Herzog von Lothringen und fünfhundert Herren und Ritter aus Gregors Hand das Kreuz zum Zeichen des Gelübdes einer Fahrt nach dem heiligen Lande.

Voll guter Hoffnungen zog Gregor nach Italien zurück und ein gütiges Geschick ersparte ihm den Kummer, sie scheitern zu sehen. Am 10. Januar 1276 starb er in Arezzo. Die schmerzlichen Klagen um ihn kamen aus ehrlichen Herzen. Sein Kreuzzugsideal machte ihn zum Friedensfürsten und die Verhältnisse erleichterten ihm sein Werk, aber sein Thun entsprach auch ganz dem Bedürfnisse seines lauteren und reinen Herzens. Obgleich er die päpstliche Hoheit nicht geringer auffaßte als seine Vorgänger, war er seit langer Zeit der erste Papst, der die Schwerter nicht gegen Mitchristen, sondern nur gegen die Heiden gekehrt wissen wollte.

Für Rudolf kam der Tod des Papstes, der ihm vielleicht in den gegen Ottokar erhobenen Arm gefallen wäre und fortwährend an Rom- und Kreuzfahrt gemahnt hätte, nicht ungünstig. Die Kurie nahm jetzt ein anderes Gesicht an, sie hegte den schon in den letzten Tagen Gregors erwachten Verdacht, Rudolf wolle die über Italien gegebenen Zusagen nicht halten. Es erging sogar an ihn die Aufforderung, nicht eher die Alpen zu überschreiten, als bis ein vollständiges Abkommen erzielt sei. Da drei Päpste hintereinander jeder nur wenige Monate den Stuhl innehatten, blieb alles unfertig, und Rudolf konnte unbehindert von Rom seine Ziele verfolgen.

Dem Beginn des Kampfes standen noch Hindernisse im Wege. Die rheinischen Kurfürsten, aus mancherlei Gründen mit Rudolf unzufrieden, nahmen unter der Führung des Erzbischofs Werner eine drohende Haltung ein, welche

erst mancherlei Zugeständnisse beseitigten. Außerdem hatte Herzog Heinrich von Niederbaiern nach der Wahl den Zwist mit seinem Bruder Ludwig wieder erneuert und sich Ottokar angeschlossen; erst Ende Mai 1276 kam ein Einvernehmen zu stande, so daß Rudolf dem schon im verflossenen Jahre geächteten Ottokar den Krieg erklären konnte, während sein eifrigster Anhänger, der Erzbischof Friedrich von Salzburg die Unterthanen des Böhmenkönigs von ihrem Eide entband und ihn selbst in den Bann that. Aber noch vergingen Monate, ehe Rudolf aus dem Westen heranrückte. Im September erschien er in Regensburg, wo Herzog Heinrich gegen große Vorteile, darunter auch die Verlobung seines Sohnes Otto mit einer Tochter Rudolfs, ganz auf seine Seite trat und eine stattliche Macht dem königlichen Heere beifügte. Es war nicht groß, aber kriegstüchtig. Nur der Erzbischof Werner von Mainz und Pfalzgraf Ludwig vertraten die Kurfürsten, von weltlichen Reichsfürsten kam nur Landgraf Heinrich von Hessen, der sich von der über ihn verhängten Reichsacht lösen wollte, dann die meisten süddeutschen Bischöfe, Grafen aus dem südlichen und mittleren Deutschland, unter ihnen natürlich Burggraf Friedrich, dann zahlreiche Ritter aus Schwaben, vom Mittelrhein und aus Franken, in Begleitung Werners. Sie alle waren nicht gekommen, um dem Reiche zu dienen, sondern durch persönliche Verheißungen Rudolfs herbeigezogen. Von Süden her brach Graf Meinhard von Görz-Tirol vor, dessen Tochter Elisabeth der älteste Sohn Rudolfs Albrecht geheiratet hatte.

Der Abfall Heinrichs von Niederbaiern gab dem ursprünglichen Kriegsplan eine Wendung, so daß Rudolf vor Wien stand, ehe Ottokar von der Westgrenze Böhmens sein Heer heranführen konnte. Die Stadt, von diesem mit reicher Gunst bedacht, leistete tapferen Widerstand, aber sonst regte sich überall der Abfall, in hohem Grade auch in Böhmen selbst. So blieb nichts übrig, als der Frieden, welcher am 21. November vor den Mauern Wiens durch den Schiedsspruch beiderseits bevollmächtigter Fürsten festgestellt und durch Rudolf am 26. November bestätigt wurde. Ottokar behielt nur Böhmen und Mähren, womit ihn Rudolf von Reichs wegen belehnen sollte, verzichtete auf Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, die windische Mark, Pordenone und das zum Reiche gehörige Land Eger, welches er zur Zeit des Königs Richard besetzt hatte. Zur größeren Sicherung der Eintracht sollte Rudolf seine Tochter Guta dem Sohne Ottokars, dem Thronerben Wenzel, und Ottokar seine Tochter Kunigunde dem Sohne Rudolfs Hartmann zur Ehe geben. Beider Anhänger erhielten Verzeihung.

Am 25. November erschien der Böhmenkönig in dem Lager des Siegers vor Wien; mit gebeugten Knieen, wie es der Brauch vorschrieb, empfing er von Rudolf die Belehnung. Alle Welt staunte über die Demütigung, welche der stolze Fürst auf sich nehmen mußte, und die Sage ließ sie noch schwerer erscheinen, als sie in der That war. Denn Ottokar durfte mit den zugestandenen Bedingungen zufrieden sein, da er als Reichsächter auch Böhmen und Mähren hätte verlieren können.

Rudolf hoffte unter diesen Verhältnissen einen dauernden Frieden erlangt zu haben. Um die von der böhmischen Herrschaft befreiten Länder zu ordnen,

nahm er deren Regierung selbst in die Hand und blieb in Wien. Er trug sich zugleich mit weiteren Plänen. Er beabsichtigte nach Rom zu ziehen und dann als Kaiser die Kreuzfahrt anzutreten, derentwegen er sich Venedigs Rat erbat. Während er seinem ältesten Sohne die Donauländer zudachte, wollte er seinem zweitgeborenen Hartmann die Nachfolge im Reiche sichern und ihm die Hand einer englischen Prinzessin verschaffen. Im Januar 1278 wurde auch wirklich in London mit König Eduard I. der Ehevertrag abgeschlossen. Nicht allein die deutsche Krone, auch die von Burgund erträumte Rudolf für seinen Zweitgeborenen.

Eben deshalb suchte er den englischen Beistand, um ihn gegen Karl von Anjou, den König von Neapel-Sizilien und Herrn der Provence zu verwerten. Die Kurie verlangte immerwährend die Auseinandersetzung mit Karl und forderte durchaus, der deutsche König solle vorher weder selbst nach Italien kommen noch Truppen dorthin senden. Nur der schnelle Wechsel der Päpste verhinderte vielleicht einen Bruch.

Bald zeigte sich, daß auf Ottokars Friedfertigkeit wenig Verlaß war. Der hochgemute Mann konnte seine Niederlage nicht verwinden. Das Volk erzählte sich, seine Gattin hätte den Stachel noch tiefer in das verwundete Herz gedrückt und beide es vorgezogen, ihre Tochter Kunigunde in das Kloster zu schicken, als sie für den verhaßten Ehebund mit dem Sohne des siegreichen Feindes heranwachsen zu lassen. Als der Böhmenkönig glaubte, der Friedensvertrag werde ihm nicht gehalten, suchte Rudolf seinen Beschwerden abzuhelfen, indem er im Mai 1277 ein neues Abkommen traf, welches für jenen entschieden günstig war. Ein vorsichtiger Mann wie der Habsburger hielt es jedoch für geraten, unter diesen Umständen seine Maßregeln zu treffen. Das benachbarte Königreich Ungarn konnte, obgleich dort die königliche Macht tief darniederlag, bei einem neuen Kampf leicht den Ausschlag geben. Daher schloß Rudolf im Juli mit dem jungen König Ladislaus IV. Freundschaft, zu deren Befestigung wiederum eine Ehe, Rudolfs Tochter Clementia mit dem Bruder des Ungarn, in Aussicht genommen wurde. Sie kam nachher nicht zu stande, da der Verlobte früher starb. Als Ottokar trotz einer neuen Vereinbarung immer trotziger auftrat und keinen Zweifel über seine feindseligen Absichten ließ, trafen der deutsche und ungarische König in Hainburg persönlich zusammen und schlossen ein völliges Schutz- und Trutzbündnis gegen Böhmen.

In denselben Tagen, in welchen in London der Ehevertrag abgeschlossen wurde, erhielt Rudolf ein Schreiben von dem neuen Papst Nikolaus III. Nach dem Tode Johanns XXI., welchen eine einfallende Zimmerdecke in seinem Palaste erschlug, konnten sich die Kardinäle monatelang nicht einigen, bis die Bürger Viterbos sie im Stadthaus einsperrten. Endlich wählten sie Johann Gaetani Orsini, der schon gegen dreißig Jahren Kardinal war, reich an Erfahrungen und ganz Politiker, thatkräftig und entschlossen, so voll Begierde mit dem Glanze Roms auch seine Familie zu erhöhen und gelddurstig, daß Dante ihn dafür in der Hölle schwere Pein erleiden läßt. Er wollte vor allem Rom und den Kirchenstaat von jedem fremden Einfluß befreien. Noch vor der Weihe schrieb er an Rudolf, ihn ermahnend, den wiederholt an ihn gerichteten Aufforderungen nachzukommen und sich mit Karl von Anjou zu vergleichen.

Der König sandte alsbald seine Botschaft nach Rom. Es galt, Ottokar jede etwaige Unterstützung von Rom abzuschneiden, und der Papst, für den der Böhmenkönig keine Bedeutung hatte, sprach bereitwillig über alle Gegner Rudolfs den Bann aus. Während Rudolf in Wien dem englischen Könige urkundlich zusicherte, alle Mühe aufzuwenden, daß sein Sohn Hartmann mit Genehmigung der Kurfürsten die deutsche Krone und das Königreich Arelat erhalte, bestätigte am 4. Mai 1278 sein Gesandter in Rom die in Lyon gegebenen Urkunden mit einigen verschärfenden Sätzen.

Schon in den letzten Monaten Gregors hatte die Kurie gegen Rudolf Beschwerden erhoben. In den Abtretungen, welche Otto IV. und Friedrich II. dem päpstlichen Stuhle machten, war die Romagna nicht inbegriffen. Rudolfs Gesandte nahmen daher den dortigen Städten den Treueid ab, ohne daß der sie begleitende Legat dagegen Widerspruch erhob. Die Kurie trat plötzlich mit dem Anspruch auf, die Romagna gehöre ebenfalls zum Kirchenstaate, und hielt nach Gregors Tode unverbrüchlich daran fest. Der Papst forderte den Widerruf der von Bologna und in der Romagna geleisteten Treuschwüre. Rudolf, den Ernst der Lage erkennend, fügte sich bereitwillig und schickte einen neuen Boten nach Rom, der die königliche Zusage brachte und sie auch bald darauf ausführte. Nikolaus wollte die Angelegenheit endlich vollständig erledigt wissen und übersandte am 5. Juni dem Könige mehrere auf seine Forderungen bezügliche Schreiben. Um alle Zweifel über die Romagna zu heben, legte er Rudolfs Gesandten die Urkunden Ludwigs des Frommen, Ottos des Großen und Heinrichs des Heiligen vor, wie sie im päpstlichen Archiv bewahrt wurden, und sandte dem Könige Abschrift der auf dieses Gebiet bezüglichen Stellen.

Ehe Rudolf die Briefe erhielt, war der Kampf bereits ausgebrochen. Ottokar rechnete auf Anhang in Oesterreich selbst, wo Rudolf durch schwere Steuern sich unbeliebt machte, bei dem Adel und namentlich bei den Städten, aber eine Verschwörung zu seinen Gunsten kam rechtzeitig ans Licht. Er warb ferner im Reiche um Bundesgenossen und setzte seine Hoffnungen auf den Erzbischof Siegfried von Köln, die Landgrafen von Meißen und Thüringen und die Markgrafen von Brandenburg. Sicher war er des Herzogs Heinrich von Niederbaiern, den sein Geld zu neuem Parteiwechsel bewog, ein mächtiges, ganz mit Silber gefülltes Faß soll er ihm gesendet haben. Der Böhme verschaffte sich außerdem den Beistand der schlesischen und polnischen Fürsten. Er schrieb ihnen einen Brief, der ein sprechendes Zeugnis gibt von der Stimmung, welche damals in slavischen Kreisen gegen die Deutschen herrschte. Er ruft die durch Sprache und Blut verwandten polnischen Fürsten und Völker zum Beistande auf, denn wenn er erläge, würde die unersättliche Gier der Deutschen sich weiter ausdehnen. Deren ruchlose Hände würden sich auch nach ihren Landen ausstrecken und der freche Beutehunger sich nicht begnügen mit der Unterwerfung, sondern ihnen ihre Güter rauben und unerträgliche Bedrückungen verhängen.

Am 27. Juni zog Ottokar von Prag aus, geleitet von Klerus und Volk. Von der Täuschung befangen, Rudolf könne keinen Zuzug erhalten, rückte er langsam vor, die Zeit ausfüllend mit fruchtloser Belagerung einzelner fester Plätze, bis der Feind herankam und ihn zur Schlacht zwang. Mit Ruhe und

Sicherheit hatte der deutsche König seine Vorbereitungen getroffen. Er rief nur die ihm befreundeten Fürsten und Herren zu Hülfe, welche die Haltung des Herzogs Heinrich von Niederbaiern zwang, auf großen Umwegen heranzuziehen; wie der Burggraf von Nürnberg durch Tirol ging, erreichten andere durch salzburgisches Gebiet ihr Ziel. Rudolf sammelte um sich die Streitkräfte aus den österreichischen Landen, aber die große Menge seines Heeres bildeten die Scharen leichter Reiterei, welche König Ladislaus von Ungarn, dem Bunde getreu, herbeiführte.

Am 26. August vormittags begann die Schlacht, für welche in älterer und neuerer Zeit verschiedene Namen beliebt worden sind, auf dem Marchfelde, bei Stillfried, bei Dürnkrut und andere. Geschlagen wurde sie auf dem rechten Ufer der March zwischen Stillfried und der Thayamündung in der Nähe von Dürnkrut. Der Kampf war ein überaus heißer. Von beiden Seiten rückten ungewöhnlich große Massen ins Feld, ausschließlich Reiterei; eine wirkliche Schlacht, wie sie im Mittelalter selten geschlagen worden ist, nicht bloß ein Gefecht, entspann sich.

Es war ein Freitag, den Rudolf, entgegen der Volksanschauung, als Glückstag liebte. Den ungarischen König bat er, seiner Jugend wegen, dem Getümmel fern zu bleiben, in welches er selbst, trotz seiner sechzig Jahre, sich zu stürzen entschlossen war, er trug einfache Ritterrüstung ohne königliche Abzeichen. Die Ungarn eröffneten den Streit, später gingen die „verdachten" Rosse vor, die schwere deutsche Reiterei, welcher der Hauptentscheid zufiel, da der Böhme in dieser Waffe das Uebergewicht besaß. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, die Ritter Rudolfs mußten weichen. Sein Streitroß wurde von einem thüringischen Ritter, der ihn erkannte, niedergestochen und er stürzte in einen kleinen Bach, den Weidenbach, doch er deckte sich mit dem Schilde, bis ein Ritter aus dem Thurgau, Walter von Ramswag, ihm aufhalf. Unversehrt focht der König weiter, bis die Feinde wichen. Den glücklichen Erfolg führte eine kleine Ritterschar unter Ulrich von Kapellen herbei, welche als Rückhalt aufgestellt im rechten Augenblick geschlossen anstürmte und mit der furchtbaren Wucht ihres Angriffes die Böhmen auseinandersprengte.

Auch die Ungarn hatten tapfer gestritten, auf der ganzen Linie war der Sieg errungen, den eine nachdrückliche Verfolgung vollendete. Ottokar, der sich mit feurigem Mut in den Verzweiflungskampf gestürzt, war von seiner Begleitung getrennt worden. Auf allen Seiten umringt ergab er sich, von Anstrengung und Aufregung halb betäubt, als Gefangenen; man nahm ihm die Rüstung und den Helm ab, damit er frische Luft atme, aber wider alle Rittersitte stach den Wehrlosen ein herbeigeeilter österreichischer Adelicher aus Rache nieder. Die Seinen bemerkten den kläglichen Vorgang nicht; lange nachher wollte man in Böhmen nicht glauben, daß er gefallen sei, sondern hoffte auf sein Wiedererscheinen. Die nackte Leiche ließ Rudolf nach Wien führen, wo so mancher Bürger das Schicksal des einstigen Wohlthäters der Stadt beweinte. In dem Franziskanerkloster wurde sie aufgebahrt und jedermann gezeigt, damit kein Zweifel über die Persönlichkeit sein könne. Dann balsamierte man den Körper ein und hüllte ihn in prächtige Stoffe, welche Rudolfs Gemahlin spendete,

aber keine Glocke ertönte, keine Messe galt dem Toten, denn Ottokar, früher der Freund der Päpste, der freigebige Spender für Kirchen und Geistlichkeit, starb im Kirchenbann und niemand fand sich, diesen zu lösen. Nach Monaten holten die Böhmen die Ueberreste des glänzendsten Herrschers, welchen sie je gehabt, und setzten sie in Znaym bei.

Nach kurzer Rast drang Rudolf in Mähren ein, welches sich unterwarf, während in Böhmen Verzweiflung und Verwirrung herrschten. Da der einzige Sohn Ottokars, Wenzel II., noch ein Kind war, machten sich Herzog Heinrich IV. von Breslau und Markgraf Otto der Lange von Brandenburg die Leitung streitig, aber die Stadt Prag öffnete letzterem die Thore. Heinrich, der das Land Glatz behauptete, nahm in der Folge seine Länder als Lehen von Rudolf und wurde so deutscher Reichsfürst. Fast wäre noch einmal der Kampf zwischen Rudolf und Otto ausgebrochen, aber im Oktober kam der Friede zu stande, welchen Bischof Bruno von Olmütz, der bald zu Rudolf trat, und Burggraf Friedrich vermitteln halfen. Markgraf Otto übernahm auf fünf Jahre die Regentschaft für den jungen Wenzel, der wenige Wochen später in Iglau mit Rudolfs Tochter Guta, wie seine Schwester Agnes mit dem dritten Sohne Rudolfs, der den Namen des Vaters führte, verbunden wurde.

Die Königinwitwe Kunigunde, welche ihr schweres Geschick mit verständiger Würde trug und von Anfang an eine Versöhnung mit dem siegreichen Gegner wünschte, erschien selbst zu der Vermählungsfeier der kindlichen Ehepaare, welche glänzende Turniere verherrlichten, während Ottokars Leiche noch unbeerdigt in Wien stand. Zum Ersatz der Kriegskosten behielt Rudolf für fünf Jahre Mähren, dessen eine Hälfte Bischof Bruno von Olmütz, die andere der Bischof Heinrich von Basel, welchem Rudolf reichen Dank schuldete, verwalteten.

Vierter Abschnitt.

Verhandlungen mit Papst Nikolaus III. 1278—1280.

Noch die Waffen in der Hand und mit der Unterwerfung Mährens beschäftigt, ersuchte Rudolf zwei Wochen nach dem Tode Ottokars den römischen Bischof, nach seinem Ermessen ihn mit Karl von Anjou auszusöhnen. Der besondere Nachdruck, welchen die Kurie auf die Regelung der Beziehungen zwischen Deutschland und Neapel legte, entsprang einer dringenden Notwendigkeit. Die Verbindung beider Reiche zu lösen, das heißerstrebte Ziel der Päpste der letzten Stauferzeit, war für sie in der That eine Lebensfrage gewesen. Jetzt bildete Neapel unter den Anjous, unbestritten ein päpstlicher Lehensstaat, den wichtigsten Rückhalt gegen Deutschland, und deswegen mußte der deutsche König veranlaßt werden, Karl anzuerkennen und jeden Angriff auf ihn zu unterlassen. Ein neuer Krieg zwischen diesen Mächten drohte alle Vorteile, welche der Untergang der Staufer brachte, zu vernichten. Da das gleiche Verhältnis auch in Zukunft bestehen blieb, verharrte auch die päpstliche Staatskunst in derselben Stellung. Wenn in irgend einer Frage, mußte sie in dieser fest sein.

Nikolaus hatte den Sommer hindurch die Sache eifrig verfolgt und wie er den römischen König von jeder Machtbefugnis im Kirchenstaate ausschloß, bemühte er sich auch Karl von Anjou zu beschränken. Der sizilische König mußte verzichten auf die Senatorwürde in Rom und auf das Reichsvikariat in Toscana, dessen Verwaltung vorläufig ein päpstlicher Legat übernahm. Dadurch erleichterten sich die Verhandlungen mit dem deutschen König, der nun mehr als je bedacht war, mit dem Papste zu guter Eintracht zu gelangen. Er wollte die Früchte seines Sieges voll in seine Scheunen bringen; wie leicht konnte aber der Papst Einspruch erheben und zurückgreifen zu der Politik, welche seine Vorgänger einst in der österreichischen Erbschaftsfrage gegen Friedrich II. eingeschlagen hatten. Die feste Entschlossenheit, mit welcher Nikolaus in Italien auftrat, ließ es nicht rätlich erscheinen, mit ihm in Widerspruch zu geraten. Daher galt es, ihn um jeden Preis zu gewinnen und auch die neapolitanische Verbindung, zu

welcher dieser drängte, in den Kauf zu nehmen. Der englische Heiratsplan mit seinen Hintergedanken auf Burgund richtete sich gegen Karl, und ihn gab Rudolf vorläufig auf. Die Hochzeit sollte bereits im September gefeiert werden, doch mochte die nachträgliche Entschuldigung, welche Rudolf an Eduard richtete, der Hinweis auf den damals bevorstehenden Krieg, triftig genug klingen. Hartmann kam indessen auch nachher nicht, und wenn das Eheversprechen auch nicht ganz gelöst wurde, seine Erfüllung blieb hinausgeschoben.

Nikolaus war mit den Vorschlägen, welche Rudolf aus Mähren sandte, im allgemeinen zufrieden, aber er drang darauf, die deutschen Fürsten sollten ihre ausdrückliche und urkundliche Zustimmung erteilen. Er ließ in verbindlichen Redensarten durchblicken, wie der deutsche König nach solchen Erfolgen um so mehr Grund habe, der Kirche seine Zuverlässigkeit zu verbürgen. Wahrscheinlich kam Rudolf auf die kluge Auskunft, dem Papste vorzuschlagen, er möge selber die deutschen Fürsten zu der gewünschten Erklärung veranlassen. So entsandte Nikolaus kurz vor Weihnachten seinen Kaplan Giffrid, welcher Schreiben an Kur- und andere Fürsten mitnahm und ihnen gleich einen Entwurf über die Form, in welche sie ihre Briefe kleiden sollten, vorzulegen hatte. Als Muster diente, mit mancherlei Einschiebungen, aber vielfach wörtlich wiederholt, der Eid, mit welchem einst 1220 die deutschen Fürsten die Verleihungen Friedrichs II. an Rom bekräftigt hatten.

Am 14. Februar 1279 bestätigte Rudolf zu Wien unter goldenem Siegel feierlich und ausführlich die Verzichtleistung auf den Kirchenstaat. Obgleich sonst die königliche Kanzlei die Zeugen nur in dem Text der Urkunde zu nennen pflegte, unterschrieben diesmal alle Anwesenden eigenhändig, die beiden Söhne des Königs Albrecht und Hartmann, der Burggraf von Nürnberg und einige schwäbische Herren, drei Bischöfe und andere. Der Hohenzoller handhabte freilich das Schwert besser als die Feder und ließ daher seinen Namen durch den Notar schreiben, aber auch der Erzbischof Friedrich von Salzburg, so tapfer und staatsklug er sonst war, traute seinen Fingern nicht die nötige Gewandtheit zu und behalf sich mit seinem Amtsgenossen von Chiemsee. Zum Ueberfluß stellten noch die Bischöfe von Salzburg, Chiemsee und Seckau eine Urkunde über den in ihrer Gegenwart geschehenen Vorgang aus. Doch ist das Schriftstück kein Willebrief, sondern nur ein einfaches Zeugnis über die Thatsache.

Den Wunsch des Papstes, daß die Kur- und anderen Fürsten ihre ausdrückliche Zustimmung erklären sollten, zur Ausführung zu bringen, überließ Rudolf dem Bevollmächtigten, welcher eine große Rundreise durch Deutschland antrat, um überall an den Höfen, wo es ihm wünschenswert und nützlich schien, vorzusprechen. So brachte er im Laufe des Jahres eine stattliche Zahl von Pergamenten zusammen, denn außer dem gemeinsamen Willebriefe der Kurfürsten konnte er achtundzwanzig andere über die Alpen mitnehmen. Die Kurfürsten gaben noch jeder einzeln ihre Erklärung ab, dann eine Anzahl Bischöfe aus verschiedenen Gegenden des Reiches und sogar drei Aebte, außerdem von weltlichen Fürsten die Herzöge von Niederbaiern, Brabant und Braunschweig und Graf Meinhard von Görz-Tirol.

Alle Briefe haben außer geringfügigen Abweichungen den gleichen Wort-

laut, wie er bereits in Rom festgestellt von Giffrid überbracht wurde. „Die römische Kirche, welche von jeher Deutschland mit brüderlicher Liebe umfaßte und es schmückte mit dem höchsten Titel unter allen irdischen Herrschern, pflanzte dort Fürsten wie auserlesene Bäume und netzte sie mit ihrer besonderen Gunst und verlieh ihnen wunderbares Wachstum, damit sie gestützt auf die Machtvollkommenheit der Kirche wie ein auserwählter Sproß durch ihre Wahl denjenigen hervorsprießen lassen sollten, welcher die Zügel des Kaisertums halte. Dieser ist jenes kleinere Licht an dem Himmel der streitbaren Kirche, welches seinen Glanz erhält von dem größeren Lichte, dem Stellvertreter Christi. Auf den Wink der Kirche zieht und führt er das irdische Schwert, auf daß mit seiner Hülfe der Hirt der Hirten die ihm anvertrauten Schafe mit dem geistlichen Schwert schütze und schirme, mit dem zeitlichen sie zügele und bessere, zur Strafe der Bösewichter, zum Lobe der Gläubigen und Guten.“ Damit nun jeder Grund zu Zwietracht und Streit oder auch nur zu Groll zwischen Kirche und Reich beseitigt werde und die zwei im Hause des Herrn bestellten Schwerter, eng miteinander verbunden, sich gegenseitig üben zur nützlichen Besserung des Gesamtzustandes und die Fürsten in Wille und That erfunden werden als Söhne der Frömmigkeit und des Friedens, welche verpflichtet sind, Kirche und Reich zu pflegen, billigen und bestätigen die Fürsten die Verleihung des Königs, indem sie zugleich alle Gebiete, Städte und Ortschaften genau aufzählen.

Auch die Fürsten, welche kein Wahlrecht besaßen, redeten, als ob sie Kurfürsten wären. Darin ist keine besondere Absicht der Kurie zu suchen; ihr kam es nur auf die völlige Gleichförmigkeit der Urkunden und die möglichst große Zahl von Ausstellern an. Ihre Absicht war nicht, das Kurkollegium anzutasten und ihm gegenüber ein allgemeines Wahlrecht der Fürsten anzuerkennen, denn sie begehrte auch eine von den Kurfürsten in ihrer Gesammtheit ausgestellte Urkunde. Bei dieser machte sich jedoch eine Schwierigkeit geltend, welche in feiner Weise umgangen wurde. Bei der Wahl Rudolfs war die böhmische Stimme zurückgewiesen worden, deren Rechtsbeständigkeit die Kurie anerkannte. Nun schien damals, wo Böhmen besiegt danieberlag und sein minderjähriger König unter Vormundschaft stand, der Zeitpunkt nicht geeignet, die Frage aufs neue zu erheben, wahrscheinlich wünschte das auch Rudolf nicht, aus Rücksicht auf Pfalzgraf Ludwig und anderen politischen Gründen. Daher nennt jener Gesamtwillebrief keine Namen, er beginnt einfach: „Wir Fürsten des Reiches“. Stellte man Namen voran, so mußte Böhmen entweder genannt werden oder wegbleiben. So wurde die Auskunft ergriffen, daß die Kurfürsten nur ihre Siegel anhingen; jederzeit konnte dann ein fehlendes hinzugefügt werden. Ein breiter Raum zwischen den Siegeln der drei geistlichen Kurfürsten und dem des Pfalzgrafen Ludwig scheint eigens zu diesem Zwecke gelassen. Auch daß Heinrich von Niederbaiern, welcher sich damals in Wien befand, um des Königs Verzeihung zu erbitten, nicht zur Besiegelung des Kurfürstenbriefes herangezogen wurde, wird mit diesen Bedenken zusammenhängen.

Die Kurfürsten von Mainz und Trier zögerten mit der Ausstellung des Willebriefes und trugen dem Papste ihre Bedenken vor, doch gaben sie auf dessen erneute Anweisung ihren Widerstand auf. Weshalb sie ihn erhoben, ist

ungewiß. Die Vorlage führte in schärfster Form das Wahlrecht der Fürsten auf die päpstliche Verleihung zurück, und so ist die Meinung aufgestellt worden, der Papst habe damit andeuten wollen, er könne auch wieder entziehen, was er gegeben habe, daher dann die Einsprache der Erzbischöfe. Das ist kaum anzunehmen. Dachte der Papst wirklich an einen solchen Schritt, so kam es auf die Redensarten in diesen Urkunden, welche einem ganz anderen Zwecke dienten, nicht an.

Die Darstellung, welche das hochtrabende Schriftstück gab, widersprach der geschichtlichen Wahrheit, aber daß die Kurfürsten sie besser kannten, ist unwahrscheinlich, denn die Fabel war allgemein verbreitet. Die schwülstigen Redeblumen gefielen in Deutschland sogar so gut, daß 1291 Erzbischof Gerhard auf sie zurückgriff, als er die Kurfürsten zur Neuwahl einlud. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die vom Könige gemachte Bewilligung Anstoß erregte, weil die Erzbischöfe sich ja schon in Lyon damit einverstanden erklärt hatten. Vielleicht machte sie stutzig, daß der Papst, nicht der König die Willebriefe einforderte.

Trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß der Satz, dem Papste verdankten die Kurfürsten ihre Berechtigung, höchst verfänglich war. Wenn vielleicht Nikolaus nicht die Folgerung zog, so lag sie doch nahe genug, daß das Kirchenhaupt als sein Recht betrachtete, das Verliehene zu widerrufen oder wenn die Kurfürsten seiner Ansicht nach ihr Amt nicht richtig gebrauchten, an ihrer Stelle zu handeln. Die deutsche Königswahl wurde so noch abhängiger von Rom, als sie schon war, und Nachfolger des Nikolaus haben in der That ihre Schritte mit solchen Vorwänden begründet.

Das Verhalten Rudolfs, dieses Aufgeben von umfangreichen Rechten in Italien, hat in der Nachwelt bald Tadel, bald Lob gefunden. Abgesehen davon, daß es nicht möglich erschien, sie ohne neue furchtbare Kämpfe wiederzugewinnen, da sie thatsächlich verloren waren, und daß Deutschland dringend der Ruhe bedurfte, ist auch zu erwägen, ob Rudolf und seine Ratgeber über die geschichtliche Entwickelung der päpstlichen Ansprüche unterrichtet waren und es sein konnten. Die Ueberlieferung der ehemaligen Reichskanzlei war völlig verloren und erloschen. Die Urkunden, welche Nikolaus verlangte, mochten überzeugend wirken und wenn auch im einzelnen über die Form der Ausführung, über Oertlichkeiten Zweifel bestehen konnten, wie das auch der Fall war, in der Hauptsache schien Widerspruch unmöglich. Rudolf schob die Ausstellung der Urkunden so lange hinaus, bis König Karl auf seine Stellung in Rom und Mittelitalien verzichtete. Denn daran, daß das Reich jedes Recht auf Italien aufgeben wollte, ist nicht zu denken. Ober- und der größere Teil von Mittelitalien blieben unter seiner Hoheit, wenn diese auch für den Augenblick kaum einen thatsächlichen Ausdruck fand.

Nikolaus führte indessen die Verhandlungen mit Karl von Anjou weiter und schlug Rudolf vor, die Freundschaft zwischen den beiden Häusern durch ein Ehebündnis zu bekräftigen, ein Wunsch, mit dem sich schon Gregor X. trug; die Tochter Rudolfs, Clementia, wurde auserſehen für Karl Martell, den Enkel Karls. Im Hintergrunde stand noch ein weiterer Plan, Rudolf sollte Karl

Martell mit Arelat belehnen. Der Papst wollte wohl damit dem Hause Anjou einen Ersatz gewähren für die Einbuße an Macht, welche er diesem in Italien auferlegen wollte. Was Rudolf durch die englische Heirat zu erreichen beabsichtigte, bot sich ihm hier in anderer Gestalt, nicht durch den Sohn, sondern durch die Tochter ein neues Herrscherhaus zu gründen. Das war für ihn freilich weniger vorteilhaft und brachte auch dem Reiche geringeren Nutzen, konnte es sogar schwer beeinträchtigen. Als Entschädigung für Hartmann dachte sich Rudolf jedenfalls wieder die deutsche Krone und vermutlich versprach der Papst dazu seinen Beistand. Damit Hartmann auch die nötige Grundlage einer größeren Stellung im Reiche erhalte, entstand vielleicht als Zwilling des neapolitanischen Heiratsplanes in Rudolfs nimmer rastendem Geiste der Gedanke, für den Sohn das Herzogtum Schwaben neuzugestalten.

Im Anfang des nächsten Jahres 1280 erhielt König Karl die Belehnung mit der Provence und Forcalquier unter sehr günstigen Bedingungen, welche die Abhängigkeit vom Reiche so gut wie aufhoben, der Papst gab im Juli den nötigen Dispens zu jener Heirat. Doch am 22. August starb Nikolaus mitten in seinen großen Entwürfen. Ein italienischer Geschichtsschreiber weiß zu berichten, Nikolaus habe das Reich in vier Teile zerlegen wollen, in das Königreich Deutschland, welches er den Nachkommen Rudolfs erblich bestimmte, und in das Königreich Burgund unter Karl Martell, als Gatten der Tochter Rudolfs. Sizilien sollte den Anjovinern verbleiben, dagegen ein drittes und viertes Königreich entstehen in der Lombardei und in Tuscien. Wer diese erhalten sollte, sei nicht gesagt worden, aber Grund zu Vermutungen ausreichend vorhanden gewesen. Ein merkwürdiger und weitschichtiger Plan. Daß Nikolaus ihn wirklich hegte und bei den Verhandlungen mit Rudolf und Karl aussprach, ist kaum glaublich. Jener Berichterstatter machte sich selbst den Entwurf aus des Papstes Verhalten zurecht; er erzählt nicht, was er erfahren hatte, sondern was das Ergebnis seiner eigenen Schlüsse war. Er traute Nikolaus, der die Bevorzugung seiner Nepoten ins große trieb, solche Absichten zu ihren Gunsten zu, wie sie andere Päpste vor und nach diesem auch hatten. Er erkannte richtig den Grundzug der päpstlichen Politik, in Italien zur selbständigen politischen Macht zu gelangen, er wußte um die burgundische Sache, vielleicht auch, daß der Papst nichts gegen die Nachfolge von Rudolfs Sohn einzuwenden hatte. Nikolaus hat Rudolf nie zur Kaiserkrönung eingeladen; er wünschte sie nicht, ehe er nicht die Verhältnisse nach seinem Sinn geordnet hatte, und er starb darüber. Wahrscheinlich vereinbarte Rudolf noch mit ihm unter Karls Zustimmung die Einsetzung von Generalvikaren des Reiches für Toscana, welche er im Januar des nächsten Jahres 1281 vollzog. Gleichzeitig geleiteten die dazu ernannten Grafen von Baiern und Wirtemberg Clementia über die Alpen, die sechste und letzte Tochter, deren Hand Rudolf vergab, um die Größe seines Hauses zu begründen. Die siebente, Euphemia, wurde Nonne. Die anderen Schwestern waren im Reiche geblieben, nicht allzufern von den Eltern, und selbst die jugendliche Gemahlin des böhmischen Königskindes hörte um sich die vertrauten Laute der deutschen Sprache. Clementia aber zog hinaus in ein fernes, südliches Land, dessen Redeweise, Sitten und Menschen ihr fremd waren, zu einem Gemahl, den sie nie gesehen. Noch hatte

man in Deutschland nicht vergessen, daß dessen Großvater seine Hände mit dem edelsten deutschen Blute befleckt hatte, man wußte, wie reich, aber auch wie hart und grausam Karl war. Mit bangem Herzen mochte die junge Fürstin die Fahrt zu dem tückischen Welschen antreten, bis ihr der festliche Empfang, den sie überall fand, Trost und Anregung gab. Ihre Mutter konnte den Trennungsschmerz und die Sorgen nicht überwinden, sie brachen ihr in kurzer Zeit das Herz.

Das Konklave zog sich bei der Zwietracht, welche unter den Kardinälen herrschte, wiederum monatelang hin, bis am 22. Februar 1281 das gewaltsame Eingreifen Karls die Wahl Martins IV. durchsetzte. Er war ein Franzose, durch seine Vergangenheit ganz an den sizilischen König geknüpft, der ihn beherrschte. Rudolf konnte darauf rechnen, bei ihm keine Schwierigkeiten zu finden, solange seine Freundschaft mit Karl andauerte.

Fünfter Abschnitt.

Rudolf und das Reich. Die Belehnung der Habsburger mit Oesterreich.

1278—1282.

Nachdem König Rudolf durch einen Feldzug nach Böhmen den dortigen Kronverweser, den Markgrafen Otto von Brandenburg, der seine Stellung möglichst ausbeutete, zur Ruhe verwiesen, sah er die Herrschaft über Oesterreich und Steiermark ausreichend befestigt. Als Herzog Philipp von Kärnten 1279 starb, fielen auch dessen Länder dem Reiche anheim. Es galt nun, das weite Gebiet dauernd seinem Hause zu verschaffen. Daß Rom keinen Widerspruch erheben würde, war sicher; die schwierige Aufgabe lag nun vor, die Kurfürsten geneigt zu machen. Daher verließ er Ende Mai 1281 Wien, wo er mit den kurzen Unterbrechungen der Feldzüge seit fast fünf Jahren Hof gehalten hatte; er hat die Stadt und die österreichischen Lande nie mehr wieder gesehen. Albrecht bestellte er als Generalvikar, damit er an seiner Statt walte.

Die Regierung des Reiches hatte den König in der langen Zeit wenig in Anspruch genommen und die Fürsten waren damit ganz einverstanden. Rom schürte nicht mehr die Zwietracht im Reich und gab es auf, Gegenkönige zu erwecken, und so beflissen sich die Landesherren, ohnehin nach den gewaltigen Kämpfen, welche das Jahrhundert gebracht hatte, der Ruhe bedürftig, das eigene Heim, wie es stand, auszubauen und zu ordnen. Die Zeiten waren nicht mehr dazu angethan, nach großem Erwerb umzuschauen und ihm in wilden Kämpfen nachzujagen; die Stimmung einer gewissen müden Behaglichkeit und engbegrenzten Häuslichkeit herrschte vor. Nicht gerade, daß deswegen die Waffen ruhten. Der Fehden gab es überall mehr als genug, da die Nachbarn bei dem Bestreben, den eigenen Besitz abzurunden, leicht sich gegenseitig in vermeintliche oder wirkliche Rechte griffen. Die frühere Gärung war im Begriff sich zu setzen, aber das ging nur langsam und allmählich, und noch manche Blasen stiegen empor. Doch der Weltenlärm, welchen der Streit um große Fragen geweckt hatte, verstummte,

seitdem diese zu Gunsten des Papsttums entschieden waren. Man hatte einen allgemein anerkannten König, und wenn er die Reichsfürsten im Frieden ließ und von ihnen keine Opfer forderte, hatten sie nichts gegen ihn einzuwenden. Die Fürsten empfingen von ihm die Belehnungs- und andere Urkunden, welche das Reichsrecht erforderte, und kümmerten sich sonst weder um ihn noch um das Reich.

Diese Gleichgültigkeit, oft beklagt und verurteilt, ging nicht allein aus Eigensucht und mangelhafter Ehrliebe hervor. Gewiß ist es richtig, daß die letzten Jahrzehnte überall schnöde Selbstsucht großzogen, daß die geistige Verwirrung, welche der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum hervorrief, auch zur sittlichen führte; trotzdem darf nicht die gesamte damalige deutsche Welt als ein Schmutzhaufen niedriger Gesinnung gebrandmarkt werden. Es ist nicht schön, unsere Altvordern schlechter zu machen, als sie verdienen. Man mag lieber aus ihren Fehlern ernste Lehren ziehen, als sie ungerecht verurteilen. Eine Vaterlandsliebe, wie wir sie heute von jedem Gliede des Volkes fordern, kannte man nicht und konnte man nicht kennen. Zwar regte sich bereits das Bewußtsein der eigenen deutschen Volksart, die zuerst Walter von der Vogelweide mit warmem Herzen pries, aber Volkstum und Reich deckten sich nicht. In dieser Hinsicht besaßen Frankreich und England einen großen Vorzug. Das Reich umfaßte eine große Zahl fremdartiger Bestandteile, welche nur locker mit den rein deutschen Ländern zusammenhingen. Es zerfiel in eine Unmasse so gut wie selbständiger Gebilde, innerhalb deren sich das alltägliche Leben der Bevölkerung abspielte, in denen es ganz und gar wurzelte und aufging, ohne vom Königtum viel berührt zu werden. Der gemeine Mann, der kleine Adel, der niedere Geistliche hatten nur mit ihren Landesfürsten zu thun, mit dem Königtum verknüpfte sie nur ein ideales, nicht ein thatsächliches Band. Ebenso kamen für den König außer den Reichsstädten, von denen noch zu reden ist, nur die Fürsten in Betracht, aber diese in ihrer großen Mehrzahl waren auch ganz an ihr Gebiet gebannt, lebten nur für dasselbe und erblickten hier den Gipfelpunkt ihrer Thätigkeit. Gewiß war das Selbstsucht, aber eine ihnen aufgezwungene. Sie mußten für sich selber sorgen, denn Reich und Königtum hatten jahrelang nichts für sie gethan und thaten auch jetzt nicht mehr, als daß sie den allgemeinen Bestand rechtlich gewährleisteten.

Mehr verlangte man auch nicht. Unsere heutigen Begriffe von den Pflichten und Rechten des Staates sind das Ergebnis einer Jahrhunderte langen Entwickelung. Damals stellte niemand an den Staat so hohe Forderungen, wie wir es thun. Die Erkenntnis, daß der einzelne im vollen Zusammenhang mit dem Ganzen sich am besten steht, ist erst das Erzeugnis des modernen Staates, welcher seinem Bürger jede rechtliche Unterstützung gewährt, aber auch verlangt, daß er sie allein bei ihm suche. Das Mittelalter schätzte in dieser Beziehung die Selbstthätigkeit höher und auch das Recht schloß Selbsthülfe nicht vollkommen aus. Die Reichsglieder, weil sie des Ganzen weniger bedurften oder zu bedürfen meinten, widerstrebten daher auch Opfern und Lasten für dasselbe. Gewöhnt, sich zu wehren und zu schützen, traute sich jeder zu, das weitere selbst zu leisten. Da die eigene Scholle allen sonstigen Lebensinhalt bot, glaubte man gar nicht einer stärkeren Königsmacht zu bedürfen. Ja, es fehlte sogar die Erkenntnis,

wie übel es mit ihr bestellt war. Zwar ertönen manche Klagen über die Schwäche des Reichs, aber im Durchschnitt lebte das Volk noch in der alten Ueberzeugung von seiner Macht. Deutschland strotzte von furchtbarer kriegerischer Kraft, seine Ritter hegten das stolze Bewußtsein, niemand in der Welt komme ihnen in der Schlacht gleich; daher übersah man leicht, daß diese Waffenmacht nach außen nur dann etwas vollführen konnte, wenn eine höhere Gewalt sie zusammenfaßte und leitete. Auch das Ausland erkannte noch nicht, daß dieses wehrhafteste Volk sich selbst zur Leistungsunfähigkeit verdammte.

Daß die Dinge soweit gediehen waren, lag an den uralten Fehlern der Reichsverfassung, die nie eine feste Form gewann. Selbst in seinen größten Zeiten war die Macht des Königtums im wesentlichen nur die persönliche ihres Trägers. Daher in ihm stets jene eigentümliche Mischung von Gebundensein und Willkür, zwischen welchen Gegensätzen sich das Königtum bewegte, und sie haftete teilweise selbst noch dem eines Rudolf von Habsburg und seiner Nachfolger an. Von gemeinsamen Reichseinrichtungen, welche als Bindeglied gedient hätten, war nie viel vorhanden, daher wurden die einzelnen Bestandteile um so leichter selbständig und verloren das Gefühl wie das Bedürfnis der Einheit.

Der Zustand, in dem sich Reich und Volk gegenwärtig befanden, schloß große Gefahren ein, die sich nur vermeiden ließen, wenn es gelang, durch festere Zusammenkettung die Getrennten wieder einander näher zu führen. Diese Aufgabe konnte allein das Königtum erfüllen und ihm allein lag sie ob. Von ihm als dem Herzen mußten frische Ströme durch den Reichskörper gehen und die Gliedmaßen mit gleichem Leben durchdringen.

Um das zu vollbringen, mußte es allerdings selber lebenskräftig sein, und dazu bedurfte es Mittel und Stoff. Als es mit Rudolf wiedererstand, gebrach es daran fast gänzlich. Die Staufer vereinten, als sie zur Reichsherrschaft kamen, den Besitz der Salier mit ihrem eigenen, auf Rudolf ging von dem staufischen Hausgut nichts über, als etwa die Städte, welche sich beim Reiche gehalten hatten. Das früher so gewaltige Reichsgut war zum allergrößten Teil verloren, der geringe Rest meist verpfändet. Allgemeine Reichsauflagen gab es nicht, der Reichsheerbann war verfallen. Das Reich war überhaupt kein Staat mehr, nicht einmal im mittelalterlichen Sinne. Thatsächlich hatte Rudolf zur Grundlage seiner Königsherrschaft nicht viel mehr, als sein Familiengut, was zwar stattlich, aber nicht groß genug war, um viel damit zu machen. Und sollte er es aufopfern zum Nutzen des Reichs?

Er hätte es thun können, wenn er gewiß war, daß das, was er an das Reich wandte, seinen Nachkommen auf anderer Seite zu gute kam, nämlich wenn sie erblich am Reich blieben. Diese Voraussetzung konnte er jedoch nicht von vornherein zur Grundlage seines Handelns nehmen, denn der Grundsatz von der Wählbarkeit des Königs war den Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen. Es blieb ihm also nichts übrig, als sehr vorsichtig zu sein und sich zu beschränken.

Es erscheint thöricht, längst Dahingegangenen aus unserer auf der Kenntnis der späteren Entwickelung beruhenden Weisheit heraus Ratschläge zu erteilen, wie sie es hätten machen sollen. Gleichwohl geschieht das oft genug. So ist den

Staufern und ihren Nachfolgern der Vorwurf gemacht worden, sie hätten nicht verstanden, das deutsche Bürgertum für die Stärkung der Reichsverfassung zu benutzen. Ueber Rudolf ist der besondere Tadel ergangen, daß er nicht eine reichsständische Verfassung eingeführt habe. Die Bürgerschaften begrüßten die Wahl Rudolfs, den die Straßburger fast zu dem Ihren und andere Städte zum Freunde zählten, mit Freuden. Sie täuschten sich zunächst nicht in ihren Erwartungen und manches schöne Privileg des neuen Herrschers, obschon mit gutem Gelde bezahlt, lag in den Truhen der städtischen Archive. Als Person und als König stand er den Bürgerschaften weit näher, als je einer der früheren Kaiser. Doch Rudolfs Art war es nicht, ausschließlich eine Partei zu ergreifen, wenn nicht der Vorteil augenscheinlich bei ihr lag und daneben eine andere bestand, mit welcher auch zu rechnen war. Er bestätigte schon in den ersten Jahren seiner Regierung den Bischöfen die von Friedrich II. gegen die Städte erlassenen Gesetze.

Die geistlichen Kurfürsten besaßen als Träger weltlicher und kirchlicher Gewalt auch einen doppelten Einfluß im Reich. Wohl stritten sie auch miteinander, im allgemeinen begegneten sich jedoch ihre Ziele vielfach. Bei den Königswahlen waren sie die Hauptmacher und der Gewählte sah sich auch vor allem auf sie angewiesen. Sie rechneten auf seine besondere Ergebenheit und es war gefährlich, sie ihnen zu versagen. Da die Erzbischöfe von Mainz und Köln mit ihren Städten in selten ruhendem Streit zu liegen pflegten, waren sie naturgemäße Widersacher der städtischen Freiheit, nicht allein bei ihren Bischofsstädten, sondern überhaupt, da die großen Bürgerschaften ein einheitlicher Zug durchdrang und ein Fortschritt der einen leicht die anderen förderte. Ebenso wie sie betrachtete die übrige geistliche und weltliche Fürstenschaft die Städte.

Es wäre freilich eine schöne Aufgabe für das Königtum gewesen, diese Gegensätze auszugleichen, um dadurch dem Reiche neue Kräfte zu gewinnen. Dazu gehörte jedoch eine feste Regierung, welche in sich stark genug zu diesem großen Werke war. Denn in Deutschland überwog das fürstliche und ritterliche Element weit mehr, als in Frankreich oder England, wo zugleich die Gemeinsamkeit des Reiches zu stärkerer Ausbildung gediehen war und die Städte eine gleichmäßigere politische Stellung einnahmen. In Deutschland gab es Freistädte und Reichsstädte, von denen jede ihren eigenartigen Rechtszustand hatte, und die an Wichtigkeit sehr verschieden waren. Unendlich größer noch war die Zahl der fürstlichen Landstädte, von denen nur ein geringer Teil bei einem etwaigen grundsätzlichen Kampfe zwischen Bürgertum und Fürstentum in Betracht kam. Ganz ungleich war ferner die geographische Verteilung der bedeutenden Sitze des reichsstädtischen Bürgertums. Am Rhein und in Schwaben lagen sie dicht nebeneinander gesät, aber östlich davon weit zerstreut und meist von größeren Fürstentümern umgeben. Jene Frage konnte daher zunächst nur für den Westen des Reiches eine ernstliche Bedeutung haben, auch dort wäre es schwer gefallen, gegen die Kurfürsten und anderen Herren durchgreifende Erfolge zu erringen, um so mehr, da den Geistlichen in der Gefahr vermutlich das Papsttum zur Seite stand. Und selbst wenn es am Rhein zu einem erwünschten Ausgange kam, so war der noch größere Kampf mit dem übrigen Fürstentum zu bestehen. Das einzige, was die Könige den Städten leisten und wozu sie deren Kräfte heranziehen konnten, war

die Sicherung des öffentlichen Friedens, die Wahrung der Ordnung und der Gesetze im Reiche, und da ist ihnen allerdings der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie oft genug andere Rücksichten höher stellten. Aber wäre den Städten in ihrem Streben nach völliger Selbständigkeit damit genügend gedient gewesen? Man darf nicht verkennen, wie es oft genug geschieht, daß den Bürgerschaften an der Aufrechterhaltung alter Rechtszustände wenig lag, ihr ganzes Emporkommen beruhte auf deren Durchbrechung, und wenn das Königtum ihnen dabei grundsätzliche Unterstützung lieh, betrat es den Weg einer unabsehbaren Umwälzung. Gerade zur Zeit der Schwäche des Königtums machten die Städter ihre schönsten Fortschritte. Selbst die an sich dankenswerte Aufgabe des öffentlichen Schutzes konnte der König nur erfüllen mit Hülfe und Berücksichtigung des Fürstentums. In dem allmählichen friedlichen Ausgleich, nicht in dem Bekämpfen des einen durch den anderen beruhte das Heil.

Die deutschen Herrscher hielten, mit Ausnahme weniger Zwischenfälle, wo die Politik des Augenblicks sie leitete, es für geraten, sich auf das Fürstentum zu stützen. Denn die Freundschaft mit diesem, welches ihnen ohnehin durch Abstammung, Neigung und Sitte am nächsten stand, bot ihnen die Aussicht, Vorteile ohne Kampf zu erreichen, welcher bei entgegengesetzter Haltung unvermeidlich war. Doch hatten sie von den Fürsten nur geringe Unterstützung zu erwarten oder gesetzmäßig zu fordern. Wenn sie überhaupt als Könige etwas bedeuten wollten, blieb ihnen nichts übrig, als das aus eigener Macht zu erringen, diese also sich zu schaffen. Dazu gab auch die Reichsverfassung die Möglichkeit, aber nur wenn die Fürsten sich nicht in den Weg stellten. Die Mittel, sie zu gewinnen, mußte allerdings zunächst wieder das Reich bieten, so daß jeder Fortschritt, welchen der König machte, dieses schädigte, eine Zwickmühle bedenklichster Art. Indessen war die Sache nicht so schlimm, wenn das, was der jeweilige König gewann, immer ein bleibender Gewinn auch für das Königtum wurde, indem es auf seine Nachfolger überging. Das einzige Mittel, durch welches das Reich wieder gesunden konnte, war ein starkes Königtum, beruhend auf bedeutendem eigenem Besitz und diesen den Nachkommen hinterlassend. Die Erblichkeit der Krone war jedenfalls am schwersten zu erreichen und nur dann, wenn ein starkes Geschlecht sich emporarbeitete und sie erzwang. Natürlich war damit nicht gesagt, daß die Könige der Erweiterung des Hausbesitzes lediglich und allein rücksichtslos nachlaufen sollten; sie mußten auch sehen, soweit ihre eigenen Mittel nicht zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung ausreichten, die Reichsglieder dazu anzuhalten und zu bewegen.

So ganz hatte auch das Königtum seine alten Befugnisse nicht eingebüßt, es kam darauf an, die noch gebliebenen zu sammeln und zur Geltung zu bringen, die Theorie zur Praxis zu machen. In der Kriegs- und Rechtsverfassung gab es noch Rechte genug, die, von einem starken Könige gehandhabt, wertvolle Förderung dem Ganzen zutragen konnten. Von dem Reichsgut ließ sich mancherlei zurückschaffen; wenn es dann nur beim Reiche behalten wurde. Am wichtigsten war, daß der König erledigte Reichslehen vergeben konnte, und hier vor allem mußte seine Politik einsetzen. Zwar galt bereits die Rechtsanschauung, daß er sie nicht selber dauernd behalten dürfe, aber sie ließ sich umgehen und endlich

beseitigen. Wenn man erwägt, welche großen Vorteile ein jeder der Könige „aus verschiedenen Häusern" für sich und seine Familie erreichte, wird man zugeben müssen, daß das deutsche Königtum damals noch die Möglichkeit einer neuen Kraftentfaltung besaß. Daß sie dem Reiche als solchem nicht zum Nutzen diente, war ein Unglück, an dem die Könige wenigstens nicht die ganze Schuld trugen.

Rudolf kam mit großen Plänen und Hoffnungen. Er wollte die Zustimmung der Kurfürsten erlangen, daß er seinen Sohn Albrecht mit den österreichischen Landen, seinen Schwiegersohn Karl Martell mit dem Arelat belehnen dürfe. Daneben wollte er wirken für die Nachfolge seines Sohnes Hartmann auf den deutschen Thron. Lange war er dem Reiche fremd geblieben und es galt nun, dort vollen Einfluß zu begründen, und, nachdem er persönlich so viel erreicht, auch die königlichen Pflichten zum öffentlichen Besten zu erfüllen.

In Regensburg, dann in Nürnberg verweilte Rudolf bis zum Ende des Sommers. Um die Befriedung des Landes zu bewirken, griff er zur Einsetzung von Landfrieden, für welche der Reichsfrieden, welchen einst Friedrich II. 1235 zu Mainz erließ, das große Muster bot. Seitdem waren, um der Not der Zeit zu wehren, so manche Landfriedenseinigungen zwischen einzelnen Ständen des Reiches, Fürsten und Städten abgeschlossen worden, wie noch nach Rudolfs Wahl in Schwaben und am Rhein. Diese erstreckten sich auf begrenzte Kreise und auf gewisse Teilnehmer, welche die besondere Verpflichtung eingingen, und galten nur für eine festgesetzte Zeit. Obgleich dabei immer die augenblicklichen Verhältnisse der betreffenden Gegenden maßgebend waren, so hatte diese Begrenzung ihren Vorteil. Die Mitglieder standen nicht unter allgemeiner, sondern persönlicher Verpflichtung, die Vollziehung des Landfriedens ließ sich besser ordnen und wirksamer durchführen. Aber diese Sonderverträge nahmen für sich in Anspruch, was eigentlich Reichssache war, und was anfangs bei dem Mangel eines einheitlichen Königtums notgedrungen geschah, setzte sich bald in die Anschauung um, daß den Reichsständen die Uebung des Landfriedens rechtlich zukomme. Zugleich schwand der Begriff der Pflicht, und man faßte die Sache als ein Opfer, da die Mitglieder sich gewissen Beschränkungen ihrer Gerichtsbarkeit unterwarfen und persönliche, ihnen von Rechts wegen nicht aufliegende Leistungen freiwillig darboten.

Diese Auffassung ließ sich nur bekämpfen, wenn das Reich im stande war, eine wirksame allgemeine Einrichtung und die Werkzeuge zu ihrer Durchführung zu schaffen. Wie sollte das aber geschehen? Die vorhandenen Mittel reichten dazu bei weitem nicht aus. Die Reichsstände zu deren Hergabe zu zwingen, fehlte der Krone die Macht, um so mehr, da viele von ihnen darin nur eine Verletzung ihrer Rechte, eine Auferlegung von neuen, nicht herkömmlichen Pflichten erblickten. Rudolf wählte den Ausweg, die alten und neuen Zustände zu verbinden, und auch er mochte erwägen, daß unter den gegebenen Bedingungen der Zweck der Befriedung sich am schnellsten erreichen ließ, indem kleine Kreise zusammengefaßt wurden. Es genügte ihm, wenn der König die Landfrieden einsetzte und gebot, wenn sie unter seinem Namen zu stande kamen und ihm ein gewisser Einfluß auf sie zustand. Dabei war unausbleiblich, mit den größeren

Fürsten zu rechnen. Infolgedessen erhielten sie abermals eine wesentliche Stärkung, und das Reich trat für den gemeinen Mann hinter ihnen zurück. Erst später ging Rudolf dazu über, auch das ganze Reich umfassende Ordnungen zu verkünden.

So beginnt die Zeit der Landfrieden, welche volle zwei Jahrhunderte dauerte. Bis zum ewigen Landfrieden von 1495 wurden ihrer unzählige geschlossen, von denen die einen kaum das Pergament wert waren, auf welchem sie niedergeschrieben wurden, andere aber ihren Zweck zum guten Teil erfüllten. Es ist nicht gerechtfertigt, alle diese Landfrieden lediglich als leere Schattenspiele zu betrachten. Viele dienten ihren Gebieten zum Segen und oft beseelte die vereinbarenden Parteien redlicher Wille. Sie bildeten fast die einzige Form, in welcher für lange Zeit der Kaufmann und der Wanderer seinen Schutz fand. Ihre Verfassung war sehr verschiedenartig. Für gewöhnlich wurde ein besonderes Gericht eingesetzt, dem häufig ein Obmann vorstand, welches Streitfragen entschied und festsetzte, wie viel Mannschaften die Mitglieder in den einzelnen Fällen zur Bestrafung der Friedensbrecher zu stellen hatten. In der Regel war die höchste zu leistende Zahl der Reisigen im Vertrage festgesetzt. Manche Bündnisse unterhielten auch eine stehende Polizeitruppe und erhoben dafür von den Teilnehmern eine Auflage. Diese Bestimmungen bilden meist den Hauptinhalt der Verträge und sind bis in die geringsten Einzelheiten durchgeführt. Doch gibt es auch Landfrieden namentlich in der älteren Zeit, welche Bestimmungen treffen über Verhältnisse, welche mit der Befriedung des Landes nicht zusammenhängen. Sie sind eigentlich mehr Polizeiordnungen in weitem Umfange. Immer waren die Landfrieden nur ein dürftiger Notbehelf und selbst solche, die eine Zeitlang ihre Aufgabe trefflich erfüllten, gingen in der Regel zu Grunde, weil die nie ruhende Fehdelust, die schließlich immer über alle anderen Erwägungen sich emporarbeitende Selbstsucht sie sprengten. Erst als die trübsten Erfahrungen allenthalben die Erkenntnis aufzwangen, daß Einrichtungen solcher Art nicht genügend halfen, griff man wieder zurück zu dem Gedanken eines allgemeinen dauernden, über dem Augenblick stehenden und daher unpolitischen Reichsfriedens. Denn die Politik war den Herren meist wichtiger, als das Gemeinwohl, und daher kam es, daß viele der Landfrieden, auch von Kaisern verkündete, hauptsächlich politische Bündnisse waren, welche die Friedensbestrebungen nur als Deckmantel nahmen. Natürlich zerstoben gerade diese am ehesten in dem kräuselnden, ewig wechselnden Wellenschlage der Tagesfragen.

Die Landfrieden ziehen sich hinfort in ununterbrochener Folge durch die Reichsgeschichte hindurch und es ist für die Einzelforschung nicht ohne Wert, ihre innere Ausbildung zu verfolgen. Aber durchschnittlich wiederholen sie eintönig dieselben Dinge, und eine Geschichtsbetrachtung vom allgemeineren Standpunkt aus mag sich mit ihnen schneller abfinden.

Rudolf errichtete in Regensburg und Nürnberg Landfrieden für Baiern und Franken, aber von Kurfürsten erschien nur Ludwig von der Pfalz an seinem Hofe. Durch Schwaben und Elsaß ziehend gelangte er im Dezember nach Mainz, um den Frieden zwischen Erzbischof Werner und dessen Gegnern zu vermitteln und auch am Rhein einen Landfrieden zu stiften.

Werner lag im Streit mit seiner Stadt und auch in Fehde mit dem rheinischen Adel und mit Hessen, die trotz eines großen kriegerischen Erfolges, welchen er 1279 bei Genzingen davontrug, sich noch weiter hinzog. Mit seinen Kurgenossen von Köln und Trier stand er dagegen im besten Einvernehmen und gegenseitigem Trutz- und Schutzverhältnisse.

Heinrich von Trier führte sein Dasein in alter Weise, zerfallen mit seinem Stift und seinen Unterthanen und überhäuft mit Schulden. Den Kölner Krummstab trug seit Engelberts Tode 1275 Siegfried von Westerburg, nach zwiespältiger Wahl des Kapitels vom Papste bestätigt. Er war ganz Krieger, von frühester Jugend an in den Waffen geübt und gewohnt, alle Beschwerden des Feldlagers, Kälte, Hunger, Durst und Nachtwachen zu ertragen. Mit seiner Hauptstadt hielt er leiblichen Frieden; mit desto größerer Leidenschaft stürzte er sich in andere Kämpfe, namentlich mit Jülich. Heinrich wie Siegfried hatten in den letzten Jahren keine Beziehungen zu Rudolf; eher waltete eine gewisse Spannung ob. Daher ließ sich von ihnen keine Neigung erwarten, auf die vielumfassenden Absichten des Königs einzugehen, aber das Schicksal fügte es, daß ein Teil derselben sich von selbst hob.

Denn in Mainz empfing Rudolf eine schmerzliche Trauerbotschaft. Sein Sohn Hartmann ertrank am 20. Dezember 1281 im Rhein, als er von Breisach nach Rheinau fahren wollte. In der Dunkelheit geriet der Kahn zu nahe ans Land und stieß an einen überhangenden Zweig, umschlagend begrub er die Insassen in der kalten Flut. Im Dom zu Basel neben der Mutter bereitete man dem achtzehnjährigen Jüngling seine letzte Ruhestätte. Statt der zwei Kronen, welche ihm der Vater zugedacht hatte, und des Hochzeitskranzes trug er vorzeitig den Totenkranz. Das Königskind jenseits des Meers hatte vergeblich auf seinen angelobten Bräutigam gehofft. König Eduard suchte zwar im Frühjahr 1281 mit Rudolf neue Anknüpfung, aber dieser, von den Verhandlungen mit Karl von Anjou erfüllt, schob die englische Heirat auf, bis sie mit Hartmann im Rheine versank.

Rudolf mußte vorläufig den Wunsch, einem Sohne das Reich zu vererben, beiseite legen. Denn Albrecht hatte keine Aussicht und Rudolf war noch zu jung, um den Kurfürsten vorgeschlagen zu werden.

Erzbischof Werner übernahm es, den König und die beiden anderen kurfürstlichen Erzbischöfe einander näher zu führen. Mit Siegfried von Köln ging es schwierig, es drohte sogar Krieg mit ihm auszubrechen und Rudolf zog bereits vom Oberrhein Truppen heran, als Siegfried seinen Trotz aufgab und sich den nicht leichten Bedingungen unterwarf. Er erschien im August 1282 in Oppenheim und „um dem Könige mit seiner Ergebenheit in allen Dingen desto besser zu gefallen", gab er urkundlich seine Zustimmung, daß dieser „welches Fürstentum er wolle, ausgenommen Kaiser- und Königtum, seinen ehelichen Söhnen übertrage, wann er wolle".

Im September sah Rudolf in Boppard um sich die vier rheinischen Kurfürsten versammelt. Wichtiger als die Vereinbarungen über Landfrieden, Münze, Friedensschlüsse, wie sie hier getroffen wurden, war für Rudolf, daß ihm am 22. September auch die Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz ihre Willebriefe

über die Belehnung seiner Söhne Albrecht und Rudolf mit den Landen Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und der windischen Mark ausstellten.

Da die sächsischen Herzöge Johann und Albrecht, sowie Markgraf Otto von Brandenburg ebenfalls ihre Willebriefe übersandten, konnte Rudolf seine Söhne und die Vertreter jener Fürstentümer nach Augsburg entbieten, wo er Ende Dezember großen Hoftag hielt. Am 27. Dezember bekundete er feierlich die vollzogene Belehnung. „Wenn der Lenker des römischen Reiches, als Schöpfer der Gesetze, durch das bürgerliche Gesetz nicht gebunden und der König auf der Höhe seiner Würde über die Gesetze und Rechte gestellt sei, so habe er dagegen den gebieterischen Forderungen des natürlichen Gesetzes, dessen Herrschaft sich überall und gegen alle unabweisbar geltend mache, zur Abtragung einer heiligen Schuld willig sein Haupt gebeugt. Darum und mit freier und ausdrücklicher Zustimmung der Reichsfürsten, welche das Recht den römischen König zu wählen, nach altem Herkommen besitzen, habe er die Fürstentümer und Herzogtümer Oesterreich, Steier, Krain und die Mark mit allen Ehren, Rechten, Freiheiten und Zubehör, wie sie einst die Herzöge Leopold und Friedrich von Oesterreich und Steier besaßen, sowie mit allem, was in ihnen König Ottokar von Böhmen auf rechtmäßige Weise erworben, seinen Söhnen Albrecht und Rudolf zu Lehen gegeben.“ Er erteilte ihnen Fürstenrecht für ihre Lande und nahm sie unter die Zahl der Reichsfürsten auf, wogegen sie ihm als König den Eid der Treue und Huldigung leisteten.

Beide Söhne erhielten die Belehnung, eine Handlung der Vorsicht, welche dazu dienen sollte, die Erbfolge in Oesterreich nach Möglichkeit dem habsburgischen Hause zu sichern; alle Schwierigkeiten, welche für die Nachkommenschaft Rudolfs entstehen konnten, wenn die Albrechts erlosch, waren damit von vornherein behoben. Rudolfs Absicht ist es kaum je gewesen, eine gemeinsame Regierung der beiden Brüder oder eine Länderteilung einzuführen, und wenig später setzte er auf Wunsch der österreichischen Landherren, welche als unmittelbare Folge der Gesamtbelehnung eine Doppelregierung fürchteten, eine Hausordnung fest, auf welche er die Lande verpflichtete. Beider Brüder Anrechte blieben dem Rechte nach bestehen, aber dem Albrechtschen Stamme wurde die alleinige Herrschaft vorbehalten. Rudolf sollte zur Entschädigung eine Geldsumme erhalten, wenn ihn nicht der König innerhalb vier Jahren mit einem Königreich oder einem anderen Fürstentum versorge, oder wenn letzteres so dürftig wäre, daß eine Schadloshaltung angemessen sei.

Obgleich die Augsburger Belehnungsurkunde Kärnten nicht nennt, so ist doch kein Zweifel mehr, daß die beiden jungen Fürsten auch mit diesem Herzogtum belehnt wurden, wie die kurfürstlichen Willebriefe gestatteten. Indessen war das nur eine Scheinhandlung, denn Kärnten hatte Rudolf dem Grafen Meinhard II. von Görz-Tirol bestimmt. Für die gegen Ottokar geleisteten Dienste erhielt der Tiroler die Reichsstatthalterschaft in Kärnten und Krain, und schwer wäre er aus diesen Landen zu verdrängen gewesen. Rudolf beabsichtigte das auch gewiß nicht, und wenn er seine Söhne 1282 gleichwohl mit Kärnten belehnte, walteten besondere Rücksichten ob. Möglich, daß in den fürstlichen Kreisen Zweifel entstanden, ob Meinhard Reichsfürst werden könne, und er hat diese

später durch den Nachweis beseitigt, daß er seine Grafschaft Tirol nicht von einem weltlichen Fürsten, sondern von dem Bistum Trient zu Lehen trage. Wahrscheinlicher ist, daß Rudolf sich Meinhard noch mehr zu verpflichten gedachte, indem dieser Kärnten nicht den Kurfürsten, sondern ganz allein ihm und seinen Söhnen verdanken sollte. Außerdem wollte Rudolf vermutlich den Verband, in welchem bis dahin Krain und die windische Mark mit Kärnten gestanden, lösen und jene Lande seinem Hause sichern. Am 1. Februar 1286 verzichteten in Augsburg Albrecht und Rudolf auf das Herzogtum Kärnten in die Hände ihres königlichen Vaters, welcher damit Meinhard unter den üblichen Feierlichkeiten belehnte, seiner geleisteten Dienste wegen und weil die Vermehrung der Zahl der Reichsfürsten dem römischen Reiche Stärke und Zierde verleihe. Krain und die Mark behielt Meinhard auch, aber nur als Pfand.

Sechster Abschnitt.

Der falsche Friedrich II. 1283—1285.

Der große Wurf war gelungen, das habsburgische Haus mit einem Besitz ausgestattet, welcher ihm einen Platz unter den größten Fürsten des Reiches sicherte. Jetzt galt es noch, dem jungen Rudolf das verheißene Königtum oder Fürstentum zu verschaffen. Als ersteres dachte sich Rudolf entweder Deutschland oder Burgund; glückte es nicht, eines von beiden zu erlangen, so mußte ein Fürstentum neu gegründet werden. Da dem jungen Herrn die Stammbesitzungen des Hauses zufallen sollten, so lag es nahe, in dieser Gegend, in Schwaben oder jenseits des Rheins in den oberen Landen ein solches herzurichten. Aehnliches hatte Rudolf ja schon für Hartmann beabsichtigt.

Rudolfs Thätigkeit wendet sich jetzt hauptsächlich dem Südwesten Deutschlands zu und zwar zunächst den burgundischen Gebieten. Die Rücksicht auf den Papst hatte ihn zu dem an sich unnatürlichen Bündnis mit Karl von Anjou getrieben. Schon hatte der sächsische Kurfürst Johann seinen Willebrief gegeben, daß Rudolf dem ältesten Sohne und dem Enkel des Königs, Karl und Karl Martell, das Königreich Arelat gegen Entrichtung des Zehnten an das Reich zu Lehen geben möge, da brach am 30. März 1282 die sizilianische Vesper aus und erschütterte das scheinbar so gut gefügte Reich Karls in seinen Grundfesten. Sie fand ihren Nachhall auf dem italischen Festlande, das ein nicht minder großer Haß gegen die übermütigen Franzosen erfüllte. Zwar begegneten sich noch im Frühjahr 1283 die Könige Rudolf und Karl auf burgundischem Boden zu einer Besprechung, aber bald stellte sich klar heraus, daß von dem gefährlichen Verwandten vorläufig weder etwas zu hoffen noch zu fürchten war. Des deutschen Königs lebhafter Geist wandte sich alsbald von Karl Martell ab und setzte an die Stelle des Schwiegersohnes den Sohn Rudolf.

Das Jahr 1283 hindurch nahmen den König Kämpfe mit Graf Reinald von Burgund und dem alten Feinde, dem Grafen von Savoyen, in Anspruch,

welche er aus eigenen Mitteln, mehr von Habsburgs als von Reichs wegen und mit Glück führte. Wiederum griff er zu einer Heirat, um politische Zwecke zu erreichen, und da er weder Sohn noch Tochter mehr zu vergeben hatte, entschloß er sich, seine eigene Hand anzubieten. Obgleich bereits sechsundsechzig Jahre zählend, warb er um die vierzehnjährige Elisabeth oder Isabelle, die Tochter des verstorbenen Herzogs Hugo von dem französischen Burgund, welche ihr Bruder Robert im Februar 1284 nach Remiremont zur Hochzeit führte. Sie war gar schön und gefiel auch anderen, als ihrem greisen Gemahl. Bischof Friedrich von Speier konnte der Verlockung nicht widerstehen, der jungen Schönheit einen Kuß zu geben, als sie aus dem Wagen steigend und strauchelnd ihm in die Arme fiel. Der eifersüchtige Gatte vermerkte jedoch das übel und verbannte den Bischof aus dem Reiche. So erzählte sich das Volk, andere berichten, der Bischof habe dem Könige nach dem Leben getrachtet; gewiß ist nur die Thatsache der Verbannung Friedrichs. Auch die elsässischen Bürger schauten der blutjungen Königin vergnügt in ihr hübsches Antlitz und ehrten sie mit Festen.

Um seinen Schwager, den Herzog Robert, sich zu verbinden, belehnte ihn Rudolf mit dem Delfinate, der Dauphiné, doch die auf ihn gesetzten Hoffnungen zerschlugen sich bald. Neben Burgund faßte der König gleichzeitig Schwaben ins Auge, dessen Verhältnisse ihn aufforderten, die Rechte des Königtums geltend zu machen und, indem er dessen Ansehen hob, zugleich für seine Sonderzwecke zu wirken. Die dem Reiche seit 1245 entfremdeten Güter zurückzubringen, berechtigte ihn das mit den Kurfürsten vereinbarte Gesetz. Daher beauftragte er Männer seines Vertrauens mit der Aufsuchung und Verzeichnung derselben.

Freilich Pfalzgraf Ludwig, der den reichsten Erwerb gemacht hatte, war in seinem Besitze gesichert. Um die Rechte des Reiches zu wahren und dessen Güter zu verwalten, benützte Rudolf die Landvögte. Er schuf dieses Amt nicht neu, aber er verlieh ihm neue Bedeutung und Ausbildung. Es bestanden Landvogteien in Ober- und Niederschwaben, in Augsburg, im oberen und niederen Elsaß, im Speiergau, im Fränkischen, in Nürnberg und Rothenburg und in der Wetterau. Bald nach seiner Thronbesteigung ernannte er für Niederschwaben seinen Schwager, Graf Albrecht von Hohenberg, welcher ganz im Sinne des Königs seines Amtes mit großem Eifer waltete. Natürlich waren die Inhaber ehemaliger Reichsgüter nicht sonderlich geneigt, sie herauszugeben, und daher fehlte es nicht an mancherlei Zwistigkeiten und Fehden. Auch die Handhabung des Landfriedens führte zu solchen. Rudolf zog nach seiner Hochzeit gegen dessen Störer zu Felde und brach mit gewappneter Hand mehrere Burgen in Schwaben. Die Besorgnis vor den Plänen des Königs, die Furcht vor der Wiederherstellung des Herzogtums riefen in den davon getroffenen Kreisen lebhafte Besorgnisse hervor und reizten ihren schwer zu bewältigenden Widerstand. Die Zahl dieser ritterlichen und streitbaren Herren war eine überaus große, sie selbst standen untereinander im engen Verband und die Brechung ihrer Burgen kostete nicht nur Zeit, sondern auch sehr viel Geld. Mochte es gelingen, noch so viele Festen niederzulegen, ihrer blieben immer noch mehr als genug übrig.

Auch in den Städten griff die Mißstimmung gegen den König Platz und fand Nahrung. Die unzuverlässige, schwankende Haltung, welche Rudolf zu ihnen einahm, indem er dem Bedürfnis des Augenblicks folgend den großen Fürsten, namentlich den Bischöfen immer wieder Zugeständnisse machte, that der Begeisterung, welche seine Wahl begrüßt hatte, bald erheblichen Eintrag. Sein Bedürfnis nach Geld zu decken erachtete er die Reichsstädte für die beste Quelle. Alle Stände des Reiches glichen sich darin, daß sie Auflagen aufs äußerste widerstrebten. Sie lagen nicht in dem Wesen des früheren Reichsregimentes und der Widerwillen gegen sie führte auf von alter Zeit her vererbte Anschauungen zurück. Den Ausländern fiel das als eine besondere Eigenschaft der Deutschen auf, lieber erduldeten sie alles, als daß sie Steuern zahlten. Daß die Reichsstädte dem Reiche zinsten, war ganz in der Ordnung, aber selbst die Forderung einer regelmäßigen Zahlung stieß auf Widerstand, noch viel mehr die einer außerordentlichen. Solche aufzuerlegen, hatte der König nicht nur das Recht, sondern auch die Nötigung, denn den Städten kam eine sichere Ordnung, die sich nicht ohne Opfer erreichen ließ, in erster Stelle zu gute. Allerdings verfolgte Rudolf dabei persönliche Zwecke und ging in seinen Forderungen sehr weit. Gerade damals verlangte er den dreißigsten Pfennig, das heißt eine Abgabe von 3⅓ Prozent des Vermögens. Der vielgeschäftige König führte wieder allerhand Pläne im Schilde, auf Burgund, auf Schwaben, auf die Mehrung seiner Einkünfte, welche alle nicht so leicht durchzuführen waren. Auf die Kurfürsten konnte er dabei nicht rechnen, weil sich hier in eigentümlicher Weise Reichssache und persönliche Angelegenheit des Königs kreuzten. Pfalzgraf Ludwig förderte zwar die Bestrebungen des Königs für den Landfrieden, aber ein neues Herzogtum Schwaben wäre ihm kaum genehm gewesen. Von den geistlichen Kurfürsten starb der einzige, welcher eine gewisse Anhänglichkeit gezeigt hatte, Werner von Mainz, im April 1284. Ueber die Neuwahl brach im Kapitel ein langandauernder Zwist aus.

Für Rudolf begann nun eine Reihe von Kämpfen, welche sich durch die nächsten Jahre hindurchzogen. In Schwaben stritt sein Landvogt, Graf Albrecht von Hohenberg, gegen den jungen feurigen Grafen Eberhard den Erlauchten von Wirtemberg. Voll Begierde, die noch geringe Macht seines Hauses zu erweitern, durchbrach Eberhard ungestüm den Zwang der Ruhe, welchen ihm die ersten Jünglingsjahre auferlegten, und dachte nur an Fehde und Schlachtgetümmel. Wie sich später die Wirtemberger erzählten, war das Kind der Mutter aus dem Leibe geschnitten worden, welche sterbend prophezeite, so lange es lebe, werde kein Frieden im Schwabenland sein. Der König suchte durch Landfriedensvereinbarungen mit Pfalzgraf Ludwig die Ruhe zu sichern, aber wie sich bald zeigte, ohne Dauer. Er selbst sah sich genötigt, gegen die Reichsstädte zu Felde zu ziehen, da sie sich weigerten, die hohe Abgabe, welche er ihnen kürzlich auferlegt, zu zahlen. Weithin verbreitete sich ihr Widerstand; selbst Frankfurt schloß mit Friedberg und Wetzlar ein Schutz- und Trutzbündnis gegen jedermann, also auch gegen Rudolf. Auch Kolmar war widerspenstig und ließ es auf eine Belagerung ankommen, ehe es sich fügte. Von dort zog er über Mainz,

welches wie Speier und Worms in der Treue verharrte, nach der Wetterau gegen Wetzlar.

Seltsame Vorgänge riefen den König dorthin. Der Glaube, daß Friedrich II., der letzte große Gegner der Päpste, wiederkehren werde, um die Pfaffen zu bezwingen, hatte sich von Italien nach Deutschland verbreitet. Die wild erregte, an wunderbaren Ereignissen reiche Zeit des Interregnums war ganz dazu angethan, ihm Anhänger zu verschaffen. Fern vom deutschen Boden schieden Friedrich und sein Enkel Konradin dahin, und die unteren Kreise des Volkes konnten es kaum fassen, daß ein so herrliches Geschlecht für immer erloschen sei. „Niemand wußte, ob Kaiser Friedrich tot war oder nicht," sagt eine Chronik. Auch die Weissagung lief um, aus seinem Stamm werde eine sündhafte Wurzel hervorsprossen mit Namen Friedrich, um den Klerus in Deutschland und selbst die römische Kirche zu demütigen und gewaltig heimzusuchen. Das Volk wandte von der unbefriedigenden Gegenwart den Blick zurück in die früheren Zeiten, welche der Erinnerung herrlicher erschienen, als sie waren. Glaubten doch auch manche Böhmen, Ottokar sei nicht gefallen, sondern werde wiederkehren. Die Zeit neigte ohnehin dazu, das Unglaublichste wahr zu finden. Die Erscheinungen eines angeblichen Friedrich wurden zur ansteckenden Zeitkrankheit, so daß vielfach Männer als Friedrich II. oder auch als Konradin auftraten. Fast alle starben den Tod durch Henkershand, aber sie fanden Nachfolger. Den Höhepunkt erreichte der Schwindel in den achtziger Jahren, wo fast gleichzeitig in den verschiedensten Gegenden Deutschlands falsche Friedriche das Volk zu bethören suchten. Ueber die meisten hören wir nur kurze Nachrichten; einer jedoch, der sich dann auf der Folter als einen Dietrich Holzschuh bekannte, nahm die Aufmerksamkeit in reichstem Maße in Anspruch. Es ist schwer zu unterscheiden, ob man in ihm mit einem verschlagenen Gauner oder mit einem Geistesgestörten zu thun hat, welchen sein Wahn befähigte, mit solcher Ruhe und Sicherheit aufzutreten, daß er viele überzeugte.

Woher Dietrich stammte, ist unbekannt, denn die Vermutung, daß er mit Friesland im Zusammenhang stand, ist nicht ausreichend begründet. Er tauchte zuerst in Köln auf, aber mit wenig Glück. Die städtischen Behörden warfen ihn in das Gefängnis und stellten ihn dann dem Volke zum Spott auf dem Markte aus, eine Leiter als Thron, eine Flitterkrone auf dem Haupte. Gemißhandelt und mit ausgerauften Haaren, von Schmutz besudelt, aber unaufhörlich beteuernd, er sei der Kaiser Friedrich, wurde er aus der Stadt getrieben. Da nahmen ihn die Bürger von Neuß auf, wo er angeblich zwei Jahre glänzenden Hof hielt. Von allen Seiten strömten Fremde herbei, hoch und niedrig, Adelige, Bürger und Bauern, um ihn zu sehen. Gütig nahm er alle auf, bewirtete und beschenkte sie. Den alten Kriegern Friedrichs II. gab er überzeugende Beweise von seiner Echtheit. Das ganze Reich erfüllte sich mit der wunderbaren Mär, selbst der Markgraf von Este schickte aus Italien Boten, um über die seltsame Nachricht Kundschaft einzuziehen. Bis an die östlichsten Grenzen, in die ferne Steiermark verbreiteten sich die Gerüchte von den unermeßlichen Reichtümern des Geheimnisvollen, der wie einst der goldene König Ottokar sich nur Geschirres von Edelmetallen bediente. Als einst der Hauswirt

in Sorge um die ausgelegten Summen von seinem Gast Bezahlung forderte, habe ihn dieser geheißen, am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang hinaus aufs Feld zu reiten und seine Kämmerer zu erwarten. Richtig kamen von Osten her drei pechschwarze Mohren mit kurzem Kraushaar und brachten eine reiche Saumtierladung Goldes.

Unter dem Siegel Kaiser Friedrichs erließ Dietrich Briefe an die Fürsten und Großen des Reiches, dem Utrechter Bischof erteilte er den Auftrag, den Grafen Florenz von Holland wegen seiner Gewaltthaten gegen die Friesen vor das kaiserliche Gericht nach Neuß zu laden. Erzbischof Siegfried, der die Auslieferung des Kaisers verlangte, mußte vor geschlossenen Thoren unverrichteter Sache abziehen.

Die Kunde von dem Aufstand der Städte gegen König Rudolf erweckte in dem Afterkaiser frohe Hoffnungen. Er brach von Neuß auf, um nach Frankfurt zu ziehen, wo er seinen Sitz aufschlagen wollte. An Rudolf richtete er die Aufforderung, vor ihm zu erscheinen und sein Königtum als Lehen zu empfangen. Die Sache wurde so arg, daß der König, der anfangs den Unsinn verlachte, sich zum Einschreiten entschloß. Dietrich hatte inzwischen in der Stadt Wetzlar Aufnahme gefunden, doch die Verständigen unter der Bürgerschaft zogen vor, Rudolfs Gnade zu erwirken, indem sie die Zahlung des dreißigsten gelobten. Um dem Unfug ein Ende zu machen, rückte Rudolf im Juli 1285 vor die Stadt, verlangte und erzwang die Auslieferung des Mannes. Der Marschall von Pappenheim schleppte ihn, an den Steigbügel seines Pferdes gefesselt, in das Lager, aber Dietrich hielt seine Rolle fest und beantwortete die Fragen Rudolfs mit fester Sicherheit. Erst die Folter brach die Widerstandskraft des Greises, so daß er seinen wirklichen Namen offenbarte und das Verbrechen der Zauberei eingestand. Als er zur Richtstätte geführt wurde, welche noch heute Kaisergrund heißt, nahm er jedoch seine Rolle wieder auf und erklärte, in drei Tagen werde er in Frankfurt erscheinen. Die Flammen des Scheiterhaufens vernichteten am 7. Juli seinen Leib, aber nicht den Glauben des Volkes an ihn; in der Asche sollte sich auch nicht der kleinste Knochen gefunden haben. Bald erstanden andere Friedriche; von denen freilich keiner die Bedeutung Holzschuhs erreichte. Noch siebzig Jahre später glaubte man in Schwaben an die baldige Wiederkunft des alten Kaisers, bis sich endlich mit der fortschreitenden Zeit die Kyffhäusersage bildete, in welcher schließlich in der Neuzeit Friedrich I. den seinem Enkel gebührenden Platz einnahm.

Mag Dietrich Holzschuh — Tile Kolup ist die niederdeutsche Namensform, welche später zur üblichen wurde, — als Betrüger oder Wahnbethörter gelten, seine Erscheinung gibt ein vortreffliches Stimmungsbild der Zeit und der herrschenden Strömungen. Sie spiegeln sich auch lebhaft wieder in den Ansichten, welche die Zeitgenossen über die Gründe seines Auftretens und seinen Anhang aussprechen. Die einen meinten, die Rudolf feindlichen Fürsten hätten ihn aufgestellt, andere, die abtrünnigen Städte ihn begünstigt. Sein Reichtum sollte von den Juden stammen, gegen welche der alte Haß fortdauerte und in abenteuerlichen Fabeln immer neue Nahrung fand, so daß er oft blutig ausbrach. Rudolf selbst hat davon reichen Nutzen gezogen. Besonders die Ketzer sollen dem falschen Friedrich

angehangen haben. Der Haß und die Abneigung gegen die herrschende Kirche waren weit verbreitet, wenn auch die abweichende Richtung nicht so stark hervortrat, wie zu den Zeiten Friedrichs II.; noch gab es allenthalben in den Städten zahlreiche Anhänger ketzerischer Lehrmeinungen, denen jener als der Heros in dem Streite gegen Papsttum und Pfaffheit galt. Ketzerei und Zauberei betrachtete man als ebenbürtige Kinder des Bösen, demnach hieß auch der gerichtete Dietrich ein großer Hexenmeister, der durch heimliche Künste sich Reichtümer verschaffte und durch sie befähigt war, die trügerische, dem ehemaligen Kaiser ähnliche Gestalt anzunehmen, dessen Geheimnisse zu wissen und die, welche jenen kannten, zu täuschen. Weltliche und kirchliche Uebelstände, Phantasie und Aberglauben bereiteten den falschen Friedrichen den Boden.

Siebenter Abschnitt.

Das Verhältnis Rudolfs zu Rom, Burgund und Frankreich 1285—1289.

Das Jahr 1285 räumte gewaltig auf unter den gekrönten Häuptern Europas; König Karl von Neapel, sein Freund Papst Martin IV. und sein Feind, Peter von Aragonien, dann der französische König Philipp III. sanken ins Grab. Die großen politischen Verhältnisse, mit welchen Rudolf bis dahin zu rechnen hatte, änderten sich und er traf sofort danach seine Maßnahmen. Von der Kaiserkrönung war in den letzten Jahren keine Rede mehr, nicht weil Rudolf auf sie verzichtet hätte, sondern weil er die entgegenstehenden Hindernisse erkannte. Denn Martin IV. haßte von ganzer Seele die Deutschen, von denen er wünschte, sie möchten Frösche oder Fische sein und er ein Storch oder ein Raubfisch, damit er sie verschlingen könne. Er hatte wenig Freunde; man spottete, er habe die fetten Aale aus dem Bolsener See so geliebt, daß er sich an ihnen zu Tode aß. So wenig wie der Papst, konnte König Karl die Romfahrt Rudolfs wünschen. Jetzt lagen beide im Grabe und der Thron von Neapel war verwaist, weil sein Inhaber, der älteste Sohn Karls, sich in der Gefangenschaft der Sizilianer befand. Da der übermächtige Einfluß, welcher die Wahl des Franzosen Martin veranlaßt hatte, diesmal fehlte, einigten sich die Kardinäle schnell auf die Person eines Stadtrömers, Honorius IV. Er war ein alter gichtbrüchiger Greis, der bei der Messe die Monstranz nur durch eine künstliche Vorrichtung heben konnte, aber frischen Geistes, bei den Römern beliebt. Er verfolgte wieder die Politik Nikolaus III.

Rudolf begrüßte ihn nach seiner Wahl durch eine Gesandtschaft. Es handelte sich nicht nur um eine neue Anknüpfung mit dem römischen Stuhle und um Aufhebung einer Bulle Martins, welcher dem französischen Könige den Kirchenzehnten aus den lothringischen Bistümern und dem Baselschen zum Kampfe gegen Aragon überwiesen hatte; für den Augenblick kam am meisten die Neubesetzung des durch Werners Tod erledigten Mainzer Stuhles in Betracht.

Da das Domkapitel eine zweispältige Wahl traf, eilten beide Bewerber, der Dompropst Peter und Gerhard von Eppenstein, noch zu Martins Zeit nach Rom, um einen günstigen Entscheid zu erreichen, und ließen es an dem erforderlichen Geldaufwand nicht fehlen. Rudolf neigte zum Propst Peter, da er den Anhang der Eppensteiner fürchten mochte, zu welchen der ihm so wenig günstig gesinnte Erzbischof Siegfried von Köln gehörte, und vermieden werden mußte, daß das wichtigste Erzbistum Deutschlands dauernd in den Besitz einer Familie kam.

Die freundliche Antwort, welche er von Honorius erhielt, veranlaßte Rudolf, vor Ende des Jahres eine neue und größere Gesandtschaft abzuschicken, welche dem Papst die Bitte vortrug, er möge eine Zeit für die Kaiserkrönung bestimmen und zur Romfahrt Geldbeihülfe gewähren. Als Honorius sich entgegenkommend zeigte, beauftragte Rudolf im Februar 1286 den Bischof Heinrich von Basel über die Krönung weitere Verhandlungen zu führen. Demgemäß bezeichnete der Papst im Mai den kommenden 2. Februar, stellte jedoch dem Könige anheim, sich mit dem zu diesem Zweck über die Alpen gesandten Legaten über einen anderen Tag zu einigen, wenn jener ihm nicht passend erscheine.

Bischof Heinrich hatte zugleich den Auftrag, für den Propst Peter zu wirken, aber die Sache nahm einen unerwarteten Ausgang. Die beiden um den Mainzer Stuhl streitenden Gegner verzichteten in die Hände des Papstes auf ihre Anrechte und dieser ernannte am 15. Mai Bischof Heinrich selbst zum Erzbischof, weil er durch sein Wesen, seine sittlichen und wissenschaftlichen Eigenschaften und seine großen Verdienste Papst und Kardinäle für sich gewonnen habe. Die bösen Zungen behaupteten freilich, der listige Bischof habe nicht, wie er beauftragt, für Peter, sondern für sich selber geworben.

Der neue Primas von Deutschland unterschied sich in vielen Stücken von seinen stolzen, hochadeligen Vorgängern. Er stammte aus dem schwäbischen Städtchen Isny, welches damals drei seiner Söhne in hohen kirchlichen Ehren sah, außer ihm den Erzbischof von Salzburg und den Bischof von Toul. Sein Vater trieb das Bäckerhandwerk und gab sich alle Mühe, seine Kinder gut zu erziehen und in der Welt vorwärts zu bringen. Den jungen Heinrich, welcher Geistlicher werden sollte, schickte er sogar auf die hohe Schule von Paris. Der Jüngling lernte mit allem Eifer und beschäftigte sich namentlich mit der Mathematik und den Naturwissenschaften, aber eine Predigt erschütterte ihn so tief, daß er ins Kloster ging und Bettelmönch, Franziskaner, wurde. Seine Kenntnisse verschafften ihm im Kloster zu Luzern eine Stelle als Lehrer und Lektor, aber mit besonderem Geschick versah er das Amt eines Predigers und Beichtvaters, so daß Rudolf, damals noch Graf zu Habsburg, ihn als solchen für sich und seine Familie erkor. So konnte es ihm nicht fehlen, daß er zu immer höheren Ehren emporstieg und endlich 1275 Bischof von Basel wurde. Er war der getreuste Diener des Königs, der ihn ununterbrochen im politischen Dienste verwandte; bei allen wichtigen Gelegenheiten erscheint Heinrich thätig, namentlich die Verhandlungen mit Rom führte er. Rudolf nannte ihn „seine rechte Hand“ und sprach es dem Papste gegenüber aus: Heinrich kenne alle Geheimnisse seines Herzens. Ihm, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg und dem Pfalzgrafen Ludwig

verdankte der Habsburger fast all sein Glück. Jetzt erhielt Heinrich reichen Lohn; man rechnete es zu den Wundern der Zeit, daß ein armer Graf zum römischen König, ein armer Bürgerssohn und Bettelmönch zum Erzbischof von Mainz emporstieg. Natürlich regten sich Neid und boshafte Nachrede um so mehr, als Heinrich von seinem Glücke erhoben ein hochfahrendes Wesen annahm. Da im Mittelalter jeder, der sich mit Mathematik und verwandten Dingen beschäftigte, leicht in den Verdacht kam, schwarze Künste zu treiben, hieß es auch von ihm, er sei ein Nigromant und mit dem Bösen im Bunde. Er sollte einst einem Beichtkinde, einer vornehmen Dame, gelehrt haben, den sie mit Verlockungen heimsuchenden Teufel zu vertreiben, worauf dieser gelobte, Heinrich bis zum Tode zu verfolgen. Daher erschien er dem Mönche in seiner Zelle als schwarzer Kater und prophezeite ihm, er werde Bischof von Basel, Erzbischof von Mainz und endlich Papst werden, wenn er ihm dienen wolle. Heinrich widerstand der Verführung nicht, und obgleich er seinen Orden noch als Erzbischof auszeichnete, wurde behauptet, er sei heimlich von ihm abgefallen. Der weltliche Klerus haßte ihn und beklagte sich, der Erzbischof erweise seine Gunst mehr dem Adel als der Geistlichkeit. Daher dichtete man in Mainz nach seinem Tode das boshafte Epigramm: „Barfüßiger Erzbischof, der Klerus kümmert sich nicht darum, wo du seist; wenn du nur nicht im Himmel bist, magst du sein, wo du willst!" In der That vereinigte Heinrich in seiner Person die verschiedensten Eigenschaften. Der Mönch war nicht allein ein kluger Staatsmann, sondern auch voll kriegerischer Neigungen. In der Schlacht auf dem Marchfelde hielt er auf schwergepanzertem Streitroß mit blinkenden Waffen an die Ritter Rudolfs eine begeisterte Anrede und stimmte mit gewaltiger Stimme den Schlachtgesang an: „Sankt Marei, Mutter und Magd, all' unsere Not sei dir geklagt"; der König selbst hielt ihn vom Gefechte zurück. An den Kämpfen in der Baseler Gegend nahm Heinrich vielfachen Anteil. Dem Volke, welches ihn wegen seiner vom Stricke umgürteten Mönchstracht den „Gürtelknopf" oder „den Bruder Knoderer" nannte, war er eine anziehende Erscheinung und wenn er in seiner Umgebung seltsame Personen, wie einen Mohren oder einen Zwerg mitführte, steigerte er noch den absonderlichen Reiz, welchen er auf die Neugierde ausübte.

Für Rudolf bedeutete die Ernennung Heinrichs einen großen Erfolg und da der Papst außerdem den erledigten Sitz von Basel dem Propste Peter, welchen Rudolf für Mainz begünstigt hatte, verlieh, lagen die für den Habsburger als König und als Landesherrn wichtigsten Bistümer in guten Händen.

Die Stadt Mainz, veranlaßt durch das freundliche Einvernehmen, in welchem sie mit dem Könige stand, bereitete dem aufgedrungenen Erzbischof einen freundlichen Empfang, aber das erste öffentliche Auftreten Heinrichs als solcher war nicht glücklich.

„Im Monat Oktober 1286 überstieg ein Drache die Gebirge Italiens. Unter seinem Schwanze führte er mit sich den dritten Teil der Gestirne, nämlich eine große Schar verdorbener Prälaten und namentlich seinen Führer, den ehemaligen Bischof von Basel aus dem Orden der Minderbrüder, der Herr Bischof Johann von Tusculum, von dem Papste Honorius als Legat für Deutschland

bestimmt. Er zog seinen giftigen Schwanz durch das ganze Reich und steckte viele mit seiner simonistischen Niederträchtigkeit an. Zuerst machte er Halt in der Stadt Basel und übte dort sein Amt aus, unter dem Schutze jedoch des römischen Königs. Nachdem er dort einen großen Schatz zusammengebracht, begab er sich nach Straßburg und blieb dort drei Tage; er bestätigte einige der Privilegien der Stadt, indem Frau Gold die Vermittlerin spielte, andere gab er neu. Das alles widerrief er später aus der Unersättlichkeit seines geizigen Herzens thatsächlich und ohne jeden Grund. Dann schlug der Unersättliche, der die Augen des Argus hatte, den Weg nach Speier ein und ging dann nach Worms, doch mit Unterstützung des römischen Königs. Darauf berief er ein Konzil nach Würzburg. Dorthin kamen alle Erzbischöfe, Bischöfe und andere Kirchenprälaten und viele Edle aus dem ganzen Deutschen Reiche, zusammen mit dem Herrn Könige Rudolf, unter dessen Fittichen jener unersättliche Legat ganz sicher einherzog. Sie hofften, Weisheit und wahre Lehre von dem Legaten zu empfangen, weil er als ein Bächlein aus der wahren Quelle, dem apostolischen Stuhle floß, aber er begründete sein ganzes Streben nur auf das eine, welches Münze heißt, goldene und silberne, und stellte sie vor seine Augen, zu ihr volle Zuversicht hegend, und verkaufte mit frecher Stirn das Erbgut des Gekreuzigten. Als nun die Konzilsbeschlüsse durch den Legaten aufgestellt und vor allen verkündigt wurden, appellierte der Erzbischof von Köln mit allen seinen Anhängern von dem Legaten und dessen Verordnungen an den apostolischen Stuhl. Auch der Bischof Konrad von Toul erhob sich zum Kampf mit dem Drachen unter der Einwirkung der göttlichen Gnade und des allmächtigen Gottes, welcher sitzend auf seinem Thron über den Cherubim hinabschaut in die Tiefe des Herzens eines jeden Menschen, er sei gut oder böse, und wollte, daß seine Gläubigen im Stande der Gnade wären und die Bösen ihre verdiente Strafe erhielten. Der Bischof deckte die Verschuldungen und schändlichen Handlungen des Legaten auf und legte gegen sie gleichfalls Berufung an den apostolischen Stuhl ein. Und es entstand dort gegen den Legaten ein Volkssturm und großer Lärm und Murren unter allen, sie erhoben ihre Häupter und knirschten gegen ihn mit den Zähnen, einmütig drangen sie auf ihn ein. Aber der Herr König Rudolf nahm ihn unter seine Flügel und führte ihn an einen sicheren Ort. Als der Legat die Wut des deutschen Volkes sah, sagte er zu sich: ‚Ich wollte, ich säße in der Stadt Rom, in dem Hause meines Vaters und äße mit seinen Dienern lombardischen Kohl!‘ Alsbald wurde er mit Hülfe des Königs nach Worms geführt und ging nach Metz und nach Lothringen mit Hülfe des dortigen Herzogs und kehrte dann heimlich auf einem anderen Wege in sein Land zurück, um hoffentlich nie wiederzukehren! Er ließ den Touler Bischof vor den Papst laden, welcher in Gottes Namen zur Kurie zog, mit kühner Stirn vor den Papst trat und mannhaft dem Legaten und dessen Anhängern antwortete, so daß dieser schließlich vor großer Scham seine Anklage fallen ließ und vor großer Bestürzung schwieg. Den Erzbischof von Köln belangte er gar nicht, weil er wußte, daß er den päpstlichen Auftrag, wie er ihm geworden war, gemißbraucht hatte. So verstummte er vor Papst und Kardinälen, der Bischof von Toul jedoch erhielt Erlaubnis, mit großem Lobe heimzukehren!“

Die Erzählung stammt aus Straßburg, aus einer Chronik, welche der dortige bischöfliche Notar Gottfried von Ensmingen nur wenige Jahre nach der Würzburger Kirchenversammlung verfaßte im Auftrage des angesehenen Bürgers Ellenhard, dem die Pflege des Münsterbaues anvertraut war. So sehr Schriftsteller und Auftraggeber sonst den König verehrten, ihre Erregung über den Kardinal war zu mächtig, als daß sie den bitteren Tadel gegen den ihn beschirmenden Rudolf hätten zurückhalten mögen. Die Stimmung, welche das Auftreten der römischen Legaten in der Regel hervorzurufen pflegte, kommt hier zum lebhaften Ausdruck und diesmal verbreitete sie sich weithin. Zahlreiche andere Geschichtswerke bestätigen die Erzählung Gottfrieds und berichten von der Sprengung des Konzils, von der wilden Erregung, welcher sogar ein Neffe des Legaten und ein anderer vornehmer Römer zum Opfer fielen. Der eigentliche Grund ist nicht recht klar. Die von dem Konzile vereinbarten Statuten, welche in üblicher Weise das sittliche Verhalten der Geistlichen zu regeln suchen, enthalten nichts, was irgend einen Einspruch hervorrufen konnte. Es erfolgte auch keiner, sondern erst nach ihrer Annahme, wie unser Gewährsmann deutlich zeigt, legten Erzbischof Siegfried und Bischof Konrad Protest gegen die von dem Legaten selbst erlassenen Bestimmungen ein. Unzweifelhaft betrafen sie in erster Stelle gewaltige Geldforderungen; er soll von der deutschen Geistlichkeit den Kirchenzehnten für fünf Jahre oder sogar den vierten Teil aller Einkünfte auf vier Jahre verlangt haben. Die in Worms verfaßten Annalen enthalten jedoch die eigentümliche Nachricht, es sei Verdacht entstanden, daß einige Verordnungen erschlichen werden sollten, welche sich gegen die Freiheit des Klerus und namentlich der drei geistlichen Kurfürsten in bezug auf ihr Recht der Königswahl richteten.

Soviel ist gewiß, daß König Rudolf mit dem Legaten im Einverständnis stand; von jenen Summen sollte ihm jedenfalls ein Teil als Unterstützung zum Römerzuge zufallen. Hat er nun zugleich durch irgend eine Hinterthür die Wahl seines Sohnes Rudolf sichern wollen, ehe er nach Italien zog? Offenbar bestand ein innerer Zusammenhang zwischen der Geldforderung des Legaten und diesen Plänen Rudolfs, und während der übrige Klerus sich gegen jene richtete, benutzte vielleicht Erzbischof Siegfried die allgemeine Aufregung, um Rudolf in den Weg zu treten.

In Würzburg wurde für das ganze Reich auf drei Jahre ein Landfriede verkündigt, welcher dem von 1235 entsprach. Eine Bestimmung in ihm hob die Zölle auf, welche seit dem Tode Friedrichs II. gesetzt waren, soweit nicht ihr rechtlicher Gebrauch nachgewiesen wurde, eine Satzung ganz ähnlich der über die Reichsgüter erlassenen. Alle, welche neue Zölle setzten oder alte erhöhten, verfielen der Acht und dem päpstlichen Banne „und dem Banne des Legaten, welchen er über ungerechte Zölle im Konzil zu Würzburg verkündigt hat“. Gelangte das Gesetz zur Durchführung, so traf es namentlich die rheinischen Kurfürsten und vielleicht hing ihre Erregung auch mit dieser Sache zusammen. Jedenfalls that der König nachher der Zölle wegen keine ernstlichen Schritte.

Kurze Zeit nach dem Konzil starb im April 1287 Papst Honorius IV. und wieder verging fast ein Jahr, ehe eine Neuwahl erfolgte. Ein bösartiges

Fieber, welches sechs Kardinäle hinraffte, sprengte das Kollegium auseinander. Dadurch wurde die Klage des schwer beleidigten Kardinallegaten, der nach Frankreich ging, hinausgeschoben, aber auch Rudolf sah wieder seine Romfahrt und alles, was damit in Verbindung stand, in Frage gestellt. Der Würzburger Tag bereitete ihm eine böse Niederlage, welche auch seine Freunde als solche empfanden.

Das Jahr 1286 war dem Könige mit mancherlei kriegerischen Unternehmungen hingegangen, welche teils der Wahrung des Landfriedens, teils der Machtverstärkung in Schwaben dienten, im Verfolg der von ihm eingeschlagenen Politik. Die größten Schwierigkeiten verursachten die Kämpfe mit Graf Eberhard von Wirtemberg, dem viele schwäbische Grafen zur Seite standen. Erst als Stuttgart nach siebenwöchentlicher Verteidigung die Thore öffnen mußte, kam es zur Sühne, die freilich nicht lange vorhielt. Von Würzburg aus mußte der König alsbald erst in den Elsaß, dann wieder gegen den Wirtemberger Grafen, welcher trotz seines Gelöbnisses die zerstörten Mauern von Stuttgart wieder aufrichtete, zu Felde ziehen. Zwar behielt er auch diesmal die Oberhand, aber wenn der römische König sich monatelang mit kleinen Grafen herumschlug, um dann mit ihnen fast wie mit Gleichberechtigten Friedensverträge abzuschließen, in denen er auch seinerseits nachgab, so waren das keine Erfolge, auf welche Rudolf stolz sein konnte.

Er, der einen Ottokar niedergeworfen, vermochte gegen seine ehemaligen Standesgenossen nichts Wesentliches zu erreichen. Um seine Fehden in Schwaben kümmerte sich niemand, als die in Mitleidenschaft Gezogenen und seine Freunde. Er vermochte die Kurfürsten zu gewinnen, ihm gegen den Böhmen freie Hand zu lassen, aber die Wiederherstellung des Herzogtums Schwaben für seinen Sohn erschien ihnen nicht als eine notwendige oder wünschenswerte Reichsangelegenheit. Ein Straßburger Geschichtsschreiber nennt zwar den jungen Rudolf beharrlich Herzog von Schwaben, aber der König mußte darauf verzichten, den Titel zur Wahrheit zu machen. Er vergeudete Kraft und Zeit in nutzlosen Unternehmungen und seine Arme waren nicht kräftig genug, um ihn durch diese Brandung der kleinsten Sonderbestrebungen, welche ihm immer neue Wellen entgegenwarf, hindurchzubringen. Und doch waren seine Absichten an sich nicht verwerflich.

Wenn Rudolf ein Ziel aufgab, geschah es immer nur, um andere zu verfolgen. Es scheint, daß sich ihm damals unter der Einwirkung des Erzbischofs Heinrich ein neues aufthat, seine Thätigkeit zu erstrecken auf Länder des Reiches, welche sein Fuß bisher nie betreten und denen er nur oberflächliche Aufmerksamkeit, soweit sie von dorther verlangt wurde, zugewandt hatte, den thüringischen Gegenden. Vorläufig ließ er dort seinen getreuen Freund die Vorarbeiten treffen; wir kommen darauf noch zurück.

Der Süden verursachte ihm andauernde und fortwährend neue Mühen. Der widersetzliche Geist, welcher in den Städten am Main und im Elsaß hervorgetreten war, erstreckte sich unter der Einwirkung gleicher Ursachen bis nach Burgund hinein, wo die Reichsstadt Bern jeden Gehorsam versagte. Es handelte sich nicht allein um diese Stadt, denn hinter ihr stand der Erbfeind Savoyen, dann Pfalzgraf Otto von Burgund und Reinald von Mömpelgard, hinter diesen die lauernde Politik Frankreichs. So warf er sich mit Aufbietung gewaltiger

Macht vor die empörte Stadt, aber zwei Belagerungen mit Anwendung aller Kriegskünste blieben vergeblich. Rudolf wandte sich nach Schwaben zurück und zog im Frühjahr 1289 nach Eger. Inzwischen erfocht sein Sohn, der junge Rudolf, über die Bürger von Bern, welche bei seiner Annäherung aus der Stadt hervorbrachen, um die scheinbar kleine Schar zu vernichten, einen glänzenden Sieg im offenen Gefecht, so daß die besiegte Stadt sich unterwarf. Der König aber war beschäftigt, den größten Heereszug zu bereiten und anzutreten, welchen er je unternommen hat; er galt Burgund und war allem Anschein nach ein Reichskrieg.

Trotz aller Bemühungen machte des Königs Ansehen im Arelat keine Fortschritte und seine Ehe mit der burgundischen Herzogstochter brachte nicht die erwarteten Früchte, da ihr Bruder Herzog Robert sich seinem Lehnsherrn, dem französischen Könige anschloß. Auf Philipp III. folgte 1285 sein Sohn Philipp IV., der nicht allein die äußerliche Gabe körperlicher Schönheit, sondern auch geistige Befähigung in reichstem Maß besaß. Kaum dem Knabenalter entwachsen schlug er mit sicherer Bestimmtheit die Wege zu künftiger Größe ein, mit brennendem Ehrgeiz und rücksichtsloser Benutzung seiner Macht, aber zugleich mit kühler Erwägung vorwärts strebend. Das Papsttum begünstigte ihn, weil er Aragon demütigen und dadurch die Rückeroberung Siziliens ermöglichen sollte. Er nahm die Vorteile hin, ohne sich seine Thätigkeit einseitig binden zu lassen; sein Wunsch war, zunächst die von seinem Vater überkommenen Verhältnisse so zu regeln, daß er volle Freiheit des Handelns erlangte. Den schnellen, aber zweifelhaften Entscheid durch das Schwert herbeizuführen lag weniger in seiner Natur und Neigung, als mit klugen Schachzügen Feld zu gewinnen, den Gegner zu verdrängen und zu umgarnen. Zwar war ihm beschieden, im kräftigsten Mannesalter dahinscheiden zu müssen, aber als er starb, konnte er auf Erfolge zurücksehen, welche ihm nicht nur in der Geschichte seines Reiches, sondern in der Weltgeschichte einen Platz sicherten.

Gegen Deutschland führte er die Politik seines Vorgängers weiter und wie dieser suchte er die offene Stelle, welche der Leib des Reiches an der westlichen Grenze darbot, zu erweitern. Gleich in den ersten Monaten seines Regimentes legte er die Streithändel des Herzogs Robert über die Dauphiné bei, als ob er dort der Landesherr wäre, und nötigte den Bischof von Viviers, in ein Lehnsverhältnis zu ihm zu treten, welches den alten Rechten des Reiches widersprach. Die burgundischen Großen fanden an seinem Hofe willkommene Aufnahme. Er bedrängte die lothringischen Grenzlande, namentlich das Bistum Verdun, und schwer empfand man im Deutschen Reiche, daß nach päpstlicher Verfügung die Bistümer in Burgund und Lothringen dem französischen Könige den Zehnten von ihren Einkünften leisten sollten. Auch den Nordwesten des Reiches, die flandrischen Lande und deren Nachbarschaft, hielt er fest im Auge.

Alle diese Uebergriffe erregten nicht so viel Aufmerksamkeit, wie ein anderer Vorgang. Pfalzgraf Otto von Burgund führte eine dem kapetingischen Königshause nahe verwandte Prinzessin heim und setzte für die erhaltene Aussteuer Philipp IV. seine halbe Grafschaft zu Pfande, während er die Aufforderung des deutschen Königs, seine Pfalzgrafschaft zu Lehen zu nehmen, trotzig und bestimmt zurückwies. Sein Bruder, Graf Reinhard von Mömpelgard, wie so oft

im Streit mit seinem Lehnsherrn, dem Baseler Bischof, hatte diesem im verflossenen Jahre eine schwere Niederlage beigefügt. Obgleich das bischöfliche Heer das Reinalds an Stärke übertraf, sprengte Graf Egino von Freiburg, sobald er der Feinde ansichtig wurde, in feiger Flucht davon und riß die Seinigen mit sich. Die Baseler Ritter und Bürger fochten zwar todesmutig, aber ihrer viele wurden erschlagen oder gefangen. Der Vorfall machte ungeheures Aufsehen. Die deutsche Waffenehre galt für beschimpft. „Die ganze Ritterschaft Deutschlands ging einher mit gesenktem Haupt und bewegter Miene!"

Es scheint wirklich, daß der Unwille über diese das Reich beschämenden Verhältnisse dem Könige ermöglichte, in Burgund mit großer Macht einzugreifen. Wir wissen freilich nicht, ob er die Kurfürsten heranzog und den Kampf als Reichssache betrieb; nur so viel steht fest, daß Pfalzgraf Otto vorgeladen und geächtet wurde.

„Am 16. Juli marschierte König Rudolf gegen den Erzbischof und die Stadt von Besançon, gegen Otto den Grafen von Burgund und überhaupt gegen das ganze Gallien, von Reichs wegen, das heißt um die Ehre und den guten Ruf von ganz Deutschland wiederherzustellen". Sein Heer war von ungewöhnlicher Größe; man schätzte es auf über 2000 gepanzerte Ritter, 100000 Mann zu Fuß und eine große Masse Wagen mit Troß. Offenbar beteiligte sich die süddeutsche Ritterschaft sehr stark. Unter großen Verwüstungen wälzte sich die Masse gegen Besançon. Pfalzgraf Otto mit seinem Heere, unter dem sich, wie der Straßburger Geschichtsschreiber als Schande hervorhebt, auch mehrere deutsche Herren befanden, schlug in der Nähe der Stadt ein Lager auf, welches er mit Gräben und abgehauenen Baumstämmen stark verschanzte. Es kam zwar zu kleineren Kämpfen, aber Rudolf hielt die allgemeine Streitbegierde zurück, weil ein Sturm zu viel Opfer gekostet hätte; er war überzeugt, der Feind müsse entweder abziehen und so eine offene Feldschlacht darbieten oder sich unterwerfen. Auch die Lage des königlichen Heeres machte großer Mangel an Lebensmitteln schwierig.

Am zehnten Tage erbot sich Otto, in den Gehorsam des Königs zurückzukehren und seine Länder von ihm zu Lehen zu nehmen, was er auch in der bestimmten Frist in der Stadt Basel that.

Die Zeitgenossen befriedigte der Ausgang des Zuges, und in der That war der Ruhm der deutschen Waffen wieder hergestellt. Pfalzgraf Otto hat Ruhe gehalten, so lange Rudolf lebte. Neuere Gelehrte freilich fanden den Erfolg dürftig und so gewaltigen Anstrengungen nicht entsprechend; außer jener Verpflegungsnot hielten sie die Besorgnis Rudolfs, der französische König könne Otto zu Hülfe kommen, für den Grund seiner Nachgiebigkeit. Wirklich erzählt ein späterer warmer Lobredner Rudolfs, der französische König habe ihn aufgefordert, das Land zu räumen, sonst würde er selbst mit einem Heere kommen. Rudolf aber entgegnete unverzagt: „Der König von Frankreich soll wissen, daß wir nicht zum Tanzen gekommen sind; wir werden ihn gebührend empfangen und mit Hülfe Gottes das Schwert gegen ihn aus der Scheide ziehen!" Aber weder ist sonst bekannt, daß Philipp sich einmischen wollte, noch hatte Rudolf die Absicht, ihn anzugreifen; der Zug galt allein dem Pfalzgrafen Otto und diese kriegerischen Scharen führte wirklich der Wunsch herbei, die be-

fleckte ritterliche Ehre gegen die Burgunder wieder rein zu waschen, wie auch unser Straßburger Freund die Rache für die Niederlage der Baseler als einzigen Zweck bezeichnet. Nach damaliger Anschauung war sie durch die Unterwerfung Ottos erreicht, und zu weiteren Diensten hätte Rudolf wahrscheinlich seine Scharen nicht verwenden können. Gewiß bewirkte das Aufflammen deutschen Ehrgefühls den großen Umfang der Unternehmung, aber dieses Ehrgefühl war nicht politischer, sondern ritterlicher Art; es wandte sich nicht gegen Frankreich als Staat, sondern gegen die Welschen im allgemeinen. Die Burgunder, deren Uebermut man züchtigen wollte, gehörten ja auch zum Reich, nicht zu Frankreich. Bald nach seiner Rückkehr erhob Rudolf jedoch auch Einspruch gegen Philipps Uebergriffe im Bistum Verdun.

Unsere deutsche Geschichtsschreibung wendet den damaligen Verhältnissen im Westen des Reiches eine ungleich größere Aufmerksamkeit zu, als es selbst Rudolf, seine nächsten Nachfolger und Zeitgenossen thaten, und einstimmig lautet ihr Urteil dahin, daß hier ein trauriges Stück unserer Reichsgeschichte vorliege. Damit verknüpfen sich schwere Vorwürfe gegen die damaligen deutschen Könige, und die Klagen über ihre Thatenlosigkeit finden immer neuen Widerhall. Aber der Grund zu dieser Anschauung liegt weit weniger in den damaligen, als in den späteren Zeiten; der gerechte Zorn über die schwere Mißhandlung, welche das Deutsche Reich von Frankreich die folgenden Jahrhunderte hindurch zu ertragen hatte, überreizt unser Urteil. Wir sehen überall Ludwig XIV. Freilich waren die Fortschritte Frankreichs, welche wir zu verzeichnen hatten, der erste Anfang von größeren und wichtigeren, aber wir suchen mehr hinter ihnen, als ihnen zukommt; wenn damals Frankreich Viviers an sich zieht, empfinden wir das wie einen Raub deutschen Landes im siebzehnten Jahrhundert. Der Verband mit dem Reiche war ein höchst lockerer; wirkliche Leistungen bezog es von dem westlichen Burgund wohl gar nicht. Irgend welche Beamte, welche dort von Reichswegen die Aufsicht führten, fehlten gänzlich. Wenn sich nicht ein Beteiligter selber beschwerte, so konnten dort große Veränderungen unbeachtet vor sich gehen. Diese französischen Erwerbungen vollzogen sich in der Stille, ohne kriegerischen Lärm. Außerdem betrachtete man damals manche Verhältnisse mit anderen Augen. Wenn ein Reichsgebiet in ein Schutzverhältnis zu einer fremden Macht trat, so galt das noch nicht als ein Ausscheiden aus dem Reichsverbande. Rudolf selber stellte die Abtei Orval, sogar das Bistum Toul unter den Schutz des französischen Königs. Das haben ihm neuere Forscher sehr verübelt, der Hirt habe selber den Wolf in den Schafstall gelassen! Rudolf würde eine solche Auffassung weit von sich gewiesen haben, und mit Recht. Die Reichszugehörigkeit der Stifter erlitt dadurch keinen Eintrag. Gewiß waren solche Handlungen unvorsichtig und es regt uns auch auf, wenn er in dem Streite um die Grenzen des Bistums Verdun nichts that, um seine Entscheidung zu wahren. Aber der Grenzstreitigkeiten gab es damals allenthalben; an ihnen nahmen nur die ganz unmittelbar Betroffenen rechten Anteil.

Frankreich befand sich allerdings auf dem besten Wege, sich immer mehr innerlich zu setzen und dadurch Deutschland überlegen zu werden. Aber von einer festgeschlossenen Monarchie darf man unter Philipp dem Schönen noch

nicht reden, seine Macht gegenüber Deutschland nicht überschätzen. Die Deutschen fühlten wohl, daß die Franzosen auf sie als rohe Leute mit hochmütiger Geringschätzung herabsahen, aber sie vergalten das reichlich, indem sie auf ihre größere kriegerische Tüchtigkeit pochten; sicherlich hat sich damals in Deutschland niemand vor diesen Nachbarn gefürchtet. Soll doch Rudolf selbst gesagt haben, mit viertausend auserlesenen Rittern und mit vierzigtausend zu Fuß sei er in der ganzen Welt unbesiegbar. Nicht die französischen Waffen bedrohten im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert den Besitzstand des Reichs; viel gefährlicher war die französische Sitte, der stille aber anhaltende Einfluß, welchen Sprache und natürliche Bedingungen auf den Westen, namentlich auf Burgund, ausübten. Erst die Zeiten Heinrichs VII. und Ludwigs des Baiern trugen eine mächtige Erregung in die große Volksmasse. Deren Ursache waren jedoch nicht in erster Stelle die Grenzübergriffe Frankreichs, sondern sein wirkliches oder angebliches Streben, die Kaiserkrone zu erreichen, noch mehr aber seine Umtriebe, mit Hülfe des in Avignon weilenden und für französisch geltenden Papsttums Deutschland in inneren Unfrieden zu stürzen. Das ging vorüber, und abgesehen von der unvermeidlichen Losbröckelung des südwestlichen Burgunds sind die Verluste des Reichs gegenüber Frankreich damals und in der Folgezeit nur unbedeutend gewesen.

Gerade in diesen Jahren schrieb ein norddeutscher Geistlicher, Jordan von Osnabrück, ein nicht übles Buch „über das römische Reich“, für uns um so wertvoller, als es in der deutschen Litteratur dieser Zeit allein steht. Seine schlichte Auffassung mochten viele teilen. Ihn betrübte, daß das in der päpstlichen Kapelle übliche Brevier die Fürbitte für den König wegließ. So wenig wie ein Adler mit einem Fittiche zu fliegen vermöge, könne die Kirche das Kaisertum entbehren; auf beider Zusammenwirken beruhe das Heil der Welt. Aus der Bibel, den Kirchenvätern und der Geschichte erhärtet er die Berechtigung und die Notwendigkeit des Imperiums. Dieses aber gebührt den Deutschen, und das zu beweisen ist der Hauptzweck der Schrift. Denn viele begriffen nicht, warum gerade diesen der Papst durch die Hand Karls des Großen das Kaisertum übertragen habe und nicht den Franzosen. Denn die Deutschen seien ein rohes und ungeschicktes Volk und da sie nicht einmal sich selber zu zierlicher Kleidung und feinen Sitten anhalten könnten, wie sollten sie die ganze Kirche regieren? Die Franzosen dagegen seien, wenn man alles erwäge, allen Menschen vorzuziehen und zudem sei ja Karl der Große selbst einer gewesen. Mit schwerem Rüstzeug seiner Gelehrsamkeit geht nun der Verfasser daran, zu zeigen, wie sich die beiden Völker entwickelt hätten und welche Unterschiede zwischen ihnen obwalteten, und kommt dabei auf die Eigenschaften der Franzosen zu sprechen. Der Volksname „Gallici“ scheint ihm mit gallus, Hahn, zusammenzuhängen, denn die Franzosen hätten dreierlei Eigenschaften mit diesem gemeinsam, schlechte, gute und sehr gute. Der Hahn ist stolz, schreiend, wollüstig, unbeständig, schnell zum Streit und schnell zum Frieden. Aber er ist schön, freilich schöner mit Federn als ohne sie (er erläutert das noch mit „bekleidet und nackt“), kühn, fröhlich, freundlich und freigebig, endlich ist er umsichtig, wachsam und ein guter Herr für die Hühner, seine Untergebenen, welchen er die Körner aus dem Stroh sucht. Die Franzosen gingen auch nicht leer aus, als die Erbschaft Karls des

Großen verteilt wurde, die Römer erhielten das Priestertum, die Deutschen das Kaisertum, die Franzosen das Studium. So wirken die drei zusammen; die römische Standhaftigkeit bewahrt den katholischen Glauben, die deutsche Tapferkeit sorgt mit kaiserlicher Gewalt dafür, daß er aufrecht bleibt, die französische Scharfsinnigkeit und Beredtsamkeit beweist mit den stärksten Gründen, daß er fest gehalten werde. So bilden sie als Fundament, Wand und Dach den Bau der Kirche. Es ist daher die Eintracht störender Uebermut, wenn sich die französischen Könige Könige oder Kaiser der Römer nennen wollen.

Eigentümlich ist Jordanus der hohe Wert, welchen er auf die Besetzung des deutschen Thrones durch die Wahl der Kurfürsten legt. Die traurigen Zeiten, welche das Reich eben durchlebt hatte, erklärt er aus der Persönlichkeit Friedrichs II. und als echter niederdeutscher Partikularist aus dem Fehler der letzten Staufer, das Reich durch Oberdeutsche zu regieren, so daß es schon nicht mehr deutsches oder römisches, sondern allemannisches Reich heiße. Wenn die Päpste fortführen, die fruchtbarsten Gegenden Italiens dem Reiche vorzuenthalten und die geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands die besten Länder des Reiches an sich zu reißen, dann werde es zur unheilvollen Trennung von Regnum und Sacerdotium kommen. Die gegenwärtige Regierung Rudolfs macht ihm indessen neue Hoffnung. Wenn die deutschen Fürsten dem Kaiser getreuen Beistand leisten, dann ist jede andere Gewalt dagegen klein, dann würde nicht nur Griechenland, sondern auch Chaldäa mit Aegypten erzittern. So möge denn der Papst den Franzosen das Studium, den Deutschen das Kaisertum erhalten!

Die Befürchtungen des wackern Mannes sind, ohne daß er es geradezu heraussagt, gegen die Franzosen gerichtet. Nicht besorgt er etwa, sie könnten die Deutschen mit Waffengewalt überziehen, sondern daß die Eintracht zwischen dem von den Deutschen getragenen Kaisertum und dem Papsttum aufhören und dann die Kaiserkrone den Galliern zufallen möchte. Daher sollen die Deutschen das Reich stark erhalten und die Fürsten es nicht berauben, damit das deutsche Kaisertum seinen Wert behalte. Jordanus kannte die Kurie und und die Stärke der dortigen französischen Partei. Aber weder von Nationalhaß noch von Furcht vor Frankreichs Uebermacht ist bei ihm etwas zu finden.

Jener Zug Rudolfs gegen Burgund war also nicht ein Aufflammen Deutschlands gegen Frankreich und er erfüllte den beabsichtigten Zweck. — Immerhin bleibt auf Rudolf und seinen Nachfolgern der Vorwurf sitzen, daß sie kurzsichtig Frankreichs Einfluß an den Grenzen weiter wuchern ließen, aber man muß sich vor zu harten Anklagen hüten. Es ist zu viel, wenn man ihr Verhalten zum Reichsverrat stempelt. Rudolf schlug wenigstens in seinen Absichten einen ganz richtigen Weg ein. Es kam weniger darauf an, das ganze Burgund fest mit dem Reiche zu verbinden, denn das war unmöglich, als zu verhüten, daß es Frankreich zur Beute fiel. Das ließ sich erreichen mit der Bildung eines Königreiches unter deutscher Lehnshoheit, freilich auch nur unter großen Schwierigkeiten. Diesem Ziele war allerdings der König um keinen Schritt näher gekommen, und er gab es sogar vorläufig auf, indem er von dem burgundischen Feldzuge in die entgegengesetzten Teile des Reiches eilte.

Achter Abschnitt.

Die letzten Jahre König Rudolfs 1289—1291.

Als der König von Burgund über Nürnberg nach Erfurt ging, verfolgte er den doppelten Zweck, im Norden Deutschlands sein Königtum geltend zu machen und die dortigen Kurfürsten für die Nachfolge seines Sohnes Rudolf günstig zu stimmen.

Noch immer dachte er daran, nach Rom zu ziehen zur Kaiserkrönung. Jener für diese mit Honorius verabredete Tag, der 2. Februar 1287, wurde schon deswegen aufgegeben, weil der Legat Johann von Tusculum, mit welchem er das Nähere vereinbaren wollte, erst spät im Jahre 1286 in Deutschland erschien und dort längeren Aufenthalt nahm, dessen jähes Ende wir kennen. Als Honorius bald darauf starb, wandte sich Rudolf an die Kardinäle und schlug einen neuen kurzen Termin vor, den dann die kriegerischen Ereignisse hintertrieben. Erst Anfang 1289 teilte Rudolf dem neuen Papste Nikolaus IV. mit, er wolle, wenn dieser es billige, im Sommer oder zum Beginn des Winters erscheinen. Der Papst nahm den Vorschlag mit freundlichen Worten entgegen, aber sei es, daß er des Königs Ankunft überhaupt nicht wünschte oder mit Recht zweifelte, ob dieser wirklich in so kurzer Frist sich bereit machen könne, er beauftragte erst einen Boten mit den näheren Verabredungen. Jedenfalls wäre der damals mit Burgund beschäftigte König nicht im stande gewesen, nach Rom zu fahren.

Die beiden Erzstifter von Mainz und Trier erhielten im Frühjahr 1289 neue Leiter. Der Erzbischof Heinrich von Trier war bereits im Beginn von 1286 nach bewegtem Leben gestorben. Er war eine durch und durch weltliche Natur, er liebte die Geistlichkeit nicht und verlachte das Mönchstum; ganz nach Willkür verfügte er über Kirchengut. Seine Sorge richtete sich auf die Mehrung des weltlichen Besitzes, die Reichsgeschäfte, in denen er meist mit Werner von Mainz zusammenging, hatten für ihn geringere Bedeutung. Zahlreiche Burgen errichtete er neu oder verstärkte sie, er muß eine große Vorliebe für Bauten besessen haben. Für das Erzstift machte er wichtige Erwerbungen und gewaltige Summen wußte er zusammenzubringen, auch nach Zeitsitte die Juden auspressend, aber

zeitlebens drückten ihn die ungeheuren Summen, welche er an Rom zahlen mußte. Dem Lande verschaffte er schließlich Frieden, mit fester Hand und verständiger Klugheit, welche ihn gern den Rat seiner Ritter und Bürger einholen ließ, waltete er überall. Zuletzt ergriff ihn schmerzhafte Gicht; er hoffte durch eine Wallfahrt nach St. Josse in Artois Heilung zu erreichen und trat in einem kunstvoll aus Leder bereiteten Wagen die Reise an, aber in Boulogne ereilte ihn der Tod. Bei der Wahl des Nachfolgers spaltete sich wie gewöhnlich das Kapitel, die beiden Gegner Boemund von Warnesberg und der Kantor Ebert eilten nach Rom, wo letzterer starb. Die Kardinäle forderten die Domherren zu erneuter Wahl auf, welche wieder zweispältig ausfiel, indem gegen Boemund Gerhard von Eppenstein aufgestellt wurde. Dieser war bereits nach dem Tode Werners von einem Teile des Mainzer Kapitels erkoren worden, und gerade damals, am 17. März 1288, starb der dortige Erzbischof Heinrich. Während die Gegenpartei einem anderen Prälaten die Stimme gab, wählte sein alter Anhang Gerhard aufs neue. Auch diese beiden erschienen in Rom und Papst Nikolaus ernannte im März 1289 Boemund für Trier, Gerhard für Mainz.

Boemund war ein wackerer Mann, der die weltliche und geistliche Seite seines Amtes wohl zu vereinigen verstand. Gerhard wuchs auf in den stolzen Ueberlieferungen seines Hauses, welches mit dem Erzstift Mainz eng verwachsen, dessen Einfluß auf Reich und König für ein ihm gebührendes Recht betrachtete. Boemunds künftige Stellung zum Könige war noch ungewiß, während auf eine Zuneigung Gerhards nicht gerechnet werden konnte, da Rudolf früher bei der ersten Bewerbung um Mainz gegen ihn gearbeitet hatte. Noch weniger konnte der König hoffen, daß der dritte geistliche Kurfürst, Siegfried, seine alte Gegnerschaft gegen ihn aufgegeben habe.

Dieser war eben erst aus schwerer Gefangenschaft befreit. Die ewig gärenden Verhältnisse des deutschen Nordwestens kamen durch Rudolfs Wahl zu keiner Ruhe, und namentlich die Erbschaftsfragen in Flandern und Limburg gaben Veranlassung zu neuen Störungen und Parteibildungen. Rudolf ließ die hiesigen Dinge nicht außer acht, wenn er auch nicht unmittelbar eingriff. In dem Streite, welcher unter den Söhnen erster und zweiter Ehe der Gräfin Margaretá von Flandern ausbrach, begünstigte er entschieden Johann von Avesnes, den Grafen von Hennegau, gegen Guido von Dampierre, den Grafen von Flandern, welcher die Belehnung mit Reichsflandern nicht nachgesucht hatte. Einem Prozeß folgte der andere, zahlreiche Pergamente gingen aus der Reichskanzlei, ohne ein Ergebnis zu erzielen. Nahm diese Angelegenheit ihren Lauf, ohne einen gewaltigen Zusammenstoß hervorzurufen, so brachte solchen der Limburger Erbfolgestreit, welcher die feindlichen Parteien geschlossen Stirn gegen Stirn gegenüberführte.

Als Herzog Walram von Limburg 1280 starb, ging die Herrschaft an seine Tochter Irmgard über, welche mit Graf Reinald von Geldern vermählt war. Aber auch sie starb 1282 kinderlos, so daß der nächste Erbe der Limburger, Graf Adolf von Berg, nunmehr Ansprüche erhob. Da er sich zu schwach fühlte, sie durchzuführen, verkaufte er sie an Herzog Johann von Brabant. Beiderseitig warb man Verbündete, der gesamte Westen bis tief nach Westfalen

hinein geriet in Bewegung. Anfang 1288 war alles zur Entscheidung bereit. Für Geldern traten ein der Erzbischof Siegfried von Köln, von feurigster Kampflust durchglüht, mit seiner rheinischen und westfälischen Lehnsmannschaft, die Grafen Adolf und Heinrich von Nassau, Graf Heinrich von Luxemburg, der ebenfalls Limburg begehrte. Auf brabantischer Seite stand die ganze Gegnerschaft des Kölner Erzbischofs, die Grafen von Jülich, von der Mark, Teklenburg, Waldeck und auch die Stadt Köln, welche es für geraten hielt, einem Sieg ihres kriegerischen Herrn vorzubeugen.

Zwei Meilen unterhalb Kölns liegt am Rhein das Dorf Worringen, wo der Erzbischof schon vor Jahren eine mächtige Feste erbaut hatte, deren Zerstörung die Bürgerschaft wünschte. Als Herzog Johann von Brabant mit seinem Heere vor ihr lag, zog am Morgen des 5. Juni von Westen her der Erzbischof mit seinen Streithaufen heran. Nachdem er in der Abteikirche zu Brauweiler gepanzert die Messe gelesen und von der Kanzel die Seinen zum blutigen Werk angefeuert hatte, schwang er sich selbst auf das Streitroß, um ihr Führer zu sein. Ein furchtbarer Kampf entspann sich, an dem die Fürsten persönlich mit glänzender Tapferkeit teilnahmen, ein rechter Ritterstreit. Stundenlang, bis in den späten Nachmittag, wogte das Getümmel. Lange blieb der Ausgang schwankend, bis endlich der völlige Sieg den Brabantern zufiel. Die letzte Entscheidung brachte das stadtkölnische Fußvolk, welches den Fahnenwagen des Erzbischofs eroberte. Unendlich war die Beute und überaus groß die Zahl der Gefangenen. Unter ihnen befand sich der Erzbischof selber, dessen Bruder auf dem Schlachtfelde blieb, dann Graf Reinald von Geldern, die beiden Grafen von Nassau, ein Graf von Isenburg, der Bruder des Grafen von Kleve und zahlreiche Edele verschiedener Abkunft. Graf Heinrich von Luxemburg fiel mit drei Brüdern und einem großen Teil seiner Ritter. Ein Jahr lang lag Siegfried in der Haft des Grafen von Berg, bis er mit schweren Summen sich löste. Der Papst entband ihn jedoch der eingegangenen Verpflichtungen.

Alles das geschah, ohne daß das Reichsoberhaupt einschritt. Rudolf versuchte zwar im Jahre 1287 eine Vermittlung zwischen dem Erzbischofe und Brabant, aber ließ sie fallen; daß er sich irgendwie für die Befreiung der Gefangenen bemühte, ist nicht bekannt. Wie er schon früher die Stadt Köln gegen ihren Oberherrn begünstigte, so anerkannte er die durch die Worringer Schlacht geschaffenen Thatsachen. Nicht sein Schiedsspruch, sondern der des französischen Königs Philipp, welcher die Freilassung Reinalds gegen den Verzicht auf Limburg um eine Geldentschädigung aussprach, schlichtete die blutigen Händel. Dem Herzoge von Brabant bewahrte Rudolf die schon früher erwiesene Geneigtheit, doch begünstigte er auch den Grafen Reinald, indem er ihm 1290 das Reichsvikariat über die Friesen, soweit sie nicht dem Grafen von Holland unterstanden, übertrug. Er wollte sich Anhang am Niederrhein erwerben, da er der Feindseligkeit Siegfrieds gewiß sein konnte.

Als Rudolf nach Thüringen aufbrach, waren demnach seine Beziehungen zu den drei geistlichen Kurfürsten teils unsicher, teils wenig Gutes verheißend. Desto wichtiger wurden für ihn die weltlichen Kurfürsten, von denen zwei in Norddeutschland saßen, das er nun zum erstenmal betrat.

Von den Markgrafen von Brandenburg betrachtete sich die ältere, die johanneische Linie, als die rechtmäßige Inhaberin des Kuramtes. Der König übergab 1280 den drei Brüdern Johann, Otto mit dem Pfeil und Konrad gemeinsam mit Herzog Albrecht von Sachsen die Pflege der nordischen Reichsstädte und die Reichsverweserschaft in Sachsen, Thüringen und Slavien, aber sie gerieten bald mit Lübeck und den benachbarten Fürsten in Zwist, der mehrere Jahre dauernd nicht zu ihrem Vorteil endete. Das Haupt der Stendalschen Linie war Otto der Lange, üblen Angedenkens wegen seiner Waltung in Böhmen; sein jüngster Bruder Otto, der Schwiegersohn des Königs Rudolf, trat von der Regierung zurück und ging ins Kloster. Trotz der Teilungen hielt das gesamte Geschlecht gut zusammen und suchte nach allen Richtungen hin vorzudringen.

Sicherer als auf die Brandenburger, deren Verhalten zu ihm manchen Wechsel durchmachte, konnte Rudolf auf Sachsen zählen. Sein Schwiegersohn, Albrecht II. von Wittenberg, führte damals auch die Vormundschaft über die Söhne seines verstorbenen Bruders, des Herzogs Johann von Lauenburg. Dem Herzoge Albrecht übertrug Rudolf 1277 zusammen mit Herzog Albrecht dem Großen von Braunschweig und nachmals 1280 gemeinsam mit den drei Brandenburger Markgrafen die Pflege der nordischen Reichsstädte und die Reichsverweserschaft in Sachsen, Thüringen und Slavien.

Neben Brandenburg und Sachsen ragten die Geschlechter der Welfen und Wettiner hervor. Von den Landen, welche erstere besaßen, blieb nur das Herzogtum Lüneburg zusammen unter der Regierung Otto des Strengen, der als Schwiegersohn des Pfalzgrafen Ludwig auch dem Könige näher trat. Zwar mußte er sich weidlich in Fehden tummeln, aber mit fester Faust handhabte er den Landfrieden und den Schutz der Bürger und Bauern gegen den unbotmäßigen Adel. Das braunschweiger Land wurde nach dem Tode Albrechts des Großen von seinen drei Söhnen in die Länder Grubenhagen, Göttingen und Braunschweig geteilt, und bald gerieten auch sie untereinander in Zwist.

Die weitausgedehnten Lande, welche das wettinische Haus beherrschte, hatte Heinrich der Erlauchte mit seinen Söhnen geteilt; er selbst starb 1288. Sein Erstgeborener, Albrecht, bekannt unter dem Beinamen der Unartige, ein leichtsinniger, charakterloser, verschwenderischer Mann, war die Hauptursache, daß in seiner Familie Zank und Streit auf der Tagesordnung stand. Wie er selbst mit seinem Bruder Dietrich und dessen nachgelassenem Sohne haderte, so mit ihm seine eigenen Söhne.

Erzbischof Heinrich von Mainz hatte alsbald diesen verwickelten Verhältnissen seine rege Thätigkeit zugewandt. War doch die Mainzer Kirche in Thüringen überreich begütert. Aber Heinrich verfolgte gewiß auch das Interesse seines Königs und wie er auf Rudolfs Beistand rechnen konnte, lenkte er andererseits dessen Aufmerksamkeit dorthin. Hier gab es nicht unbedeutende Reichsbesitzungen, wie das Pleißnerland mit Altenburg, welches im Pfandbesitze der Wettiner stand; vielleicht bot auch deren unausgesetzter Zwist Gelegenheit, wertvolle Erwerbungen zu machen. So kam auf einmal Fluß und neue Bewegung in diese Verhältnisse. Heinrich, vom König zum Hauptmann und Rektor der thüringischen Lande

ernannt, erschien persönlich in Erfurt und brachte dort einen Landfrieden zustande; Rudolf wollte im Februar 1288 einen Reichstag in Mühlhausen abhalten. Dazu kam es freilich nicht und Heinrichs Tod trat dann verzögernd dazwischen, aber Rudolf blieb fest bei dem einmal Ergriffenen.

Am 14. Dezember 1289 hielt der König seinen feierlichen Einzug in Erfurt, wo er fast ein Jahr lang verweilte. Gleich in den ersten Tagen gab er ein das Raubgesindel erschreckendes Beispiel der Strenge. Die Erfurter Bürger, unterstützt von den Rittern Rudolfs, ergriffen in Ilmenau neunundzwanzig Räuber, welche vor den Thoren Erfurts nach königlichem Richterspruch enthauptet wurden. Zum Weihnachtsfeste versammelten sich eine außerordentlich große Zahl von Fürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Salzburg und Magdeburg, fünfzehn Bischöfe, der König von Böhmen, drei Markgrafen von Brandenburg, die Wettiner, die Welfen, der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und viele andere; fast die gesamte nord- und mitteldeutsche Fürstenwelt erschien. Auch Süddeutschland war vertreten durch die Herzöge von Baiern und Kärnten, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und Grafen von Hohenloh, nur Fürsten aus dem westlichen und nordwestlichen Deutschland fehlten. Mit Stolz konnte Rudolf auf seine Umgebung blicken und sich als Herrscher eines weiten Reiches fühlen. Auch nachher zogen Fürsten in der Stadt ein und aus; frohe und glänzende Feste gaben dem Könige immer neue Gelegenheit, die ihm eigene Leutseligkeit zu entfalten.

Daneben nahm ernste Arbeit ihn vollauf in Anspruch. Die Befriedung des Landes führte er mit Nachdruck weiter fort und nicht weniger als sechsundsechzig Raubburgen sanken in Trümmer und Asche. Streitigkeiten zwischen Herren und Fürsten legte der Herrscher nach Möglichkeit bei und ließ Rechtssprüche fällen, den Landfrieden befestigte er durch mancherlei Einrichtungen und setzte ihm geeignete Personen vor. Seine gesegnete Wirksamkeit sicherte ihm in jenen Gegenden ein dauerndes Andenken und verbreitete den Ruhm seines Namens weit über sie hinaus. Das Pleißner Land löste er von den Wettinern aus und brachte es wieder an das Reich.

Der Hauptzweck seines Kommens mochte jedoch sein, den jungen Rudolf den Fürsten bekannt machen und für seine Nachfolge zu wirken. Gerhard von Mainz verließ freilich bald nach Weihnachten Erfurt wieder, ohne einen Gnadenbeweis vom Könige erhalten zu haben. Stützte sich dieser jetzt vornehmlich auf die weltlichen Kurfürsten, so erneuerte Gerhard das Bündnis der drei Kirchen von Mainz, Köln und Trier. Die Erzbischöfe gelobten sich treulichen Beistand gegen jedermann, nur Kirche und Reich ausgenommen, um ihre Ehre und ihren Besitz zu verteidigen.

Rudolf rechnete besonders auf den König Wenzel von Böhmen. Befreit von der Vormundschaft des Brandenburgers übernahm der erst zwölfjährige Fürst 1283 die Regierung des Landes, welches noch erschöpft von der Niederlage Ottokars durch entsetzliche Hungersnot und innere Kämpfe furchtbare Drangsale erlitten hatte. Er berief seine Mutter Kunigunde zu sich, aber mit der stolzen, hochgemuten Frau war eine seltsame Veränderung vor sich gegangen. Ein mächtiger böhmischer Edler aus vornehmstem Geschlechte, Zawisch von Falkenstein,

bestrickte das Herz der königlichen Witwe so, daß alle Welt glaubte, durch geheimen Zauber habe er das Wunder vollbracht. Bald schloß sie mit dem Geliebten eine heimliche Ehe. Die schlimmsten Gerüchte gingen im Volke um. Zawisch hatte einst bei dem ersten Zusammenstoß zwischen Ottokar und Rudolf sich gegen seinen Herrn empört und ihn dadurch zur Unterwerfung genötigt; den Verräter traf die Strafe der Ausweisung aus Böhmen. Jetzt hieß es, Kunigunde habe ihren Gemahl in den zweiten Kampf mit dem römischen Könige getrieben, um ihn dem Verderben zu weihen, selbst noch Schlimmeres wurde angedeutet. Später flüsterte man sich zu, sie wolle ihren Sohn, den König Wenzel, beseitigen, um den Buhlen auf den Thron zu erheben. Als Wenzel plötzlich erkrankte, argwöhnten die Aerzte Vergiftung und hingen, wie es damals öfter geschah, den Leidenden an den Beinen auf, damit das Gift herausfließe; ein Wunder, daß der zarte Knabe diese Behandlung glücklich überstand.

Zawisch beherrschte bald den jungen König so wie dessen Mutter, welche später ihren Ehebund öffentlich bekannte, aber schon 1285 starb. Nun regten sich frei Haß und Neid gegen den gewaltigen Mann, welcher seine Freunde begünstigte, aber auch mit Nachdruck die Regierung führte. Auch König Rudolf fürchtete ihn; seine Tochter Guta führte er zwar anfangs 1285 ihrem angetrauten Bräutigam zu, aber nach dem Vollzug des Beilagers nahm er sie wieder mit sich und erst nach dem Tode der Kunigunde kam sie nach Böhmen, um dort dauernd zu bleiben, eine zarte, liebliche Erscheinung von heiterem und mildem Sinne, gleich beliebt bei Deutschen wie bei Böhmen. Zawisch, der sich vom Hofe fernhalten mußte, schickte ihr einen kostbaren Schleier, aber das Gewebe wanderte ins Feuer, weil es als das Werkzeug höllischen Truges galt. Unermüdlich arbeitete die Verleumdung an dem Sturze des Gefürchteten, der durch eine Ehe mit der Schwester des Ungarnkönigs neuen Glanz um sich verbreitete, bis sich endlich König Wenzel entschloß, in treuloser Weise den sich tapfer verteidigenden Stiefvater verhaften zu lassen. Fast zwei Jahre blieb Zawisch in dem Kerker ungebeugten Mutes, während die Verwandten und Freunde seine Burgen gegen den König behaupteten. Da ließ ihn Wenzel vor ein Schloß führen, welches dessen Bruder befehligte, mit der Drohung, wenn die Feste nicht übergeben würde, sei das Leben des Gefangenen verfallen. Jener verweigerte die Oeffnung; da ritt Wenzel davon und ließ dem Befehlshaber des Heeres, Herzog Nikolaus von Troppau freie Verfügung. Angesichts der Brüder fiel das Haupt des von so wunderbaren Schicksalen heimgesuchten Mannes unter dem Beile des Henkers.

König Rudolf bedachte seinen böhmischen Schwiegersohn mit vornehmlicher Gunst. Vor dem Feldzuge nach Burgund im Februar 1289 erschien er in Eger, wo er Wenzel mit Böhmen belehnte. Auch dessen Pläne, Meißen zu erwerben, welche sich freilich wieder zerschlugen, begünstigte er. Wichtiger noch war ein anderer Spruch des römischen Königs. Bei seiner Wahl war einst die böhmische Kurstimme für ungültig erklärt worden, und er hatte späterhin ausdrücklich nochmals an ihrer Stelle das Wahlrecht Baierns anerkannt. Jetzt in Eger beurkundete er, daß dem böhmischen Könige das Reichsschenkenamt und

eine Stimme bei der Königswahl als Recht zustehe. Wie früher, so schlug auch jetzt nicht eine wirkliche Rechtsanschauung, sondern das Bedürfnis des Augenblicks durch; Wenzels Stimme für den jungen Rudolf war sicher.

Wenzel kam mit seiner Gemahlin nach Erfurt, wo er von Weihnachten 1289 bis über Ostern 1290 hinaus verweilte. Zu Ehren seiner beiden Töchter, der Königin von Böhmen und der Kurfürstin von Sachsen veranstaltete Rudolf ein prunkvolles Mahl im Garten des St. Peter-Klosters. Der böhmische König aber übergab ihm am 13. April eine Urkunde, in welcher er sich mit allen Schritten einverstanden erklärte, die der König, sobald er Kaiser wäre, thun würde, um dem jungen Rudolf die Nachfolge im Reiche zu verschaffen; stürbe der König vor der Kaiserkrönung, so sollte Herzog Albrecht von Sachsen die entsprechende Vollmacht haben.

Als Rudolf und seine Tochter Guta voneinander schieden, fühlten beide in schmerzlicher Ahnung, sie würden sich nicht wiedersehen, aber der Tod schlug ihnen viel früher eine unerwartete Wunde und raffte statt des Greises einen blühenden Jüngling hinweg. Der zum künftigen deutschen König Ausersehene zog mit Schwager und Schwester fröhlich nach Böhmen, um dort seine erprobte Tapferkeit gegen Wenzels Feinde zu üben. Kaum in Prag angelangt, verschied Rudolf im Maimonat; natürlich murmelte auch jetzt das Volk von Gift. Erst zwanzig Jahre alt, erhielt er fern von der Heimat, in der seine Mutter und sein in gleich jungen Jahren dahingegangener Bruder Hartmann ruhten, ein Grab im Dom zu Prag. Seine in Schwaben weilende Gattin Agnes, die Schwester Wenzels, genas bald darauf eines Knäbleins, dem auch nur kurze Lebensjahre beschieden waren. Das im bitteren Weh zur Welt gekommene Kind, der Enkel zweier Könige, hieß Johann; gebrandmarkt mit dem Zunamen Parricida, endete er später als fluchbeladener Flüchtling.

„Ueber Rudolfs Tod trauert ganz Deutschland, weil er ein gerechter Richter und ein strenger Feind den Feinden war!“ klagt der Straßburger Geschichtsschreiber und andere stimmen in sein Lob ein. Zum zweitenmal griff der unerbittliche Tod dem greisen Herrscher in seine sorgfältig entworfenen und beharrlich verfolgten Pläne. Aber den um das tägliche Brot arbeitenden Armen, wie den Höchstgestellten ist keine Zeit der Trauer vergönnt; unermüdlich waltete Rudolf seines Amtes weiter. In denselben Tagen, in denen er die Unglücksbotschaft erhalten haben muß, galt es, mit dem Erzbischof von Salzburg gewichtige Dinge über dessen feindliches Verhältnis zu Herzog Albrecht von Oesterreich zu besprechen, dann große weltliche und kirchliche Festlichkeiten mit der königlicher Gegenwart zu verherrlichen. Wie Grab und Wiege im Menschenleben nebeneinanderstehen, vermählte der König wenige Wochen später eine Nichte, Margarete von Kyburg mit Graf Dietrich von Kleve und gab zur Feier ein glänzendes Gelage.

Die Hoffnung, dereinst einem Sohne die deutsche Krone vererben zu können, gab Rudolf auch jetzt nicht auf. Nur Herzog Albrecht von Oesterreich war ihm geblieben, der allerdings geringere Aussichten hatte, als seine jüngeren Brüder. Denn da Albrecht zu seinen großen österreichischen Ländern noch die habsburgischen Familienbesitzungen in Schwaben, Elsaß und Burgund wenigstens

für die Zeit der Minderjährigkeit seines Neffen Johann, dereinst zufielen, mußte seine allzugroße Macht den Kurfürsten bedenklich erscheinen, und das feste Regiment, welches der Herzog trotz aller Schwierigkeiten in Oesterreich führte, zeigte jedermann, ein wie entschlossener Sinn in ihm wohnte. Zudem stand Albrecht mit seinem Schwager, dem Böhmenkönig, in unfreundlichen Beziehungen, welche die liebenswürdige Guta vergebens zu heben sich bemühte, daher war für ihn von Wenzel nicht die gleiche Willfährigkeit, wie für seinen jüngeren Schwager zu erwarten.

Der alte König ging sofort daran, die Schwierigkeiten zu beseitigen und seinem Sohne die Wege zu ebnen. Albrecht kam im August selbst nach Erfurt mit glänzendem reichgerüstetem Gefolge, auch König Wenzel von Böhmen erschien wieder. Das Peterskloster füllte sich mit einer solchen Schar von Gästen, daß die Mönche nur ihr Schlafzimmer und den Winterspeisesaal zum eigenen Gebrauch behielten. Damit der Herzog Albrecht von Sachsen bei gutem Willen blieb, erhielt sein Sohn erledigte Reichslehen, welche eigentlich den Wettinern gebührten. In den Verhandlungen mit Wenzel spielte wohl die Frage um die Kurwürde die wichtigste Rolle, deren öffentliche Anerkennung der Böhme wünschen mußte, denn jene Urkunde vom März 1289 sprach nur die Willensmeinung des Königs Rudolf aus. Unumgänglich war es, deswegen mit Pfalzgraf Ludwig in Verbindung zu treten, welcher vorher das baierische Wahlrecht in seinem eigenen und seines Bruders Heinrich Interesse vertrat. Zwar war der unstäte Geist des Niederbaiern zu Anfang des Jahres zur Ruhe gekommen, in der letzten Stunde gequält von Sorgen wegen der Uebergriffe gegen die Kirche, aber sein Sohn Otto III. schlug ganz dem Vater nach, voll Streitlust und Abenteuersinn; er mußte ebenso gewonnen werden, wie der Pfalzgraf Ludwig. Albrecht übernahm es, die Wittelsbacher willig zu machen, und wie es scheint, trug er sich mit einem weitverzweigten und überaus künstlichen Entwurf.

Unter dem sittenlosen Ladislaus IV. erreichte die in Ungarn herrschende Zerrüttung ihren Gipfelpunkt und endlich fiel der König im Juli 1290 unter der rächenden Hand eines Mannes, dessen Ehebett er entehrte. Herzog Albrecht von Oesterreich, als Bundesgenosse des Erschlagenen gegen dessen empörte Unterthanen, hatte die Grenzlande in seiner Gewalt und wahrscheinlich bewog ihn zu seiner Fahrt nach Erfurt die ungarische Angelegenheit nicht weniger, als die deutsche Thronfrage. Die Ungarn handelten allerdings mit überraschender Schnelligkeit; schon am 28. Juli krönten sie in Stuhlweißenburg Andreas III., einen Enkel des Königs Andreas II. Gleichwohl belehnte König Rudolf am 31. August in Erfurt Albrecht mit dem Königreich Ungarn als erledigtem Reichslehen, indem er sich darauf berief, Bela IV. habe einst in seiner Gegenwart von Kaiser Friedrich II. das Königreich Ungarn als Reichslehen empfangen. Er sagte damit eine Unwahrheit. Denn Bela erklärte sich 1241 nur bereit, die kaiserliche Lehnshoheit anzuerkennen, wenn Friedrich ihm gegen die Mongolen zu Hülfe käme. Das war jedoch nicht geschehen; unmöglich konnte der Vorgang einen Rechtsgrund bieten.

Ein merkwürdiger und unbegreiflicher Schritt, dessen Unrechtmäßigkeit wohl Rudolf am besten bewußt war. Nur durch unabsehbare Kämpfe konnte

Albrecht Ungarn erobern und behaupten, so daß er auf glückliches Gelingen kaum rechnen durfte. Das Ziel, welchem die Habsburger eben so eifrig nachstrebten, rückten sie selbst jetzt in die Ferne; wie sollten die Kurfürsten für Albrecht stimmen, wenn er auch noch König von Ungarn war oder sein wollte? Und sollte endlich die Kurie die Belehnung Albrechts anerkennen? Welchen Gang die mit ihr angeknüpften Verhandlungen über die Kaiserkrönung nahmen, ist unbekannt; wir wissen nur, daß Rudolf seine Absicht festhielt, aber keine Schritte zu ihrer Ausführung that. Seine wiederholten Beschwerden über den dem französischen Könige verliehenen Kirchenzehnten aus deutschen Bistümern lehnte der Papst zwar höflich aber bestimmt ab. Ungarn galt in Rom als Lehen des heiligen Petrus, über welches der Papst zu verfügen habe, und noch ehe eine Kunde aus Erfurt dasein konnte, ließ König Karl II. von Neapel am 8. September mit Zustimmung des Papstes seinen Sohn Karl Martell zum ungarischen König krönen. Denn die Anjoviner erhoben auf die Stephanskrone Anspruch, weil Karl II. die Schwester des ermordeten Königs Ladislaus zur Frau hatte. So waren Sohn und Schwiegersohn des deutschen Königs mit Ungarn belehnt, beide standen sich als Wettbewerber entgegen um ein Diadem, welches bereits ein Dritter trug. Die Kurie hegte die Hoffnung, die Hülfe Habsburgs für ihren Schützling zu gewinnen, und fühlte sich arg enttäuscht, als ihr Rudolf das Geschehene mitteilte. Sie erhob dagegen Widerspruch, wie von Anfang an zu erwarten war.

Weder Rudolf noch Albrecht thaten ernstliche Schritte, um sich Ungarns zu bemächtigen, und so kann kaum ein Zweifel sein, daß die Belehnung nur deshalb erfolgte, um andere Absichten zu fördern. Man hat vermutet, Albrecht sollte dadurch in den Stand gesetzt werden, die Gebietsteile Ungarns, welche er besetzt hielt, dauernd zu behaupten. Aber die augenblickliche Lage der Dinge läßt noch weitere Schlüsse zu. Da Rudolf und Albrecht damals dringend wünschten, die Kurfürsten oder den größeren Teil derselben zu gewinnen, so liegt die Vermutung nahe, daß auch die Belehnung mit Ungarn diesen Zweck fördern sollte. Sie bezweckte von Anfang an nicht die wirkliche Erwerbung Ungarns, sondern war nur ausgeklügeltes Hülfsmittel; sie sollte die Wittelsbacher geneigt machen, die böhmische Kurwürde anzuerkennen. Albrecht ist sofort, nachdem er Erfurt verlassen, mit Pfalzgraf Ludwig in Regensburg zusammengetroffen und versprach ihm, wenn er König würde, die Bestätigung aller Privilegien und Rechte. Darin liegt ausgesprochen, daß Ludwig bereit war, Albrecht zu wählen.

Nur zwei Wochen nach dem Regensburger Zwiegespräch erteilte Rudolf in Erfurt dem Böhmenkönig die Belehnung mit dem Fürstentum Breslau und Schlesien, wie es der verstorbene Herzog Heinrich innehatte. Die Rechte des Böhmenkönigs waren nicht unzweifelhaft; es galt eben, ihn günstig zu stimmen. Zugleich wiederholte Rudolf die Erklärung, welche er 1289 über Böhmens Kurrecht abgegeben hatte, aber in ausführlicher feierlicher Form. Kaum ist zu zweifeln, daß die Einwilligung der Wittelsbacher vorlag, welche Herzog Albrecht erwirkt hatte, und wahrscheinlich diente ihm dabei Ungarn als Lockspeise. Herzog Otto III. von Niederbaiern war nämlich der Sohn einer Schwester

König Stephans V., König Wenzel von Böhmen der Enkel einer anderen. So mag denn in irgend einer Gestalt Ungarn oder ein Teil des Königreichs dem Wittelsbacher zugesagt worden sein, der dann auch in späteren Jahren vergebens dem reizenden Trugbild nachgejagt hat.

Gelang es so, Baiern und Böhmen zugleich willfährig zu machen, schien es nicht schwierig, das Papsttum, wenn es nötig war, zu beschwichtigen. Verzichtete Albrecht im geeigneten Augenblick auf Ungarn, dann verdiente er als ergebener Sohn Wohlwollen. Krumme und verschlungene Gänge machten so der König und sein Sohn, ein Zeichen ihrer brennenden Ungeduld, zum Ziele zu gelangen und ihres Bewußtseins, wie schwer es zu erlangen war.

Schon in Erfurt sollen den König die Beschwerden des Alters heimgesucht haben, aber seine Thätigkeit blieb unvermindert. Im November 1290 schied er von Thüringen, wo sein Angedenken in hohen Ehren blieb; „er ließ das Land im festen Frieden zurück," rühmt ihm der Mönch vom St. Peterskloster in Erfurt nach, welcher uns getreulich über den Aufenthalt Rudolfs daselbst, seine Thaten und auch über die gefeierten Feste unterrichtet. Darüber ging dem Könige das Bargeld aus und er blieb bei seiner Abreise einigen Bürgern eine recht beträchtliche Summe schuldig, welche jedoch die Stadt Zürich, der dafür auf zwei Jahre die Reichssteuer erlassen wurde, redlich bezahlte.

Rudolf verbrachte den Winter auf seinen Hausgütern in der Schweiz und zog mit beginnendem Frühjahr 1291 den Rhein abwärts, nach Frankfurt zu. Wichtige Staatsangelegenheiten veranlaßten ihn wieder umzukehren. In Cudrefin am Neuenburger See traf er zusammen mit König Karl II. von Neapel. Was sie besprochen, wissen wir nicht. Wir erfahren nur, daß es sich um burgundische Angelegenheiten handelte und daß auch der Papst seine Hand im Spiele hatte.

Den König, der seine Kräfte schwinden fühlte, trieb es nach Frankfurt, um sein Lebenswerk mit der Wahl Albrechts zu krönen. Seinen bis in die letzte Zeit festgehaltenen Plan, nach Rom zu ziehen, um die Kaiserkrone zu erwerben und damit die Wahl eines Königs zu ermöglichen, verhinderte die Schwachheit seines Leibes; er dachte daran abzudanken, um so dem Sohne Platz zu machen. In den letzten Maitagen hielt er zu Frankfurt großen Hof; noch einmal entfaltete er die königliche Herrlichkeit, sitzend auf dem Throne in Purpurgewänder gehüllt, das Szepter in der Hand und die Krone auf dem greisen Haupte. Viele Fürsten erschienen, unter ihnen wahrscheinlich die drei geistlichen Kurfürsten, von denen er Boemund von Trier manche Gnaden erwies; leider ist Genaueres nicht bekannt. So viel steht nur fest, daß Rudolf vorschlug, Albrecht zu wählen, aber seinen Wunsch nicht erreichte. Wie es scheint, gestatteten ihm die erschöpften Kräfte nicht, den Reichstag zum Abschluß zu bringen, und die Anwesenden gingen unverrichteter Dinge auseinander.

Die Aerzte erklärten, kein inneres Organ sei krank, aber die unheilbare Schwäche des Alters drücke den König. Gleichwohl zog er dem oberen Elsaß zu, noch immer sich den Regierungsgeschäften widmend, aber in Straßburg fühlte er, daß es zu Ende gehe. Von den getreuen Bürgern nahm er Abschied auf immer und bewegten Antlitzes verließ er die geliebte Stadt, um wieder rheinabwärts zu ziehen. So kam er bis Germersheim, wo er einige Tage

rastete. Immer mehr verfiel der Leib, welcher bereits nach der Ruhe des Krankenbettes verlangte. Die Abschiedsstunde stand nahe bevor, da traf Rudolf seine letzten Verfügungen und entließ Begleitung und Dienerschaft, deren er nicht mehr bedurfte; mit lautem Jammern schieden sie von ihm. Noch einmal raffte sich der Greis in seiner hinschwindenden Kraft empor. Als er beim Brettspiel saß, so erzählt die ausführliche, freilich dichterisch ausgeschmückte Geschichte seiner letzten Tage, ließen ihm die Aerzte entbieten, er habe nur noch fünf Tage zu leben. Da rief er: „Wohlan, so will ich nach Speier, wo mehr meiner königlichen Vorfahren ruhen. Ich will selbst zu ihnen reiten, daß mich niemand hinführen soll." So zog er des Weges, an jeder Seite einen Priester, mit denen er fromme Gespräche führte. Aus den benachbarten Dörfern strömte das Volk an die Heerstraße herbei, um den Herrscher noch einmal zu sehen. In Speier legte der Sterbende sich nieder und empfing die Tröstungen der Kirche, bis zum letzten Augenblick der Sinne und der Sprache mächtig. Am Abend des zweiten Tages schied König Rudolf im achtzehnten Jahre seiner Regierung und im vierundsiebzigsten seines Lebens. Es war der 15. Juli 1291. Seine jugendliche Gemahlin, seine verwitwete Schwiegertochter, Pfalzgraf Ludwig von Baiern mit anderen Herren standen an dem Sterbebett.

Wie Rudolf selbst es gewünscht, wurde sein Leib beigesetzt in der Kaisergruft des Domes. Er erhielt seine Stätte neben Philipp von Schwaben, dem letzten Könige, dessen Ueberreste die Deutschen nach Speier geführt hatten, und dem einzigen Könige staufischen Geschlechtes, der hier bei seinen Ahnherren aus dem stolzen salischen Hause den ewigen Schlaf schlief.

Beweglich klingen die Klagen von Zeitgenossen, welche an dem Sarge Rudolfs standen, zu uns herüber. Groß und ehrlich war der Schmerz der Straßburger Bügerschaft: „Zu seinen Lebzeiten und unter seiner Herrschaft bis zum letzten Atemzuge herrschte so großer Frieden in allen Teilen Deutschlands, daß ein solcher in dem Lande nie gehalten oder gesehen wurde. Ganz Deutschland ruhte angesichts des Königs und vor seinem Antlitz fürchtete sich jeder; mit seinem Tode brach der allgemeine Frieden zusammen im ganzen Deutschen Reich. Daher soll das Angedenken eines so großen und ruhmreichen Fürsten für die Zukunft bleiben." „In unseren Tagen, nachdem das Imperium jahrelang erledigt war, suchte Gott sein Volk auf und erweckte ihm einen erlauchten Fürsten, den Grafen Rudolf von Habsburg. Wie in seiner einstimmigen Wahl und feierlichen Krönung die Gnade Gottes allen offenbar wurde, so versagte ihm auch die göttliche Hilfe niemals ihre Förderung." So schrieb in den letzten Lebenszeiten des Königs der uns bekannte Jordan von Osnabrück. Als gerechten und wackern Fürsten, als berühmten und kriegerischen Helden, der viele Raubburgen zerstörte, viele Kriege und alle siegreich führte, das Reich ruhmreich regierte, preist ihn die Bistumschronik von Trier. Auch der Erfurter Mönch, welcher Rudolf so oft in den Mauern seines Klosters fröhliche Feste feiern sah, erzählt mit tiefem Schmerz und „daß ich es mit Thränen im Auge sage", von seinem Hingang. Andere Aufzeichnungen, so dürftig und trocken sie sind, widmen dem Geschiedenen doch ein schlichtes Wort des Lobes. Es sind ehrliche unbefangene Stimmen; daß Dichter und Geschichtsscheiber, welche in Abhängig-

keit von der Habsburger Familie standen, Rudolfs Preis in vollen Tönen erschallen lassen, ist natürlich und daher von geringerer Bedeutung.

Rudolf war von ungewöhnlicher Größe, so daß seine Gestalt, wenn er einherschritt, über das Volk emporragte. Der Körper war schlank und hager, von Jugend auf durch Waffenspiel und Kampf geübt und fähig, alle Anstrengungen zu ertragen; konnte der König doch als Sechzigjähriger es noch wagen, sich in voller Rüstung in den Ritterkampf zu stürzen. Der Figur entsprachen schmale Hände und Füße, dagegen fiel der Kopf durch seine Kleinheit auf. Das bartlose, blasse, länglich geformte Gesicht zierten eine feingeschnittene Adlernase, hochgezogene Augenbrauen und ein kleiner Mund. Spärliche, lang herabhängende, an den Enden leicht gelockte Haare gaben ihm einen mehr geistig bewegten als majestätischen Ausdruck. Wir besitzen mehrere Beschreibungen von Rudolfs Persönlichkeit, deren dürftige Angaben in voller Uebereinstimmung stehen mit dem Bilde auf seiner Grabplatte, welche glücklich der Zerstörung der Kaisergruft entging. Ein Zeitgenosse preist bewundernd die Aehnlichkeit des Bildnisses und will gar wissen, der Meister habe sein Werk schon zu des Königs Lebzeiten begonnen und sei oft zu ihm gezogen, um es mit den Gesichtszügen zu vergleichen. Selbst die Runzeln des Alters zählte er und gab sie genau wieder, und als er einst erfuhr, daß sich eine neu eingefunden, da reiste er schnell dem Könige in den Elsaß nach, um sie selber zu sehen und getreulich nachzuprägen.

Körperliche Uebung, Mäßigkeit und heiterer Sinn bewahrten dem König die Leibesfrische bis in die letzten Lebensmonate. Gern nahm er an frohen Festen teil. Er selber rüstete acht Kindern die Vermählungsfeier, und oft hören wir, daß er Hochzeiten seiner Verwandten, befreundeter Fürsten oder Vasallen beiwohnte. Da verschmähte er nicht, in den frohen Reigen einzutreten, noch in Erfurt tummelte er sich wacker im Tanz zum frohen Staunen der Festgenossen. Ein guter Trunk war ihm als Deutschen willkommen und die Thüringer erinnerten sich noch lange, wie er einmal, den Krug schäumenden Bieres in der Hand, den Bürgern auf der Straße zutrank. Doch blieb er im Genuß von Speise und Trank immer bescheiden, namentlich Trunkenheit war ihm verhaßt. Ihm genügte ein einfaches bürgerliches Mahl, wie alle seine Lebensgewohnheiten schlicht und sparsam waren. Seine Vorliebe für geringe Gewänder, welche er gründlich abtrug, führte manche Verwechslung und scherzhafte Geschichten herbei. Mit guter Laune nahm er sie hin oder veranlaßte sie wohl selbst und ergötzte sich dann weidlich an der Bestürzung der über ihren Irrtum Belehrten. Sein gemütliches Wesen und leutseliges Gebaren prägten sich der Erinnerung des Volkes unauslöschlich ein; von keinem andern deutschen Kaiser vor ihm blieben so viele Erzählungen im Umlauf. Rudolf gleicht in so manchen Stücken Karl dem Großen. Wie dieser wußte er auch, wenn es nötig war, den Glanz und die Pracht seiner Majestät zu entfalten, soweit es ihm seine ungleich bescheideneren Mittel erlaubten. Andere Ueberlieferungen erzählen von seiner Gerechtigkeit, seiner Klugheit; seine Sorge für den Landfrieden, die strengen über Räuber verhängten Strafen, das alles verklärte sein Bild in dem Angedenken der Nachwelt mit lichtem Schein. Man rühmte an ihm auch den kirchlichen Sinn, welcher sich namentlich dem Dienste der Jungfrau Maria widmete, zu deren Ehren er

den Sabbat hochhielt und ihn nie weder durch Arbeit noch durch Kriegsthaten entweihte. Wie die spätere Sage, betrachteten schon Zeitgenossen seine glückliche Laufbahn als den vom Himmel verliehenen Lohn der Frömmigkeit. Doch spendete er der Kirche nicht allzu reichlich und räumte ihr auf sein Handeln keinen Einfluß ein; „König Rudolf war niemals für die Kirche," ruft sogar ein grollender Mönch aus. Seine Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit, in zahllosen Kämpfen von früher Jugend ab erprobt und in der gewaltigen Schlacht gegen Ottokar glänzend bewiesen, standen unbezweifelt vor aller Augen. Aber lieber ließ er das Schwert in der Scheide, wenn er auf anderem Wege das Ziel erreichen konnte. Er führte blutigen Streit nicht um des Streites willen, und ihm wird die schöne Aeußerung in den Mund gelegt: „Lieber eine Burg langsam erobern mit Schonung meiner Krieger, als schnell mit ihrer großen Lebensgefahr." Ganz richtig bemerkten daher schon Gleichzeitige, Rudolf habe seine Erfolge mehr der Klugheit und dem Glück als den Waffen zu verdanken. Seine Gegner hatten sich mehr noch als vor diesen vor der ruhigen, alles abwägenden Besonnenheit zu hüten, welche im rechten Augenblick mit überraschender Schnelle handelte. Mit feiner List wußte Rudolf hinzuhalten, zu täuschen, ohne gerade zum Betrug oder hinterlistiger Gewaltthat zu greifen; er überschätzte nie seine Kräfte und verstand es auch, einen Feind mit offen dargebotener Hand zu versöhnen. „Er war ein vorsichtiger und in der Gefahr weiser Mann, welcher zur rechten Zeit den Bogen zu spannen und abzuspannen verstand."

Der müde Körper Rudolfs hatte den noch immer frischen Geist bezwungen, aber dieser war wohl nicht so nüchtern, wie er für gewöhnlich gilt, sondern voll Feuer und Leben, nicht bar an hochfliegenden Träumen, nur daß sie nicht ziellos ins Weite streiften und wo sie an die harte Wirklichkeit stießen, vorsichtig ihre Flügel einzogen.

Es ist gewiß, daß er seine Wahl zum deutschen Könige mehr einer Reihe günstiger Verhältnisse, als der persönlichen Tüchtigkeit verdankte. Seine Wähler erwarteten weder noch wünschten sie großartige Leistungen, und man muß durchaus anerkennen, daß er den bescheidenen Ansprüchen, welche an ihn gestellt wurden, genügte. Er beseitigte das Gegenkönigtum, den schlimmsten Krebsschaden, und wußte sich so zu verhalten, daß kein neues auftrat, wenn ihm hier auch die allgemeine Sehnsucht nach Ruhe zu gute kam. Ueberall im Reiche erwarb er sich allgemeine Anerkennung und er übte schließlich auf alle Teile desselben einen gleichmäßigeren Einfluß als seine nächsten Nachfolger. Rudolf verhütete, daß Ottokar große und reiche Länder abriß, er gab den öffentlichen Verhältnissen wieder eine leiblich sichere Grundlage. Er traf mancherlei Einrichtungen, welche den Landfrieden besserten, und half ihn persönlich fördern, er sammelte den Rest des Reichsgutes, welcher übrig geblieben war, und ordnete dessen Verwaltung; mancherlei Verfügungen erließ er und veranlaßte die Aufstellung von Rechtsgrundsätzen, um des Reiches Gesetz und Zustand zu wahren. Den späteren Geschlechtern galt daher seine Regierung als glückliche Friedenszeit.

Freilich erreichte er diese Erfolge, indem er das große Fürstentum und dessen Errungenschaften voll anerkannte, aber wie sollte er, wenigstens zu Anfang seiner Regierung, anders thun? Die Demütigung Ottokars ließ sich nur erzielen,

wenn Rudolf sich die großen Fürsten geneigt hielt, damit sie ihn, wenn auch nicht alle unterstützten, doch nicht hinderten. Auch die den Päpsten gegenüber befolgte Politik ist, wie wir sahen, nicht zu verwerfen. Rudolf dachte keineswegs daran, auf Italien ganz zu verzichten; bis zum Schluß seiner Regierung hegte er die Absicht, nach Rom zu ziehen und die Kaiserkrone zu erwerben. In Norditalien bewahrte er die Reichsrechte, indem er dorthin seine Vertreter schickte; mochte er darauf auch keine großen Mittel verwenden und die Autorität mehr in der Form, als mit nachhaltigem Wirken aufrechterhalten, immerhin blieb dort der Rechtszustand erhalten.

Tadler haben hervorgehoben, daß mit seinem Tode auch der mühsam geschaffene Friedenszustand wieder zerfiel, sein Walten also keine dauernden Früchte trug. Aber das geschah oft auch bei den alten Kaisern; die Hauptschuld trug der ganze Zuschnitt des Reiches, den zu ändern die Kraft und Lebensdauer eines einzelnen Königs nicht ausreichten. Daß erst seine Regierung „das Mittel wurde, wodurch das Deutsche Reich seine Umwandlung aus dem Einheitsstaat in die gesetzlich bekräftigte Vielherrschaft vollendete und die Landesherrlichkeit den Sieg über die Reichshoheit vollzog," ist ein ungerechtes Urteil. Abgesehen davon, daß ein „Einheitsstaat" in Deutschland nie bestanden hat, trat Rudolf in bereits vollzogene Verhältnisse ein, und nur durch ihre Anerkennung im großen und ganzen war wieder eine gewisse Ordnung zu schaffen und dem Königtum eine langsame Neubildung mit Sammlung der noch verfügbaren Rechte zu ermöglichen. Wie es als ein Verdienst Heinrichs I. gilt, daß er es vorzog, mit den einmal vorhandenen herzoglichen Gewalten zu rechnen, statt in aussichtslosen Kämpfen sein Volk aufzureiben, so hat auch Rudolfs Verhalten eher Lob als Tadel zu beanspruchen.

Allerdings nur in einem gewissen Grade und für eine beschränkte Zeit seiner Regierung. Denn lediglich ihr Anfang und die erste Hälfte bis zum Jahre 1281, also bis zu Rudolfs Rückkehr ins Reich, lassen sich von den eben aufgestellten Gesichtspunkten aus vollkommen billigen. Der König hätte sich damals begnügen können mit den wahrhaft großartigen Erfolgen, welche er bis dahin für seine Familie erzielt hatte. Aber nun will er seine beiden jüngeren Söhne ebenso ausstatten, wie den ältesten. So wird er geradezu zum politischen Abenteurer; ein Plan jagt den andern und mehrere gleichzeitig betrieben hemmen den Erfolg eines einzelnen. Bald hier, bald dort setzt der König seine Hebel ein, ungeduldig abspringend und doch wieder die Versuche an derselben Stelle erneuernd. Seine Erfindungsgabe ist unerschöpflich, wie sein Eifer nie erlischt, aber das Gelingen blieb aus und Rudolf vergeudete Zeit und Kräfte. Zwar nimmt er sich der Reichsregierung an, aber bei ihr schielt er immer seitwärts, ob nicht ein Vorteil für seine Familie einzuheimsen ist. Hätte er sich damit begnügt, daß die Erwerbung Oesterreichs für sein Haus auch ihm eine feste Stellung im Reiche gab, und in dankbarer Erwägung, daß der gewaltige Gewinn auch seinerseits ein Opfer wert war, seine Thätigkeit ehrlich und offen der Gesamtheit zugewendet, er hätte Großes erzielen, den friedlichen Ausgleich der miteinander ringenden Kräfte zum Besten des Ganzen anbahnen können. Damit hätte er auch am besten für sein Haus gesorgt, während er so durch

seine Begehrlichkeit ihm Gegner erweckte. Vielleicht wäre so Albrecht die Krone von selbst in den Schoß gefallen, die er erst durch blutige Kämpfe erwerben mußte. Daß Albrecht sie dennoch erhielt und schließlich das Haus Habsburg sie auf die Dauer erwarb, beweist am besten, daß die Stellung, welche Rudolf ihm allein durch die Erwerbung Oesterreichs verschafft hatte, ausreichte. Der stärkere Fuß stand im Osten, aber der schwächere dafür in denjenigen Gebieten des Reiches, welche seit jeher von vornehmlicher Bedeutung waren.

Rudolfs Fehler war nicht, daß er seine Familie mit Oesterreich belehnte, daß er ihr die Nachfolge im Reiche verschaffen wollte, im Gegenteil, das war eine gesunde, den Bedürfnissen entsprechende Handlungsweise. Nur dadurch, daß er ins Uebermaß verfiel, in eine übertriebene Geschäftigkeit für sein Haus, störte er selbst die Ergebnisse, welche seine Regierung hätte bringen können.

Alles in allem gerechnet hat Rudolf jedoch trotz mancher Fehlgriffe volles Anrecht auf die dankbare Erinnerung des deutschen Volkes. Bei seinem Tode stand das Reich ganz anders da, als bei seiner Wahl, und das ist sein unbestreitbares Verdienst. Eine noch bessere Zukunft auf dem von ihm neugeschaffenen Grunde war möglich.

Neunter Abschnitt.

Die Wahl Adolfs von Nassau. König Wenzel II. von Böhmen. 1291—1292.

Der Tod des Königs war schneller eingetreten, als zu erwarten war. Die Frage um die Nachfolge im Reich, welche eben die Kurfürsten nach dem Wunsch Rudolfs zu regeln abgelehnt hatten, trat nun in neuer Gestalt an sie heran. Ihnen mochte die Macht des Herzogs zu groß sein oder dessen Charakter nicht zusagen; vielleicht wollten sie sich auch die künftige Wahl ganz frei halten. Für ihre Weigerung werden sie Gründe angegeben, sie mit Rechtssätzen verteidigt haben. Nach einer freilich unzuverlässigen Nachricht bestand die Ansicht, es sei nicht Rechtens im Reiche, daß der Sohn dem Vater nachfolge.

Neue Rechtsanschauungen schossen damals wie Pilze über Nacht empor, während man in Kleinigkeiten ängstlich am Alten festhielt; im Recht seihte man nicht selten Mücken und verschluckte Kamele. Aber ist den Kurfürsten wirklich eine derartig geringe Kenntnis der früheren Reichsgeschichte zuzutrauen? Eher mochten sie Rudolf entgegnen, nur bei Lebzeiten eines gekrönten Kaisers könne eine Neuwahl erfolgen, und damit stimmten ungefähr die Thatsachen überein.

Wie dem auch sein mag, es ist anzunehmen, daß die geistlichen Kurfürsten sämtlich oder einzelne von Albrecht nichts wissen wollten. Außer Zweifel steht Siegfrieds von Köln feindliche Gesinnung, während sie bei Gerhard von Mainz mehr vorauszusetzen, als zu beweisen ist. Der dritte Boemund von Trier, der einzige von ihnen, welcher in den letzten Tagen dem alten Kaiser nahestand, war wohl nicht durchaus gegen Albrecht, aber auch nicht dazu angethan, für ihn mit Nachdruck einzutreten. Die Macht, über welche Albrecht verfügte, war jedoch groß genug, daß der Entschluß, den Kampf mit ihm aufzunehmen, nicht leicht fallen konnte, weder den Kurfürsten noch dem an seiner Statt zu Kürenden. Außerdem hielt der mächtigste der weltlichen Kurfürsten, Pfalzgraf Ludwig, zu Habsburg, und die anderen, der Böhme und der Sachse, waren Albrechts und Ludwigs

Schwäger. Dem Sohne des verstorbenen Königs einen anderen Fürsten gegenüberzustellen, erforderte die möglichste Einstimmigkeit. So ist leicht begreiflich, daß bei den geistlichen Kurfürsten Unsicherheit und Unentschiedenheit herrschte, wie die überaus langsame Entwickelung der Frage bezeugt. Das Schwergewicht lag diesmal bei den weltlichen Kurfürsten. Gewiß legten Gerhard und Siegfried die Hände nicht müßig in den Schoß und Boten mochten das Reich nach allen Richtungen durchjagen, aber von den vertraulichen Briefen, welche sie trugen, ist keiner erhalten. Erst vom 7. September — oder vielleicht ist gar der 7. November der richtigere Tag — liegt ein Schreiben vor, in welchem kraft seines Amtes als Erzkanzler der Erzbischof von Mainz den König Wenzel von Böhmen auf den 2. Mai nach Frankfurt zur Königswahl einladet. Wahrscheinlich ergingen gleiche Aufforderungen an die übrigen Kurfürsten.

Vielleicht darf man aus dieser ersten, auf die Neuwahl bezüglichen Urkunde einige Schlüsse ziehen. Die Ungültigkeit der böhmischen Stimme war bei der letzten Wahl einhellig ausgesprochen und später nochmals durch Rechtsspruch bekräftigt worden; die anders lautenden Urkunden Rudolfs von 1289 und 1290, von diesem einseitig gegeben, hatten für das Kollegium keine bindende Kraft, da, soweit wir wissen, seine Zustimmung nicht eingeholt wurde. Wenn nun Gerhard die böhmische Stimme ohne weiteres anerkannte, so ist anzunehmen, daß er auf eine günstige Gesinnung Wenzels rechnete. Die bairische Stimme, welche damit wegfiel, zählte ja, wenigstens soweit sie Ludwig führte, für Albrecht von Oesterreich.

In der That hat Wenzel damals den Ausschlag gegeben.

König Wenzel II. ist eine in ihrem inneren Wesen schwer zu begreifende Persönlichkeit. In dem Kloster Königsaal, südlich von Prag, welches er an der Stelle eines von seinem Vater erbauten Jagdschlosses gründete, wurde sein Leben ausführlich geschildert von Männern, welche mit ihm aufs engste vertraut waren. Ihre breite, von wärmster Ergebenheit durchdrungene Erzählung lautet wie die schwülstige Legende eines Heiligen, so Wunderbares und Ueberschwengliches berichten sie von des Königs Frömmigkeit, wie er sie von zartester Jugend bis zur Todesstunde bewährte, von seinem erbaulichen Lebenswandel, seiner in Krankheit und Sterben bewiesenen Gottseligkeit; selbst das Wunder an seinem Grabe fehlt nicht. Wüßten wir über den Gegenstand ihrer Verehrung nicht anderweitig Bescheid, man würde sich wundern, daß Wenzel nicht als Landesschutzheiliger seinen gleichnamigen Ahnherrn verdrängte. Dennoch wird man diesen Königsaaler Aebten nicht vorwerfen, daß sie geflissentlich die Unwahrheit sagten; was sie erzählen, ist offenbar durchschnittlich wahr, und daß die Liebe zu ihrem Helden sie zu einiger Uebertreibung verführte, wird leicht verziehen. Nur daß ihr Gemälde ein ganz einseitiges ist; ihr mit so warmen Tönen malender Pinsel gibt lediglich die Lichtseiten Wenzels wieder, nicht aber auch die tiefen Schatten neben jenen. Nur an einzelnen Stellen vermochte selbst die goldige Uebermalung sie nicht ganz zu verdecken.

Das bleibt gewiß, daß Wenzel in Kirchlichkeit Unendliches leistete, und alle Nachrichten über ihn bezeugen seine Vorliebe für die Geistlichkeit. Im Beten, im Messehören vermochte niemand mit ihm zu wetteifern, er konnte wohl zwanzig

Messen hintereinander mit unverminderter Hingabe beiwohnen. Durch nichts ließ er sich darin stören, selbst nicht durch drohendes Heranrücken des Feindes; oft genug verzweifelten seine Diener und wer sonst mit ihm von Geschäften zu reden hatte, über die nicht enden wollende Andacht des Königs. Mit freigebigster Hand spendete er den Geistlichen, welche deswegen aus der ganzen Welt nach Prag strömten, vor allen liebte er seine Cistercienser, in deren Gewand er sich auch bestatten ließ. Um böse Triebe zu bekämpfen, trug er in seiner Jugend eine Zeitlang ein härenes Unterkleid und unterwarf sich später harten Kasteiungen; jedem Werk unterwürfiger Hingabe unterzog er sich. Dem Mariendienste huldigte er so, daß er damit bei theologisch Gebildeten fast Anstoß erregte. Sicherlich meinte Wenzel es ehrlich mit seiner Frömmigkeit, und sein Streben ging wirklich danach, ein guter König und Mensch zu sein. In seiner Gutmütigkeit machte er sich lebhafte Vorwürfe, wenn er gefehlt zu haben fürchtete. Die kleine Erzählung ist gar nicht unglaublich, daß er sich einst, als er bei einem Festmahle einen armen Bittsteller barsch zurückgewiesen, dann zur Strafe mit dem Lichte das Bein versengte. Er sorgte für den Frieden des Landes und ließ die Räuber eifrig verfolgen. Für die Wissenschaft hegte er große Vorliebe. Er konnte zwar weder lesen noch schreiben, aber gerne nahm er an gelehrten Gesprächen teil und er beherrschte die lateinische Sprache in ausreichender Weise, um beim Vorlesen Fehler zu entdecken; dem Kloster Königsaal setzte er eine sehr beträchtliche Summe zum Ankauf von Büchern in Paris aus. Er wünschte in Prag eine Universität zu begründen und beabsichtigte auch, die Landesgesetze schriftlich verzeichnen zu lassen, zu welchem Zweck er sich einen italischen Juristen verschrieb; beide Gedanken ließ er auf erfolgten Widerspruch fallen. Dagegen erwies er dem Lande einen großen Dienst durch die Einführung einer festen Münzwährung, welche er durch Florentiner besorgen ließ. Derselbe König, welcher jedem Priester nach der Messe die Hand küßte, ließ sich durch keine Drohungen des Papstes Bonifacius VIII. in seinen Unternehmungen gegen Ungarn beirren.

Das Land blühte unter ihm neu empor, nachdem die furchtbaren Jahre, welche Ottokars Tode folgten, überwunden waren. Das deutsche Wesen fand bei ihm dieselbe Förderung, wie bei seinem Vater; seine vornehmsten und einflußreichsten Ratgeber waren Deutsche, Bischof Arnold von Bamberg, ein geborner Graf von Solms, ein Tempelritter aus Schwaben und ein Propst aus Meißen. Die Bergwerke warfen fortwährend steigende Erträge ab; mit Krösus oder Salomon verglich man den König wegen seiner Reichtümer. Die slavische Partei grollte vergebens über „die deutschen Hunde", deren Freude die Vernichtung der Böhmen sei; hatte man vor Wenzels selbständiger Regierung die Deutschen, welche „wie Fliegenschwärme" ins Land gekommen waren, verjagt, so stieg jetzt deren Einfluß wieder mächtig.

Seltsam genug, daß in Wenzels Brust noch eine zweite Seele lebte, welche mit der ersten in hartem Streit lag und sie nur zu oft besiegte. Dante fällt das harte Urteil, sein Vater Ottokar sei in den Windeln um vieles tüchtiger gewesen, als der zum Mann gewordene Wenzel, der an Ueppigkeit und Nichtsthun sich ergötze. Wenzel ist zwar oft zu Felde gezogen; er empfing den Ritter-

schlag von Markgraf Otto von Brandenburg und den glänzenden Turnieren, welche damals jede Festlichkeit verherrlichten, blieb er gewiß nicht fern, aber ein Held wie sein Vater war er nicht. Ihn hinderte körperliche und geistige Schwäche. Sein Königsaaler Lobredner erblickt freilich auch darin nur Frömmigkeit, wenn Wenzel bei jedem aufsteigenden Gewitter sich in einen hohlen Altar verkroch, auf welchen er kräftige Reliquien legte, während ein Geistlicher dabei sitzen und ihm aus der heiligen Schrift vorlesen mußte. Katzen und deren Geschrei waren ihm ein Greuel.

Weltlichen Prunk verbannte er keineswegs vom böhmischen Hofe, im Gegenteil, Wenzel übertraf darin noch seinen Vater. Als er schon über ein Jahrzehnt selbständig regierte, beging er im Jahre 1297 seine Krönungsfeier, aus keinem anderen Grunde, als um seinen Reichtum der staunenden Welt zu zeigen. Jahrelang dauerten die Vorbereitungen, bis endlich ein Fest sich entfaltete von einer Verschwendung und Ueppigkeit, wie sie heutzutage undenkbar ist. Achtundzwanzig fürstliche Personen, geistliche und weltliche, erschienen, von denen jeder alles aufbot, um durch Gefolge und Ausrüstung zu glänzen. Herzog Albrecht von Oesterreich führte allein 7000 Reiter mit sich. So wird es wahr sein, daß auf des Königs Kosten 191 000 Pferde ihr Futter erhalten. Die ganze ungeheure Volksmenge wurde vier Tage reichlich bewirtet. Der Wein floß zum allgemeinen Gebrauch aus Brunnen. Das Geschmeide und das Krönungskleid des Königs, das kostbare Tafelgeschirr stellten einen unschätzbaren Wert dar, die palastartige königliche Festhalle, wie für die Ewigkeit aus mächtigen Baumstämmen erbaut, prangte behangen mit kostbaren bunten Teppichen und Goldstoffen. Aehnlich, wenn auch nicht von so großem Umfange, waren andere Feste, welche der König feierte.

Aber auch anderen Freuden dieser Welt verschloß der König die Sinne nicht. Seine freigebige Hand spendete ebenso reichlich wie den Geistlichen den fahrenden Sängern, welche seine Mildthätigkeit deswegen laut priesen. Er selber dichtete Minnelieder von hohem Schwunge und voll Liebeslust, welche nicht kalter, schulmäßiger Uebung entsprangen. Denn er neigte sogar zu Ausschweifungen und neben neun ehelichen Kindern erzeugte er mehrere außer der Ehe. Oesterreichische Berichte schreiben sogar seinen frühen Tod dem Mangel an Enthaltsamkeit zu. Eine verführerische Buhlerin Agnes, „welche singen und fiedeln konnte", gewann dem König mit aller List und Klugheit sein Herz ab, aber in ihrer Umarmung holte er sich die tödliche Krankheit. Gewiß war das Volksgeklätsch — die Schwindsucht raffte ihn dahin —, aber solches Gerede konnte nicht entstehen, wenn nicht des Königs Lebenswandel Anlaß bot.

Offenbar war Wenzel eine nervös erregte Natur, welche von einem Gegensatz in den andern verfiel und sich so frühzeitig aufrieb. Ihm fehlte der feste Charakter, welcher das richtige Maß hält, und so war er heute Betbruder, morgen Wollüstling, sich bald in Werken äußerlicher Frömmigkeit, bald in Sinnenlust berauschend. Daher die Unstätigkeit in seinen Handlungen, das schnelle Aufgeben gefaßter Pläne. Geistige Begabung fehlte ihm nicht, aber er hing ab von seiner Umgebung, und deren Einfluß wird das meiste von seinem Thun zuzuschreiben sein. Die staatsmännischen Ratgeber und die Beichtväter mögen

untereinander manchen harten Strauß ausgefochten haben. Er bewirkte erst Albrechts Ausschließung von dem deutschen Throne und war dann dessen hauptsächlicher Förderer, er gewann eine Stellung im Osten, welche die seines Vaters Ottokar weit übertraf. Aber an diesen großen Erfolgen hatten das Glück und die Leiter des Königs wahrscheinlich weit größeren Anteil als er selbst.

Wenzel stand mit Albrecht von Oesterreich schon zu Rudolfs Lebzeiten gespannt. Nach dem mit Ottokar geschlossenen Vertrage von 1276 sollte der nördlich der Donau gelegene Teil Oesterreichs als Brautschatz seinem Sohne zufallen, eine Bestimmung, welche dann nicht eingehalten wurde. Wenzel griff darauf zurück, und wahrscheinlich schwellten noch andere Hoffnungen sein leicht erregbares Herz. Böhmen stieg wieder empor; es war eben im Begriff, sich der Erbschaft des Herzogs Heinrich von Breslau, welche auch die polnischen Herzogtümer Krakau und Sandomir umfaßte, zu bemächtigen. Auch auf dem Reichsboden lockten Erwerbungen, wie Eger, das Pleißnerland; schon seit einiger Zeit trug sich Wenzel mit Plänen auf meißnischen Besitz, und gerade die Markgrafschaft Meißen wurde bald nach Rudolfs Hinscheiden durch den Tod des Markgrafen Friedrich Tuta erledigt. Die Böhmen erzählten sich später gar, Wenzel hätte die deutsche Krone haben können, sie aber abgelehnt.

Der Beschluß des böhmischen Hofes, die günstigen Verhältnisse zu benützen, wurde durch die unerfreuliche Lage Albrechts noch aussichtsreicher. Das feste Regiment, welches der Herzog und sein Landeshauptmann in Steiermark, der ihm unbedingt ergebene, allgemein verhaßte Abt Heinrich von Admont führten, um die landesfürstliche Gewalt festzuhalten und zu erweitern, begegnete im Lande lebhaftem Widerspruch. Er konnte gefährlich werden, da auch die benachbarten Fürsten auf Albrecht scheel sahen und mit ihm mancherlei Rechtshändel hatten. Der Erzbischof Rudolf von Salzburg erhob gegen ihn weltliche und geistliche Waffen, und dessen Nachfolger Konrad, welchen die Kurie ernannte, neigte noch weniger zur Nachgiebigkeit. Der neue Ungarnkönig Andreas brach unter den entsetzlichen und grauenhaften Verwüstungen, welche die Kriegführung seines Volkes kennzeichnete, um dieselbe Zeit, wo König Rudolf in Speier zu Grabe getragen wurde, in Oesterreich ein und nötigte den Herzog, die besetzten Landesteile Ungarns herauszugeben. Wenn Albrecht sich dazu schnell verstand, bestimmte ihn wohl die Rücksicht auf die deutschen Angelegenheiten.

Pfalzgraf Ludwig übernahm es, für Albrecht zu wirken. Auch er erkannte, wie es scheint, daß diesmal die weltlichen Kurfürsten die Entscheidung zu geben hatten. Er kam zweimal mit Wenzel zusammen, und die Besprechungen schlossen nicht unfreundlich, da beide Fürsten ein Bündnis zur Bekämpfung der Räuberei in ihren Grenzbezirken vereinbarten. Wenzel jedoch, um seine Absichten zu erreichen, wußte die anderen weltlichen Kurfürsten an sich zu ziehen; er vereinigte sich mit Markgraf Otto dem Langen zu gemeinsamem Handeln, und beide bestimmten Herzog Albrecht von Sachsen, daß dieser am 29. November sich verpflichtete, zur bevorstehenden Königswahl den Böhmen auf dessen Kosten zu begleiten und seine Stimme nach dessen Wunsch abzugeben. Sie versprachen dem Sachsen, dessen Ruf in Geldsachen ohnehin nicht untadelhaft war, der künftige römische König solle ihm vor seiner Wahl eine beträchtliche Zahlung

und andere Vorteile zusichern. So verfügte Wenzel über drei Kurstimmen, um sie, je nachdem Albrecht sich seinen Forderungen fügte oder nicht, für oder gegen ihn zu verwerten.

Ludwig rechnete auf den Böhmen so zuversichtlich, daß er als Pfalzgraf ihn am 7. Dezember zur Wahl auf den 25. April einberief. Sicherlich kannte Ludwig das Mainzer Ausschreiben und die Gesinnung der geistlichen Kurfürsten; er gedachte, indem er den Termin um eine Woche früher ansetzte, als Gerhard, diesem zuvorzukommen und auf jene, indem er die weltlichen Kurherren um sich sammelte, zu drücken. Inzwischen nahmen die Verhandlungen mit Böhmen ihren Fortgang. Auch die Königin Guta hatte ihre zarten Hände im Spiele und versuchte Gatte und Schwager zu versöhnen. Aber eine Zusammenkunft in Znaim, welche sie zustande brachte, nahm einen üblen Ausgang, da Albrecht, mit großer Begleitung erscheinend und gebieterisch auftretend, den zaghaften Mann erschreckte und erbitterte. Wenzel verbarg seine innere Gesinnung, so daß Albrecht ihn für gewonnen hielt. Nachdem er einen Aufstand der steierischen Ritterschaft, welcher der Erzbischof von Salzburg und Herzog Otto von Niederbaiern Hülfe leisteten, mit ungemeiner Schnelle und Kraft niedergeschlagen, brach er gegen Anfang April 1292 nach Vorderdeutschland auf, um bei der Wahl in der Nähe zu sein. Er kam mit stattlichem Gefolge, wie es einem künftigen Könige geziemte, aber nicht mit einem Heere, um die Krone zu erkämpfen, da er auf sie zuversichtlich rechnete. Pfalzgraf Ludwig, dem er bereits für den Fall, daß er König werde, gewisse Zusicherungen verbrieft hatte, gelobte nochmals am 13. April in München, allen Fleiß aufzuwenden, daß die weltlichen Kurfürsten mit ihm ihre Stimmen auf Albrecht vereinten; könne er sie dazu nicht bewegen, so wolle er doch keinen andern als Albrecht wählen. Noch war die Hoffnung nicht aufgegeben, wenn auch bereits beide Fürsten Zweifel beschleichen mochten.

Was die geistlichen Kurfürsten inzwischen trieben, wissen wir nicht, aber es ist anzunehmen, daß Albrecht sich auch an sie gewandt hat, und sehr wahrscheinlich, daß sie ihn mit Täuschungen hinhielten. Ehe sie nicht Wenzels und seiner Anhänger völlig sicher waren, konnten sie keinen bestimmten Entschluß fassen, und es scheint, daß das erst spät, etwa im April geschah, während Albrecht bereits dem Rheine zuzog. Natürlich, daß die Erzbischöfe schon vorher erwogen, wer für sie der geeignetste Träger der Krone sei, aber die Gedanken konnten erst zur That reifen, als bestimmte Botschaft aus Böhmen kam. Vermutlich überließ ihnen Wenzel, die passende Persönlichkeit ausfindig zu machen, wenn sie nur seine Forderungen erfüllte, und das war nicht leicht, da der zu Kürende so mannigfachen Absichten und Zwecken zugleich dienen sollte. Endlich einigte man sich auf den Grafen Adolf von Nassau. Ob ihn Gerhard oder Siegfried oder Boemund zuerst vorschlug, ist ungewiß und ziemlich gleichgültig, die größte Wahrscheinlichkeit spricht für den Kölner. Es sieht fast aus, als ob Verlegenheit um einen Mann, auf den sich alle einigen wollten, zu ihm als letztem Auskunftsmittel griff.

Eine einzige Urkunde ist bekannt, in welcher Adolf vor seiner Wahl einem Kurfürsten Versprechungen macht, sie ist am 26. April für Erzbischof Siegfried ausgestellt und zwar zu Andernach. Unter den vielerlei Verheißungen,

welche er als König erfüllen wollte, beziehen sich auch einige auf die Wahl selbst. Adolf verpflichtet sich, das durch die Kur des Erzbischofes erlangte Recht am Reich unter allen Umständen festzuhalten, auch wenn einige Kurfürsten anders stimmten, also im Fall einer zwiespältigen Wahl den Kampf um die Krone aufzunehmen. Wenn er nach der Wahl eines der gemachten Versprechen nicht erfüllt oder nicht verbürgt, so will er dadurch seines durch die Kur erlangten Rechtes am Reiche verlustig gehen, und die Kurfürsten mögen, wenn es dem Erzbischof gut dünkt, zur Wahl eines andern Königs schreiten. Die Krönung in Aachen wird er nicht eher fordern, als bis er Siegfried volle Sicherung über seine Zusagen gegeben hat.

Wie und wann der Handel mit den anderen Kurfürsten abgeschlossen wurde, erfahren wir nicht. Die Vornahme der Wahl wurde vom 2. Mai auf den 5. verlegt, weil man wahrscheinlich noch Zeit zur Erledigung der Vorgeschäfte brauchte. Die Kurfürsten waren vollzählig zugegen; nur Wenzel von Böhmen entschuldigte sich mit Krankheit und übertrug seine Stimme dem Erzbischofe von Mainz. Pfalzgraf Ludwig kam zur letzten Stunde und im Gegensatz zu den anderen Fürsten mit geringem Gefolge und ohne kriegerische Rüstung. Wie bei der vorigen Königswahl dem Pfalzgrafen, so übertrugen jetzt die Kurfürsten dem Mainzer Erzbischofe die Nennung des neuen Reichsoberhauptes und Gerhard rief in seinem und des Königs von Böhmen Namen Adolf aus. So bekundete er selbst am 10. Mai den Vorgang, aber es ist zweifelhaft, ob alles glatt ablief. Jedenfalls wurde schließlich Einmütigkeit erreicht, denn selbst Pfalzgraf Ludwig fügte sich dem Unvermeidlichen.

Der Ausfall der Wahl kam, abgesehen von dem kleinen eingeweihten Kreise, aller Welt überraschend. Die öffentliche Meinung erwartete den österreichischen Herzog oder einen andern großen Fürsten, von denen mehrere Namen umliefen. Albrecht, der bis in die Nähe von Frankfurt vorgerückt war, wo er und die Seinen in froher Stimmung sich die Zeit mit Waffenspiel vertrieben, verzichtete trotz der bitteren Enttäuschung vorläufig auf Gewalt und wandte sich dem Elsaß und den habsburgischen Stammlanden zu, vielleicht nur, um sich zum Streit ums Reich zu rüsten.

Die Kurfürsten hatten sich in der That erst in den letzten Wochen auf Adolf geeinigt, aber das Gerücht, wie immer übertreibend, schilderte die Heimlichkeit und Schnelle, mit der alles geschehen sein sollte, in noch stärkeren Farben. Als Hauptperson erscheint dabei der Kurfürst von Mainz, und so viel ist gewiß, daß er im Schlußakte die wichtigste Rolle hatte. Von ganz verschiedenen Seiten wird berichtet, daß er Albrecht gröblich täuschte; die Wahrheit ist vermutlich die, daß Gerhard von Anfang an den Habsburger nicht wünschte, aber vorsichtig erst abwartete, ob es möglich sein würde, ihn in wirksamer und gefahrloser Weise zu verdrängen. Mit köstlichem Humor malt die steierische Reimchronik in aller Breite aus, wie der Mainzer es verstand, einen Fürsten nach dem anderen zu umgarnen, „der listige und allen Pfaffen überkluge Pfaffe", aber der Verfasser berichtet nur, wie er sich selber den Hergang dachte.

Wider die Sitte verstrichen mehrere Wochen bis zur Krönung. Vielleicht brachte Adolf nicht eher das dazu erforderliche Geld auf — der Erzbischof von

Mainz griff damals seinem armen Schützling, welcher der Stadt Frankfurt nicht einmal die ausgelegten Unkosten bei der Wahl bezahlen konnte, mit einer Gutsage unter die Arme, — aber wahrscheinlicher ist, daß der Kronschacher noch nicht zu Ende war. Den größten Teil der Zwischenzeit brachte Adolf auf kölnischem Gebiete zu und Erzbischof Siegfried bewies, daß er nicht nur ein großer Krieger, sondern auch ein vorsichtiger und geriebener Kaufmann war.

Endlich am 24. Juni erfolgte im Dome zu Aachen nach hergebrachter Weise die Krönung des Königs und seiner Gemahlin. Die drei geistlichen Kurfürsten mit starkem Kriegsgeleite, Otto von Brandenburg, zahlreiche Fürsten der rheinischen Lande sorgten für Glanz und für Sicherheit vor etwaigen feindseligen Störungen. Dann verbriefte der König seinen Wählern und deren Anhang die Forderungen, denen er sich unterworfen hatte, soweit es nicht bereits geschehen war.

So wenig erfreulich und unterhaltend es sein mag, alle die Bewilligungen, welche Adolf that, zu hören, so ist doch notwendig und lehrreich, dabei zu verweilen. Daß ein neuer König den Quell seiner Gnade reich fließen ließ, war natürlich, und daß besonders treue Anhänger ihren Lohn fanden, selbstverständlich und zu jeder Zeit geschehen. Das Wahlkönigtum ließ auch in den besseren Zeiten des alten Kaisertums solche Folgen nicht ganz vermeiden. Die den Wählern erteilten „Handsalben", wie sie ein damaliger Dichter nennt, waren unentbehrliche Vorbereitungen für die Salbung des königlichen Hauptes. Auch bei Rudolf ging es nicht ganz ohne sie ab, doch kann man ihm nicht vorwerfen, er habe seine Wahl erkauft. Anders steht es mit Adolf; hier ist dieser Vorwurf nicht allein gerechtfertigt, er kann sogar nicht scharf genug ausgesprochen werden. Daß er sich im stillen damit tröstete, Versprechen sei nicht Halten, dient am wenigsten zu seiner Entschuldigung.

Auch Rudolf ersetzte den Kurfürsten die Ausgaben, welche ihnen die Wahl verursachte, was keinen Anstoß erregte, und wenn die Rechnung etwas hoch gestellt wurde, so daß noch ein kleines Verdienst dabei herauskam, nahm man das nicht weiter übel. So ließ sich jetzt selbst Pfalzgraf Ludwig die sehr stattliche Summe von 3000 Mark Silber verschreiben. Da Adolf sie natürlich nicht bar hatte, verpfändete er dafür an Ludwigs Schwiegersohn, den Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg, die Reichssteuer von Lübeck. Weitere Forderungen scheint Ludwig nicht gestellt zu haben, natürlich, daß ihm sein Besitzstand, namentlich die Konradinische Erbschaft, unbestritten verblieb.

König Wenzel von Böhmen, dem Adolf wenigstens mittelbar die Krone verdankte, ließ in den Bedingungen, welche er stellte, den Grund seines Verhaltens, die Feindschaft gegen Albrecht, klar erkennen. Der König versprach, binnen kurzem in betreff der Herzogtümer Oesterreich, Steiermark und Kärnten und ihres Zubehörs eine freundliche Schlichtung zwischen dem Böhmen und den Herzogen jener Länder, Albrecht und Meinhart zu versuchen; wenn sie nicht gelinge, wolle er innerhalb eines Jahres Wenzel Recht verschaffen gemäß der Beweise, welche er vorbringen könne, und sich dabei gegen ihn als günstigen und wohlwollenden Richter erweisen. Eine sehr unklare Zusicherung, deren Bedeutung erst später erkennbar wird; sie bezog sich auf Anrechte, welche Wenzel für seinen Neffen Johann ver-

treten wollte. Wie es damals in der Politik nicht ohne Verlobungen abgehen konnte, so wurde Adolfs Sohn Ruprecht mit Agnes, dem Töchterchen Wenzels versprochen. Da der reiche Böhmenkönig die Mitgift in nächster Zeit zu zahlen versprach, erhielt er dafür bis zur Hochzeit das dem Reiche gehörige Pleißnerland mit Altenburg, Chemnitz und Zwickau und die Reichsstadt Eger zu Pfande. Er gewann damit einen Halt für seine Hintergedanken auf Meißen, und Adolf versprach zudem, die Markgrafschaft nicht zu verleihen, ohne auf Böhmens Anrechte Rücksicht zu nehmen. Aus besonderer Gunst für den mit so herrlichen Tugenden geschmückten König, wie er sagte, erteilte ihm Adolf schriftlich die Belehnung, bis sie Wenzel persönlich in bequemerer Weise einholen könne.

Welche Belohnungen Sachsen und Brandenburg erhielten, ist nicht bekannt, desto mehr hören wir von denen der geistlichen Kurfürsten. Von ihnen betrug sich Boemund von Trier weitaus am bescheidensten. Er ließ sich Erstattung der Wahlkosten und für seine Räte ein besonders reichliches Geldgeschenk verbürgen und erreichte mancherlei andere auf den Besitzstand des Erzbistums bezügliche Zugeständnisse, welche aber nicht das Maß überschreiten. Ganz anders trat Siegfried von Köln auf. Ein glücklicher Zufall hat die Urkunden erhalten, welche er bereits vor der Wahl sich geben ließ; sie verraten nur zu deutlich die Weise, in welcher Adolf zum Throne gelangte und die Art, in welcher die Kurfürsten die Sache faßten. Daher mag diesmal eine ausführliche Angabe folgen, um an einer Wahl zu zeigen, wie es auch bei anderen zuging.

Die erste ist am 26. April in Andernach ausgestellt. Als Grund seiner Bestrebungen, mit Hülfe Kölns den durch Rudolfs Tod erledigten Thron zu besteigen, bezeichnet Adolf den längstgehegten Wunsch, Gott zu dienen zum Schutz des heiligen Landes, welchen er dann besser ausführen könne. Vor kurzem, im Mai 1291, war der letzte Besitz der Christen auf dem asiatischen Festlande, Accon, in die Hände der Sarazenen gefallen und die Bevölkerung fast gänzlich vernichtet worden. Obgleich die Kreuzzugsidee längst ihre alte Kraft verloren hatte, durchzuckte doch das gesamte Abendland ein ungeheurer Schmerz über den Zusammenbruch der zwei Jahrhunderte lang mit unendlichen Opfern verfolgten Ziele, und auch die deutschen Geschichtsschreiber jener Zeit, so wenig sie meist über das eigene Haus hinaus sorgten, buchten fast alle betrübten Herzens das schreckliche Ereignis. Papst Nikolaus IV. erließ Bulle auf Bulle, um die ganze Christenheit zur Hülfe zu bewegen. Einen schöneren und zeitgemäßeren Vorwand für seine eigennützigen Zwecke konnte ein Kirchenfürst nicht finden; denn Adolf ist zwar der Aussteller, aber der Entwurf zu dem Schriftstück stammt sicher nicht aus seiner, sondern aus der kölnischen Schreibstube.

Nachdem so das unentbehrliche fromme Feigenblatt besorgt worden, wendet sich der Brief kurz und bündig zu den Verheißungen Adolfs, welche in langer Reihe folgen. Er wird die schwergeschädigte Kölner Kirche in ihrem Rechte erhalten und sie wieder in den gebührenden Stand zurückführen. Die Wahl wird er annehmen und von dem durch sie erlangten Recht an dem Reiche nicht ablassen, auch wenn einige Fürsten nicht mit dem Erzbischofe übereinstimmen. Der kölnischen Kirche wird er auf seine Lebenszeit die Reichsfesten Kochem, Kaiserswerth, Landskron, Sinzig, Duisburg und Dortmund mit allen Einkünften über-

geben, er wird den Grafen Adolf von Berg zwingen, die ihm für die Freilassung des Erzbischofs verpfändeten fünf kölnischen Burgen und den Ort Deutz herauszugeben und der kölnischen Kirche die Vogtei von Essen und drei Höfe in Westfalen zurückzuerstatten, sie erhalten in dem Besitz der Burgen Wassenberg und Liedberg und zu deren Verteidigung, erforderlichenfalls gegen den Herzog von Brabant, den Grafen von Flandern und andere, mit den Waffen Beistand leisten und ebenso den Erzbischof unterstützen, wenn er die während seiner Gefangenschaft zerstörten Burgen wiederherstellen will. Den Besitz der Zölle in Andernach und Rheinberg wird er bestätigen, die entrissenen Güter in Zeltingen zurückschaffen, die Stadt Köln veranlassen, gebührende Buße zu thun, oder sie ächten und mit aller Macht ganz nach dem Gutdünken des Erzbischofs gegen sie einschreiten; die Stadt aber soll allein dem Erzbischofe gehören. Er wird das Schutzrecht über die Abtei Corvey bestätigen und die ihr entfremdeten Besitzungen zurückerobern. Er wird dem Erzbischof und Stift zur Bestreitung der nötigen Auslagen 25000 Mark Silber auszahlen und zum Pfande nassauischen Familienbesitz und Bürgen stellen. Hält er eines dieser Gelübde nicht, so will Adolf sein Recht am Reiche verlieren und nicht die Krönung verlangen. Die Schuld, welche er und sein Bruder Heinrich von Siegfried einzufordern haben, erläßt er ihm. Er wird die persönliche Gunst des Markgrafen Otto mit dem Pfeil und des Grafen Otto von Everstein zur Förderung des Erzbischofs gewinnen, den gegenwärtigen Grafen Walram von Jülich gegen alle Ansprüche von seiten seiner Familie oder des Herzogs von Brabant oder anderer schützen, dem Grafen die Stadt Düren und das Schultheißenamt von Aachen überlassen, solange es dem Erzbischof gefällt, und die Schuld, welche der verstorbene König diesem gepflichtet haben soll, wohlwollend regeln. Immerdar wird er der Kölner Kirche günstig sein, ihr gegen alle ihre Feinde dienen und die Grafen von Berg, von der Mark, den Herzog von Brabant und andere Gegner nur mit Zustimmung des Erzbischofs in seinen Rat und seine Freundschaft aufnehmen. Schließlich will er mit den ans Reich gefallenen Herzogtümern Oesterreich und Limburg niemanden belehnen noch über sie verfügen, ohne den ausdrücklichen Willen des Erzbischofs.

Also kurzweg: Siegfried sollte im Reiche schalten, wie er wollte, der König nichts als dessen gehorsamer Diener, das Reich gewissermaßen nur ein Zubehör der kölnischen Kirche sein. Auf solche Bedingungen gestattete Siegfried die Wahl und nahm Adolf sie an. Am 29. Mai gelobte zu Boppard der gewählte König, innerhalb acht Tagen nach der Krönung mit anderen Edlen nach Neuß oder Bonn zu kommen und dort zu bleiben, bis alle Verträge geschlossen und niedergeschrieben wären. Es war das das sogenannte Einlager, welches damals üblich war als eine Art von freiwilligem Schuldarrest, indem der Schuldner sich solchem bis zur Lösung seiner Verpflichtung unterwarf. Erzbischof und König betrachteten sich also einfach als gewöhnliche Gläubiger und Schuldner. In der That zog Adolf von Aachen nach Bonn, aber Siegfried sah sich doch veranlaßt, einiges nachzugeben. So zog sich die Sache hin, erst am 13. September beschwor Adolf zu Köln mit körperlichem Eid den Vertrag und beurkundete ihn von neuem. Er war jedoch in einigen Punkten geändert. Adolf gab nicht mehr die Stadt

Köln, in deren Mauern er eben als Gast weilte, dem Erzbischofe rückhaltslos preis; für die 25000 Mark verpfändete er nicht nassauischen Grundbesitz, sondern jene Reichsfesten Kochem, Duisburg, Dortmund, Kaiserswerth und Sinzig, welche er in dem ersten Briefe auf seine Lebenszeit dem Erzbistum glattweg überwiesen hatte; die Bestimmung über die Herzogtümer Oesterreich und Limburg fiel weg.

Die Bewilligungen für Gerhard verbriefte Adolf in einer Reihe von Urkunden; wahrscheinlich gab es auch hier uns verborgene Zwischenspiele. Ein großer Teil von ihnen bewegt sich in dem Kreise der persönlichen oder stiftischen Zwecke des Erzbischofs in ganz ähnlicher Weise, wie bei Köln. Der König wird die 6000 Mark eintreiben helfen, welche die Stadt Mainz nach dem Urteil Rudolfs an den verstorbenen Erzbischof Heinrich zahlen sollte, alle Schulden Gerhards bei der römischen Kurie bezahlen, ihm alle Wahlkosten nebst den aufgelaufenen Zinsen decken. Er wird alle Privilegien des Stiftes bestätigen, sechs Ortschaften nach des Erzbischofs Wahl Stadtrechte verleihen. Er gelobt, mächtige Hülfe gegen die Herzöge von Braunschweig und alle anderen Feinde zu leihen, ebenso gegen den Herzog Ulrich von Hanau, welchen er, sowie den Magister Heinrich von Klingenberg, den ehemaligen Kanzler des Königs Rudolf, nicht in seine Dienerschaft noch in seine Gunst aufnehmen wird. Der Erzbischof wird zum Reichsvikar in Thüringen ernannt und erhält die Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen als Reichamtsmann, den Landfriedenszoll in Boppard, welcher nach Lahnstein verlegt werden soll, auf ewige Zeiten. Andere Urkunden überweisen dem Erzbischof die Juden in der Stadt und dem Stifte Mainz, die Stadt Seligenstadt und den Buchgau, welche König Rudolf an das Reich gezogen hatte. Ferner bestätigte Adolf die von Friedrich II. 1220 den geistlichen Kurfürsten erteilten Vergünstigungen und gelobte, sich nicht in Sachen zu mischen, welche vor das geistliche Gericht gehören, und das Gleiche allen weltlichen Richtern zu verbieten, Erzbischof, Stift und Klerus in allen Freiheiten und Rechten zu erhalten und ihnen außer auf dem Rechtswege keine Festen und Besitzungen zu entziehen. Er wird Fürsten nur mit den gesetzlichen Fristen von achtzehn Wochen vorladen.

Eine bunte und reichhaltige Sammlung von Rechten und Versprechungen, welche der Erzbischof erhielt; er nahm den König für das Erzstift Mainz ebenso in Beschlag, wie Siegfried ihn für Köln preßte. Aber er ver- und erlangte noch ein anderes Zugeständnis; Adolf verpflichtete sich, den Erzbischof und seine Nachfolger in allen Rechten, welche sie von wegen des Erzkanzleramtes besäßen, ob sie am Hofe seien oder nicht, zu erhalten, zu verteidigen und zu schützen, und darunter begriff er Anteil an dem Judenzehnten und namentlich das Recht, den Kanzler zu ernennen.

Das letztere war eine Neuerung. Das Erzkanzleramt der Mainzer Erzbischöfe war, wenn nicht besondere Umstände hinzutraten, nur ein Ehrenamt, vielleicht verknüpft mit gewissen Einkünften. Die wirkliche Leitung der Geschäfte hatte der Kanzler, welchen der König ernannte, und so stand es auch unter Rudolf. Gegen seinen Kanzler Heinrich von Klingenberg hegte, wie wir eben sahen, Gerhard so unholde Gesinnung, daß er dessen Beseitigung zur Wahlbedingung machte, und der Mainzer Scholastikus Ebernand von Offenbach,

welcher unter Adolf die Kanzlei leitete, verdankte seine Ernennung vermutlich dem Erzbischofe. Einige Forscher zogen aus dieser Forderung des Mainzers weitgehende Schlüsse. Gerhard trug sich, so meinen sie, mit dem Plane einer Reichsreform, welche darauf hinaus lief, dem Kurfürstenkollegium einen maßgebenden Einfluß auf den König und die Regierung des Reiches zu verschaffen, und diesem Zwecke sollte zugleich die Ernennung des königlichen Kanzlers durch den Erzkanzler dienen.

Aber damit wird Gerhard zu große Ehre erwiesen. Die Kurfürsten wollten jeder für seinen Teil von dem Könige so viel wie möglich herausschlagen, die anderen ebensogut wie Gerhard. Darüber hinaus reichten ihre Ziele nicht und von einer dauernden festen Geschlossenheit des Kollegiums über die Wahlen hinaus ist damals noch nichts zu merken. Erst sehr viel später traten solche Bestrebungen, wie sie Gerhard zugeschrieben werden, ins Leben. Er selbst wollte nichts anderes, als den günstigen Augenblick für sich ausnützen, und als er das Recht beanspruchte, den Kanzler zu ernennen, dachte er nicht an das Reich, sondern nur an die Mehrung seiner Einnahmen. Die Stelle des Kanzleileiters war ein einträgliches Amt, und derjenige, welchem sie der Erzbischof zuschanzte, gewiß gern bereit, ihm dafür eine hübsche Summe zu zahlen, sei es bar, sei es in der laufenden Abgabe eines Teiles seiner Bezüge. Darin, einen regelmäßigen Anspruch auf die Erträgnisse der Kanzlei zu gewinnen, gipfelte überhaupt wohl Gerhards Bestreben.

Denn die Bedeutung des Kanzlers darf nicht überschätzt werden. Ein neuerer Geschichtsforscher stellt freilich den ihm oft nachgeschriebenen Satz auf: „Ueber die Bedeutung der Ernennung des Hofkanzlers wird man sich nicht täuschen. Es hätte für jene Zeit ungefähr denselben Effekt gehabt, wie wenn die Minister heute nicht mehr von der Krone, sondern von den Ständen ernannt würden.“ Selbstverständlich besaß der Kanzler einen gewissen Einfluß auf die Geschäfte. Nicht allein die Ausfertigung der Urkunden an sich, sondern auch die Gewährung derselben ging meist durch seine Hand; die zahlreichen Privilegien, Bestätigungen und andere geringere Dinge mochte er oft ganz allein erledigen. Auch im diplomatischen Dienst fand er Verwendung. Immer war er ein Geistlicher, und oft erlangte er später ein Bistum, wenn sich gerade Gelegenheit bot; auch Bischöfe nahmen die Stelle an. Aber das Walten des Kanzlers blieb stets ein vertrauliches und er nahm den Fürsten gegenüber eine bescheidene Stellung ein. Er gehörte zu den Dienern des Königs, der über ihn frei verfügte, ihn jederzeit entlassen konnte; er selber vermochte über niemand zu gebieten, als über seine Schreiber.

Unmöglich konnte Gerhard daher an eine Verstärkung des Gesamteinflusses der Kurfürsten denken. Neben ihm bekleideten auch die Erzbischöfe von Köln und Trier Erzkanzlerwürden, der eine für Italien, der andere für Gallien, das heißt: für den Westen des Reiches. So gut wie er durften beide dasselbe Recht verlangen, wie es auch späterhin thatsächlich geschah. Indem er es für sich allein in Anspruch nahm, handelte er gerade gegen seine Kollegen, statt für sie. Daher mußte ihm auch Adolf zusagen: er wolle ihn in seinen Befugnissen „aufrechterhalten, verteidigen und schützen.“ Gegen wen sollte sich denn der

Schutz richten, als gegen Köln und Trier? Und warum stellten denn diese beiden nicht auch auf das Reichsregiment bezügliche Bedingungen?

Vergebens ist es also, Gerhard tiefgreifende politische Gedanken zuzuschreiben, welche ihn als einen geistvollen Staatsmann erweisen sollen. Er war nicht um ein Haar besser als Siegfried, und was er an Früchten einheimste, wollte er nicht in den Scheuern des Reiches, sondern ganz ausschließlich in seinen und seines Stiftes Truhen bergen.

Wie war denn nun dieser neue König, der mit so freigebiger Hand seinen Wählern lohnte? Adolf, damals gegen vierzig Jahre alt, war der zweite Sohn des Grafen Walram II. von Nassau. Der ältere Diether trat in den Dominikanerorden, wie überhaupt viele Familienglieder sich der Kirche widmeten, und überließ somit dem jüngeren Bruder die Erbfolge in dem väterlichen Besitz, der freilich klein war. In der 1255 zwischen den Brüdern Walram II. und Otto geschehenen Teilung der Hausgüter behielt die ältere Linie den südlichen Teil, die Grafschaften Wiesbaden und Idstein und die von ihnen getrennt liegende Grafschaft Weilburg, welche gegen 1277 an Adolf kamen. So mußte er sehen, wie er sein Einkommen mehrte, da seine Ehe mit Imagina von Limburg reichen Kindersegen brachte. König Rudolf übertrug ihm die Burghauptmannschaft in der Reichsfeste Kalsmunt bei Wetzlar, und Pfalzgraf Ludwig nahm ihn zu seinem Hauptmann in der am Rhein gelegenen Burg Kaub, Stellungen, welche der Geburt Adolfs nicht recht entsprachen. Wer hätte geahnt, daß dereinst der Dienstmann seinem Herrn als König gebieten würde? Adolfs Bildung übertraf die in seinem Stande übliche, er verstand Lesen und Schreiben, sprach lateinisch und französisch. Einstimmig rühmen an ihm Gegner und Freunde seinen feurigen Schlachtenmut. Von mittlerer Leibesgestalt, bei gewaltiger Körperkraft behend und gewandt, liebte es der kühne Mann, sich mitten in den Kampf zu stürzen und den höchsten Preis der Tapferkeit zu erringen. So gewann er großen Ruhm, aber das Glück war ihm nicht immer hold. Bei Worringen geriet er, auf der Seite des Erzbischofs fechtend, in Gefangenschaft; der Herzog von Brabant wußte jedoch die Ritterlichkeit des ihm an Tapferkeit ebenbürtigen Helden zu schätzen und entließ ihn ohne Lösegeld. Gleichwohl galt der streitbare Mann auch für einen Freund des Friedens und der Gerechtigkeit und einen Gönner der Geistlichkeit; als er König wurde, stand er in tadellosem Rufe.

Wie weit die Wähler sich gerade durch seine Eigenschaften bestimmen ließen, ist zweifelhaft; jedenfalls war für den möglicherweise mit Herzog Albrecht bevorstehenden Kampf ein gutes Schwert erforderlich. Mit Siegfried von Köln war Adolf sehr nahe, mit Gerhard zwar weitläufiger, aber auch verwandt, und beide kannten seinen Charakter, seine Verhältnisse aufs genaueste. Bei der geringen Bedeutung, welche sein Haus hatte, brachte Adolf keine Beziehungen auf den Thron mit, welche ihm von vornherein eine bestimmte Richtung auferlegten; er war politisch vollkommen frei. Aber er war auch ebenso machtlos, und so durften die Erzbischöfe hoffen, ihn dauernd an sich zu fesseln und sein Königtum für sich auszubeuten.

Die Aussichten, welche sich Adolf auf einmal eröffneten, mochten ihm im ersten Augenblick Schwindel erregen und das Herz in seiner Männerbrust ge-

waltig schlagen machen, aber er fühlte den Mut und die Kraft in sich, das Ungeheuere zu wagen. Lockende Bilder für die Zukunft seiner Familie standen greifbar vor seinen Augen. Sein Vorgänger war auch nur ein Graf gewesen, und dessen Sohn trug jetzt den Herzogshut, dessen Töchter prangten als Königinnen und Kurfürstinnen. Auch seinem Sohne wurde gleich eine Königstochter als Braut zu teil, und der Töchter waren ihm mehrere beschieden. Er entschloß sich, die dargebotene Krone um jeden Preis anzunehmen, alle Bedingungen zu bewilligen; saß er erst fest im Sattel, wollte er schon reiten. So gab er alle Urkunden, welche man verlangte, und beschwor sie mit körperlichen Eiden, wie er es als Burgmann gethan hatte. Er mußte sich dessen bewußt sein, daß er sie nicht halten konnte, aber diese Sorge überließ er der Zukunft. So schürzte er selber mit allzu kecker Hand die ersten Fäden zu dem Netz, das ihn dereinst umgarnen und erwürgen sollte. Aber es ist unbegreiflich, daß die geistlichen Kurfürsten sich einbildeten, Adolf würde die Bürde, welche sie ihm auferlegten, selbst beim besten Willen ertragen können. Sie verblendete schamloser Eigennutz; am widerlichsten bei dem ganzen Handel ist der Zug Siegfrieds, sich von der Schuld zu befreien, welche Adolf für die Hülfe bei Worringen gebührte.

Die Kurfürsten unterbanden Adolf nicht nur jede freie Bewegung, sondern sie übten noch schlimmeren Einfluß auf ihn aus. Wo sollte der arme Graf die gewaltigen Summen hernehmen, zu denen er sich verpflichtete; fast den ganzen Besitz seiner Familie mußte er zu Pfande geben. Sie zwangen ihn geradezu, künftighin Eidbruch zu begehen, um sein Königtum in bedenklicher Weise auszunützen. Adolf mag Entschuldigung finden, aber nicht Gerhard und Siegfried.

Der Mitwelt schien die Wahl keineswegs als eine verfehlte, des Reiches unwürdige. Als die erste Ueberraschung schwand, war die öffentliche Stimme dem neuen Könige durchaus hold; wie er zum Throne gelangte, wußten nur die Eingeweihten. Rudolf hatte freilich eine sehr viel größere Macht besessen, aber für das Volk war er auch nur ein Graf, nicht besser als Adolf, und warum sollte der Held in schönster Manneskraft nicht dasselbe leisten, wie jener im vorgerückten Lebensalter? Das mangelhafte politische Urteil der Zeit hielt persönliche Tüchtigkeit des Königs für ausreichend, um seine Aufgabe zu erfüllen. Die einfache Auffassung des Volkes erfreute sich an der frischen Ritterlichkeit des Königs, an seinem Emporkommen aus der Niedrigkeit, und erblickte darin eine besondere Fügung Gottes. Nur die Anhänger Albrechts grollten; was sollte dieser blutarme König leisten, der, wenn er für sein Pferd einen Zaum kaufen wolle, mit zwei Knappen in allen Kramläden herumlaufe, um den billigsten zu erstehen?

Zehnter Abschnitt.

Die Befestigung der Herrschaft König Adolfs. Sein Zug gegen Thüringen. 1292—1295.

Die römische Kurie kam bei dieser Wahl nicht in Mitwirkung; wir besitzen kein einziges Aktenstück, welches von Beziehungen zu ihr berichtet. Nikolaus IV. starb kurz vor Adolfs Wahl am 4. April 1292. Nach seinem Tode brach wieder wüstes Gezänk zwischen den Parteien im Kardinalkollegium aus, welches zwei Jahre lang die Besetzung des apostolischen Stuhles hintertrieb.

Der König zeigte schon während seines Aufenthaltes in Köln, daß er nicht gewillt war, sein Verhalten den Vorschriften Siegfrieds zu unterwerfen. Er vermied jede einseitige Parteinahme für ihn und bestrebte sich vielmehr, die Gegner des Erzbischofs auf seine Seite zu ziehen, unbekümmert um die eingegangenen Verpflichtungen. Adolf überwies sogar die Nutznießung der jenem zugesagten Pfandschaften dem Herzog Johann von Brabant, welcher ihm eine große Summe lieh. Er nahm Johann in seine besondere Freundschaft, anerkannte ihn als Herrn von Brabant und ernannte ihn später zum Beschützer des Landfriedens vom Meer bis zur westfälischen Grenze. Auch anderen Fürsten dieser Gegenden zeigte er sich damals und in den folgenden Jahren geneigt, ohne Rücksicht auf die Stellung, welche sie einst in dem Limburger Erbschaftsstreit einnahmen. Die Stadt Köln versuchte er mit dem Erzbischofe zu versöhnen und bestätigte die Privilegien, welche sie vom Reiche hatte. Er wollte am Niederrhein das Gleichgewicht erhalten. Siegfried mußte sich mit der Hoffnung trösten, der König würde ihn allmählich befriedigen; immerhin hatte er in seinen Pergamenten einen kostbaren Wechsel auf die Zukunft, und wer gab Bürgschaft, ob, wenn er ihn durch Auflehnung gegen Adolf zerriß, so leicht Ersatz zu beschaffen war?

Langsam zog endlich der König von Köln aus den Rhein hinauf dem Elsaß zu, wo Herzog Albrecht verweilte, der ihn noch nicht anerkannt hatte. Die ganze habsburgische Gegnerschaft in den oberen Landen, Savoyen, der Bischof

von Konstanz, der Abt von St. Gallen, die Reichsstädte Zürich, Bern und andere erhoben sich angesichts der durch Rudolfs Tod veränderten Lage, und Albrecht bekam harte Kriegsarbeit. Trotz des Friedens, welchen er erzwang, blieb die Lage unsicher. Zugleich regte sich wieder in Steiermark der unzufriedene Adel im Bunde mit dem Erzbischof von Salzburg und dem Herzog Otto von Niederbaiern, zu denen neue Feinde traten. Außerdem bestand noch die Spannung mit Ungarn, und die feindselige Gesinnung des Königs von Böhmen trat in Adolfs Wahl unzweideutig zu Tage. Wenzel, unterstützt von dem Markgrafen Otto von Brandenburg, drang im Sommer siegreich in Polen ein und verstärkte seine Macht durch die Eroberung der Länder Krakau und Sandomir. Unter solchen Umständen war es für Albrecht nicht ratsam, den Kampf mit dem deutschen Könige aufzunehmen, wie er wahrscheinlich beabsichtigt hatte. Im Dezember erschien er vor ihm in Hagenau, lieferte die Reichsinsignien aus und nahm seine Herzogtümer zu Lehen. Jene Ansprüche, welche Böhmen an Oesterreich erhob, beachtete Adolf wahrscheinlich nicht, um die Versöhnung mit dem Herzoge zu erleichtern, der ihm auch große Summen gezahlt haben soll.

Während Albrecht nach dem Osten zurückeilte, ging Adolf durch die Schweiz, wo er besonders den jenem feindlichen Städten Zürich und Bern seine Gunst erwies, nach Schwaben, dessen Landvogtei er einem Verwandten seiner Frau, Heinrich von Isenburg, anvertraute, und hielt einen großen Hoftag in Eßlingen. Zahlreich versammelten sich um ihn die Grafen und Herren und beschworen den Landfrieden, von dem nur Graf Eberhard von Württemberg fernblieb, ohne deswegen bei dem Könige in Ungnade zu fallen. Es gelang Adolf auch hier, die habsburgische Partei völlig zurückzudrängen. Auch Franken durchzog er bis nach Nürnberg, dessen greiser Burggraf Friedrich ihm schon früher gehuldigt hatte. Als er so im Mai wieder mit Erzbischof Siegfried zusammentraf, konnte er auf große Erfolge zurückblicken, sein Königtum war gefestet. Daher beschied sich Siegfried und stand in einer neuen Auseinandersetzung von manchen früheren Forderungen ab. Die ihm zugesagte Summe wurde auf 37800 Mark erhöht und durch Pfandschaften sichergestellt, aber damit mußte er sich zufrieden geben. Zwar sicherte ihm der König aufs neue in schönen Worten jeden Schutz und Beistand zu, aber die Abhängigkeit, welche ihm der Erzbischof zugedacht hatte, war glücklich abgestreift.

Auch Gerhard von Mainz, mit dem Adolf darauf in Frankfurt zusammentraf, suchte eine Abfindung, deren Kosten die Stadt Mainz und die dortigen Juden tragen sollten. Im Jahre 1285 wanderten viele Juden aus Deutschland, wo immer neue Verfolgungen über sie hereinbrachen, nach der asiatischen Urheimat zurück, weil dort ein neuer Messias erstanden sein sollte. Als der Rat von Mainz das zurückgelassene Gut einzog, erhob Erzbischof Heinrich darauf Ansprüche und erwirkte bei König Rudolf die Verurteilung der Stadt in eine hohe Geldstrafe. Erzbischof Gerhard machte Adolf deren Eintreibung zur Wahlbedingung, und jetzt kamen beide überein, allen Gewinn, welchen dieser Rechtsstreit ergab, gemeinsam zu teilen, und wenn der König einen glücklichen Ausgang bewirkte, sollte er aller Geldforderungen, welche der Erzbischof an ihn hatte, enthoben sein. Ein merkwürdiger Vertrag, der viel Anstoß erregt hat,

aber für jene Zeiten nichts Ungewöhnliches enthält. Jedenfalls war der Erzbischof für eine Zeitlang hingehalten.

Trotz aller dieser Fortschritte mußte König Adolf sich bewußt sein, welche Gefahren ihn umgaben. Herzog Albrecht blieb die dunkle Wolke an seinem Glückshimmel, und brach aus dieser ein Sturm los, so regte er sicherlich die eben erst beruhigten Gewässer im Reiche gewaltig auf. Der Oesterreicher hatte, zurückgekehrt, mit allen seinen Gegnern Frieden geschlossen, auch mit König Wenzel eine vollständige Aussöhnung zustande gebracht. Mit aufmerksamer Sorge mochte Adolf Umschau halten, ob irgend ein Anzeichen den Beginn von Umtrieben verriet, und jede Störung des Friedens in Gegenden, welche habsburgischen Einflüssen ausgesetzt waren, mußte ihm Bedenken erregen. Im Elsaß erlosch die alte Vorliebe für Habsburg nicht so schnell, und dort zählte man später Adolf kaum als rechten König.

Die Hauptsäule habsburgischer Bestrebungen war der Bischof Konrad III. von Straßburg aus dem mächtigen und kraftvollen Geschlechte von Lichtenberg, einer der wärmsten und ergebensten Freunde des verstorbenen Königs, ein Mann, ganz wie Siegfried von Köln geartet, voll unendlicher Freude am Waffengeklirr und sich aus einer Fehde in die andere stürzend. Kaum gab es einen Herrn oder eine Reichsstadt im Elsaß und in der Nachbarschaft, die nicht seine gewaltthätige Hand zu fühlen bekamen. Nur mit seiner Stadt Straßburg, die gleich ihm gut habsburgisch gesinnt war, hielt er das beste Einvernehmen und förderte dort eifrig und wirksam den Münsterbau. Ihm war ein Ende beschieden würdig seiner Laufbahn; nicht auf dem Siechenbett verschied er, sondern im frischen Kampfesgewühl vor der Stadt Freiburg im Breisgau erhielt er 1299 die tödliche Wunde. Das Domkapitel setzte auf sein Grab eine Inschrift, welche nicht wie so viele andere mit schönen, aber leeren und unwahren Worten die Nachwelt zu täuschen suchte, sondern bündig, aber ehrlich den Bestatteten schilderte: „Er zeichnete sich aus in allen guten Eigenschaften, welche ein Weltmann haben muß, und darin kam ihm niemand gleich!“

Der königliche Landvogt Otto von Ochsenstein hielt es für nötig, gegen Bischof Konrad Burgen zu erbauen, weil dieser vermutlich mit der Stadt Kolmar im Bündnis gegen den König stand. Zudem war es wünschenswert, den burgundischen Herren die Macht des neuen Königs zu zeigen; genug, die Erzbischöfe von Mainz und Köln und andere Herren folgten dem Könige zu einer Heerfahrt, deren Endziel Besançon sein sollte.

Als man jedoch in die Nähe von Kolmar kam, fanden sich unerwartete Hindernisse, welche zu merkwürdigen Vorgängen führten, die einer näheren Erwähnung wohl wert sind. In der Stadt entwickelten sich Zustände, wie sie damals in Italien häufig, in Deutschland seltener anzutreffen sind.

Johann Rösselmann, ein Handwerkerssohn aus Türkheim, erreichte während der kaiserlosen Zeit endlich das lange mit zähem Ehrgeiz verfolgte Ziel, Schultheiß von Kolmar zu werden. Wegen seiner Willkür vertrieben, gewann er durch schlaue List seine Gewalt wieder, bis er 1262 im Kampfe vor den Thoren der Stadt fiel. König Rudolf, der ihm zu Danke verpflichtet war, setzte später Johanns Sohn Walther in die väterliche Würde ein; aber als sich der Schult-

heiß 1285 an die Spitze der Empörung stellte, wurde er abgesetzt und ins Elend getrieben. Nach Rudolfs Tode glückte es Walther mit Hülfe einiger Freunde zurückzukehren und sein Amt wieder zu erlangen, die Gegner verjagte er und zog ihre Habe ein. Obgleich er einen sehr trotzigen Ton anschlug, bestätigte ihn Adolf, um ihn nicht in die Arme Albrechts zu treiben, aber des Schultheißen Treue mochte ihm bald verdächtig werden. Als sich nun das königliche Heer näherte, ließ Walther heimlich in der Nacht Anselm von Rappoltstein in die Stadt ein. Die überraschten Bürger wurden gezwungen, diesem Treue zu schwören, die sich weigernden, unter ihnen die reichsten und angesehensten, aus der Stadt gejagt.

Anselm von Rappoltstein stand weit und breit im übelsten Rufe. Sein Vater, ein stattlicher, gütiger, allgemein beliebter Herr, und seine Mutter, eine schöne hochgewachsene Dame mit glänzendem Haar und lieblicher Stimme, züchtig und liebenswürdig, welche nach ihres Gemahls vorzeitigem Ableben ins Kloster ging, hinterließen fünf wohlgestaltete Söhne, aber die Tugenden der Eltern gingen nicht auf die drei ältesten über. Der dritte, Anselm, der nach dem frühen Tode der beiden Brüder die Herrschaft erbte, war ein wüster, wilder Gesell, der schlimmes Gesindel um sich sammelte und den Nachbarn schweren Schaden that, seine Unterthanen drückte und aussog. Er pflegte zu sagen, er könne keinen Knecht brauchen, der eine Seele habe. Brüder und Neffen vertrieb er aus ihrem Besitz, nur, wie jene Zeit darin widerspruchsvoll war, ein von seinem Vater reich bedachtes Kloster beschirmte er wacker. Schon König Rudolf hatte ihn in seiner Feste belagert, aber sonst gehörte er zum habsburgischen Anhang.

Adolf legte sich im September 1293 erst vor Rappoltsweiler, dann vor Kolmar, während abgesandte Truppen andere Burgen des Rappoltsteiners zerstörten. Sechs Wochen belagerte das königliche Heer die Stadt; die Erzbischöfe von Köln und Mainz entfalteten großen Glanz, während Adolf sich mit einem schlichten Zelte begnügte und keine Schmausereien gab. Die von dem burgundischen Pfalzgrafen angebotene Hülfe wies er zurück, dagegen soll er solche von dem Herzog Albrecht verlangt, aber eine ausweichende Antwort erhalten haben. In der Stadt gab es Ueberfluß an Wein und Getreide; da jedoch die Belagerer die Gewässer ableiteten, welche die Mühlen trieben, entstand bald Mangel an Mehl und das Brot stieg zu außerordentlichen Preisen. Die ärmeren Bürger setzten sich daher mit dem Könige in Verbindung, aber Anselm, der merkte, daß man ihn aus der Stadt zum Kampfe herauslocken wolle, um dann die Thore hinter ihm zu schließen, hielt sich vorsichtig innerhalb der Mauern zurück.

Inzwischen kam Bischof Konrad, um der Stadt Hülfe zu leisten. Die verschworenen Bürger setzten jedoch durch, daß er nicht eingelassen wurde, und bemächtigten sich mit Gewalt der Thorschlüssel. Der Neffe des Bischofes, der Dompropst von Straßburg, der in der Stadt lag, rettete sich mit Mühe und Not nackt durch die Flucht über die Mauer, der Rappoltsteiner wurde in seinem Versteck aufgefunden und dem Könige zugleich mit den Stadtschlüsseln ausgeliefert.

Den Schultheißen ließ man entkommen. In dürftige Gewänder gehüllt floh er von dannen, und schon sah er Rettung in den Mauern einer bischöflichen Burg vor sich, als ihn ein Weib erkannte und seine Gefangennahme bewirkte.

Indessen Leute des Baseler Bischofs, welcher die Stadt mit belagert hatte, entrissen ihn wieder den Männern, welche ihn zum Könige führen wollten, und brachten ihn auf eine Burg. Wie es scheint, wollte der Bischof den Schultheißen schützen, und erst auf das ausdrückliche Verlangen des Königs, welcher versprechen mußte, ihn nicht hinzurichten, gab er Rösselmann heraus. Schwere Qualen verhängte Adolf dessenungeachtet über den Schuldigen; er ließ ihn im Lande herumführen und öffentlich ausstellen, den Leib gebunden auf ein Rad, welches auf eine Stange gesteckt war, die rechte Hand, mit der er Meineid geleistet, emporgereckt. Die Nächte brachte der Gepeinigte im Block zu, seine Wächter versagten ihm jede Erquickung. Endlich beschloß er sein Leben im Kerker. Besser kam Anselm davon. Zwar wurde ihm sein ganzer Besitz abgesprochen, er selber auf ein Pferd gebunden und gefolgt von seinen gefesselten Knechten durch das Land nach Breisach und dann nach Achalm in Gewahrsam gebracht, aber nach einigen Jahren erhielt er wieder die Freiheit und einen Teil seiner Besitzungen.

Auch die Bürger von Straßburg hatten kein reines Gewissen, und als Adolf ihre Friedenserbietungen scharf zurückwies, bewogen sie ihren Bischof, sich der königlichen Gnade zu unterwerfen. Da während der Belagerung von Kolmar, vielleicht erschreckt durch die Nähe des königlichen Heeres, der stolze Pfalzgraf Otto von Burgund erschien, um dem Könige zu huldigen, und zugleich einen auf Besançon bezüglichen Auftrag erhielt, welchen er auch ausführte, war die Fortsetzung des Kriegszuges nicht erforderlich.

Ein noch größerer Erfolg, als dieser Sieg Adolfs über die habsburgische Partei im Elsaß, war es, daß bald auch das ganze wittelsbachische Haus auf seine Seite trat. Herzog Otto von Niederbaiern blieb der Feind Albrechts von Oesterreich, obschon die Waffen damals ruhten, und am 1. Februar 1294 beschloß der alte Pfalzgraf Ludwig, der warme Freund des Habsburgers, sein thatenreiches Leben. Er hinterließ nur Söhne aus dritter Ehe mit Albrechts Schwester, den neunzehnjährigen Rudolf, welcher über den erst siebenjährigen Bruder Ludwig, den späteren König, die Vormundschaft führte. Obgleich Rudolf den Namen des Großvaters trug, wandte er sich sogleich dem neuen Gestirn, dem Könige Adolf zu und warb um dessen Tochter Mechthild, welche er bald als Gattin heimführte.

Der kleine Graf von Nassau hatte sich gewaltig emporgeschwungen. Auch die Romfahrt wollte er unternehmen, sobald es wieder einen Papst gab, und er suchte allmählich sein Ansehen in Italien zu begründen. Indem er sich von Pfalzgraf Rudolf versprechen ließ, er wolle seine Kur wenden und kehren an einen Mann, welchen Adolf wolle, verrät er bereits weitschauende Gedanken für die Zukunft. Noch andere große Ziele erwog er; während er bereits an einen Kriegszug gegen Frankreich dachte, begann er ein anderes Unternehmen, welches ihm wie seinem Vorgänger ein Reichsland zur Verfügung stellen sollte.

In die Erbschaft Friedrichs Tuta teilten sich Oheim und Vettern, Albrecht der Unartige und seine Söhne Diezmann und Friedrich der Freidige, welcher die Markgrafschaft Meißen erhielt. Indessen war ihr Recht ein zweifelhaftes. Schon der Vertrag, welchen König Wenzel von Böhmen mit Adolf bei dessen Wahl schloß, bezeichnete die Mark Meißen als erledigtes Reichslehen. Adolf

gelobte damals, sie niemandem zu verleihen, ehe er nicht Wenzel berufen und ihm gestattet hätte, sein Recht auf sie darzuthun. Er nahm jedoch die Sache selbständig in die Hand und wollte nicht nur Meißen und Osterland, sondern auch Thüringen an sich und das Reich bringen. Die Uneinigkeit der wettinischen Familie begünstigte ihn. Im April 1293 kaufte er von Albrecht, den seine Verschwendung in unaufhörliche Geldnöte stürzte, die Landgrafschaft Thüringen um eine sehr geringe Summe, nach deren Zahlung sie ans Reich fallen sollte. Zwar ließ sich Albrecht einige Monate später zu einem neuen Vertrage mit Diezmann bewegen, in welchem er diesem die Nachfolge und Mitregentschaft zusicherte, aber der König war entschlossen, seine Absicht durchzuführen. Vermutlich ließ er durch ein Fürstengericht sein Recht anerkennen und erklärte Friedrich und Diezmann, welche die Herausgabe der Länder verweigerten, in die Acht. Im Reiche betrachtete man sein Auftreten als rechtlich begründet.

Im September 1294 brach er von Süden her in der Gegend von Erfurt in Thüringen ein. In seinem Heere befanden sich namentlich zahlreiche Grafen aus dem Süden und Westen Deutschlands, so wie einzelne geistliche Fürsten. Auch der Erzbischof von Mainz kam bald zum Könige. Andere Reichsfürsten folgten jetzt oder später nach oder schickten Mannschaften. Neben den Rittern enthielt das Heer auch Söldner zu Fuß. Es war ein Reichskrieg.

Landgraf Albrecht erkannte wieder den geschlossenen Vertrag an und schlug sich zum Könige, dessen Scharen, ohne großen Widerstand zu finden, bis nach Leipzig vordrangen. Ihren Zug begleitete gräßliche Verwüstung. Mit viehischer Roheit verübten die Kriegsleute die schlimmsten Frevel, weder Klöster noch Kirchen schonend. Noch heute liest man mit Abscheu die Schilderung ihrer Greuel. Natürlich daß wenn einmal die Gelegenheit günstig war, ihnen gleiche Münze vergalt. Den König Adolf schalt man einen Henker und verglich ihn mit einem gierigen Wolfe. Er schritt wohl hin und wieder gegen die Uebelthäter ein, aber er besserte damit nicht viel und wies wohl gar vorgebrachte Klagen mit den Worten zurück: „Wie soll ich den Schuldigen ausfindig machen?"

Im Januar 1295 hielt er in Mühlhausen einen Hoftag, wo er die Verwaltung des eroberten Landes regelte. Selbst hier rief die Zügellosigkeit seines Gefolges eine Empörung der Bürger hervor.

Obgleich erst Thüringen, nicht auch Meißen unterworfen war, wandte Adolf dem verwüsteten Lande den Rücken. Er hatte bereits für Mitte März nach Frankfurt einen Reichstag angesagt, aber in fliegender Eile ging er erst südlich bis nach Bern und Solothurn und kehrte eben so schnell wieder an den Main zurück. Ob Argwohn gegen Albrecht ihn dorthin führte, oder ob die jähe Fahrt mit größeren Plänen, die seinen thatenfreudigen Geist beschäftigten, zusammenhing, ist unbekannt.

Es handelte sich um nichts geringeres, als um einen Reichskrieg gegen Frankreich im Bunde mit England.

Elfter Abschnitt.

Der Krieg gegen Frankreich. Papst Bonifacius VIII. 1294—1297.

An dem glänzenden englischen König Eduard I. fand Philipp IV., der Schöne, einen an Geist und Ehrgeiz ebenbürtigen Gegner. Zwei Männer von solchem Schlage mußten aneinander stoßen, selbst wenn nicht die Nebenbuhlerschaft Frankreichs und Englands seit länger als einem Jahrhundert eine ständige Rechnungsziffer in der europäischen Politik ausgemacht hätte, und so brach im Frühjahre 1294 zwischen ihnen der Krieg aus, von Philipp mit Gewalt heraufbeschworen. Die schwächste Seite Frankreichs bildete von jeher der Nordwesten, die Grenze gegen Deutschland, und Eduard entschloß sich, von dorther den Angriff zu unternehmen. Dazu war der Beistand der dortigen Fürsten unentbehrlich und Verwandtschaft, alte Freundschaft und reiche Verheißungen, sowie bare Zahlungen führten ihrer viele dem englischen Bündnisse zu: Bar, Brabant, wo eben damals Johann II. seinem berühmten Vater nachfolgte, der, nachdem er so viele Schlachten geschlagen, in dem unblutigen Waffenspiele des Turniers die tödliche Wunde erhalten hatte, Holland, Flandern, Köln, Geldern und andere.

Die englischen Gesandten, geführt von dem Erzbischof Johann von Dublin, welche in Dortrecht unter dem Schutze des Grafen Florenz von Holland Aufenthalt nahmen, hatten den Auftrag, auch den König Adolf für das Bündnis zu gewinnen. Die Verbindung mit Deutschland, welche Eduard seiner Zeit bei König Rudolf erstrebte, scheiterte damals an dem Wandel der politischen Verhältnisse, jetzt mochte er auf bessere Erfolge hoffen, da die Grundlage, auf welcher das neue Einvernehmen beruhte, klarer und bestimmter war. Die Verhandlungen übernahm Erzbischof Siegfried, wie Köln von jeher als vermittelnde Brücke zwischen Deutschland und England diente. Am 21. August 1294 vollzog Adolf in Nürnberg den Vertrag, der eine möglichst bindende Form hatte. Er verpflichtete sich zu gemeinsamem Kriege gegen Frankreich und dessen Verbündete

und gelobte, Frieden oder Waffenstillstand nur mit Genehmigung seiner Bundesgenossen zu schließen. Die gemachte Kriegsbeute ist gleich zu teilen, doch erhält jeder das ganz, was ihm früher gehörte, die Freunde Frankreichs werden aus dem Lande gewiesen und ihr Gut eingezogen; möglichst schnell wollen die beiden Könige ihre Heere vereinigen. Alle Fürsten seines Reiches verpflichtete Adolf in einer besonderen Urkunde, ihm den Gehorsam zu kündigen, wenn er den Vertrag nicht halte, worauf zur größeren Sicherheit persönlich die Erzbischöfe von Köln und Salzburg, die Bischöfe von Bamberg und Brixen und Pfalzgraf Rudolf auf ausdrücklichen königlichen Befehl gelobten, den Wortbrüchigen verlassen zu wollen.

Da seit kurzem ein neuer Papst vorhanden war, forderte Adolf, daß der Engländer bei diesem seine Bewerbung um die Kaiserkrone unterstütze. Die gewechselten Urkunden schweigen ganz über einen Punkt, der für Adolf zweifelsohne der wichtigste war: die ihm zu gewährende Geldentschädigung. Es ist sicher, daß er sie in beträchtlicher Höhe, nämlich 100000 Mark erhielt, und er wird sie schon in Nürnberg ausbedungen haben. Um seine entschlossene Bereitwilligkeit zu bezeugen, stellte er schon jetzt die Kriegserklärung gegen Frankreich aus, welche mit dem königlichen Siegel versehen nebst den anderen Schriftstücken der englischen Gesandtschaft zugestellt wurde.

Gegeben am 31. August 1294 in Nürnberg hatte sie folgenden Wortlaut: „Adolf, von Gottes Gnaden König der Römer, allzeit Mehrer des Reiches, dem erlauchten Fürsten Herrn Philipp, König von Frankreich. Weil durch Euere Vorgänger und durch Euch Güter, Besitzungen, Rechte, Gerichtsbarkeiten und Landstrecken unser und des Reiches durch unerlaubte Besitznahme seit so langer Zeit vorenthalten und widerrechtlich angemaßt worden, wie es an verschiedenen Orten offenbar ist, so können wir das nicht länger ohne Beschämung mit geduldiger Nichtbeachtung übersehen und verkünden Euch mit diesem Briefe, daß wir gedenken, zur Abwehr so großer Verunrechtung gegen Euch die Kraft unserer Macht zu entfalten.“

Zunächst war die Genehmigung des Vertrages von seiten Englands abzuwarten; der thüringische Feldzug, welcher damals begann, steht noch ganz außer Verbindung mit diesen Dingen. Erst am 22. Oktober vollzog König Eduard seine der von Adolf gegebenen vollständig entsprechende Vertragsurkunde und begann dann seine Zahlungen an den Bundesgenossen, mit dem er später persönlich zusammentreffen wollte. Daher konnte Adolfs Kriegserklärung erst mit Beginn des neuen Jahres 1295 an Frankreich ausgehändigt werden. Wahrscheinlich geschah es durch englische Boten und in solcher Form, daß dem französischen Hofe Zweifel aufstiegen, ob der Brief echt sei, obgleich der Augenschein dafür sprach.

Den Entschluß Adolfs, England gegen Frankreich zu unterstützen, hat die neuere Geschichtschreibung durchschnittlich mit Befriedigung betrachtet und dem Könige demnach desto schärfere Vorwürfe gemacht, daß er ihn nicht mit allen Kräften durchführte. Dieses Urteil beruht auf der bereits bekämpften Auffassung, Deutschland sei damals Frankreich gegenüber viel schwächer und in tiefer Schmach gewesen. Rudolfs mächtiges Aufgebot von 1289 gegen Burgund hatte jedoch

genugsam gezeigt, was der deutsche König noch vermochte. Das Gefühl, von Frankreich gedemütigt zu sein, war in Deutschland nirgends vorhanden; der Pfalzgraf Otto von Burgund, auf den man mit Recht großes Gewicht legte, hatte soeben seinen Gehorsam kundgethan. Aber die Beeinträchtigungen an der Grenze, welche Deutschland erlitt, und auf welche auch Adolf in seinem Fehdebrief hinweist! Merkwürdig, daß er sie nicht näher bezeichnet, aber dagegen gilt der Einwand, daß solche Schreiben meist nicht die näheren Gründe auseinandersetzten. Freilich, Lyon und das Vivarois hatte Frankreich an sich gezogen, aber darüber war schon längere Zeit verstrichen und mehr als den Namen der Herrschaft hatte das Reich von ihnen nicht besessen. Von den greifbaren Streitpunkten, welche augenblicklich vorlagen, kam der eine jetzt nicht in Betracht. Der Zwist der Grafen Johann von Hennegau und Guido von Flandern um Reichsflandern, welcher die Kanzlei Rudolfs so viel in Anspruch nahm, erfuhr eine Verschärfung dadurch, daß die Stadt Valenciennes sich gegen Johann empörte und sich Frankreich anschloß. Philipp verzichtete jedoch auf sie zu Gunsten des Grafen Guido, der sie schon besetzt hatte, aber dieser war, als Adolf den Absagebrief aufsetzen ließ, mit England im Bunde und wollte seine Tochter mit dem Thronerben Eduards vermählen. Dagegen hatte Philipp wirklich, einen Zank des Grafen von Bar mit der Abtei Beaulieu benutzend, zwei Ortschaften, welche zum Reiche gehörten, an sich gerissen. Diesen Vorgang, welchen schon Rudolf als Rechtsverletzung hatte feststellen lassen, griff Adolf thatsächlich auf, aber es ist die einzige begründete Beschwerde, von deren Erhebung wir unterrichtet sind. Ob hier ein zwingender Kriegsfall gegeben war, mag verschieden beantwortet werden, aber zum Glück der Völker werden Grenzstreitigkeiten nicht immer durch Kriege allein geregelt.

Unleugbar nahm Frankreich gern jede Gelegenheit wahr, seinen Einfluß auf die benachbarten deutschen Fürsten auszudehnen, aber diese kamen ihm nur zu sehr entgegen. Das machte doch eigentlich keinen Kriegsfall aus.

Es wird sich kaum unbedingt behaupten lassen, daß die Lage zu einem Kriege mit Frankreich zwang, und die Berichte der Zeitgenossen lassen nicht erkennen, daß man in Deutschland nach ihm durchaus begehrte. Andererseits ist zuzugeben, daß die Gunst des Augenblicks, mit einem mächtigen Bundesgenossen zusammen Frankreich zu demütigen, wohl der Benutzung wert war. Indessen schwebten dem Könige wahrscheinlich weniger allgemeine, grundsätzliche Gesichtspunkte vor, als die zu machende Beute und vor allem die von England zu zahlende gewaltige Summe.

Gerade daraus, daß Adolf diese annahm, ist ihm schon damals ein schwerer Vorwurf gemacht worden. Papst Bonifacius VIII. sprach ihm seine Verwunderung aus, daß er sich wie ein Ritter gegen Sold zum Kriege dingen lasse, Herzog Albrecht von Oesterreich schalt ihn einen Söldner und andere wiederholten das böse Wort. Aber Bonifacius wollte Adolf veranlassen, Frieden mit Frankreich zu machen, und daß die österreichische Partei ihn verunglimpfte, wo es ging, darf nicht das unbefangene Urteil beeinflussen. Zu einem nachhaltigen Kriege war viel Geld unentbehrlich. Wohl gab es kräftige Arme in Deutschland übergenug, aber es fiel schwer, sie auf die Dauer zusammenzuhalten. Wenn

die Fürsten einem Reichskrieg zustimmten, so war doch nicht zu erwarten und nicht zu verlangen, daß sie ihn längere Zeit aus ihrer Tasche führten. Zudem diente der Krieg weit mehr Englands als Deutschlands Zwecken. Die Annahme der Geldleistung eines anderen Staates war also für Adolf an sich nicht unehrenhaft. Das ist jeder Zeit geschehen, und wer will alle die Herrscher, welche „Subsidien" nahmen, als Söldner brandmarken?

Adolf hielt im März einen Reichstag in Frankfurt, um den Krieg vorzubereiten; wir erfahren, daß Erzbischof Gerhard kam, daß der Graf Heinrich von Bar zum Statthalter in den westlichen Gegenden ernannt wurde und der König die streitige Grenzfrage zur Sprache brachte. Adolf begab sich dann in den Elsaß, um den Krieg zu rüsten, aber hier kamen ihm Nachrichten zu, welche ihn veranlaßten, die mit dem englischen Könige für Johannis verabredete Zusammenkunft aufzuschieben und mit gewohnter Schnelligkeit nach Regensburg zu eilen. Es galt, gegen Oesterreich wachsam zu sein, denn sobald Adolf zu England hielt, schlug sich Albrecht naturgemäß zu Frankreich. Philipp suchte, ebenso wie sein Feind, sich Reichsfürsten zu verpflichten, wie es ihm mit dem Herzoge Friedrich von Lothringen, dem Grafen Heinrich von Luxemburg, dem Herrn des Delphinates und dem burgundischen Pfalzgrafen gelang. Auch Albrecht schlug gern in die dargebotene Hand ein, nach üblicher Sitte sollte ein Heiratsbündnis Habsburg und Frankreich enger verknüpfen. Daher die Sorge Adolfs, welcher mit Erzbischof Konrad von Salzburg, dem unversöhnlichen Gegner Albrechts, in Regensburg Verabredungen traf; er hoffte wohl auch auf einen Aufstand des dauernd unzufriedenen österreichischen Adels und auf Böhmen. Vorläufig hielt der Herzog Ruhe.

Da trat eine gewaltige Persönlichkeit zwischen die streitenden Mächte.

Der lange Zwist der Kardinäle fand nach zweijähriger Dauer ein unerwartetes Ende, indem sie am 5. Juli 1294 einstimmig den Einsiedler Petrus vom Berge Murrone bei Sulmona erkoren. Es war eine Verlegenheitswahl, da keine Partei der anderen den apostolischen Stuhl gönnte, aber sie erschien wie eine Eingebung des Himmels. Petrus stand im Ruf der Heiligkeit. Jung in den Mönchsstand eingetreten trieb ihn fromme Begeisterung in die Wildnis des Gebirges, wo sich Gleichgesinnte um ihn sammelten, in Bußübungen, Gebet und Entsagung vom Irdischen abgewandt und in Gesichtern versunken. Harmlos wie ein Kind stand Petrus der Welt gegenüber, der er jetzt gebieten sollte. Auf einem Esel reitend, welchen König Karl von Neapel und dessen Sohn Karl Martell führten, gefolgt von unermeßlichen durch das Wunder herbeigelockten Menschenscharen, zog der achtzigjährige Greis, in seine Kutte gehüllt, nach der Stadt Aquila, wo er im August 1294 die Weihe und den Namen Cölestin V. erhielt. Unmöglich konnte er seine Würde führen, für welche er nichts mitbrachte, als ein reines unschuldiges Herz, mit dem er im Getriebe der Kurie am wenigsten bestehen konnte. Aengstlich und scheu zog er sich zurück, aber sein Amt zwang ihn immer wieder, Geschäfte zu erledigen, von denen er nichts verstand, Pflichten zu erfüllen, denen er nicht gewachsen war. Er ersehnte bald ein Ende der Qual, und die Kardinäle sahen ein, daß von einem solchen Papste niemand Vorteil habe und das Papsttum nur geschädigt werde. So erklärte er nach

fünf Monaten seine Abdankung. „Ich Papst Cölestin V., bewogen von rechtmäßigen Gründen, um der Demut, des besseren Lebens und des reinen Gewissens willen, veranlaßt durch Gebrechlichkeit des Körpers, mangelhaftes Wissen, Bosheit des Volkes und persönliche Unfähigkeit und damit ich die Ruhe meines früheren beschaulichen Lebens wiedergewinnen kann, verzichte freiwillig auf das Papsttum und entsage ausdrücklich der Stelle und der Würde, der Last und der Ehre und gebe volle und freie Macht, der Kirche aus dem Kardinalkollegium in kanonischer Weise einen Hirten zu wählen!" Ein unerhörter Vorgang in der Geschichte der Kirche; solange es Päpste gab, hatte noch nie einer der Würde entsagt, war noch nie einer bei Lebzeiten des Vorgängers gewählt worden, und das kanonische Recht gab daher keine Auskunft, ob das geschehen dürfe. Aber die Kardinäle freuten sich, den unbrauchbaren Schwärmer los zu werden, und als ob sie mit Absicht nach dem schärfsten Gegensatz gesucht hätten, wählten sie am 14. Dezember 1294 den Kardinal Benedict Gaetani.

Bonifacius VIII., wie er sich als Papst nannte, stammte aus einem angesehenen Rittergeschlechte in Anagni. Erst in vorgerücktem Alter glückte es ihm, in den Dienst der Kurie zu gelangen, aber er zeichnete sich schnell aus und lernte die politische und kirchliche Welt Europas gründlich kennen. Er war ein ausgezeichneter Jurist und bereicherte als Papst das kanonische Recht um eine Dekretalensammlung; sein Regiment ist durchdrungen von scharfer juristischer Auffassung der Stellung des Papsttums gegenüber den weltlichen Herrschern. Bonifacius zählte fast achtzig Jahre, als er die Tiara empfing, so viele etwa wie Cölestin, und wenn die Erzählung wahr ist, daß er vornehmlich seinen Vorgänger zum Rücktritt bewog, so ist begreiflich, daß der Greis nicht den Tod eines Greises abwarten wollte. Bonifacius selbst dachte nicht an das Sterben, sondern an eine große Zukunft, die Schwäche des hohen Alters vermochte weder seinen Geist noch seinen Leib zu beschleichen. In ihm arbeitete der Gedanke noch so lebendig und frisch wie in der Jugend, sein hochfliegender Sinn brannte im gleichen Feuer; wie es nicht selten Männern geht, welche erst sehr spät das ersehnte hohe Ziel erreichen, wollte er es ganz und voll auskosten und ausnützen. „Der große Priester", wie ihn Dante nennt, dachte unendlich hoch von der Würde seines Amtes. Als Papst betrachtete er sich nicht nur als Gebieter der Kirche, sondern der gesamten Welt, deren Ordner und Schiedsrichter er sein wollte und zu sein sich verpflichtet glaubte. Nur daß nicht versöhnende Triebe, sondern der Drang zu gebieten seine Schritte leitete; er wollte den Frieden nicht, um dessen Segnungen zu verbreiten, sondern damit er sein Werk sei. Klug und erfahren in politischen Künsten begnügte er sich mit ihnen, solange sie ausreichten, aber er offenbarte eiserne Entschlossenheit, wenn es darauf ankam, den Gegner bis zur Vernichtung zu bekämpfen. Glanz und Pracht, die rastlose Geschäftigkeit, welche seinen Vorgänger blendeten und verwirrten, waren das Lebenselement des Bonifacius. Eine fast unverwüstliche Kraft lag in diesem Manne, der unter seinen Vorgängern am meisten Gregor IX., dem leidenschaftlichen Feinde Friedrichs II., glich, und dieser zählte auch über achtzig Jahre, als er Papst wurde, und brachte es fast auf hundert. Bonifacius bot einen majestätischen Anblick. Seine ungewöhnlich hohe Gestalt, sein kräftiger Körper mit

schmalen schönen Händen und kleinen Füßen machte in den Prachtgewändern, mit welchen er sich gern umhüllte, einen überwältigenden Eindruck auf das Volk. Sein mächtiges kahles Haupt zierte eine breite Stirn und ein volles edles Oval des Gesichtes. Der beredte Mund bewahrte seinen festen Ausdruck, da er die Zähne behielt. Das Antlitz verriet mehr Strenge als Milde, urteilten die Beschauer, welche dreihundert Jahre später die wohl erhaltene Leiche sahen.

Cölestin hoffte vergebens, seine letzten Tage in der geliebten Gebirgseinsamkeit beschließen zu können; auch nach seiner Abdankung stand er dem Nachfolger im Wege. Er suchte zu entfliehen, aber Bonifacius ließ ihn in Haft bringen, wo er bald starb. Nach zwei Jahrzehnten wurde der Begründer des Cölestinerordens heilig gesprochen.

Bonifacius wollte Frieden stiften zwischen Frankreich und England und schickte deswegen Kardinäle nach Paris und London. Auch nach Deutschland richtete er seine Blicke. Adolf hatte Glück gehabt, daß er den Thron besteigen und die ersten Jahre regieren konnte, ohne auf einen Papst Rücksicht nehmen zu müssen. Der Erzbischof von Mainz fragte bei Bonifacius an, wie er sich in dem Streite zwischen dem Reiche und Frankreich verhalten solle, dem Papst damit zeigend, daß der König nicht sicher auf ihn rechnen dürfe. Wie es scheint, erfuhr der Papst erst durch ihn die kriegerischen Absichten Adolfs. Bonifacius hatte in Gerhard den ersten festen Anhalt, den er benutzte, um Adolf seine Ueberlegenheit zu zeigen und ihn auf die Probe zu stellen. Ende Mai 1295 erließ er eine Reihe Schreiben nach Deutschland, von denen zwei für den König bestimmt waren. Das eine, welches in fast gleichem Laute auch an die drei geistlichen Kurfürsten ging, sprach mit Hinweis auf die besondere Liebe, welche der heilige Stuhl zu dem Schirmvogt der Kirche hege, nachdrücklich den Friedenswunsch des Papstes aus, welchen Adolf nicht hindern, sondern fördern möge. Bonifacius erkannte zwar Adolf an und nannte ihn „König der Römer", aber er zeigte sich entrüstet, daß Adolf ihm nicht seine Wahl angezeigt, Gunst erbeten und die üblichen Darbietungen der Vorgänger überbracht hätte. Könne ihm so die Kirche weitere Huld erweisen? Er, dessen Pflicht es sei, den Frieden des Christentums zu wahren, rüste sich, katholische Könige anzugreifen und handle wie ein um Sold gebungener Ritter. Daher ermahnt er ihn dringend, gegen Philipp nichts Feindliches zu unternehmen. Den drei geistlichen Kurfürsten, von denen Gerhard hohes Lob erhielt, befahl der Papst, dem Könige keinerlei Hülfe gegen Frankreich zu leisten und auch ihre Unterthanen daran zu hindern, ohne Rücksicht auf den bei Empfang der Reichslehen geleisteten Eid. Das alte Spiel sollte wieder beginnen, die geistlichen Fürsten dem Papste gegen den König dienen. — Bald darauf traf eine Gesandtschaft Adolfs bei der Kurie ein mit Ergebenheitsversicherungen, welche den Papst vorläufig befriedigten, doch erneuerte er das Verbot feindseliger Handlungen gegen Frankreich.

Da der englische König einem Waffenstillstand nicht abgeneigt war und er wie Philipp die Zustimmung Adolfs wünschten, so schob sich der Beginn des Krieges gegen Frankreich hinaus. Adolf erklärte sich bereit, Ende September persönlich nach Cambray zu kommen, um eine Aussöhnung zu versuchen. Um die gesammelten Truppen zu verwerten, brach er im August in die wettinischen

Lande ein, deren Eroberung er vollenden wollte. Wochen vergingen mit der Belagerung einiger Burgen und inzwischen kam die Nachricht, daß Eduard einen Waffenstillstand eingegangen, jener beabsichtigte Tag zu Cambray überflüssig geworden war. Daher drang Adolf mitten im Winter nach Meißen vor. Die Eroberung Freibergs sicherte seinen Sieg, Landgraf Friedrich der Freidige mußte als Flüchtling das Land räumen. Seinen Triumph vollendete eine Begegnung mit dem Böhmenkönig, welcher den Sohn Adolfs, Ruprecht, den Verlobten seiner Tochter, mit sich nach Prag nahm und dort die Vermählungsfeier vollzog.

Oesterreich war vorläufig unschädlich. Ein Unwohlsein, welches Herzog Albrecht ergriff, brachte die Aerzte auf die damals immer bei jähen Erkrankungen gefaßte Vermutung, er sei vergiftet. Als andere Mittel nichts halfen, hingen sie ihn, wie das auch mit König Wenzel von Böhmen in seiner Jugend geschehen war, an den Beinen auf. Der starke Mann kam jedoch nicht so gut davon, wie der Knabe; Albrecht verlor die Besinnung und der Blutandrang verursachte den Verlust eines Auges. Die weisen Aerzte waren damit sehr zufrieden; natürlich hatte nichts anderes als das ausströmende Gift das Auge vernichtet und ihre Kunst sich erprobt, die langsame Genesung galt als eine Folge derselben. Schon sagte man im Lande den Herzog tot, und seine Gegner, voran der Salzburger Erzbischof, begannen wieder den Kampf.

Adolf hätte unbekümmert um Oesterreich jetzt die Waffen gegen Frankreich erheben können, und zudem wurde inzwischen ein Vertrag bekannt, der unbedingt das Einschreiten des Königs mit aller Macht erforderte. Pfalzgraf Otto von Burgund kam nämlich im März 1295 mit dem Franzosenkönig überein, seine einzige Tochter Johanna sollte einen Sohn desselben heiraten und ihm die gesamte Grafschaft, der er sofort für eine hohe Summe entsagte, als Mitgift zubringen. Zwar wollte ein großer Teil des burgundischen Adels von der französischen Herrschaft nichts wissen, aber sie konnten die allmähliche Besitzergreifung nicht hindern. Adolf, der für den Juni 1296 einen Reichstag nach Frankfurt berufen hatte, ließ durch Entscheidung der Fürsten den Pfalzgrafen all seines Besitzes und seiner Lehen verlustig erklären, aber er rührte keine Hand, um den Spruch durchzuführen. Ihn bestimmte die Rücksicht auf den Papst, der seine friedliche Haltung mit Wohlgefallen bemerkte und ihm die unter Umständen vielleicht wertvolle Zusicherung gab, niemand dürfe ihn und seine Familie excommunicieren, als mit besonderer päpstlicher Erlaubnis. Bonifacius versprach auch, den französischen König zu bewegen, von seinem Unrecht gegen das Reich abzustehen. Aber auch König Eduard von England, in mancherlei Bedrängnis, neigte zum Frieden und wünschte gar nicht, daß Adolf gegen Frankreich vorgehe, um die Lage nicht zu erschweren.

Erst im Frühling 1297, als Philipp sich fortdauernd schlau den Friedensvermittelungen entziehend immer größere Vorteile in der Gascogne davontrug, gestaltete sich die Lage wieder durchaus kriegerisch. Der Graf Guido von Flandern schloß sich endlich unbedingt den Engländern an; die burgundischen Herren, mit welchen Eduard ebenfalls anknüpfte und später ein Bündnis schloß, riefen Adolf dringend zu Hülfe, der sein Erscheinen für den Juli ansagte. Auch von Eduard

kam eine Botschaft über die andere, der König möge dem von Philipp angegriffenen Flandern schleunigst zu Hülfe eilen.

Adolf war, nachdem die Waffenstillstandsverhandlungen sich völlig zerschlagen, im Juni von Köln nach dem Süden aufgebrochen, aber bei Landau kehrte er wieder um und traf in Oppenheim mit dem Erzbischof von Mainz zusammen. Wie der von der Schlange verzauberte Vogel hielt der König seine Augen unverwandt auf Herzog Albrecht, der allmählich die ihn umgebenden Schwierigkeiten überwand und auch aus der Vereinzelung heraustrat, in welcher er so lange gestanden. Die ganze Berechnung Adolfs brach zusammen, indem die Braut seines Sohnes Ruprecht, die kleine Böhmenprinzessin, starb und nun Wenzel sich wieder mit Oesterreich aussöhnte. Zu der verschwenderischen Krönungsfeier, welche der Böhme im Juni in Prag veranstaltete, erschienen zahlreiche Fürsten, namentlich Herzog Albrecht, wie immer durch Zahl und Glanz des Gefolges seine Macht zeigend. Die Krönung vollzog Erzbischof Gerhard von Mainz. Der Primas der deutschen Kirche war damals durch den Papst von seinem Amte suspendiert und nur für den einen Tag in den Gebrauch seiner Würde eingesetzt. Wahrscheinlich stand er im Interdikt, weil weder er noch König Adolf, wie dieser versprochen, seine bei der Kurie schwebenden Schulden bezahlt hatte. Anwesend waren auch der Herzog von Sachsen, die Markgrafen von Brandenburg Otto mit dem Pfeil und dessen Neffe Hermann, der Schwiegersohn des Herzogs Albrecht, und der von Adolf vertriebene Markgraf Friedrich von Meißen. Fünf Kurfürsten fanden sich also zur Stelle. Leider zahlte Königin Guta die Herrlichkeit mit ihrem Leben. Kaum von einer Entbindung wiederhergestellt, vermochte sie die Anstrengungen nicht zu ertragen und starb wenige Tage nach der Krönung.

Es ist kein Zweifel, daß hier eine Verschwörung gegen Adolf angezettelt wurde; zu einer offenen Empörung waren jedoch die Dinge noch nicht reif.

Die Versammlung in Prag mußte von vornherein den Verdacht Adolfs erregen. Was er dann im Juli in Oppenheim mit Gerhard verhandelte, ist unserer Kenntnis verschlossen. Ob der Erzbischof den König täuschte, ob er ihm irgend welche Forderungen stellte, bleibt ungewiß. Aber wenn Adolf darauf sich nach Schwaben wandte und dort seinem getreuen Pfalzgrafen Rudolf große Vergabungen machte, wofür dieser eine bedeutende Kriegshülfe zusicherte, so galt diese wohl nicht dem Franzosen, sondern Albrecht, und wir hören außerdem, daß Gerhard durch Kriegsmacht des Königs verhindert wurde, einer Beratung der Verschworenen in dem böhmischen Städtchen Kadan beizuwohnen. Später schrieb Adolf dem Grafen Guido von Flandern, die Empörung mehrerer Großen und verräterische Umtriebe verhinderten ihn, persönlich zu kommen, aber er schickte ihm eine Truppenschar. Der streitbare Bischof von Straßburg trat bereits als offener Feind auf.

Der König war sich seiner gefährlichen Lage vollkommen bewußt. Gleichwohl zog er nach dem Elsaß, aber er überließ den Krieg gegen Burgund dem dortigen Landvogte und eilte mit seiner Streitmacht dem Niederrhein zu, weil er erfahren, König Eduard stehe eben im Begriff, auf das Festland herüberzukommen. Schon verhandelte er jedoch mit Philipp über den Ausgleich ihrer

Streitsachen; es ist sehr wahrscheinlich, daß er auf die Nachricht von dem Prager Feste Verständigung mit Frankreich suchte. Sein Zug war, wie es scheint, nicht eben eilig, da traf ihn die Nachricht, daß Eduard am 9. Oktober mit dem Franzosen einen Waffenstillstand geschlossen habe. Erleichtert mochte er aufatmen; obgleich ihm freistand, den Krieg weiterzuführen, war daran nicht zu denken.

Wie es Bonifacius gefordert, begannen im nächsten Frühjahr die Friedensverhandlungen in Rom, aber er durfte seinen Schiedsspruch nicht als Papst, sondern nur als Privatmann, als Benedikt Gaetani, fällen. Adolf schickte keine Vertreter, ihn nahm der bevorstehende Kampf um das Reich völlig in Anspruch. Wenige Tage vor des Königs Sturze verkündete der Papst, Adolf und Philipp sollten jeder in seinen rechtmäßigen Grenzen bleiben und was einer dem andern unrechtmäßig genommen, zurückgeben. Ein gerechter aber wohlfeiler Spruch. Wie sich der Grenzstreit in Verdun erledigte, wissen wir nicht; die Pfalzgrafschaft Burgund, welche Philipp als erobertes Land betrachtete, blieb unter seiner Herrschaft, gegen welche der Adel noch einige Zeit weiter kämpfte.

Daß der Ausgang des so groß geplanten Unternehmens für Adolf und das Reich wenig rühmlich war, haben die Mit- und die Nachwelt in gleicher Weise empfunden. Gewiß hätte Adolf, wenn er seiner Natur gemäß entschlossener handelte, mehr Ehre erworben. Aber ihn hemmten dreifache Ketten. Eduard von England selbst ging mit dem Zögern voran und kam erst auf das Festland, als es zu spät war; daß die Jahre 1295 und 1296 thatenlos vergingen, ist zum größten Teil seine Schuld. Der Widerspruch ferner, den Bonifacius erhob, ist nicht gering anzuschlagen. Er hat ihn ebenso und nicht viel weniger scharf gegen Frankreich und England geltend gemacht, aber Adolf mußte ihn mehr beachten. Ein Bruch mit dem Papste konnte ihm weit größere Nachteile bringen, als ein glücklicher Krieg gegen Frankreich Vorteile, und wenn Bonifacius die Abstellung der von letzterem geübten Unbillen versprach, so mögen wir wohl darüber spöttisch lächeln, aber vielleicht that es nicht Adolf. Der König hielt auch trotzdem zu seinem Bundesgenossen, und als endlich 1297 der ernstliche Kampf in Aussicht stand, war er bereit, an ihm teilzunehmen; da hielt ihn die Verschwörung zurück. Endlich gab Eduard selbst die Partie auf. Der Ausgang der burgundischen Verhältnisse fällt Adolf nicht mehr zur Last. Untreue gegen seinen Verbündeten hat er nicht begangen; im Gegenteil, hätte er sich im Sommer 1297, statt an den Niederrhein zu ziehen, gegen Albrecht geworfen, vielleicht hätte er noch eine glückliche Wendung herbeiführen können. Denn die Zwischenzeit nutzten seine Gegner vortrefflich aus.

Zwölfter Abschnitt.

Der Sturz Adolfs. 1297—1298.

Mit dem Sturz Adolfs ist es ähnlich bewandt, wie mit seiner Erhebung. Die meisten Quellen bezeichnen auch hier den Erzbischof Gerhard als die Triebfeder, und thatsächlich fiel ihm wieder die Hauptsache der öffentlichen Handlung zu. Indessen meint der Straßburger Geschichtschreiber, der wohl Bescheid wissen konnte, obgleich Albrecht durch die Berufung und Mühwaltung des Mainzer Erzbischofes zum König ausgerufen worden sei, habe dieser sich nicht gut gehalten weder in Bezug auf die Wahl seiner Person noch bei dem Kampfe mit Adolf und habe schließlich aus der Not eine Tugend gemacht. Vermutlich spielten, wie bei der Wahl, die weltlichen Kurfürsten die entscheidende Rolle, und von ihnen gab wiederum Böhmen den Ausschlag.

Daß Albrecht stets auf die Beseitigung seines glücklichen Nebenbuhlers hoffte, wird nicht leicht jemand bezweifeln, und ebenso sicher ist, daß Adolf stets mit dieser Feindschaft rechnete und den Herzog, soweit es ging, im Schach hielt. Von österreichischer Seite beschuldigte man ihn unausgesetzt böser Absichten und wenn sie auch die Einzelheiten übertrieb, hatten doch die Beschwerden ihre gewisse Berechtigung. Albrecht behauptete später in seiner dem Papste überreichten Rechtfertigungsschrift, der König, erfüllt von einer zügellosen Gier nach seinem Herzogtum, habe verlangt, er solle es ihm überlassen. Fünfmal habe er deswegen an Adolf Botschaften gesandt und ihn demütig gebeten, von diesem Verlangen abzustehen: er sei bereit, ihm vor dem Hofgerichte zu leisten, was er schuldig sei. Jener aber habe mit schändlicher List seine Unterthanen zur Empörung verleitet. Die Dinge standen eben so, daß ein Kampf zwischen beiden in der Luft lag, und in solchen Verhältnissen ist es in der Regel unmöglich, mit scharf abwägender Gerechtigkeit über das Unrecht der einen oder der andern Partei zu urteilen. Der oft wiederholte Ausspruch Albrechts, er kämpfe mit dem Könige um das Seine, entsprach jedenfalls seiner inneren Ueberzeugung.

Albrecht konnte nicht eher losschlagen, als bis er im Reiche Bundesgenossen fand, und für ihn war die Haltung Böhmens bedeutsam. Wenzel erkannte auf die Dauer, daß Adolf seine einst gegebenen Versprechungen nicht erfüllen werde, er sah, wie dieser Meißen in fester Hand hielt, und die Hoffnung, das Pleißnerland dauernd zu gewinnen, war durch den Tod seiner Tochter vernichtet. Daher wandte er sich allmählich wieder zu Albrecht hinüber, für welchen Guta, Wenzels Gemahlin, stets in treuer Schwesterliebe wirkte. Die Schwenkung des Böhmenkönigs wirkte auf die ihm so nahe stehenden Brandenburger, von denen Hermann, der Sohn Ottos des Langen, der Schwiegersohn des österreichischen Herzogs war, und auf den Sachsenherzog Albrecht II., den Schwager desselben. Daher waren unter Böhmens Führung dieselben Herren, welche Albrecht einst zurückdrängten, jetzt bereit, ihn zu fördern.

Von den geistlichen Kurfürsten war Erzbischof Siegfried, welcher hauptsächlich den Nassauer herangezogen hatte und ihm in der letzten Zeit durch gemeinsames Bündnis mit England näher stand, 1297 gestorben. Sein Nachfolger Wicbold von Holte, ein Westfale, verdankte seine Wahl dem Einfluß des Königs Adolf und des stiftischen Adels. Ein hochbetagter Greis, vorher Dechant des Kapitels, leidlich unterrichtet, aber ohne sonstige Bedeutung, trat Wicbold weit hinter seinen Vorgänger zurück.

Schon sein Alter verbot ihm, wie dieser im Waffenschmuck auszuziehen; er suchte seinen Vorteil lieber auf anderen Wegen. Doch war er nicht so friedlich gesinnt, daß er ängstlich den Krieg vermieden hätte, wie er auch später während eines Feldzugs gegen den Grafen von der Mark starb. Doch glich er Siegfried an Begehrlichkeit und schätzte den Wert des Geldes sehr hoch, so daß ihn seine Geistlichkeit wegen der von ihm erhobenen Auflagen bitter haßte. Zur Zeit des Prager Festes war er vom Papste noch nicht bestätigt. — Von Boemund in Trier, der, wie sein Biograph sagt, Adolf wie seinen Sohn liebte, konnten die Verschwörer keine Zustimmung erwarten.

Erzbischof Gerhard bewahrte, soweit Zeugnisse reden, zu Adolf ein freundschaftliches Verhältnis, denn immer wieder zeigen ihn uns Urkunden in seiner Nähe. Es liegt zwar ein Protest vor, welchen er an den Landgrafen Albrecht wegen des Verkaufes von Thüringen richtete, aber es ist ganz ungewiß, in welche Zeit er gehört. Jene Anfrage bei Bonifacius VIII. über den Krieg gegen Frankreich war allerdings wohl ein Fühler, aber der Papst wollte offenbar die schwierige Lage nicht noch mehr verwirrt sehen und konnte auch mit der Fügsamkeit des Königs zufrieden sein. Doch wird die Annahme nicht fehl schlagen, daß Gerhard mit dem Könige, der die Erfüllung seiner Verheißungen so gut hinauszuschieben und zu umgehen verstand, der in Thüringen eine dem Stifte bedrohliche Stellung einnahm, nicht sonderlich zufrieden war. Solange die anderen Kurfürsten still blieben, that auch er nichts. Erst die Prager Besprechung, an der er teilnahm, eröffnete ihm die angenehme Aussicht, Adolf stürzen und den Kronschacher aufs neue beginnen zu können, aber er mochte sich bedenken, Albrecht, den er vorher bekämpft, in den Kauf zu nehmen. Als die weltlichen Kurfürsten für diesen entschieden, blieb ihm nur die Wahl, gegen sie bei Adolf zu verharren oder sich den Habsburger gefallen zu lassen.

Daher ging er mit sehr geteilten Gefühlen an das Werk, seinen Verwandten zu beseitigen.

Der erste Schritt, welchen Albrecht that, war im September 1297 der Friedensschluß mit Erzbischof Konrad von Salzburg, der stets vergebens Adolfs Hülfe erwartete und nun versprach, diesem den Durchzug durch sein Erzbistum zu verwehren. Den vollkommenen Abschluß aller Pläne ergab eine mit königlicher Pracht gefeierte Fürstenversammlung zu Wien im Februar 1298. König Wenzel verlobte dort seinen noch nicht neunjährigen gleichnamigen Sohn mit dem Töchterchen des Ungarnkönigs Andreas. Die Herzöge von Sachsen und Kärnten, die Brandenburger Markgrafen Otto und Hermann, zahlreiche Bischöfe, unter ihnen die von Basel und Konstanz, und unzähliges Volk waren zusammengeströmt, so daß die Stadt die Masse der Gäste, von denen sich die Ungarn recht ungebührlich benahmen, nicht fassen konnte. Der Böhmenkönig schloß seinen Handel ab; Albrecht versprach ihm, wenn er König würde, die Verpfändung von Eger und des Pleißnerlandes nebst anderem Reichsbesitz an der böhmischen Grenze; die Könige von Böhmen sollten fortan von allen Verpflichtungen, welche an ihren Reichslehen hafteten, entbunden sein, wenn sie diese nicht freiwillig übernähmen, von der Kriegsfolge bei einer Reichsheerfahrt sowohl wie von den Hoftagen. Persönlich für Albrecht einzutreten, hatte Wenzel keine Lust; er bevollmächtigte den Erzbischof von Mainz, in seinem Namen Albrecht zum römischen Könige zu wählen. Bequem und mühelos, ohne eine Hand zu rühren, trug der gottselige Böhmenfürst so seinen Vorteil davon, einfach durch Verrat.

Jedenfalls erfolgte um diese Zeit der Abschluß mit Gerhard, der auch übernahm, den neuen Kölner Erzbischof Wicbold herbeizuziehen. Erst die von Albrecht nach seiner Krönung ausgestellten Urkunden nennen uns die gezahlten Preise, welche gewiß schon lange verabredet waren; es sind im großen und ganzen dieselben Zusicherungen, welche einst Adolf machte. Wir brauchen uns mit den Einzelheiten nicht aufzuhalten.

Indessen, obgleich das alles die helle Empörung war, der Anstand mußte gewahrt, eine schöne Form Rechtens gefunden werden, und für diese sorgte, wie es sich gebührte, der Erzkanzler des Reiches, Erzbischof Gerhard. Angebliches altes Reichsrecht mußte wieder herhalten. Er erklärte sich von Amts wegen für befugt, König und Kurfürsten zu berufen und setzte spätestens Anfang März 1298 einen Tag auf den 1. Mai nach Frankfurt an.

Albrecht brach Ende Februar von Wien auf mit nicht großer Macht, begleitet von böhmischen und ungarischen Hülfsscharen; erst in den Vorlanden wollte er ein Heer zusammenziehen. Die Wittelsbacher hielten treulich zum Könige, nur Rudolfs jüngerer Bruder Ludwig, den seine Mutter an den Wiener Hof gebracht hatte, übertrug seine Kurstimme für Albrecht auf den Herzog von Sachsen, obgleich er erst zwölf Jahre zählte, und das Wahlrecht dem älteren, regierenden Bruder gebührte. Der Oesterreicher schloß damals mit seinem langjährigen Feinde Herzog Otto von Niederbaiern Frieden. Wenn dieser, sowie sein Vetter Rudolf, Albrecht unangefochten durch ihre Lande ziehen ließen, wirkte auf sie vielleicht das Schreiben des Mainzers, und sie glaubten dem trügerischen Vorgeben Albrechts, er wolle diesem Folge leisten. Bei Augsburg stieß zu

dem Heere Herzog Heinrich von Kärnten, der Sohn des verstorbenen Meinhard, aber König Adolf verlegte bei Ulm den Weg nach Frankfurt. Der Habsburger bog daher südlich nach seinen Stammlanden aus, wo er alten und neuen Anhang an sich zog, darunter auch Graf Eberhard von Wirtemberg, der, von König Adolf gekränkt, durch große Verheißungen sich gewinnen ließ.

Endlich glückte es dem Herzoge trotz aller Gegenbemühungen des Königs, den Rhein bei Rheinau zu überschreiten und Straßburg zu erreichen. Wie einst vor fast vierhundert Jahren die wilden Scharen der Magyaren als Verbündete der gegen Otto I. empörten Fürsten an den Rhein gekommen waren, so folgten auch jetzt dem aufrührerischen Herzoge gegen seinen König ungarische Hülfsvölker. Staunend betrachteten die Elsäßer die wilden Gesellen mit den langen nach Weiberart zusammengeknoteten Haaren und den großen Bärten, welche ohne jede Rüstung nur die Bogen führten und mit großer Geschicklichkeit ihre Pfeile nach vorn und rückwärts versandten, denen kein Wasser zu tief und zu breit war, daß sie es nicht mit ihren Pferden durchschwammen. Auch ein Troß von achthundert Weibern folgte dem österreichischen Heere unter einem Waibel, der sie beschützte und dafür wöchentlich eine Abgabe erhob.

Der für den 1. Mai nach Frankfurt anberaumte Tag konnte nicht stattfinden, weil Albrecht vom Könige aufgehalten wurde, und so setzte Gerhard einen andern auf den 15. Juni nach Mainz an. Noch immer hielt er den Schein der Gesetzlichkeit aufrecht. Das Schreiben an den König, welchem er am Anfang demütigen Gruß darbringt, lautet ganz ehrerbietig. Es sei von alters her Recht und Pflicht des Erzkanzlers für Deutschland, wenn offenbarer Nutzen es rate oder bringende Notwendigkeit es erheische, nicht allein die Kurfürsten, sondern auch den König zu bestimmter Zeit und Stelle zu berufen, wie die Fürsten anerkennen. In Anbetracht der schweren Schädigung, welche gegenwärtig das Reich durch Friedlosigkeit, Rechtsunterdrückung und Zwietracht erleide, halte er auf wiederholtes Anfordern der Kurfürsten und aus eigenem Gewissensdrang es für erforderlich, diese auf den 15. Juni nach Mainz einzuladen, um das Heil des Königs zu mehren, den heiligen Frieden wiederherzustellen, die Eintracht zurückzubringen, den Staat glücklich zu leiten und den Segen des ganzen Reiches zu suchen. Daher bittet und ermahnt er die königliche Majestät und macht es ihr mit gebührender Ehrfurcht zur Pflicht, als Haupt der Kurfürsten diesen heilbringenden Beratungen beizuwohnen.

Der König, welcher bei Breisach den Rhein überschritten und einen zwecklosen Krieg gegen die Festen des Straßburger Bischofs führte, entschloß sich zu spät, dem von Straßburg rheinabwärts weiter ziehenden Feinde zu folgen, so daß Albrecht trotz mancher Verpflegungsschwierigkeiten, da die Reichsstädte ihm den Verkauf von Lebensmitteln verweigerten, nach dem pfälzischen Alzei, wenige Meilen von Mainz, gelangen konnte, vor dem er bei dem Dörfchen Schafhausen sein Lager aufschlug.

Jetzt war für Gerhard und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, welche in Mainz anwesend waren, die Zeit zum Handeln gekommen. Am 23. Juni eröffneten sie den Prozeß gegen den nicht erschienenen König. Da sie eine Gerichtssitzung vorstellen sollte, fand die Handlung unter freiem Himmel,

in dem sogenannten Tiergarten statt. Herzog Albrecht von Sachsen erhob die Anklage, welche, da keine Widerrede erfolgte, als erwiesen galt, und so wurde die Absetzung Adolfs ausgesprochen, der ihm geleistete Treueid für ungültig erklärt und jedermann verboten, ihm weiterhin zu gehorchen.

Das langatmige Schriftstück, welches Erzbischof Gerhard über diesen Vorgang erließ, wirft dem Könige eine Reihe von Verbrechen vor. „Er und die Seinen erbrechen die Kirchen gewaltsam, rauben die Kapseln und werfen manchmal das heilige Sakrament wie ein gemeines Ding auf die Erde. Die Kelche und der Kirchenschmuck werden weggeschleppt, Priester und Geistliche, welche sich zum Altar flüchten, manchmal sogar während des Gottesdienstes, bis auf die Hosen ausgezogen, geschlagen und mitunter getötet. Die Altäre werden entkleidet, die Taufkapellen erbrochen und die Kirchen angezündet, die in ihnen zum Schutz niedergelegten Güter von Armen und Reichen gestohlen. Die kirchlichen Richter und die Recht sprechenden Obrigkeiten erleiden Strafe, die wackeren rechtmäßigen Priester müssen unwürdigen durch Laiengewalt aufgezwungenen weichen. Jungfrauen werden geschändet vor den Augen ihrer Eltern, keusche Witwen und ehrsame Frauen erleiden trotz allen Widerstrebens vor Gatten und Angehörigen schandbare Gewalt; die vorgebrachten Klagen überhörte der König und beachtete sie nicht, ja er verleitete die Angeschuldigten zu noch schlimmeren Dingen. Er wurde vielfach meineidig, indem er den beschworenen Landfrieden brach, auch die Verträge, welche er mit den geistlichen Kurfürsten, um die Rechte ihrer Kirchen zu bewahren, schloß und beeidete, hielt er nicht. Er ließ Geistliche gefangen setzen, er traf viele Verordnungen zur Zerstörung der kirchlichen Freiheit, weil er die Kirche Diensten und öffentlichen Leistungen unterwerfen wollte, zu denen sie in keiner Weise verpflichtet ist; von Bischöfen und Geistlichen, welche ihre Regalien von ihm empfangen wollen, fordert er große Gaben mit simonistischer Schlechtigkeit, ja er verweigert ihnen geradezu die Lehen, wenn sie nicht vorher etwas von ihrem und ihrer Kirchen Besitz ihm zuweisen. So verwirrt er als schlimmster Verfolger der Kirche die kirchliche Ordnung und löst den Nerv der Kirchenzucht auf. Er bemühte sich vielfach, die geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands, Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Herzöge, Markgrafen, Grafen und Barone ohne jeden rechtmäßigen Grund mit Trug und List und teuflischen Schlichen ihrer Würden, Ehren, Güter und Rechte zu berauben gegen Gott und die Gerechtigkeit als Säemann der Zwietracht, und er war auf das Verderben der Fürsten so bedacht, daß ihnen mit Recht jenes Wort des Weisen zukomme: ‚Warum soll ich dich für einen Fürsten halten, da du mich nicht für einen Senator hältst‘. Alle diese und noch mehr ähnliche Schandthaten werden dem Könige durch die allgemeine Stimme des Volkes unter Augenschein, der sich durch keinerlei Wendung verhehlen läßt, wahrheitsgemäß zugeschrieben.“

Man muß es Gerhard lassen, die Anklage war geschickt abgefaßt. Es gab keinen Stand, dessen Gefühle nicht gegen das verbrecherische Reichsoberhaupt aufgerufen wurden: das gemeine Volk durch die an geweihten Orten und an der weiblichen Ehre verübten Verbrechen, die Geistlichen und die zahlreiche Schar der Herren und Fürsten durch die anderen Beschuldigungen. Sehr fein ist auch, wie

gleich zu Anfang durch die Wendung „Er und die Seinen“ der König selbst als Teilnehmer an den scheußlichsten Verbrechen hingestellt wird, wie die dort gewählte Zeitform der Gegenwart zugleich einen grausigen Blick in die Zukunft eröffnet, wenn dem Unhold nicht baldigst das Handwerk gelegt wird. Dem Könige kamen jetzt die Greuel heim, welche sein Kriegsvolk bei dem ersten Zuge gegen Thüringen verübte, aber die ganze Verbindung ist mit bewußter Tücke gewählt. Alle Anschuldigungen lauten ganz allgemein, ohne wirkliche Thatsachen zu nennen. Wenn auch in Anschlag zu bringen ist, daß Parteikundgebungen es in der Regel mit der Wahrheit nicht ängstlich nehmen, so tritt doch namentlich die Schwäche des letzten Absatzes, welcher die verderblichen Absichten gegen die Reichsglieder schildert, greifbar hervor. Die Kurfürsten wollten Adolf in den Reihen, wo er noch Anhang hatte, besonders in den Städten, um seinen Ruf bringen, seine Anhänger zu Mitschuldigen an den gröbsten Verbrechen stempeln und sich selber rechtfertigen. Vielleicht kam es ihnen darauf noch weniger an, — denn schließlich mußte doch das Schwert die Entscheidung bringen, — als bei einer andern, für sie wichtigeren Stelle, die wünschenswerte Stimmung vorzubereiten, bei dem Papste. Bonifacius hatte, wie wir noch sehen werden, vor zwei Jahren eine Bulle erlassen, welche die Besteuerung der Geistlichkeit durch Laien aufs strengste verbot, aber in Frankreich und England den lebhaftesten Widerstand fand; die deutschen Fürsten aber zählten hier die angebliche Verletzung der geistlichen Freiheiten zu den schwärzesten Sünden ihres Königs.

Die Kurfürsten Gerhard, der zugleich Böhmen und Köln vertrat, Albrecht von Sachsen für sich und den jungen Ludwig von Baiern und Otto von Brandenburg riefen darauf den Herzog Albrecht als König aus. Es ist nicht recht ersichtlich, ob die Wahl sich unmittelbar an die Absetzung anschloß oder erst den folgenden Tag geschah. Wahrscheinlich zogen die Kurfürsten alsbald vom Tiergarten in den Dom. Der Erbmarschall von Pappenheim brachte die Kunde ins Lager zu Schafhausen, die Fürsten folgten ihm. Mit lautem Jubel huldigte das Heer seinem Führer und König, der auf dem mit kostbarer Decke geschmückten Schlachtroß unter kirchlichen Lobgesängen einen festlichen Umzug durch die Scharen hielt.

Noch stand das schwerste Stück Arbeit bevor, die echte Krone ihrem rechtmäßigen Träger zu entreißen, und Adolf war nicht gesonnen, sie leichten Kaufes dahinzugeben. Von Speier her kam er über Worms herangezogen und schlug bei Heppenheim sein Lager auf. An Anhang fehlte es ihm nicht. Bei ihm standen die Ritter aus seiner Heimat und deren Nachbarschaft, unter denen sich Graf Eberhard von Katzenellenbogen auszeichnete, vom Niederrhein und auch viele vom Mittel- und Oberrhein und aus Schwaben; seine bedeutendsten Genossen waren Pfalzgraf Rudolf und Herzog Otto von Baiern. Zu ihm hielten die Reichsstädte Frankfurt, Oppenheim, Worms und Speier, aber deren Mannschaften nahmen an der Schlacht nicht teil. So war ihm Albrecht an Zahl unzweifelhaft überlegen. Der Gegenkönig sah bei sich namentlich den lebenslustigen Herzog Heinrich von Kärnten, der ihm tausend Panzerrosse zuführte, die böhmischen und ungarischen Truppen und zahlreiche Herren aus Schwaben, aus dem Elsaß

und den vorderösterreichischen Landen. Auch die Stadt Straßburg stellte eine zahlreiche Mannschaft, ebenso der Erzbischof von Mainz.

Bei Göllheim, am Fuß des Donnersberges, kam es am 2. Juli zur Schlacht, welche Adolf ungestüm herbeisehnte. Albrecht, der auf dem Hasenbühl stand, wählte seine Aufstellung mit überlegener Kriegskunst. Die Heere ordneten sich in je drei Treffen, deren mittleres Adolf und Albrecht selbst anführten. Vor beiden Fürsten wehte die gleiche Reichssturmfahne, ein weißes Kreuz auf rotem Grund. Die Königlichen eröffneten den Kampf, indem die Baiern sich auf den Heerhaufen der Kärntner warfen. Da Albrechts Krieger besonders nach den Pferden stachen, verloren die Gegner viele Rosse; die Baiern behaupteten sich indessen auf ihrem Platz, indem sie zu Fuß weiter kämpften. Da eilt König Adolf zur Hülfe herbei. Unter dem Vorwärtsstürmenden strauchelt das Roß und wirft den Träger zu Boden. Betäubt von der furchtbaren Erschütterung, muß sich der König zurückführen lassen, doch kaum hat er wieder Kräfte gewonnen, so wirft er sich von neuem auf den Streithengst, obgleich das vom Fall schmerzende Haupt den Helm nicht ertragen kann. Er sucht den gehaßten Oesterreicher, um mit ihm persönlich um die Krone zu fechten; endlich hat er sich bis zu ihm Bahn gebrochen und ruft ihn an. Albrecht weicht dem Hiebe seitwärts aus und versetzt dem Helmlosen einen Schwertstreich ins Antlitz; dann wendet er sich ab. Neue Scharen drängen sich heran, der König kämpft mit verzweifelter Tapferkeit, bis sein verwundetes Roß zusammenbricht und er selbst die Todeswunde empfängt. Einige Ritter, die ihn zu decken suchten, zahlten ihre Treue mit dem Tode.

Adolfs Fall entschied die Schlacht. Die baierischen Herzöge brachen sie ab und zogen sich zurück; gegen 700 Ritter, darunter des Königs Sohn Ruprecht, wurden gefangen. Den Schluß scheint eine völlige Umzingelung der königlichen Scharen gebildet zu haben. Die Schlacht am Hasenbühl war ein Ritterkampf, von beiden Seiten mit höchster Tapferkeit geschlagen, aber wegen der schützenden Rüstung fanden nur wenige den Tod. Nur hundert Kämpfer sollen geblieben sein, aber mehr als zweitausend Pferde lagen auf dem Schlachtfelde. Die furchtbare Hitze forderte manche Opfer; mehrere Ritter erstickten in dem schweren Eisengewand. Ein Schlachtroß sprengte lange umher, die Leiche seines Herrn, welche die angeschnallte Rüstung aufrecht erhielt, auf dem Rücken tragend.

Der glückliche Sieger durchritt die Wahlstatt, begleitet von Gerhard von Mainz. Als sie die ihres Waffenschmuckes beraubte nackte Leiche Adolfs erblickten, schlug, wie erzählt wird, den Erzbischof das Gewissen, und wehklagend rief er aus: „Das tapferste Herz ist umgekommen!“ Da sagte ihm mißtrauisch der Herzog: „Ihr werdet nicht von mir gehen, bis meine Sache vollendet ist!“

Da Albrecht nicht erlaubte, den Toten in der Kaisergruft zu Speier beizusetzen, wurde ihm ein einfaches Grab in dem nahen Kloster Rosenthal bereitet.

Adolfs Fall erledigte das Reich wirklich, und Albrecht wollte es lieber so empfangen, als für die Dauer den Makel tragen, die Herrschaft durch Gewalt erworben zu haben. Jene Mainzer Wahl bot nach mancher Seite hin Grund

zur Anfechtung. Selbst seiner Partei gegenüber stand er freier, wenn er in wenigstens scheinbar rechtmäßiger Weise die Herrschaft erlangte. Daher entschloß er sich klugerweise, die frühere Kur als nicht geschehen zu betrachten, denn er konnte es ohne Sorge auf eine Neuwahl ankommen lassen. Er bewog den Mainzer, einen neuen Wahltag auszuschreiben; er selber bemühte sich inzwischen, den Pfalzgrafen Rudolf und den Trierer Erzbischof zu gewinnen, was ihm unschwer gelang. Am 27. Juli vollzogen in Frankfurt die drei geistlichen Kurfürsten, der durch Vollmacht vertretene Wenzel von Böhmen, Rudolf von der Pfalz, Albrecht von Sachsen und Otto von Brandenburg einmütig die Wahl, „da das römische Reich durch den Tod des Herrn Adolf, ehemals römischen Königes gottseligen Angedenkens, erledigt war.“ Am 24. August erfolgte durch Erzbischof Wicbold von Köln zu Aachen die Königskrönung in früher Morgenstunde, um das Gedränge des Volkes zu vermeiden, wie es heißt.

Es ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, wie sehr die Erhebung Albrechts der Adolfs gleicht. Beide gelangten zur Herrschaft hauptsächlich durch den König von Böhmen und die von diesem geleiteten Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg; beiden gegenüber gab der rheinische Pfalzgraf, damals der Vater, jetzt der Sohn, seinen anfänglichen Widerstand auf. Nur daß in dem ersteren Falle die geistlichen Wähler die Person des Königs ausfindig machten, im zweiten sie sich der Macht der Thatsachen beugten. Albrecht gab im wesentlichen dieselben Zusicherungen wie sein Vorgänger; selbst der Erzbischof von Trier erhielt von ihm die gleiche Belohnung wie von Adolf. Und doch wie verschieden muß in dieser Beziehung das Urteil über beide Wahlen lauten. War Adolf entschuldbar, daß er das ihm unverhofft in den Schoß fallende Glück nicht zurückwies und die schweren Bedingungen auf sich nahm, so darf Albrecht gegenüber keine Entschuldigung walten. Selbst die feste Ueberzeugung, welche ihn durchdrang, Adolf wolle ihn seiner Herrschaft berauben, vermag nicht die Schwere der Vorwürfe zu mildern, denn eine gerechte Verteidigung erfordert nicht den Thronraub. Er fühlte das selbst und suchte später den Hergang so darzustellen, als habe er nur seine Sache verteidigen wollen, Adolf ihm den Kampf aufgezwungen, in dem er fiel. Er setzte sich selber in die Zwangslage, das Reich ebenso teuer und ebensowenig ehrenvoll zu erkaufen, wie jener. Was der arme Graf that, ziemte sich jedoch weit weniger dem reichen Fürsten, der sich an Macht mit allen im Reich messen konnte. Vollends die Kurfürsten, mit Ausnahme des Pfälzers und des Trierers, handelten in einer Weise, welche nicht hart genug verurteilt werden kann, und unter ihnen steht in erster Stelle Gerhard als der böse Geist des Reiches da. Stimmte er nicht zu, durfte Albrecht den Kampf nicht wagen. Ihn verblendete der beleidigte Stolz, die Habgier und die Furcht; unendlich widerwärtig ist die fromme Heuchelei, mit welcher er seinen Verrat umhüllt.

Die Kurfürsten trugen die Schuld an allem Unheil, und die Wurzel, aus der es hervorsproß, war die Wahl Adolfs. Daß Albrecht ihr von Anfang an widerstreben und den Nassauer als den Räuber eines ihm selbst zukommenden Gutes betrachten würde, mußten sie erwarten. Jetzt war geschehen, was sie einst hintertreiben wollten; der Sohn Rudolfs trug die Krone und eigentlich hatten

sie sich auch als Besiegte zu betrachten. Darüber war das Reich zu mancherlei Schaden gekommen, der sich nicht leicht wieder gut machen ließ. Immerhin, zog man aus den traurigen Vorgängen eine Lehre, konnte die durch Adolfs Zwischenregierung unterbrochene Entwickelung noch ihren weiteren guten Gang nehmen.

Besser wäre es gewesen, wenn sie gleich dem Könige Rudolf Albrecht zum Nachfolger gegeben hätten. Jede bestehende Gewalt in der Geschichte hat ihr Recht, und es würden daher die Kurfürsten für ihr Gelüst, nur ihrem Vorteil zu leben, eine gewisse Berechtigung beanspruchen können, wenn sie mit ihrem Verhalten wirklich für sich am besten sorgten. Es ist indes sehr wohl denkbar, daß nicht allein das Reich, sondern auch die Kurfürsten mit einem starken Königtum gut fuhren, selbst wenn ihr Wahlrecht wieder zur Form herabsank. Doch es ist überflüssig, über die möglichen Folgen von nicht Geschehenem Betrachtungen anzustellen.

Der Tod Adolfs fand im Reiche verschiedene Beurteilung. Die österreichische Partei frohlockte und die thüringischen Lande freuten sich über den Tod ihres Unterdrückers. Andere Kreise entsetzten sich über das Geschehene, aber das kriegerische Gefühl, welches in dem Volke lebte, half über die peinlichen Empfindungen hinweg. Fiel doch die Entscheidung in offener Feldschlacht und standen sich Albrecht und Adolf Aug in Aug gegenüber! Da übersah der Deutsche nur zu leicht all das Unehrenhafte, was mit unterlief, und den schweren Schaden, den das Reich erlitt. Auch die fatalistische Anschauung von einem Gottesurteil wird hörbar. Das politische Gefühl war zu wenig entwickelt; viele Quellen berichten des Königs Fall so gleichmütig, als ob es sich um eine gewöhnliche Fehde handle. Adolf hatte zu kurze Zeit regiert, sein Geschlecht besaß zu wenig Namen, als daß es feste Wurzeln im Reiche hätte schlagen können. Außer in den ihm durch Geburt und Ritterehre nahestehenden Kreisen der Grafen und Herren und in Baiern, dessen Fürsten für ihn kämpften, beklagten nur einige Reichsstädte den Tod „des geliebtesten Königs", wie ihn eine in Worms entstandene Aufzeichnung nennt. Dort glaubte man fest, daß nur Verrat den unglücklichen Ausgang der Göllheimer Schlacht verschuldete und die aus ihr Flüchtenden fanden schlechte Aufnahme. Aber diese Bürgerschaften hegten wohl mehr persönliche Zuneigung zu dem ritterlichen Manne, als daß sie den Verlust eines städtefreundlichen Königs bedauerten. Denn als solchen kann man Adolf nicht bezeichnen; seine vielen Privilegienbestätigungen beweisen nichts, da sie anderen Rücksichten entsprangen. Eher stützte er sich auf seine ehemaligen Standesgenossen, wie im Reiche bemerkt wurde, aber auch da ist kein bestimmter Plan vorhanden. Er nahm Unterstützung, wo er sie fand; sein erster Krieg gegen Thüringen war ein Reichskrieg, ebenso der geplante gegen Frankreich, und dann halfen ihm die englischen Gelder. Eigentlich läßt sich ein fester Grundzug seiner Politik nicht erkennen, nur daß er ein Reichsland zu erobern trachtete, und die Annahme, daß er dieses an sein Haus bringen wollte, thut ihm gewiß kein Unrecht. Daraus erwächst ihm allerdings ebensowenig wie seinem Vorgänger ein Vorwurf, und mag man auch den Handel mit Landgraf Albrecht als häßlich bezeichnen, in Bezug auf Meißen durfte er sich im Rechte fühlen. Der französische Kriegsplan brachte ihm Geld, aber keinen Erfolg. Sonst hat er das

Reich versehen, wie es eben ging, mit Eifer, doch ohne größere Gesichtspunkte, und daß er sich so lange behauptete, lag mehr an äußeren Verhältnissen als an seiner Regierungskunst. Sein Verhalten zu den Kurfürsten war weder ehrlich noch klug, und er bezahlte die Pfiffigkeit, sie hinzuhalten, mit seinem Leben. Adolfs Auftreten in Thüringen, obgleich die rohe Weise der damaligen Kriegführung viel entschuldigt, läßt auf einen harten, rücksichtslos durchgreifenden Zug des Gemütes schließen. Am liebsten hätte er wohl stets das Schwert geschwungen, denn Tapferkeit war und blieb seine Haupttugend bis zum letzten Atemzuge. Daher priesen ihn die Lieder der fahrenden Sänger mit heller Begeisterung. Adolf war eben nicht viel mehr als ein tüchtiger Kriegsmann, und es wäre für ihn und das Reich besser gewesen, wenn er, wie er geboren war, als Graf von Nassau sein Leben beschlossen hätte.

Dreizehnter Abschnitt.

Albrechts Verbindung mit Frankreich. 1298—1300.

Unbestritten trug Albrecht die Krone des Reiches, welche für ihn dadurch nicht an Wert verlor, daß sie mit Blut befleckt war. Er zählte damals etwa fünfzig Jahre. Leider haben wir keine genauere Schilderung seines Aeußeren, wir wissen nur, daß der Verlust des einen Auges sein Antlitz entstellte. „Er war eine bäuerische Person und hatte nur ein Auge und einen gar häßlichen Anblick," sagt ein ihm feindlich Gesinnter. Von starkem Körperbau, stellte er in der Schlacht voll seinen Mann. Eine kriegerische Natur, die aber den Kampf nur aufnahm, wenn ihn die Notwendigkeit erforderte, und nicht ein bloßer Haudegen, sondern reich an Feldherrntalent. Albrechts Kriegszüge zeichnen sich aus durch schnellen, kühnen Wurf, mit dem er oft die Gegner überraschte, und durch geschickte Anordnung. Er verstand es, Abteilungen gesondert auszusenden und dann zur rechten Zeit zu verbinden. Wiederholt ließ er bei den Kämpfen in Oesterreich mitten im Winter Wege über schneebedeckte Höhen und Päſſe bahnen, wie selbst über den Semmering, und traf so unerwartet den Gegner. Der Marsch durch Süddeutschland und über den Rhein im Frühjahr 1298 ist ein anerkanntes Meisterstück, auch die Göllheimer Schlacht überlegte er wohl. Weil die noch heute vorhandene Neigung des Deutschen, sein Schwert nur zu wuchtigem Hiebe zu gebrauchen, den schweren Eisenpanzern gegenüber wenig Erfolg erzielte, aber der Ritter mit dem Verlust seines Rosses die beste Kraft einbüßte, gab er seinen Kriegern zugespitzte Schwerter, welche leichter durch die Fugen der Rüstung drangen, und gewöhnte sie an den Stich. Auch bei der Belagerung von Burgen und Festen erzielte er überraschende Erfolge.

Seit 1281 regierte Albrecht die österreichischen Lande. Seine Aufgabe war nicht leicht. Die letztverflossene Vergangenheit seit dem Erlöschen der Babenberger hatte unbotmäßigen Sinn bei Adel und Bürgerschaft genährt. Als Albrecht die landesherrlichen Rechte mit Entschiedenheit geltend machte, entstand

bald Mißstimmung, die sich besonders stark gegen seine schwäbischen Berater, die Fremden, richtete. Ringsum saßen feindlich gesinnte Nachbarn, mit denen es Streit über Streit gab, weil auch ihnen gegenüber der Herzog das, was er für sein Recht hielt, geltend machte. So gab es gegen innere Empörung und Angriffe von außen manchen harten Kampf und nicht immer begünstigte den Fürsten das Glück. Aber unentwegt hielt er aus, so daß er alle Gefahren beschwor.

Seine Kriege führte Albrecht mit Nachdruck und ohne sanftmütige Schonung, doch konnte er auch zur rechten Zeit nachgiebig und versöhnlich sein. Sein Regiment lastete schwer auf dem Lande, doch die Strenge war wohlthätig und er sorgte für den öffentlichen Frieden. Er erscheint immer klar und zielbewußt, die Verhältnisse sicher und ruhig erwägend. Mit großer Selbstbeherrschung vertagt er seine Pläne, wenn die Gelegenheit nicht günstig ist; so huldigte er anfangs Adolf und schob den Kampf gegen ihn auf, bis alles dazu reif war.

Albrechts Regierung ist ausgefüllt von dem Streben nach Macht. Er ging ihr nach vielleicht weniger aus Ehrgeiz und Ruhmbegierde, als weil er sie zu schätzen und zu verwerten verstand, weil er einen klareren Blick für die notwendigen Grundlagen einer staatlichen Ordnung besaß als viele seiner Zeitgenossen. Er gewann es nicht leicht über sich, ein Recht aufzugeben oder es verletzt zu sehen. Dabei geschah es freilich, daß er dem Standpunkte des Gegners keine Rechnung trug. Er war keine leicht angelegte Natur, sondern ein schwerer Charakter, der alles mit tiefem Ernst zu folgerichtigem Handeln ergriff, ein strenger, mißtrauischer Mann, der wohl ein Teil Gemüt besaß, aber sich von ihm nicht beeinflussen ließ. In heiterer Gesellschaft konnte er ihre Fröhlichkeit teilen. Seine guten Eigenschaften beruhten mehr auf Vernunft als auf Herzensbedürfnis. Die Liebe des Volkes hat er wohl nie errungen, aber es fürchtete und achtete ihn. Außer dem überreichen Böhmenkönige entfaltete kein deutscher Fürst so großen Glanz, aber auch darin lag Berechnung. Denn Albrecht war sonst ein sparsamer, karger Herr und wußte den Wert des Geldes als Machtmittel gründlichst zu würdigen. Seine Stiefmutter, die junge Witwe König Rudolfs, mußte in die Heimat zurückziehen, weil ihr Albrecht nicht genügende Mittel aussetzte, und alle Vorhalte, welche ihm der Papst und andere darum machten, verfingen nicht bei ihm. Auch sein Verhalten gegen den Neffen, welches ihm später das Leben kostete, entsprang wohl einer geizigen Ader. In seinem Lande machte er allenthalben nutzbare Gerechtsame geltend. Als einst in Steiermark ein Schatz römischer Goldmünzen gefunden wurde, war er gleich bei der Hand, seinen Anteil einzufordern. Auch der Schutz, welchen er den verfolgten Juden gewährte, entsprach nicht dem Mitleid oder der Freiheit von Vorurteilen, sondern der Erkenntnis des Nutzens, welchen sie abwarfen. Daher waren ihm die Sänger und namentlich die Geistlichkeit, welche sich auch seinen Forderungen fügen mußte, nicht hold. Schön ist Albrechts Verhältnis zu seiner Familie. Mit seiner Schwester, der Böhmenkönigin, verband ihn die zärtlichste Liebe und allgemein gepriesen wird seine Keuschheit, die eheliche Treue gegen seine Gattin Elisabeth, die Tochter Meinhards von Kärnten, welche ihm einundzwanzig Kinder gebar, von denen sechs Söhne emporwuchsen. Sie alle zeichneten sich durch hohe Schön-

heit aus, wohl ein Erbteil von der Mutter. „Lauter wie ein Spiegelglas war zwischen ihnen Treue, Liebe und steter Sinn; die zwei waren eins, so daß sie sein, er ihr war.“ Die blutige, wildzornige Rache, welche später Gattin, Tochter und Söhne an seinen Mördern und deren Genossen nahmen, so schrecklich sie war, zeigt auf der andern Seite, wie sehr sie den Gatten und Vater liebten.

Mit einer gewissen Spannung betrachtet man die ersten Handlungen des neuen Königs, der sich der ihn umgebenden Schwierigkeiten gewiß voll bewußt war. Gleich nach der Wahl meldeten die Kurfürsten dem Papst das Geschehene. Sie erwähnen nicht den gewaltsamen Tod Adolfs, sondern bezeichnen einfach das Reich als durch dessen Hingang erledigt. Sie bedienen sich der üblichen Wendungen in ganz ähnlicher Weise wie einst bei der Wahl Rudolfs und bitten den Papst, den König als ergebenen Sohn der römischen Kirche mit väterlichem Beifall aufzunehmen, ihn huldvoll mit gewohntem Wohlwollen und Geneigtsein bei seiner Regierung zu begünstigen und ihn zur Kaiserkrönung zu berufen. Den zweideutigen Ausdruck „Approbation“ vermieden die Kurfürsten.

Den oberflächlichen Schiedsspruch, welchen Bonifacius über den Streit zwischen Deutschland und Frankreich gefällt hatte, kannte man zur Zeit der Wahl in Deutschland kaum. Philipp der Schöne beglückwünschte Albrecht sofort nach seinem Siege, und dieser, noch ehe er die Botschaft empfangen, teilte dem französischen Könige seine Erhebung mit und richtete sofort bestimmte Vorschläge an ihn über die Ausführung der schon früher geplanten Familienverbindung. Ganz von selbst ergaben sich die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Herrschern, wie sie in der letzten Vergangenheit begründet waren, aber die jetzige Stellung Albrechts verlieh ihnen neue und größere Bedeutung. Guido von Flandern, der Feind Philipps, der nach Aachen gekommen war, erhielt zwar die Belehnung mit den Reichslehen, aber bald erscheint auch der französische Anhang, wie Herzog Friedrich von Lothringen und Graf Heinrich von Luxemburg, in der Gunst des Königs.

Wie Adolf nach seiner Krönung, so zahlte nun auch Albrecht den Kurfürsten den Preis für ihre Stimmen in Urkunden voll Verheißungen. Nur der Böhmenkönig, welcher den Reigen eröffnete, trug alsbald unmittelbaren Gewinn davon, indem ihn Albrecht noch vor der Krönung zum Reichsvikar in Meißen, in der Ostmark und dem Pleißnerlande ernannte, dessen Befugnisse Wenzel sofort antrat. Während des Aufenthaltes in Aachen und Köln bekundete der König seine Bewilligungen für Boemund von Trier und Wicbold von Köln, welchen er sehr reichlich bedachte, während er Gerhard erst später befriedigte. Möglich, daß es mit ihm bereits Streit gab, und der König, sich auf das unumgänglich Notwendige beschränkend, scheint für den doppelzüngigen Mann keine besondere Neigung empfunden zu haben, obgleich er ihn vorläufig nicht entbehren konnte.

Nachdem Albrecht im Elsaß die letzten kriegerischen Nachwehen des Thronstreites beschwichtigt, trat er in Franken einer ganz andern Bewegung entgegen. Der Haß des Volkes gegen die Juden, der immer bestand und seit den Kreuzzügen wiederholt zu furchtbaren Metzeleien führte, herrschte unvermindert weiter, nahm eher noch an Stärke zu. Das Märchen, daß sie bei den Passahfesten Christenblut brauchten, behauptete sich in dem allgemeinen Glauben, obgleich

1247 Papst Innocenz IV. es in der bestimmtesten Weise für unsinnig erklärte. Oft genug gab daher die Auffindung einer Leiche, welche als Opfer der Juden galt, das Zeichen zu heftigen Verfolgungen. Dazu kamen die Erzählungen von geschändeten Hostien u. dgl. Vergebens suchten einzelne Päpste und Fürsten den Verfolgungen zu wehren; Haß, Aberglaube, Eigennutz und die Erbitterung über den Wucher wirkten stärker als die Gesetze. „Wär' ich ein Fürst zu nennen, ich hieß euch alle brennen, ihr Juden, wo ich euch anträme," diese Worte eines österreichischen Dichters waren den meisten Zeitgenossen aus der Seele gesprochen. Die Juden im Reiche galten als königliche Kammerknechte und standen daher unter dem besondern Schutze der Kaiser, welche von ihnen dafür Abgaben erhoben, doch besaßen auch Landesherren und Städte den Judenschutz mit seinen Einkünften durch kaiserliche Uebertragung, durch Pfandbesitz und andere Rechtstitel. Von jeher waren die Juden durch ihre Handelsthätigkeit für die Staatseinkünfte wertvoll, aber ihre Lage gestaltete sich immer unsicherer und rechtloser. Wie sie seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts äußere Abzeichen tragen mußten, welche sie kenntlich machten und der Verachtung preisgaben, nahm auch die widerrechtliche Ausbeutung fortwährend zu. Die Verfolgungen wurden benutzt, das herrenlos gewordene Gut der Ermordeten oder Vertriebenen einzuziehen; große Zahlungen legte man den Ueberlebenden auf, auch wenn sie um Hab und Gut gekommen waren, fortwährende Auspressungen zwangen die Juden geradezu, den Wucher nach Möglichkeit zu betreiben und drückten sie selbst moralisch mehr und mehr herunter. Die Kaiser des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts verstanden es, aus den Juden gewaltige Summen herauszuschlagen; Ludwig der Baier führte „den goldenen Opferpfennig" ein, indem alle Juden beiderlei Geschlechts, welche über zwölf Jahre alt waren, außer den ihrem Herrn zu leistenden Abgaben jährlich dem Kaiser einen Goldgulden entrichten mußten. Seine Nachfolger griffen mit erfinderischem Sinne zu außerordentlichen, manchmal geradezu unerhörten Maßregeln, um das jüdische Geld für sich flüssig zu machen. Unter Rudolf von Habsburg, der den Juden gelegentlich Schutz gewährte, aber sie auch gründlich ausbeutete, wurden sie in mehreren Städten arg bedrängt, meist wegen angeblicher Abschlachtung von Christenkindern zu gottesdienstlichen Zwecken; eine solche Leiche sollte gar Wunder gewirkt haben. Ein neuer furchtbarer Sturm brauste im Sommer 1298 durch ganz Franken. In Rotenburg an der Tauber hatten, so erzählte man sich schaudernd, Juden eine Hostie im Mörser zerstampft, aber es quoll viel Blut heraus, welches man nachher noch fand. An die Spitze des erregten Pöbels trat ein Adeliger mit Namen Rindfleisch, welcher einen förmlichen Kriegszug veranstaltete. In manchen Städten, wie in Würzburg, wurden die Juden mit Weib und Kind völlig ausgetilgt, man erschlug sie oder verbrannte sie in Masse, indem man sie in Häuser oder in die Synagogen zusammentrieb. Viele Juden flüchteten in Festen, wie in Nürnberg auf die Burg; so manche Christen, welche die Unmenschlichkeiten verabscheuten und ihnen bei der Verteidigung halfen, erlitten dann gleichfalls den Tod in den Flammen. Mit Entsetzen berichten einzelne Schriftsteller, wie die Juden nicht nur ihren Schmuck und ihr Geld, sondern selbst ihre Kinder in das Feuer warfen, um sie vor schlimmeren Qualen

oder vor gewaltsamer Taufe zu retten. Hoffentlich ist die Angabe, daß damals hunderttausend Juden einem gräßlichen Tode zum Opfer fielen, übertrieben. Nur die Stadt Regensburg schirmte wacker ihre Juden. Erst König Albrecht machte, als er nach Franken kam, dem Unwesen ein Ende; er strafte die Anstifter und legte den Städten schwere Geldbußen auf, da sie sich am Reichseigentum vergriffen hatten. Er legte überhaupt auf die Juden Wert, weil sie Geld brachten. Der steierische Reimchronist bringt die wunderliche Erzählung, Albrecht habe später dem französischen Könige gegenüber den Anspruch auf alle Juden in dessen Reich erhoben. Da die dortigen Juristen die Forderung des römischen Reiches wegen für begründet erklärten, nahm ihnen Philipp all ihr Gut und hieß sie so in des Reiches Kammer fahren. Jedenfalls liegt irgend ein Mißverständnis vor, vermutlich dadurch veranlaßt, daß manche der von Philipp 1306 ausgeplünderten Juden nach Deutschland flüchteten. Albrecht wird mehrfach der den Juden gewährte Schutz vorgeworfen. Die Jahrbücher, welche in Heilsbronn, also in der Gegend der Judenschlächterei von 1298 entstanden, sagen bitter und höhnisch: „Er rächte tapfer den Mord der Juden an armen Landleuten und Bürgern, indem er sie demütigte und ihr Vermögen plünderte und andere Juden in die Städte setzte, wo die früheren ausgetilgt waren."

Zu Nürnberg versammelte Albrecht im November um sich eine glänzende Schar von Gästen, wie sie seit den Zeiten des alten Kaiserreichs kaum je zusammen war; selbst den Erfurter Hoftag seines Vaters übertraf er. Alle Kurfürsten erschienen; 4 Erzbischöfe, 20 Bischöfe und Aebte, 15 weltliche Fürsten, 360 Grafen und Barone, über 6000 Ritter zählte man. Seine Gemahlin empfing die Krone aus der Hand des Erzbischofs von Mainz, die Kurfürsten, auch der stolze Böhmenkönig, geschmückt mit der Krone, erfüllten bei der prachtvollen Feier die Pflichten ihrer Erzämter. Einen traurigen Gegensatz zu all dieser Herrlichkeit bildete Imagina, die Witwe König Adolfs. Sie kam, um die Freilassung ihres bei Göllheim gefangen genommenen Sohnes Ruprecht zu erflehen, aber unverrichteter Sache mußte sie von dannen ziehen, weil dieser sich in der Haft des Erzbischofs Gerhard befand. Zwölf Wochen, bis Ende Januar 1299, verweilte Albrecht in der Stadt.

Mit Einwilligung der Kurfürsten erteilte er die österreichischen Lande zu gesamter Hand seinen Söhnen, von denen jedoch nur der älteste, Rudolf, die Regierung führte. Wahrscheinlich erfüllte er damit eine Bedingung der Kurfürsten, da es nicht in seinem Wesen lag, die Herrschaft freiwillig aufzugeben. Es fällt auf, daß in dem darüber aufgesetzten Diplom von allen Kurfürsten nur der Böhme nicht als Zeuge auftritt; offenbar gab er die alten Ansprüche auch jetzt nicht auf, wenn er sie auch gegenüber den großen Vorteilen, welche er sonst davontrug, vorläufig nicht dringend erhob. Wohl aber brachte er in Erinnerung, wie einst König Rudolf 1283 seinem jüngeren Sohne, dem verstorbenen Rudolf, eine Entschädigung zugesagt hatte, und bewirkte, daß das darüber eingesetzte Schiedsgericht wieder ergänzt wurde. Der junge Prinz Johann, für den er damit sorgen wollte, zog dann mit dem Oheim nach Prag.

Der König erneuerte den allgemeinen Reichsfrieden, welchen Rudolf 1287 zu Würzburg eingesetzt hatte. Einzelne Artikel erfuhren jedoch eine Erweiterung und Verschärfung und zwar zu Ungunsten der Städte. Zwar erhielten die freien Städte die Zusicherung, daß sie niemand vor ein weltliches Gericht laden dürfe, als vor den König und sein Hofgericht, aber die Bestimmungen gegen die Pfahlbürger und über die Aufnahme in das Bürgerrecht erschienen hier in anderer und die Bürgerschaften eng beschränkender Gestalt; gegen sie richtete sich auch das Verbot, keinerlei Satzungen zu machen, welche dem Reiche oder dem Landesherrn schädlich wären.

Kam der König mit diesen Verfügungen den Fürsten entgegen, so legte er starkes Gewicht auf andere Sätze des Landfriedens, welche den Städten besser gefielen. Wir sahen, daß König Rudolf bei seinem Regierungsantritte mit Zustimmung der Fürsten den Grundsatz aufstellte, alles Reichsgut, welches seit dem Bannspruch gegen Friedrich II. verloren gegangen, sei wiederzuerstatten, und mehrfache Zeugnisse beweisen den Versuch der Ausführung. Die großen Fürsten blieben davon freilich unbehelligt, geschützt durch die vom Könige erhaltenen Privilegien. Indessen hielt auch Adolf im allgemeinen an dem Gesetz fest und es fiel an sich nicht auf, wenn, wie es scheint, Albrecht es jetzt erneuerte. Doch kam dabei auch ein anderer Punkt zur Sprache. Die Zölle waren ursprünglich ebenfalls Reichsbesitz und die Verleihung neuer ein königliches Vorrecht. In der langen Zwischenzeit erloschen nicht nur manche Besitztitel der früher bestandenen Zölle, schlimmer war, daß zahlreiche neue ohne Berechtigung eingerichtet wurden. Am wichtigsten unter ihnen waren von jeher die Rheinzölle und daher kam es, daß sich besonders die rheinischen Kurfürsten bei der Ausbeutung der rechtlosen Verhältnisse beteiligten. Diese neuen Zölle beschwerten nicht nur Handel und Wandel, sondern griffen auch in das Recht des Reiches und schädigten dessen Einnahmen.

Die in jenem Würzburger Reichslandfrieden, welchen auch Adolf bei seinem Regierungsantritt verkündete, gegen die mißbräuchlichen Zölle erlassenen Verordnungen erzielten keine Wirkung, doch Albrecht konnte hier ohne weiteres an die bestehende Reichsgesetzgebung anknüpfen. Er nahm ihre Durchführung ernstlicher in die Hand, indem er — wie einige Jahre später die Stadt Köln dem Papste berichtete — die Erzbischöfe und die weltlichen Fürsten aufforderte, alle seit Friedrich II. eingeführten neuen Zölle und Erhöhungen der älteren abzustellen, und sie eidlich dazu verpflichtete. Er erklärte sich bereit, ihnen soweit sie sich verunrechtet glaubten, nach Fürstenspruch Recht zu gewähren. Wahrscheinlich hielten die geistlichen Kurfürsten sich dadurch hinreichend gedeckt, und soweit wir wissen, stand der König vorläufig von der Durchführung der Maßregel ab. Aber einige Beunruhigung mag in den Herzen der Bedrohten geblieben sein.

Von Nürnberg aus hielt der König seinen Umzug durch das Reich, welcher ihn über Frankfurt den Rhein aufwärts bis nach Zürich und wieder an den Rhein zurück führte. Zahlreiche Privilegien gab er namentlich den Reichsstädten, aber auch Erzbischof Wicbold von Köln erhielt damals und noch später besonders reiche Gunstbezeigungen.

Mit Erzbischof Gerhard erschien Albrecht im Juli in Fulda, um die thüringischen Verhältnisse in Augenschein zu nehmen. Die Hoffnungen, welche etwa Friedrich und Diezmann auf den neuen König gesetzt hatten, blieben eitel, denn Albrecht hielt ganz die Auffassung seines Vorgängers fest und betrachtete ebenfalls Thüringen und Meißen als erledigte Reichslehen. Dem Könige von Böhmen, dem Reichshauptmann für Meißen und das Oster- und Pleißnerland, verpfändete er nachher die Mark Meißen für eine hohe Summe, und die böhmische Herrschaft schien sich hier für die Dauer zu begründen. Erzbischof Gerhard mußte sich begnügen, daß der König die seit Jahren ungehorsamen Erfurter in günstiger Weise mit ihm aussöhnte, und erhielt auch einige andere Verleihungen, welche aber das ihm notwendig zu Gewährende nicht überschritten. Die widerwillig durchgeführte Einsetzung eines neuen Königs ergab ihm, wie sich schon zeigte, wenig Gewinn.

Mit besonderem Nachdruck führte Albrecht die geplante Verbindung mit Frankreich weiter. Sein Kanzler, der zu diesem Zwecke das große königliche Majestätssiegel mit sich führte, vereinbarte im August mit den Vertretern Philipps ein Schiedsgericht über alle Streitfragen zwischen den beiden Reichen, mit Ausnahme von Burgund. Albrechts erstgeborener Sohn Rudolf sollte Blanka, die Schwester Philipps, heiraten, seine Herzogtümer behalten, Blanka als Mitgift und nötigenfalls als Wittum die Grafschaft Elsaß und das Land Freiburg in der Schweiz bekommen, während die anderen Kinder Albrechts auf ihre Anrechte an die Herzogtümer verzichten würden. Ihre Entsagung soll vom Könige, von den Kurfürsten, den Fürsten und Baronen Deutschlands und sonst in jeder Weise, wie es der französische König wünscht, bestätigt werden, und wenn er will, kann er sie auch durch den Papst bekräftigen lassen. Außerdem sollte ein noch zu bestimmender jüngerer Sohn Philipps mit einer Tochter Albrechts ehelich verbunden werden.

Nachdem Albrecht diese nur vorläufigen Verträge erhalten, bekundete er am 5. September zu Straßburg ein enges Bündnis mit Philipp. Die beiden Herrscher werden sich fortan gegenseitig wahre und treue Freunde und wahre und kräftige Helfer sein, um die Ehren, Freiheiten und Rechte ihrer Reiche zu bewahren gegen jeden Menschen. Sie und ihre Nachfolger wollen diesen Friedens- und Freundschaftsbund für alle Zeiten halten. Bei ihrer persönlichen Zusammenkunft werden für den König von Frankreich der Graf von St. Paul, für den von Deutschland dessen Oheim der Graf Burchard von Hohenberg auf die Seelen der Könige den Eid für dieses Bündnis leisten. Daneben erließ Albrecht einige Schreiben über Burgund. Wir erinnern uns, daß Graf Otto seine Tochter Johanna einem französischen Prinzen zur Ehe versprach, dem sie die Freigrafschaft mitbringen sollte, und deren Regierung sofort an Philipp abtrat, welcher das Land besetzte. Otto wurde deshalb von Adolf seiner Rechte für verlustig erklärt, aber dieser kam nicht dazu, den burgundischen Großen, welche sich der französischen Hoheit zu erwehren suchten, Hülfe zu leisten. Albrecht erkannte seiner Zeit in Nürnberg den Spruch gegen Otto vollkommen an und ermahnte die Burgunder, der Johanna nicht zu huldigen. Jetzt nahm er in Aussicht, Johanna und jeden andern, welcher ein Recht auf die Grafschaft Burgund behaupte, vor sein Gericht

zu fordern, wobei der Frankenkönig dem Fräulein rechtlichen Beistand leisten möge. Solange Johanna nicht vor das Hofgericht geladen wäre, sollte ihr keine Frist ablaufen und kein Verzug schaden. Zugleich verlängerte er mit Genehmigung Philipps den Waffenstillstand zwischen diesem und den burgundischen Herren auf höchstens drei Jahre, doch durften sie in dieser Zeit weder den König noch Johanna angreifen.

Im Dezember fand die Zusammenkunft der Könige in der Nähe von Toul statt. Albrecht nahm seinen Sitz in dieser Reichsstadt, Philipp in dem benachbarten französischen Orte Vaucouleurs; zwischen beiden im Val de l'One oder zu Quatrevaux, bei dem Dorfe Rinel, begegneten sich die Herrscher. Wie immer, wenn es darauf ankam, Reichtum und Macht zu zeigen, ließ Albrecht seine Ritter, die zum fröhlichen Fest wie zum Turnier ausgestattet waren, den höchsten Glanz in der Gewandung entfalten, so daß die Franzosen, wie sich die Oesterreicher daheim mit Stolz erzählten, ihnen nicht gleichkommen konnten. Als die Begrüßung mit Philipp bevorstand, regnete es, aber Albrecht befahl den Seinen nachdrücklich, die kostbarste Kleidung anzulegen. Ihn begleiteten die Erzbischöfe von Mainz und Köln — der dritte geistliche Kurfürst Boemund von Trier an schwerer Krankheit zu Haus darniederliegend starb in diesen Tagen — die drei weltlichen Kurfürsten Pfalzgraf Rudolf, Rudolf I. von Sachsen, dessen Vater Albrecht kurz nach König Albrechts Krönung schnell dahingestorben war, und Hermann von Brandenburg, der Schwiegersohn Albrechts und Sohn Ottos des Langen, welcher seinem sächsischen Freunde bald ins Grab nachgefolgt war. Der König hatte die Kurfürsten ersucht, ihm auf seiner Fahrt zu folgen, um, wie es der Augustvertrag vorsah, ihre Einwilligung zu den Verträgen mit Frankreich zu erteilen.

Mehrfache Urkunden geben Auskunft über die Verhandlungen. Den Grenzstreit, der seit den Tagen des Königs Rudolf schwebte, dauernd zu schlichten, bezweckten neu errichtete Grenzsteine. Das Friedens- und Freundschaftsbündnis, die Briefe über Burgund und über die Beilegung der Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht wurden entsprechend erneuert. Dagegen mußte der Ehevertrag zwischen Rudolf und Blanka umgestaltet werden. Die Bestimmungen über die Ausstattung der beiden Ehegatten blieben zwar dieselben, aber vorbehalten wurde die noch zu erwirkende Zustimmung der Königin Elisabeth und eine Entschädigung der jüngeren Geschwister, und dann heißt es weiter: „Da die Zustimmung aller Kurfürsten wegen der Abwesenheit einzelner und anderer gewisser Hinderungsgründe nicht bequem zu haben ist, so gesteht der König von Frankreich auf unsere Bitte zu und läßt beschwören, daß, da drei von den Kurfürsten einverstanden sind, der Vollzug der Ehe wegen der Abwesenheit und nicht gegebenen Einwilligung der anderen nicht hinausgeschoben sein soll." Doch versichert Albrecht, daß diese zu geeigneter Zeit ihre Zusage geben werden. — Es mag bald hinzugefügt werden, daß am 5. Februar des folgenden Jahres, nachdem Elisabeth und die beiden Söhne Friedrich und Leopold ihren Verzicht erklärt hatten, die Ueberweisung der Grafschaft Elsaß und Freiburg an Blanka erfolgte, wobei die drei weltlichen Kurfürsten allein mitsiegelten.

Soweit reicht unsere auf die Urkunden selbst gegründete Kenntnis der Vor-

gänge. Es steht durch sie also fest: die beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln gaben ihre Zustimmung nicht, daß die Herrschaftsrechte über die österreichischen Herzogtümer auf Rudolf und dessen Erben allein übergingen.

Nun aber berichten über diese Touler Begegnung noch mehrere andere Quellen, deutsche und französische. Alle, erfüllt von ihrer hohen Bedeutung, erzählen merkwürdige Dinge, aber weichen im einzelnen weit voneinander ab. Es lohnt sich, die hauptsächlichsten Angaben zusammenzustellen; sie mögen zugleich ein Bild davon geben, wie die geschichtliche Ueberlieferung aus jener Zeit beschaffen ist.

Breit und weitschweifig lautet die Schilderung des schon oft erwähnten steierischen Reimchronisten Ottaker. In einem wahren Riesenwerk von über 80000 Versen erzählt er die Geschichte vom Tode des Kaisers Friedrich II. bis zum Jahre 1309, in erster Stelle sein Heimatland berücksichtigend, aber vielfach auf die Geschichte des Reiches und seiner gesamten Zeit übergreifend. Bis in die kleinsten Einzelheiten berichtet er die geringfügigsten und die wichtigsten Ereignisse und weiß ebenso gut Bescheid über die bei den Festlichkeiten von den hohen Herrschaften getragenen Kleider, wie über die tiefsten politischen Geheimnisse; seine Ohren dringen durch die festesten Wände. Der Beurteilung bereitet er bei aller unerschöpflichen Fülle der Nachrichten die größten Schwierigkeiten, oft gut unterrichtet, oft verworren und noch öfter in dem Geplauder hoher und niederer Hofkreise befangen oder von dichterischer Einbildungskraft erfüllt. Nach ihm drangen die deutschen Fürsten früh und spät in Albrecht, er möge die Gewaltthaten abwehren, welche der französische König den Grenzbewohnern anthue. Als er nun deswegen eine Gesandtschaft nach Paris sandte, erschrak man dort höchlich, weil Frankreich auch mit dem Papste zerfallen war, und ein Widerstand gegen ein etwaiges Bündnis der Kirche und des Reiches unmöglich schien. Die Räte schlugen daher Philipp vor, er solle durch eine Heirat Albrecht gewinnen, und bestachen die Gesandten, welche, zurückgekehrt, ihren Herrn zur Annahme des Vorschlages bewogen. Der deutsche König fordert nun die Kurfürsten auf, ihn zu der Zusammenkunft mit Philipp zu begleiten, sie verlangen aber, daß er ohne ihr Wissen keine Abrede treffe und kein Reichsland abtrete, „ehe das geschehe, wollten sie den König lieber etliche Zeit entbehren.“ Der Erzbischof von Mainz betont namentlich seine Rechte auf die Einkünfte aus dem Königreich Arelat; auch Trier klagt, und zugleich bitten die Flamländer dringend um Hülfe gegen Frankreich, erhalten aber Vertröstung im Hinblick auf die Zusammenkunft. Bei dieser trägt Albrecht dem Franzosen alle Beschwerden vor, doch die bestochenen Räte wissen es dahin zu wenden, daß die Schlichtung auf einen zweiten Termin hinausgeschoben wird. Die Fürsten, die sich betrogen sahen, namentlich Mainz, Köln, Trier und Pfalz, reiten entrüstet, ohne Urlaub zu nehmen, davon. Während Albrecht dessenungeachtet die Heiratsangelegenheit abschließt, verschwören sich die heimkehrenden Kurfürsten, Albrecht abzusetzen, und mit ihnen vereinigt sich der böhmische König, erzürnt, daß Albrecht ihn in Nürnberg nötigte, das Erzschenkenamt auszuüben, und ihm die Belehnung mit Meißen versagte.

Ein österreichisches Annalenwerk berichtet kurz, den beiden Erzbischöfen hätte

die Verlobung Rudolfs mit Blanka nicht gefallen und sie wollten daher bei ihrem Abschluß nicht zugegen sein. Fortan haßten sie Albrecht aus Furcht vor seiner Macht.

Der dritte österreichische Geschichtschreiber, Abt Johann von Victring, verfaßte zwar erst einige Jahrzehnte später sein inhaltsreiches Werk, aber da er mit Persönlichkeiten, wie dem Herzoge Heinrich von Kärnten, welcher die Fahrt nach Toul mitmachte, befreundet war, könnte er Beachtung verdienen. Die beiden Könige besprachen in Toul die flandrische und andere Sachen und schlossen den Heiratsvertrag. Zugegen waren die drei geistlichen Erzbischöfe und unzählige Großen und Edele aus Deutschland. Der Mainzer forderte von Albrecht fünfhundert Mark für seine Mühen und Kosten, welche ihm der König nicht gleich auszahlen kann, aber sie verspricht. Darüber wird der Erzbischof unwillig. Gerade zur Jagd gerüstet, das Hifthorn um und an der Seite die Tasche, rief er auf diese schlagend aus: „Darin habe ich viele Könige!" Er bewegt nun Trier, Köln und Pfalz zu einer Verschwörung.

Zwei Züge aus dieser Erzählung begegnen in Quellen, welche fern von Oesterreich entstanden sind und mit Johann von Victring nichts gemein haben. Der Pfarrer Sifried von Ballhausen bei Weißensee in Thüringen erfuhr auch die anmaßende Aeußerung des Erzbischofs: „Er habe noch drei Könige in seiner Tasche," welche dieser oft gethan habe. Er bringt sie jedoch in anderer Verbindung, da er von jenen Touler Verhandlungen nichts weiß. Mehrfach erwähnt wurde bereits die Chronik des Erfurter Petersklosters. Neben manchem Irrtümlichen erzählt der Verfasser solche Einzelheiten über die Begegnung in Toul, daß man fast glauben möchte, er habe sie von einem Augenzeugen, etwa aus dem mainzischen Gefolge, gehört. „Der herrschenden Freude folgte leider ein trauriger Abschluß! Denn der König von Frankreich ermahnt den König der Römer, er solle die Kurfürsten veranlassen, daß sie seinen Sohn zum Könige wählten, und selbst nach Rom ziehen, um die kaiserliche Krone vom Papste einzuholen. Der Mainzer widersprach: niemals werde er zustimmen, daß die Reichsregierung auf die Erben eines noch Lebenden überginge. Albrecht, hierüber erzürnt, löste allen Edlen in seiner Begleitung ihre Pfänder aus, nur nicht dem Erzbischofe, der sie selber zum Schaden der Seinigen zurückkaufte. Als der König zurückgekehrt war, veranlaßte der erbitterte Gerhard seine Genossen von Köln und Trier und Rudolf von Baiern zu einer Verschwörung."

Die Chronik des Bistums Trier weiß anderen Bescheid. Unter den deutschen Fürsten entstand das Gerücht, dem mit Blanka zu verheiratenden Rudolf und seinen Erben sollte das Arelat mit vollem Rechte zufallen. Dieses Land hatten seit der Absetzung Friedrichs II. die französischen Könige gewaltthätig besetzt, obgleich es unmittelbar zum Reiche gehörte und die Erzkanzlerwürde dafür dem Erzbischof von Trier zustand. Von den nach Toul berufenen deutschen Fürsten verlangten nun die beiden Könige, sie sollten diesem Heiratsvertrag zustimmen und ihn besiegeln; dem ganzen Erdkreise werde daraus Frieden und Nutzen entstehen. Ueber diese beabsichtigte Verletzung und Entgliederung des Reiches war Boemund tief betrübt, aber seine Erkrankung

verhinderte ihn, jenen Tag zu besuchen, wie er beabsichtigte. Er teilte daher seine Sorge dem bei ihm weilenden Erzbischof Wicbold mit, welcher schnell zu der Zusammenkunft eilte. Als nun die Könige die Vortrefflichkeit ihres Planes auseinandersetzten und alle Fürsten Beifall spendeten, da erhob sich ganz allein der Kölner unerschrocken und erklärte, daß er zugleich im Auftrage Boemunds diese Verstümmelung der Ehre und des Bestandes des Reichs durchaus mißbillige; die übrigen Fürsten aber bestätigten diese Schenkung und besiegelten sie.

Geradezu Märchen wissen französische Geschichtschreiber, der eine, die deutschen Fürsten hätten zugestimmt, daß Frankreich, welches bis dahin nur an die Maas reichte, seine Grenzen bis zum Rhein ausdehnen dürfe, der andere, sie hätten genehmigt, daß an die Erben der beiden Verlobten das deutsche Reich komme.

Eine reiche Musterkarte von Berichten. Die Sachlage wird noch unklarer dadurch, daß wir den Pfalzgrafen Rudolf noch im folgenden Februar mit dem Heiratsvertrage einverstanden sahen, daß der König auch später mit Erzbischof Wicbold und dem Böhmenkönige im Einvernehmen erscheint, daß endlich im Juli 1300 der König in Mainz selbst Gericht hält, bei welchem Erzbischof Gerhard in erster Stelle mitwirkt. Also ein offener Bruch fand in Toul nicht statt. Doch gab es jedenfalls Streit zwischen dem Könige und den beiden geistlichen Kurfürsten. Daß Albrecht Gerhard die Reisekosten nicht ersetzte, mag wahr sein, aber das war eine Folge, nicht eine Ursache des Zwistes.

Wir müssen die Lösung der Schwierigkeiten versuchen. Daß die Kurfürsten nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Wunsch Albrechts kamen, darf als sicher gelten. Den Urkunden nach sollten sie die Verzichtleistung der Geschwister Rudolfs auf die Herzogtümer nebst Zubehör bekräftigen. Für die Rechtsgültigkeit dieser Handlung, welche eine reine Familiensache war, kam ihre Zustimmung nicht in Betracht, ihre Bereitwilligkeit gab höchstens eine kräftige und feierliche Bürgschaft, wie auch Philipp daran dachte, den Vertrag durch den Papst befestigen zu lassen. Daher ließ Philipp trotz ihres Widerspruches die Hochzeit vollziehen. Aber die Thatsache bleibt bestehen, daß ihre Mitwirkung gewünscht wurde und Albrecht verheißt ja auch, sie nachträglich zu erzielen. Der Schluß ist unvermeidlich, daß die Sache noch einen tieferen Sinn hatte.

Die Erzählung der Erfurter Chronik ist jedenfalls dahin zu verstehen, daß Albrechts Sohn zum Könige gewählt werden sollte, sobald der Vater die Kaiserkrone erlangt hatte; eine Idee, die ja schon aus Rudolfs Zeit bekannt ist. Nun hatte Albrecht selbst, als er König wurde, die Herzogtümer aufgegeben, jetzt sollten die Kurfürsten verbürgen, daß Rudolf sie allein haben sollte, also auch als König. Bis seine aus der Ehe zu erzielenden Kinder zur Regierungsfähigkeit heranwuchsen, mußte lange Zeit vergehen; vielleicht hatte er auch noch keine, wenn er auf den Thron kam. Die Möglichkeit, daß er auf diesen gelangte, ließ sich nicht abweisen und die Kurfürsten wollten den Verzicht der Geschwister deshalb nicht anerkennen, weil er zu einer längeren Vereinigung des österreichischen Herzogtums mit dem Königtum führen konnte. Vermutlich kam die Nach-

folge Rudolfs nur in dieser Gestalt zur Sprache, aber die geistlichen Herren schlugen vorsichtig jederlei Verpflichtung ab.

Doch mochten auch noch andere Fragen auf der Tagesordnung stehen. Albrecht ließ nachher die burgundische Angelegenheit ganz fallen, gewährte auch dem Grafen von Flandern keine Hülfe. Daß die Kurfürsten auf Abstellung der Beschwerden gegen Frankreich drangen, ist nicht nur überliefert, sondern auch als selbstverständlich anzunehmen. Unter diesen stand die Angelegenheit der Pfalzgrafschaft oben an. Nach der Trierer Chronik wünschten die beiden Könige für den Bräutigam das Königreich Arelat, welches er „pleno jure“ erhalten sollte. Sie betrachtet das als Entgliederung des Reiches und denkt an eine vollständige Trennung Burgunds. Eine solche Absicht ist kaum anzunehmen, aber sollte nicht Albrecht die Pläne seines Vaters kennen, der zeitweise das Königreich als Reichslehn an seinen Schwiegersohn Karl Martell bringen wollte? Daß der junge Rudolf, dem die Hauptmacht des Hauses unbeschränkt zufiel, auch Burgund bekommen sollte, ist nicht wahrscheinlich, und so mochten Albrecht und Philipp dem noch zu bestimmenden französischen Bräutigam der habsburgischen Tochter diesen neu zu schaffenden Königssitz zudenken. Dafür würde wahrscheinlich Philipp Zugeständnisse in der Pfalzgrafschaft gemacht haben. Ob nun, da die Kurfürsten sich in der Hauptsache so schwierig zeigten, die beiden Könige mit diesem Plane überhaupt hervortraten, ist fraglich, aber jedenfalls gewann die burgundische Angelegenheit nunmehr ein anderes Gesicht. Für sie war eine neue Lösung zu finden, sie wurde daher vertagt, und damit allerdings die Hoffnung der Kurfürsten auf eine günstige Wendung getäuscht. Albrecht und Philipp getrösteten sich späterer besserer Verhältnisse und begnügten sich mit der einen Heirat. Das Reich fuhr freilich schlecht dabei.

Wie kam es nun, daß Albrecht auf die Verbindung mit Frankreich so großes Gewicht legte? In erster Stelle hat man immer auf sein Verhältnis zum Papste hingewiesen und gewiß mit Recht. Bonifacius verweigerte ihm beharrlich die Anerkennung, weil er als Rebell seinen Herrn, den König Adolf, getötet habe und, wie es heißt, weil er durch seine Gemahlin mit den verhaßten Staufern verwandt sei. Der Hauptgrund mochte freilich sein, daß der Papst wünschte, der König solle sich seinem Gericht unterwerfen und durch große Opfer seine Gunst erkaufen. Diese feindselige Haltung, welche Albrecht vorher kaum erwartete, war bei den deutschen Verhältnissen sehr gefährlich. Nun hatte Philipp ebenfalls bereits mit Bonifacius einen bösen Streit gehabt, und wenn dieser damals auch beigelegt war, so ist es leicht möglich, daß er die Wiederkehr ähnlicher Zustände fürchtete. Beide Könige hatten demnach gemeinsame Ziele gegenüber dem päpstlichen Stuhle, und als sie sich „gegen jeden Menschen“ verbündeten, dachten sie wohl auch an Bonifacius. Doch hatte Albrecht den Franzosen nötiger, als dieser ihn. Da er auf Kämpfe im Reiche gefaßt sein mußte, erstrebte er den Frieden, eine Auseinandersetzung mit Philipp und hoffte, die burgundische Angelegenheit zu einem glimpflichen Ende zu bringen. Vielleicht erhielt er von diesem gute Zusicherungen, wenn auch ein wirklicher Vergleich noch im Ausstand blieb. Die Heirat Rudolfs, den er als Thronerben erhoffte, eröffnete für die Zukunft die Aussicht, dem habsburgischen Hause die

Unterstützung Frankreichs zu sichern. Daher war er zufrieden, daß jene überhaupt zu stande kam. Der König aus einem mächtigen Hause machte daher nicht oder nur teilweise gut, was der kleine ihm vorangegangene Graf, auf den er so verächtlich herabsah, versäumt hatte, und die habsburgische Hauspolitik trat zum erstenmal dem Besten des Reiches in den Weg.

Der Reimchronist weiß gar anmutig die Hochzeitsfahrt des jungen Herzogs Rudolf zu schildern, wie dem eben in Paris Angelangten König und Königin die Ehre des ersten Besuches erwiesen, wie dann in der Kirche nach der Trauung der schöne Jüngling seine liebliche Frau, welche nach französischer Sitte das gelöste Haar lang herabwallend trug, herzhaft bei den Wänglein faßte und ihren Mund sich zum Kuß zuwandte; schade nur, daß keines des anderen Sprache verstand.

Vierzehnter Abschnitt.

Des Königs Kampf mit den Kurfürsten.
1300—1302.

Was sich nun auch in Toul ereignet haben mag, der Bruch zwischen dem Könige und den Kurfürsten von Köln und Mainz war kein vollständiger. Albrecht blieb so unbesorgt, daß er im August 1300 einen Kriegszug unternahm, welcher einem erledigten Reichslehn galt. Das alte Grafenhaus von Holland erlosch mit dem jugendlichen Johann, dem schwachen Sohne des thatkräftigen Floris V., und Johann von Avennes, der Graf von Hennegau, nahm seine Länder in Anspruch und Besitz. Er hatte zahlreiche Gegner im Lande und Albrecht ließ durch Urteil der Fürsten Holland, Seeland und Friesland sich und dem Reiche zusprechen und den Hennegauer in die Acht erklären. Er selbst zog im August 1300 nach Nimwegen, aber verzichtete alsbald auf weitere Schritte. Die schnelle Wendung fiel allgemein auf, und deswegen liefen die abenteuerlichsten Gerüchte um von Mordplänen gegen den König, welchen er nur durch getreue Warner entging. Andere behaupteten, er habe sich nicht getraut, dem überlegenen Heere, welches Graf Johann heranführte, entgegenzutreten.

Seine Umkehr veranlaßten wichtigere Gründe. Obgleich Erzbischof Wicbold noch in Nimwegen bei dem Könige weilte, sann er bereits auf Abfall. Leider vermögen wir nicht zu verfolgen, wie die Verschwörung sich bildete, deren Wurzeln, wie es scheint, sich sehr weit verzweigten und bis nach Rom reichten. Wir wissen, daß Papst Bonifacius Albrecht die Anerkennung versagte. Sein Groll erwies sich als beharrlich, auch der Baseler Bischof Peter, welcher Anfang 1300 für den König nach Rom ging, erreichte nichts. Im Gegenteil, zum Nachfolger Boemunds von Trier ernannte der Papst, ohne die Wahl des Kapitels zu beachten, den Bruder des erschlagenen Königs Adolf, Diether von Nassau, einen gelehrten Mann, der jedoch später in seinem Erzstift einen schlechten Ruf hinterließ. Diese schnelle Beförderung richtete sich unmittelbar gegen Albrecht.

Aus denselben Tagen ist ein päpstliches, an den Herzog von Sachsen ge-

richtetes Schreiben erhalten, welches in gleicher Weise vermutlich auch an die anderen Kurfürsten erging. Sein Wortlaut ist bezeichnend für Bonifacius und seine Auffassung der deutschen, wie der allgemeinen Verhältnisse.

Der apostolische Stuhl ist von Gott gesetzt über Könige und Königreiche, um auszureißen und zu zerstreuen, um zu bauen und zu pflanzen; er hat die Herrschaft über das Haus des Herrn und die Obergewalt über jeden Besitz; ihm muß jede Seele als der höher emporragenden Macht unterworfen sein. Durch ihn gebieten die Fürsten und üben die Mächtigen Gericht und regieren die Könige und bestimmen als Gesetzgeber das Recht. — Er übertrug in der Person des großen Karl das Kaisertum auf die Germanen und das Wahlrecht gewissen Fürsten, und was das römische Kaisertum oder Königtum an Ehren, Vorrang, Würde und Bestand besitzt, floß aus der Gunst, der Güte und der Verleihung des heiligen Stuhles, von welchem die römischen Kaiser die Macht des Schwertes erhielten zum Lobe der Guten, zur Strafe der Bösen. Diese Uebertragung des Kaisertums geschah hauptsächlich, damit die römischen Kaiser und Könige sich zu wackeren Vögten und trefflichen Verteidigern des Stuhles machen sollten. Die Vergangenheit aber zeigt, daß bei manchen Kaisern das, was als Heilmittel vorgesehen war, sich zum Schaden wandte, und die, von denen man glaubte, sie würden der römischen Kirche nützen, nicht bloß deswegen, weil man es von ihnen voraussetzte, sondern weil sie es versprachen, gelobten und beschworen, — der römischen Kirche, deren Gunst, Approbation und Autorität sie erhob — wurden undankbar erfunden als Feinde und Verfolger der Kirche, ihrer Getreuen und ihrer Länder. „Wir nun beachtend die Zeugnisse göttlicher und weltlicher Schriften und unserer Vorgänger Spuren folgend, aus denen wir lernen, daß manches, was von ihnen trefflich angeordnet war, wieder zurückgenommen wurde, weil es sich im Laufe der Zeiten zum Uebel wendete", — daher hat der Papst beschlossen, die Provinz Tuscien „in das Recht und das Eigentum der Kirche, durch welche sie an das Kaisertum übertragen war, zurückzurufen." Denn sie ist voll Unfrieden und von ihr aus haben Kaiser oft die Kirche angegriffen. Obgleich nun dazu die päpstliche Autorität, von welcher das Kaisertum seinen Ausgang nahm, genüge, so wolle er doch lieber die Hingebung des Kurfürsten an die Kirche erproben und sende deswegen den Bischof Nikolaus von Ancona mit der Bitte und Ermahnung, daß der Kurfürst, wenn der erlauchte Fürst Albrecht, der Herzog von Oesterreich und Sohn des römischen Königs, in dieser oder in anderen ihn betreffenden Sachen, nun in der Stellung, in welcher er sei oder in Zukunft sein würde, sich seinen Wünschen füge und in dieser Beziehung das, was der Papst wünsche, thue, seine Zustimmung geben und darüber einen besiegelten Brief ausstellen möge.

Der Papst wollte also auch an Albrecht eine Gesandtschaft richten und war bereit, ihn unter Bedingungen, zu denen die Abtretung Toscanas gehörte, als König anzuerkennen. Bald gingen dem Papste Nachrichten zu, welche vorläufig eine Verhandlung mit Albrecht überflüssig erscheinen ließen.

Ueberraschend schnell zog sich der Sturm zusammen. Der König war sicherlich bereits in den ersten Septembertagen über das Bevorstehende unterrichtet. Die drei geistlichen Kurfürsten und Pfalzgraf Rudolf, der Albrecht bis da-

hin so nahe stand, waren zum Aufstande entschlossen. Leider berichtet von kurfürstlicher Seite kein Schriftstück über die wirklichen oder angeblichen Gründe, mit welchen sie vor der Oeffentlichkeit ihr Verhalten rechtfertigen wollten. Nur die flüchtige Bemerkung in einer bairischen Chronik erzählt: „Um das Michaelisfest wurde Herzog Rudolf von den drei erzbischöflichen Kurfürsten an den Rhein berufen, damit er über den König richte; denn dieses Gericht gebührt dem Pfalzgrafen. Denn man sagte, die Fürsten erhöben Klage über den König, weil er seinen eigenen Herrn, den König Adolf, getötet hätte; deswegen dürfe und könne er nicht König sein. Und zugleich verschworen sie sich gegen den König."

Sollten die Kurfürsten wirklich die Stirn gehabt haben, in dieser Weise ihre Empörung zu bemänteln? Einer von ihnen, der von Trier, konnte allerdings mit einer solchen Klage hervortreten, da er allein nicht an den früheren Ereignissen Teil hatte, er war Adolfs Bruder, ernannt vom Papste, der gleichfalls Albrecht als Mörder bezeichnete. So gewinnt jene Nachricht Glaubwürdigkeit: Diether trat vermutlich als Kläger auf und die anderen drei fanden Auswege, um Albrecht zu belangen, ohne sich selbst bloßzustellen. Wenn man liest, wie dieser selbst später sich bemühte, dem Papst den Hergang so zu schildern, als sei er wider Willen zum Kampfe gezwungen worden und also an Adolfs Tod unschuldig, so ist anzunehmen, daß er diese Auffassung auch in Deutschland vertrat. Erzbischof Wicbold war bei Göllheim nicht zugegen und auch Gerhard behauptete nun vielleicht, von Albrecht durch eine falsche Darstellung verlockt zu sein. Wahrscheinlich fußte man jetzt darauf, daß Albrecht das eigene Schwert gegen Adolf gezückt hatte, denn dadurch trat allerdings die Sache in ein für ihn viel ungünstigeres Licht. Daß sie das seinerzeit nicht gewußt hätten, ließ sich mit einem Schein von Glaubhaftigkeit behaupten.

Selbstverständlich bewog nicht Gewissensnot Gerhard und Wicbold zu ihrem Unterfangen, und sie fanden für ihre Künste kaum Gläubige. Was veranlaßte sie zu der plötzlichen Verleugnung ihres vor kurzem erst gewählten Königs? Mancherlei Gerüchte waren darüber im Umlauf, und wir sahen schon, wie viele sie aus den Vorgängen in Toul herleiteten. Andere erzählen, die Kurfürsten hätten sich erhoben, weil der König von ihnen die widerrechtlich besessenen Zolle und Reichsgüter forderte. Allerdings stellte er dieses Verlangen bereits in Nürnberg, aber urkundlich wenigstens läßt sich nicht nachweisen, daß er inzwischen erneute Schritte in dieser Richtung that, und seine späteren Befehle berufen sich allein auf jenen Reichstag. Pfalzgraf Rudolf ließ sich, als er seinen Bund mit den Erzbischöfen schloß, von diesen Willebriefe ausstellen zu dem Diplom, mit welchem König Rudolf 1274 dem Pfalzgrafen Ludwig die konradinische Erbschaft bestätigte, aber damals konnten die Kurfürsten bereits wissen, in welcher Weise der König ihre Auflehnung zu bekämpfen gedachte. Daß Rudolf, der noch im Februar den französischen Heiratsvertrag bestätigt hatte, auch seine Stellung wechselte, bewirkten vielleicht Familienrücksichten. Sein jüngerer Bruder Ludwig, der in Wien mit Albrechts Kindern aufwuchs, konnte nunmehr Anteil an der Landesregierung verlangen, den Rudolf nicht gewähren wollte. Auch mit seinem Vetter Otto von Niederbaiern stand Rudolf schlecht.

So scheint es, daß lediglich Haß gegen den König die Erzbischöfe vorwärts

trieb. Diether, der den Tod seines Bruders rächen wollte, fand den ränkesüchtigen Gerhard bereit, loszuschlagen, da die Gelegenheit günstig war. Der Mainzer hatte seinerzeit Albrecht nur erhoben, weil er nicht anders konnte. Die Vorteile, welche Adolfs Fall bringen sollte, waren ausgeblieben und auch für die Zukunft durfte er nichts erwarten. Jetzt hatte er den Papst auf seiner Seite, auf den auch Wicbold Rücksicht nehmen mußte, von dem böhmischen Wenzel war nichts zu fürchten. Eine bessere Gelegenheit, den stolzen, mächtigen König zu demütigen und von einem neuen, dem dritten, welchen er einführte, endlich die begehrten Vorteile zu erreichen, konnte es nicht geben.

Am 14. Oktober schlossen die drei Erzbischöfe und Rudolf ihren Bund zu Heimbach am Rhein zwischen Bingen und Bacharach zur gemeinsamen Verteidigung ihrer Ehre, Standes, Freiheiten, Besitzungen, Güter und Rechte „gegen den erlauchten Mann Herzog Albrecht von Oesterreich, welcher nun König von Deutschland heißt". Auch die sächsische Kurstimme suchten sie zu gewinnen, indem sie wenig später die Wahlberechtigung der Lauenburger Herzöge aussprachen, während Albrecht den Herzog Rudolf von Wittenberg als Kurfürsten betrachtete.

König Albrecht war damals in unmittelbarer Nähe, in Mainz. Mit außerordentlicher Sicherheit und Klarheit nahm er seine Stellung und wußte mit politischer Meisterschaft seine Gegner ins Unrecht zu setzen. Er vertrat durchaus den gesetzlichen Standpunkt, indem er sich auf den Nürnberger Landfrieden berief und die Rückgabe des seit dem Tode Friedrichs II. entfremdeten Reichsgutes und die Aufhebung der widerrechtlichen Zölle verlangte. Dadurch drückte er die gegen seine Person gerichteten Anklagen völlig in den Hintergrund; die Verbündeten erschienen nicht als die persönlichen Gegner des Königs, sondern als die Störer und Verächter des von ihnen beschworenen Reichsgesetzes. Der Kampf gegen sie galt äußerlich weniger der Erhaltung des Königtums, als der Durchführung von Gesetzen, welche weiten Kreisen den größten Segen brachten, vor allem den Städten, aber auch den am Rhein angesehenen weltlichen Fürsten- und Herrengeschlechtern.

Wir verfolgen nicht im einzelnen die Schritte des Königs und seiner Gegner.

Mehr als die zahlreichen Urkunden über beiderseitig geschlossene Bündnisse, getroffene Verabredungen und verhängte Maßregeln, sowie die Nachrichten über die kriegerischen Händel fesseln unsere Aufmerksamkeit die Erklärungen, welche von königlicher Seite ergingen und die politische Lage aufklären, und der Anteil, welchen der Papst an dem Streite nahm. Erzbischof Wicbold war am leichtesten zu treffen, wenn seine Stadt sich gegen ihn erhob, und dem streitbaren kölnischen Bürgertum, welches in fast steter Feindschaft mit seinen Erzbischöfen aufwuchs und erstarkte, fiel der Entschluß nicht schwer. Im Februar 1301 bestätigte Albrecht der Stadt Köln, „die Reinheit ihrer unverbrüchlichen Treue" preisend, welche sie stets den Kaisern erwiesen, die Privilegien und gestattete, alle, welche gegen dieselben Zölle, Auflagen und Geleitsgelder erpressen, auf jede Weise daran zu hindern. Er verbot, von den Kölner Bürgern Zölle in Lahnstein, Koblenz, Andernach, Bonn, Neuß und Rheinberg zu erheben, und gelobte Beistand gegen die Uebelthäter.

Am 7. Mai erließ Albrecht in Speier die große Kriegserklärung gegen die Erzbischöfe, welche uns vorliegt in einem an die Städte Köln, Mainz, Trier, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Konstanz und alle Bürger und Getreuen des Reiches gerichteten Aufruf. „Die Blindheit des Geizes und die Unredlichkeit verwerflicher Gewinnsucht hat manche Gemüter ergriffen und treibt sie zu solcher Verwegenheit, daß sie versuchen, mit fein ersonnenem Trug an sich zu reißen, was ihnen, wie sie wohl wissen, von Rechts wegen nicht zusteht. Denn einige und namentlich die ehrwürdigen Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier, Fürsten, Herzöge, Grafen, Barone und Edele des römischen Reiches vermehren alte Wegegelder, Zölle und Abgaben, welche in früheren Zeiten eingerichtet sind, nicht unerheblich und maßen sich an, diese und noch andere neu auferlegte von euch und den Reichsunterthanen, in Bacharach, Lahnstein, Koblenz, Andernach, Bonn, Neuß, Rheinberg und Schmithausen gegen die Gerechtigkeit zu erheben und zu erpressen. Wir, die wir den friedlichen Stand und das ruhige Gedeihen unserer Unterthanen gemäß dem uns anvertrauten Amt erstreben, bringen die Nächte schlaflos zu, um euch und den anderen Reichsgetreuen ungestörte Ordnung zu schaffen. Um jetzt der Bosheit und den unwürdigen Räubereien der Erzbischöfe und jedes anderen entgegenzutreten, heben wir alle Verleihungen von Zöllen und Abgaben auf, welche unser Vater Rudolf oder wir oder unsere Vorgänger verliehen haben, mit Ausnahme derer, welche der siegreiche Kaiser Friedrich (II.) gegeben hat, und geben euch Vollmacht und Macht, für die Ruhe und den friedlichen Stand des römischen Reiches den allgemeinen Frieden eueren Helfern vorzuschreiben und ihn beschwören zu lassen, und allen, welche jene Zölle erheben, ungestraft und ohne unseren Zorn zu erregen, männlich zu widerstehen. Damit die Erzbischöfe nicht vorschützen können, ihnen sei die Aufhebung der Zölle unbekannt, sollt ihr sie ihnen bekannt geben und ebenso den Dekanen und den Kapiteln, damit diese nicht behaupten können, persönliches Verschulden dürfe nicht zum Schaden der Kirche führen."

Die Schlußwendung des Schreibens bezweckte, der Behauptung entgegenzutreten, das Unternehmen des Königs sei gegen die Kirche gerichtet und also geistlichen Strafen unterworfen. Deshalb sandten die Städte und die Fürsten, welche sich dem Könige anschlossen, auch ausführliche Schreiben an den Papst, um diesen von der Rechtmäßigkeit und Notwendigkeit des Vorgehens gegen die Erzbischöfe zu überzeugen. Ihre Sprache klingt nicht weniger kräftig als die Aeußerungen des Königs. Der Graf von Kleve ließ einen Satz einfließen, welcher die Lage der Dinge mit aller Schärfe darlegte. „Dem ganzen Volk ist wohl bekannt, daß die geistlichen Fürsten nicht mit Hinblick auf Gott und nach alter Gewohnheit den König wählen. Sie streben mehr nach ihrem eigenen als dem allgemeinen Nutzen und wollen lieber herrschen als nützen. Den erwählten Königen machen sie allerhand Schwierigkeiten und erzwingen dadurch von ihnen neue Zölle zum Schaden des ganzen Volkes und ziehen die Reichsgüter an sich. Sie und ihre Vorgänger haben schon so viel an sich gerissen, daß die römischen Könige wegen Ohnmacht und Mangels am notwendigen leider nicht regieren können, wie es für ihre Stellung erforderlich und ziemlich ist. Daher entstehen Kriege und Unruhen und es ist deswegen Ver-

wüstung und jammervoller Verfall der Länder und Gefahr für die Seelen zu befürchten."

Natürlich wandten sich auch die Kurfürsten an Bonifacius, der die ihm günstige Lage auszunützen suchte. Am 13. April 1301 richtete er an die drei Erzbischöfe eine Bulle, deren Anmaßung kaum zu übertreffen war. Er, welcher selber beschuldigt wurde, mit Unrecht seine Gewalt erlangt zu haben, ergoß den vollen Strom seines Zornes über Albrecht.

Dem römischen Bischof, welchem alle Gewalt auf Erden und im Himmel gegeben sei, gebühre es, gegen offenbares Uebel einzuschreiten, damit nicht die Straflosigkeit zum verderblichen Beispiel diene. Er schildert dann in knappen, aber nicht unrichtigen Zügen, wie Albrecht sich gegen Adolf zum Könige aufwarf; wahrscheinlich stammen diese Sätze aus dem Schreiben der Kurfürsten an den Papst. Albrecht scheute nicht, sich in das römische Reich einzudrängen, ohne vom päpstlichen Stuhle die Approbation und die Nennung als König erhalten zu haben, und nahm sich trotzdem heraus, als römischer König namentlich in den deutschen Ländern zu regieren. Obgleich wir bisher aus verschiedenen wohlerwogenen Gründen es noch für gut fanden, gegen ihn nicht, wie die Wichtigkeit der Sache erforderte, einzuschreiten, so soll ihm doch nicht durch längeres Uebersehen oder durch weitere Zeitdauer der Schein der Approbation oder der Gunst erwachsen. „Da uns bekanntlich das Recht und die Macht zusteht, die Person des zur Zeit zum römischen Könige Gewählten zu prüfen, ihn zu salben, zu weihen, zu krönen und zu segnen, sowie zu verkündigen und anzuerkennen die Angemessenheit der Person oder der Form (der Wahl) und ihn König zu nennen, oder wegen Unwürdigkeit der Person und Form ihn zu verwerfen, so befehlen wir euch, daß ihr oder zwei oder einer von euch öffentlich und ausdrücklich auf unsere Autorität hin an geeigneten Orten, wo es wahrscheinlich ist, daß diese Verkündigung zu Albrechts Kenntnis gelangt, verkünden laßt, daß genannter Albrecht, welcher als römischer König auftritt, binnen sechs Wochen von der Zeit dieser Bekanntmachung ab durch feierliche Botschaft und geeignete, genügend ausgerüstete Sachwalter vor uns erscheine, um seine Unschuld zu erweisen, wenn er will und kann und er glaubt, daß es ihm nützlich sei, und um vorzubringen triftige Entschuldigungen, wenn er welche hat, über das ihm kundlich zur Last Gelegte, nämlich über das Verbrechen der verletzten Majestät gegen König Adolf, öffentliche Exkommunikation, offenbaren Meineid und ausgebreitete Verfolgung, welche seine Verwandten, Ratgeber und er selbst gegen den heiligen Stuhl und andere Kirchen verüben, und über andere Belastungen, und um auseinanderzusetzen sein Recht, wenn er welches hat oder zu haben behauptet in obigen Sachen, und um in diesen zu leisten, was die Gerechtigkeit raten und uns nützlich erscheinen wird und was wir für gut halten ihm aufzuerlegen, und um unserem Willen zu gehorchen. Wenn er das nicht thut, so werden wir den geistlichen und weltlichen Kurfürsten und allen Reichsunterthanen, soweit es nützlich scheint, strengstens befehlen, daß keiner ihm als römischen König gehorchen oder ihn beachten, daß vielmehr alle von ihm weichen sollen, und wir werden alle von den ihm als römischen König geleisteten Eiden der Treue entbinden und gegen Albrecht, seine Gönner und Helfer geistlich und weltlich einschreiten, wie,

so oft und wann es uns gut dünkt, auch während der Zeit dieses Aufschubes und angesetzten Termines, welche mehr aus Gnade und Mitleid als aus Rechtsnotwendigkeit hervorgehen, sowohl wegen seiner vergangenen Vergehen, wie der zukünftigen wegen, wenn er sich solche zu Schulden kommen läßt."

Wie einen gewöhnlichen Verbrecher behandelt der Papst den König und ladet ihn vor sein Gericht. Am auffälligsten sind die Anschauungen, welche er über die Bestätigung der deutschen Könige aufstellt. Er fordert geradezu, der König soll die Regierung nicht antreten, ehe er nicht vom Papste anerkannt ist. Das war etwas ganz Neues; Bonifacius warf daher mit Geschick die bei der Kaiserkrönung zu vollziehenden Handlungen mit der Krönung zum deutschen König zusammen.

Der Krieg begann in einer Ausdehnung, wie schon lange keiner in Deutschland geführt war; von Baiern bis zum Rhein und diesen Strom abwärts erdröhnte das Land von Waffenlärm. Dem Könige standen neben seiner eigenen Macht hauptsächlich die Reichsstädte zur Seite, welche gewaltige Streitkräfte aufbrachten. Sie verwerteten das ungewohnte Glück, welches ihnen gestattete, unter dem Banner des Reiches für ihre wichtigsten Zwecke zu streiten gegen das große Fürstentum, dem sonst in der Regel die Sonne königlicher Gnade schien. Aber auch die Grafen und Herren, namentlich in den Kölner und Mainzer Bistümern scharten sich zum Könige.

Mit Sicherheit und Umsicht leitete Albrecht die kriegerischen Unternehmungen. Der erste Angriff galt dem Pfalzgrafen Rudolf, welchen auch die Forderung des Königs, gewisse Reichsgüter herauszugeben, bedrohte. Hier in Baiern und Schwaben begann der Streit schon zu Anfang des Jahres 1301, Albrecht selbst eroberte pfälzische Ortschaften und belagerte Heidelberg. Bald verlor der Pfalzgraf den Mut. Schon im Juli unterwarf er sich unter Vermittelung seiner Mutter Mechthild, der Schwester des Königs, und verzichtete auf wichtige Besitzungen. Tiefer Groll gegen die Habsburger blieb fortan in seinem Herzen haften, da er nunmehr auch die Mitherrschaft seines jüngeren Bruders Ludwig, der ganz in dem Kreise jener Familie stand, anerkennen mußte. Im folgenden Jahre erhob er die frevelnde Hand gegen die eigene Mutter; er nahm sie gefangen und ließ ihren Günstling Konrad von Oettlingen enthaupten.

Dann zog der König gegen den Mainzer Erzbischof und legte sich vor dessen feste Stadt Bingen, welche auf zwei Seiten durch den Rhein und die Nahe, auf der dritten durch einen befestigten Bergrücken gedeckt war. Mehrere Wochen dauerte die Belagerung, deren kunstreiche Betreibung die lebhafte Aufmerksamkeit der Zeitgenossen in Anspruch nahm. Es war ein schweres Stück Arbeit, erst als eine mächtige Maschine, der Krebs genannt, die Mauern erschütterte und zerbrach, streckten die Verteidiger die Waffen. Endlich im folgenden Frühjahr, im März 1302, fügte sich Erzbischof Gerhard der harten Notwendigkeit und machte in Speier seinen Frieden mit dem Könige, der ihn in der Urkunde kurzweg „den ehrbaren Fürsten, den Erzbischof von Mainz" nennt. Er mußte fortan Hülfe leisten gegen die anderen Widersacher des Königs, den Zoll zu Lahnstein und andere ungerechte Zölle aufgeben, die Stadt Mainz, welche ihn bekämpft hatte, zu Gnaden aufnehmen und die Stadt Bingen nebst anderen

starken Burgen auf fünf Jahre zu Pfande setzen. Natürlich, daß er auch den ohnehin fruchtlos gebliebenen Bann, welchen er über seinen Oberherrn als Schädiger der Kirche verhängt hatte, zurücknehmen mußte. Denn der Papst that trotz der drohenden Haltung keine weiteren Schritte gegen den König, der eben damals neue Verhandlungen mit Rom anknüpfte.

Im Hochsommer erfolgte der Vormarsch gegen den Niederrhein, welcher nicht allein die Bekämpfung der aufständischen Kurfürsten, sondern auch die Eroberung von Holland bezweckte. Der Kölner Erzbischof unterwarf sich im Oktober unter ähnlichen Bedingungen, wie sie Gerhard eingegangen war. So blieb auch dem Erzbischof Diether von Trier nichts übrig, als die Aussöhnung mit dem Könige zu suchen, welche auch die ganze Nassauische Familie umfaßte.

Fünfzehnter Abschnitt.

König Albrecht und Papst Bonifacius VIII. 1301—1303.

Ein glänzender Sieg war errungen, wie ihn seit den Tagen Kaiser Heinrichs VI. kein deutscher Herrscher erfochten hatte, und bald darauf glückte es Albrecht, auch mit dem Papste volles Einverständnis zu erreichen. Das geschah unter völliger Aenderung der politischen Lage Europas.

Die riesenhafte Thätigkeit, welche Bonifacius VIII. entfaltete, steht hinter der seiner großen Vorgänger im letzten Jahrhundert nicht zurück, aber ihm blieben wirkliche Erfolge von Anfang an versagt. Vergebens brachte er die ungeheuersten Opfer und schmiedete allerhand Pläne, um Sicilien den Aragoniern zu entreißen; er mußte schließlich den Stand der Dinge anerkennen. Zugleich beging er, um dessen Erhebung auf den apostolischen Stuhl so dunkle Schatten schwebten, die Unklugheit, sich in dem Kardinalkollegium selbst die gefährlichsten Feinde zu erwecken und der Welt ein neues unerhörtes Schauspiel zu bieten. Begierig, seine eigene Familie zu fördern und zu bereichern, kam er in heißen Kampf mit den mächtigen Colonnesen, welche er bannte und ihrer Besitzungen beraubte. Zwei Kardinäle dieses Geschlechtes, ihrer Würden entsetzt, bestritten nun die Rechtmäßigkeit seiner Wahl und riefen nach einem allgemeinen Konzil; sie fanden Schutz und Zuflucht bei Philipp dem Schönen, der sie gut brauchen konnte. Auf ihn hatte Bonifacius anfänglich die größten Hoffnungen gesetzt, der König und sein Reich sollten die Grundlage bilden für eine überall gebietende päpstliche Gewalt. Der französische König war wohl bereit, die durch die Gunst des Papstes ihm dargebotenen Früchte zu pflücken, aber nicht, dafür einen Entgelt zu leisten, am wenigsten auf Kosten seiner Selbständigkeit und der Unabhängigkeit des Reiches.

Während sonst der Jugend Ungestüm, dem Alter ruhige Ueberlegung eigen ist, erschien hier die natürliche Begabung der Charaktere gerade umgekehrt. Dem leidenschaftlichen Greise auf dem Stuhle Petri saß gegenüber auf dem Königs-

thron ein eiskalter, nie zu erschütternder, erfindungsreicher Jüngling. Philipp, der hauptsächlichste Begründer der königlichen Macht in Frankreich, wollte alle Stände seines Reiches der Krone unterordnen, indem er ihre gegenseitige Eifersucht benutzte; aber er verstand es auch, sie zu gemeinsamer Wirksamkeit zusammenzufassen. Wie sein Nachbar, König Albrecht, stützte er sich gelegentlich auf den Bürgerstand gegen Adel und Geistlichkeit, aber wie verschieden lagen doch die Verhältnisse in beiden Reichen und welche ganz anderen Erfolge konnte Philipp erzielen! Doch verdankte er sie nicht etwa ausschließlich seiner Beharrlichkeit und Verschlagenheit, Philipp erntete nur mit klugem Sinne ein, was verflossene Zeiten gesäet hatten. Unter den mancherlei Ursachen, welche das französische Königtum zu einer so viel glücklicheren Gestaltung führten, als das deutsche, stehen obenan die früh gewonnene Erblichkeit der Krone, der andauernde Bestand eines einzigen Herrscherhauses, die sich daraus ergebende Stätigkeit der Entwickelung. Während in Deutschland das Staatsrecht zerbröckelt und willkürlicher Auslegung anheimfällt, gewinnt es jenseits des Rheins eine immer festere Gestalt. Wichtiger noch war, daß Frankreich in dem Papsttum, dem vernichtenden Feinde des Kaisertums, stets einen fördernden Freund hatte, daß Geistlichkeit und Kirche nicht aus dem ursprünglichen Zusammenhange mit der Krone herausgelöst wurden, das Bistum sich nicht zum weltlichen Fürstentum umgestaltete. Frankreich war oft die Zuflucht und die Stütze der gegen die Kaiser streitenden Päpste und hatte den Untergang der Staufer herbeigeführt. So stieg es empor, während Deutschland sank. Dadurch änderte sich jedoch sein Verhältnis zum Papsttum, und das empfanden allmählich auch die römischen Bischöfe. Nachdem sie über das Kaisertum triumphiert, konnten sie nicht zugeben, daß ein anderer Staat sich ihrem Einfluß entzog, in der europäischen Politik seinen eigenen Weg gehen und nicht ihren Gesichtspunkten sich fügen wollte. Die Entwickelung der verflossenen Jahrhunderte drängte die Päpste dazu, daß sie die europäischen Fürsten als gehorsame Kinder um ihren Stuhl versammelt, die gegenseitigen Verhältnisse der europäischen Staaten nach ihrem Gutdünken geordnet wissen wollten. Es galt, das theokratische System zum völligen Abschluß zu bringen, die letzte Vollendung eines seit Jahrhunderten erstrebten hohen Zieles zu erreichen. Die Päpste durften keine Lücke dulden, erst wenn alle Glieder der Kette in einander schlossen, war das Riesenwerk vollendet.

Die letzten Ringe zusammenzuschweißen, diese Aufgabe fiel Bonifacius zu, und er fühlte die Kraft und den Trieb in sich, sie zu erfüllen. Seine ganze Regierung ist ihr gewidmet. Es war ein weltgeschichtlicher Augenblick. Das Abendland stand unmittelbar vor der Frage, ob das kirchlich-päpstliche Prinzip, welches die Dinge bis dahin geleitet, die letzte und ganze Vollendung erreichen würde. Fügte sich ihm Frankreich, so war Europa fortan die Familie des heiligen Petrus. Behauptete sich Frankreich im Widerspruch, so war das ganze mit welterschütternden Kämpfen unternommene Werk gescheitert; nicht vollendet mußte es wieder zusammenbrechen und Raum für eine andere Zeit, für neue Schöpfungen und Geistesziele gewähren. Die mannigfachen Samen anderer Denkweise, welche schon in der Luft herumschwirrten, konnten dann Boden und Wurzeln fassen und das mächtige Mauerwerk der päpstlichen Welt-

macht, es überwuchernd, in Trümmer sprengen. An Frankreich hing damals Europa.

Schon hatte Philipp einen Sieg über Bonifacius davongetragen. Als dieser 1296 durch die Bulle Clericis laicos die außerordentliche Besteuerung der Geistlichkeit ohne Genehmigung des Kirchenhauptes verbot, zwang jener den Papst nachzugeben. Der Friede war damit äußerlich wiederhergestellt, aber trotz der vielfachen Gnaden, welche Bonifacius weiterhin Frankreich erwies, ging Philipp seine eigenen Wege, wie bei dem Bündnisse mit dem von der Kurie verworfenen König Albrecht.

Der Beginn des neuen Jahrhunderts sah das Papsttum auf dem Höhepunkt seines Glanzes. Bonifacius machte das Jahr 1300 zu einem großen Jubeljahr; wer die Kirche des Apostelfürsten in Rom besuchte, erhielt vollkommensten Ablaß. „Die ganze Welt“, sagt kurzweg ein deutscher Zeitgenosse, strömte nach Rom.

Dem hellen Sonnenschein folgte der Sturm. Als König Philipp den Bischof von Pamiers verhaften ließ, hob Bonifacius die dem Könige erteilten Vergünstigungen auf, richtete an ihn eine drohende Bulle und berief die französische Geistlichkeit zu einem Konzil. Der Franzose verbot die Reise nach Rom und ließ seine drei Stände entschiedene Erklärungen abgeben, welche die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt verfochten. Endlich erließ Bonifacius am 18. November 1302 seine berühmte Bulle „Unam sanctam“, das Hohelied der päpstlichen Allgewalt. Es gibt nur eine heilige katholische Kirche, außerhalb deren weder Heil noch Sündenerlaß besteht, — so ist der Gedankengang —, sie hat nur einen Körper und ein Haupt, nämlich Christus und seinen Stellvertreter Petrus und dessen Nachfolger. In seiner Gewalt sind zwei Schwerter, das geistliche und das weltliche, beide sind in der Gewalt der Kirche, das eine zu führen von der Kirche, das andere für die Kirche, das eine von der Hand des Priesters, das andere von der Hand der Könige und Ritter, aber auf Befehl und Genehmigung des Priesters. Es muß aber ein Schwert unter dem andern und die weltliche Gewalt der geistlichen unterworfen sein. Wenn die weltliche Gewalt vom rechten Wege abirrt, wird sie gerichtet werden von der geistlichen, aber wenn die niedere geistliche Gewalt irrt, soll sie von ihrem Oberen, die höchste geistliche Gewalt jedoch nur von Gott allein, nicht von einem Menschen gerichtet werden. Diese ist zwar einem Menschen gegeben und von einem Menschen ausgeübt, aber sie ist keine menschliche, sondern vielmehr eine göttliche Gewalt, durch göttlichen Mund dem Petrus gegeben. Wer also dieser von Gott so angeordneten Gewalt widerstrebt, widerstrebt der Anordnung Gottes. „Ferner erklären, sagen und bestimmen wir, daß es durchaus für jede menschliche Kreatur eine Heilsnotwendigkeit ist, dem römischen Pontifex zu unterstehen.“

Die heutige vaticanische Auffassung will nur den Schlußsatz als dogmatische Lehre erklären und erläutert ihn harmlos, außerhalb der Kirche gäbe es kein Heil und keine Sündenvergebung. Ob Bonifacius ebenso dachte? Für jeden Nichtkurialisten bleibt auch die übrige Bulle bestehen, und es ist für die Geschichte gleichgültig, ob sie für unfehlbar gelten soll oder nicht.

Philipp wußte dem Streite eine überaus geschickte Wendung zu geben,

indem er als Verteidiger der Kirche auftrat, welche durch einen unwürdigen Papst befleckt sei; er richtete seine Angriffe gegen die Person des Bonifacius und verlangte ein allgemeines Konzil, welches über ihn urteilen solle. Die Colonna nahmen jetzt ihre Rache. Die Zuversicht, welche er zu seinen Ständen und Unterthanen hegen konnte, gab dem Könige volle Kraft.

Bonifacius blieb nicht minder fest, seine Sache durchzukämpfen. Er suchte einen Fürsten, der auf sein Geheiß das weltliche Schwert gegen Frankreich zücken sollte. Wer war dazu berufener, als der Schirmvogt der Kirche, der Kaiser? Die Bedeutung, welche seiner ursprünglichen Einrichtung nach das Kaisertum für das Papsttum besaß, kam auf einmal in Erinnerung, aber die Päpste hatten selbst dafür gesorgt, daß das Kaisertum nur noch ein leerer Name war. Gleichwohl sollte es jetzt seine Dienste thun und Bonifacius überschätzte die Dinge so sehr, daß er noch besondere Vorteile nebenbei zu erlangen suchte.

Er unterließ es daher, in Albrechts Streit mit den Erzbischöfen einzugreifen, und als die dem Könige günstige Wendung eintrat, lieh er den wiederholten Gesuchen desselben geneigteres Ohr. Wie einst Rudolf die Romagna aufgeben mußte, sollte der Sohn nun auf Toscana verzichten, eine Forderung, welche, wie wir wissen, Bonifacius schon früher erhoben hatte. Albrecht ordnete im März 1302, gleich nachdem er den Erzbischof Gerhard zum Frieden gezwungen, eine große Gesandtschaft mit ausgedehnten Vollmachten nach Rom ab. Er bot an seine Dienste — wenn notwendig in eigener Person — gegen die Feinde und Rebellen der Kirche, unverletzliche und unerschütterliche Verbindung und Eintracht, Bestätigung der Rechte der römischen Kirche und ihre Erhöhung, jedes Zugeständnis, welches gemäß Gott und Ehre ohne Entgliederung des Reiches geschehen könne, und erbat für sich und die Seinen Gunst und Wohlwollen. Außerdem übersandte er die vom Papste geforderte Rechtfertigung über sein Vorgehen gegen Adolf, welches er als aufgezwungene Notwehr darstellte. Der König habe den Kampf, in welchem er seinen Tod fand, selbst herbeigeführt. Die gegen ihn erhobene Beschuldigung, er sei gebannt und ein Verfolger der Kirche, könne nur darin ihren Grund haben, daß er zum Schutze des Staates seine Pflicht erfüllte, wodurch einige geistliche Personen mit Unrecht sich verletzt glaubten. Bei aller Demut im Tone vergibt der König nichts seiner Ehre und läßt durchfühlen, daß er seine Anerkennung nicht um jeden Preis erkaufen wollte.

Erst eine spätere Gesandtschaft erreichte, daß Bonifacius am 30. April 1303 die Anerkennung Albrechts aussprach, nachdem die Feindschaft mit Frankreich bereits die äußerste Schärfe erlangt hatte. Die an den König gerichtete Bulle ist merkwürdig und beachtenswert. Aus ihr geht hervor, daß Albrecht einen eigentlichen Rechtsspruch des Papstes abgelehnt hatte, obgleich er bereit war, seine Unschuld darzuthun, und nur dazu sich verstand, dessen Güte anzurufen. So erklärt Bonifacius, die ihm durch sein Amt auferlegte Erbarmung, der Hinblick auf die Verdienste König Rudolfs um die Kirche und die kundgethane Demut Albrechts veranlaßten ihn zur Milde. Er führt aus, wie Albrecht zu dem durch Adolfs Tod erledigten Reich einmütig gewählt und gekrönt worden sei und, wie das seine Vorgänger stets gethan, nach der Krönung die Regierung des Reiches übernommen habe. Er erkannte damit einen Rechtssatz an, den er früher ver-

leugnete. Da aber einiges gegen Albrecht zur Kenntnis des Papstes kam und dieser deswegen gewisse Prozesse gegen ihn erhob, habe der König nicht dessen Gericht, sondern Mitleid angerufen und seinen Gehorsam erboten. Daher habe der Papst den Weg der Sanftmut dem der Strenge vorgezogen, damit dem Könige sein demütiger Gehorsam ebenso nütze, wie den Verächtern Ungehorsam und Verachtung schaden müssen. Diese Wendung leitet einen sehr eigentümlichen Satz ein: „Unsere Augen ringsum erhebend und das Königreich und Kaiserreich der Römer betrachtend finden wir darin ein sündhaftes Geschlecht, Völker beschwert von Ungerechtigkeit, eine nichtswürdige Nachkommenschaft, verbrecherische Söhne, welche gegen den Herrn gesündigt, den heiligen Israel gelästert und sich getrennt haben, und in ihnen jedes Haupt siech und jedes Herz getrübt, so daß von der Sohle bis zum Scheitel in ihnen keine Gesundheit ist; ihre geschwollene Wunde ist mit keinem Heilmittel verbunden und nicht gepflegt mit Oel. Daher wollen wir nachahmen das Beispiel jenes barmherzigen Samaritaners und haben dich mitleidsvoll die harte Strenge vermeidend behandelt, damit du dieser empfangenen Erbarmung eingedenk lernen mögest, die Wunden deiner Unterthanen durch mildes Oel und scharfen Essig zu heilen. Denn wir haben den Weg eingeschlagen, durch welchen du approbiert von uns und gestützt auf die Hülfe und Gunst der Kirche gesetzt wirst über Könige und Königreiche, damit du ausreißen und zerstören, zerstreuen und vernichten, bauen und pflanzen kannst und damit du sitzend auf dem Richterstuhl durch deinen Anblick alles Böse vertreibst, nachdem du gemäß dem Apostel die Schwertgewalt erhalten hast zur Bestrafung der Uebelthäter und zur Belobung der Guten." Gemäß apostolischer Vollmacht nimmt er nun Albrecht auf als seinen und der Kirche besonderen Sohn und erkennt ihn an als den zum Kaiser zu erhebenden römischen König, befiehlt allgemein, ihn für einen solchen zu halten, und erklärt alle seine bisherigen Regierungshandlungen für gültig.

Gleichzeitig wies Bonifacius die Kurfürsten und alle Christgläubigen zum Gehorsam gegen Albrecht an, und um ihm freie Hand zum Nutzen der Kirche zu schaffen, erklärte er alle Verträge und Bündnisse, welche dieser mit irgendwem geschlossen, für unverbindlich und ungültig. In einem späteren Briefe forderte er den König auf, den Erzbischöfen und ihren Kirchen den Schaden, welchen er ihnen verursacht haben sollte, zu ersetzen und den zurückgehaltenen Besitz wiederzuerstatten, jene zugleich zum bereitwilligen Entgegenkommen ermahnend.

Albrecht verfehlte nicht, im Juli dem Papste seinen Dank abzustatten, mit süßen Worten überaus freigebig. — Tief gerührten Herzens über die Güte des Papstes weiht er sich ganz dem Dienste der Kirche. Er erkennt an, daß die römische Kirche, von welcher die Könige und Kaiser das weltliche Schwert erhalten, das Kaisertum an Karl den Großen und das Wahlrecht an die Kurfürsten hauptsächlich deswegen übertragen habe, damit die von der Kirche anerkannten Herrscher ihr als Schirmvögte dienten. Daraus erwachsen ihnen besondere Pflichten, die Achtung und Aufrechterhaltung aller Rechte der Kirche, deren wichtigste Urkunden er aufführt, und er erbietet sich zu ihrer Verteidigung gegen jedwede Gegner, mit denen er weder Bündnisse schließen noch eingegangene

halten will, sondern auf Geheiß der Päpste wird er ihnen den Krieg erklären. Daneben stellte er noch eine Urkunde mit bestimmteren Verheißungen aus. Er versprach, in den nächsten fünf Jahren keinen Reichsvikar in der Lombardei und in Toskana einzusetzen ohne Genehmigung des Papstes und auch nachher nur einen diesem ergebenen und unverdächtigen zu ernennen, in eigener Person und mit angemessenem Gefolge gegen alle Feinde und Rebellen des heiligen Stuhles zu Felde zu ziehen und nur mit ausdrücklicher päpstlicher Erlaubnis einem seiner Söhne von seiner Gattin Elisabeth wegen deren Verwandtschaft mit Konradin die Nachfolge im Reiche verschaffen zu wollen.

Ueberſieht man noch einmal diese Fülle von Urkunden, so tritt daraus klar hervor, was auch die Zeitgenossen einstimmig berichten, daß Bonifacius Albrecht anerkannte, um ihn gegen die Franzosen zu gebrauchen. Man legt ihm die Worte in den Mund: er habe sich einen Löwen im Osten erweckt, dessen Gebrüll die Kirche schützen werde; der König der Römer stehe über allen Königen, die Franzosen, welche behaupteten, sie ständen nicht unter dem Reiche, lögen in ihren Hals hinein. Darauf bezieht sich auch jene Stelle in dem Schreiben an Albrecht: das gottlose Volk sind die Franzosen, und unter den aufgehobenen Bündnissen ist das Albrechts mit Philipp gemeint. Um Albrechts Hülfe zu erlangen, stand der Papst von der Forderung Toskanas wenigstens vorläufig ab; wenn er, wie berichtet wird, wünschte, eine Familienverbindung mit Albrecht anzuknüpfen, dachte er wohl an Toscana als Heiratsgut. Auch die Form, in welcher die Anerkennung Albrechts erfolgte, unterscheidet sich wesentlich von den Anschauungen, welche Bonifacius früher vertrat. Nur ganz versteckt brachte er ein oberstrichterliches Recht über die Wahl eines deutschen Königs zum Ausdruck, und Albrecht wahrte seinen Standpunkt vollständig. Es ist oft daran Anstoß genommen worden, daß der König förmlich anerkannte, das Papsttum habe das Kaisertum auf Karl den Großen übertragen und den Kurfürsten das Wahlrecht verliehen. Aber die Allgemeinheit hielt das für eine wirkliche Thatsache, welche auch die Kurfürsten und Rudolf unumwunden zugaben. Albrecht erwähnt das auch nur nebensächlich, um die Folgerung zu begründen, wie sehr der deutsche König der Kirche verpflichtet sei. Mit Unrecht hat man gerade aus diesen Sätzen weitgehende Schlüsse ziehen wollen. Im Gegenteil, er nimmt ganz bestimmt für den zum König Erwählten auch das Kaisertum in Anspruch.

Doch findet sich in der Bestätigungsbulle eine eigentümliche Wendung und ihr entsprechend eine gleiche in der Verpflichtung Albrechts.

Der Papst sagt nämlich: „Du hast uns und dem heiligen Stuhl den Eid der Treue und des Gehorsams geleistet (sacramentum fidelitatis et obedientie).“ Albrecht dagegen legt den Eid ab: „Ich schwöre auf die hochheiligen Evangelien, daß ich sein werde getreu (fidelis) und gehorsam dem heiligen Petrus und Euch und Euren kanonisch gewählten Nachfolgern und der heiligen apostolischen römischen Kirche. Ich werde nicht sein im Rat, Zustimmung oder That, daß Ihr das Leben oder ein Glied verliert oder gefangen werdet mit böser Gefangenschaft. Einen Ratschlag, welchen Ihr mir selbst oder durch Eure Boten oder durch Eure Briefe anvertrauen werdet, will ich wissentlich niemandem zu Eurem oder ihrem Schaden mitteilen. Und wenn ich weiß, daß etwas geschieht oder beabsichtigt

oder verhandelt wird, was zu Eurem oder ihrem Schaden wäre, werde ich es nach Möglichkeit verhindern, und wenn ich es nicht hindern kann, Sorge tragen, daß es Euch oder ihnen bekannt werde. Ich werde Beistand leisten, um das Papsttum und die Regalien des heiligen Petrus zu behalten, zu verteidigen und wiederzugewinnen und das Wiedergewonnene zu behaupten gegen jeden Menschen, gestützt auf die göttliche Hülfe, nach meinem Wissen und Können."

Diese Formel stimmt allerdings in mehreren Wendungen wörtlich überein mit dem Gelübde, welches Untergebene, Lehnsleute, Beamte oder sonstige Unterthanen ihren Herren abzulegen pflegten. Trotzdem gilt hier das Wort: wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe; der Schwur ist nicht einfach als Unterthaneneid zu betrachten, am wenigsten darf man sagen, Albrecht habe sich damit als Vasallen des Papstes bekannt oder das Reich von ihm zu Lehen genommen. Weder war Bonifacius in der Lage, eine solche Forderung zu stellen, noch würde Albrecht sie erfüllt haben. Selbst eine hinterlistige Absicht des Papstes, für die Zukunft aus den Worten fidelitas und fidelis Münze zu schlagen, möchte ich nicht annehmen. Bonifacius wollte nur Albrecht von Frankreich trennen, ihn zur Treue verpflichten für den Fall daß dieses abfiel, und die übrige Christenheit abwendig zu machen suchte. Damit erklärt sich auch ausreichend der Inhalt des Eides, der, so erniedrigend er klingen mochte, in allen seinen Teilen bei dem Ausbruch eines Kampfes mit Frankreich Wert und Bedeutung gewinnen konnte. Das Wort „fidelitas" hatte hier nur den Sinn der Rechtgläubigkeit und christlichen Ergebenheit. In dieser Bedeutung steht es auch in den Fürstenbriefen für Papst Nikolaus III. vom Jahre 1279. Erst einem späteren Papst war die große Entdeckung vorbehalten, daß der Fidelitätseid der Kaiser ein Lehnseid sei. Man konnte eben gegenüber der Kurie nicht vorsichtig genug sein.

Staatsrechtlich hat demnach Albrecht dem Reiche nichts vergeben. Auch das wegen der Lombardei und Tuscien gegebene Versprechen besagte nicht allzu viel, ebenso wie die ihm auferlegte Entschädigungspflicht gegen die geistlichen Kurfürsten. Dagegen fällt auf, daß er auf die Nachfolge eines seiner Söhne doch eigentlich verzichtet; der alte Haß der Päpste gegen die Staufer war noch immer lebendig und unüberwindlich. Ein etwas späterer Geschichtschreiber erzählt, Albrecht habe als Preis für seine Hülfe gegen Frankreich vom Papste verlangt, daß ihm und seinen Erben das Reich vom heiligen Stuhle gesichert werde, da er sich nicht zum Schaden seiner Erben so großen Gefahren ins Ungewisse aussetzen wolle. Aber andere Gründe sprechen dafür, daß Albrecht zunächst wenigstens nicht auf die Nachfolge eines Sohnes rechnete.

So bleibt der hauptsächlichste Preis, den er zahlte, die Aufgabe seines Bundes mit Philipp. Noch im Sommer 1301 hatte er französische Hülfstruppen erhalten, aber es konnte ihm nicht in den Sinn kommen, sich des Franzosenkönigs wegen mit dem Papste zu verfeinden. Außerdem bedrohte Philipp, der Flandern unterworfen hatte und es mit gewaltigen, wenn auch unglücklichen Kriegszügen zu behaupten trachtete, das Reich an seiner Westgrenze und stand den Plänen Albrechts auf Holland im Wege. Gewiß beging letzterer einen Treubruch an seinen 1299 feierlich beschworenen Gelübden, aber einen unter diesen Verhältnissen entschuldbaren, der zugleich dem Reiche zu Gute kam. Bonifacius

entband auch alle geistlichen und weltlichen Herren des Königreichs Burgund, welches rechtmäßig dem Reiche gehöre, von allen zum Nachteile desselben geleisteten Eiden. Ob Albrecht Gewicht darauf legte, daß der Papst ihn vor aller Welt als den Oberen des französischen Königs bezeichnete, ob er wirklich beabsichtigte, gegen diesen die Waffen zu führen, steht dahin; bald überholte der jähe Gang der Ereignisse jede etwaige Folge seiner Verträge mit Bonifacius. Aus anderen Gründen kam es zwischen Albrecht und Philipp wenig später zum völligen Bruch.

Philipp ließ gegen Bonifacius Anklagen vorbringen, welche ihn in gleicher Weise als Menschen und Christen wie als Papst bloßstellten; die ungeheuerlichsten Anschuldigungen, geeignet auf die Menge zu wirken, wurden gegen ihn geschleudert. So entschloß sich Bonifacius, den Bannfluch über den König selbst auszusprechen. Aber ehe er die bereits ausgestellte Bulle veröffentlichen konnte, drangen am 7. September der französische Kanzler Nogaret, die Seele der bisherigen Angriffe, und Sciarra Colonna, ein wildverwegener Mann voll Begier, seine Familie zu rächen, in Anagni ein und erstürmten den päpstlichen Palast. Bonifacius, entschlossen zu sterben, erwartete die Feinde in seinen Prachtgewändern, das Haupt mit der Tiara geschmückt, sitzend auf dem Thron, mit Ruhe erduldete er Schmähungen und Drohworte. Endlich am dritten Tage erhoben sich die Bürger von Anagni und nötigten die Bedränger, die Stadt zu verlassen. Bonifacius war wieder frei und ging nach Rom, aber nur um in eine andere Gefangenschaft zu geraten. Die Orsini hielten den Vatican besetzt, um des Papstes hülflose Lage auszubeuten. Da ergriff den Greis Verzweiflung, welche seinem Leben ein jähes Ende bereitete; am 11. October 1303 fand man ihn tot auf dem Bett.

Unter dem Einflusse des Neapolitaner Königs, Karls II., wurde sein Nachfolger Benedict XI. gewählt, ein Mann völlig verschiedenen Charakters, welchem ruhige Sinnesart ermöglichte, die ungeheueren Schwierigkeiten, von denen er umgeben war, zu übersehen und sich hindurchzuwinden. Er trachtete danach, das allgemeine Konzil, mit welchem Philipp von Frankreich drohte, zu hintertreiben, daher gab er nach, soweit er irgend konnte, aber schon im Juli 1304 starb er. Mit seinem Tode kam die größte Periode des Papsttums zum Abschluß.

Sechzehnter Abschnitt.

König Albrechts Ende. 1304—1308.

Der Friede mit dem Papste brachte Albrecht die Sicherung seiner Stellung in Deutschland; die bezwungenen, tief verschuldeten Erzbischöfe mußten jeder Hoffnung auf erneuten Widerstand entsagen. Schwer mochte das Gerhard ertragen; obgleich ihn Albrecht schon Anfang 1303 mit der Aufgabe betraute, den Frieden in den thüringischen Landen zu wahren, war seine Aussöhnung mit dem Könige keine aufrichtige. Er wandte sich an den Nachfolger des Bonifacius, und Benedikt erneuerte die Aufforderung an den König, den Erzbischof zu entschädigen, aber er starb, ohne ihr Nachdruck zu geben. Gerhard bleibt fortan im Hintergrunde, von dem sonst so thätigen Manne hört man kaum etwas, bis ihn, wohl noch in den besten Jahren, im Februar 1305 ein Schlagfluß plötzlich hinwegraffte. Das Andenken, welches er in der Geschichte hinterließ, ist trauriger Art. Er gehört zu den schlimmsten unter den leider nur zu zahlreichen Fürsten, deren ganze Thätigkeit in dem Zwecke gipfelte, möglichst Geld, Macht und Einfluß zu erlangen. Ein schwankender unstäter Charakter, wechselte er gewissenlos die Partei, wenn es der Vorteil zu erheischen schien. Zwar hat man ihm reichlich das Lob gespendet, er wäre ein großer Staatsmann gewesen, weil er als festen Plan die Erhöhung des Kurfürstenkollegiums im Auge gehabt habe. Aber wir sahen, wie wenig richtig das ist, wie nicht weittragende Gedanken, sondern augenblickliche Verhältnisse ihn leiteten. Nicht einmal das ist ihm zuzugestehen, daß er mit selbständigem Geiste seine verhängnisvollen Bahnen wandelte, er erscheint vielmehr als der abhängige, vorwärts gedrängte, sich fast wider Willen fügende Mann. Daß er gedemütigt dahinscheiden und die Früchte seines Strebens vernichtet sehen mußte, war ein gerechter Lohn. Obgleich er sonst für die bischöflichen Pflichten Sinn und Liebe hatte, hinterließ er sein Erzbistum verkleinert, schwer geschädigt und verschuldet.

Bereits ein Jahr früher war Erzbischof Wicbold von Köln gestorben und 1307 schied auch Erzbischof Diether von Trier dahin, beide ein wenig gesegnetes Andenken in ihren Stiftern zurücklassend. Auch sie erholten sich nicht mehr von den Schlägen, welche ihnen König Albrecht versetzt hatte, und mußten die Rache ihren Nachfolgern überlassen.

Während Albrecht mit den anderen Kurfürsten beschäftigt war, verfolgte König Wenzel von Böhmen seine eigenen Zwecke. Wahrscheinlich hegte er mit seinen alten Freunden volles Einverständnis, aber selbst großen Unternehmungen nachgehend lieh er ihnen keinen Beistand. Wenzel erweiterte seine Herrschaft derartig, daß es eine zeitlang schien, Böhmen würde eine noch größere Machtfülle erlangen, als es einst unter Ottokar innehatte. Geradezu eine neue europäische Macht begann sich unter dem Scepter dieses bigotten Wüstlings zu bilden. Im Sommer 1300 empfing er, von dem dortigen Adel gerufen, zu Gnesen die polnische Königskrone und kurze Zeit darauf bot sich ihm die des heiligen Stephan dar. Andreas III. hatte mit der Herrschaft von Ungarn auch deren stetigen Fluch geerbt, die Kämpfe mit einem wilden, unbotmäßigen Adel, welcher jetzt in der Vertretung der anjovinischen Ansprüche einen Vorwand für Aufruhr fand. Zwar starb der Titularkönig Karl Martell, der Schwiegersohn Rudolfs von Habsburg, schon 1295, und Ladislaus suchte durch die Ehe mit Agnes, der Tochter Albrechts, dessen Beistand zu erwerben, aber Bonifacius VIII. griff die Pläne seiner Vorgänger mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit auf. Ungarn betrachtete er als Eigentum des heiligen Petrus und nahm in seiner doppelten Eigenschaft als Papst und als Oberherr Gelegenheit, in die innersten Verhältnisse des Reiches einzugreifen, um dort die anjovinische Partei zu verstärken. Der Sohn Karl Martells, Karl Robert, kam ins Land, da starb plötzlich im Januar 1301 Andreas, und mit ihm erlosch das alte Geschlecht der Arpaden im Mannesstamm.

Die Gegner der Anjous boten die Herrschaft erst den Herzögen Stephan und Otto von Niederbaiern, und als diese ablehnten, dem Könige Wenzel von Böhmen an; alle drei waren von weiblicher Seite mit den Arpaden verwandt. Der letztere schlug den Ungarn seinen zwölfjährigen Knaben Wenzel III. vor, welcher auch bald darauf zu Stuhlweissenburg als Ladislaus V. die Krönung empfing. In dem heißen Kampf, der nun entbrannte, entschied Bonifacius für Karl Robert und verlangte von dem deutschen König, mit dem er sich gerade damals einigte, Hülfe für seinen Schützling. Albrecht war dazu gern bereit. Böhmen, verstärkt durch Polen und Ungarn, bedrohte die habsburgischen Länder mit unendlichen Gefahren, und zudem hatte es durch Eger und Meißen einen festen Fuß im Reich. Gerade diese Gebiete wiederzuerlangen und die Lehnsabhängigkeit Böhmens vom Reiche zu festigen, beabsichtigte Albrecht und stellte entsprechende Forderungen an seinen ehemaligen Schwager, der sie zurückwies und in einem Bündnis mit Frankreich Stütze suchte. Ungarn gab Wenzel vorläufig auf, indem er seinen Sohn zurückholte, um sich besser gegen den gewaltigen Angriff von Oesterreich her decken zu können.

Im Herbst 1304 rückte der deutsche König, nachdem er über Wenzel die Reichsacht ausgesprochen, begleitet von den baierischen Herzögen, bei Budweis in Böhmen ein. Sein Sohn, Herzog Rudolf von Oesterreich, stieß mit Streitkräften zu ihm und ebenso Karl Robert von Ungarn. Dessen wilde Scharen hausten jedoch so übel, daß Albrecht selber mit den Waffen gegen sie einschreiten mußte. Der groß angelegte Feldzug, jedoch zu ungünstiger Jahreszeit unternommen und durch andere Verhältnisse gestört, blieb fruchtlos. Das belagerte Kuttenberg mit seinen reichen Silberminen verteidigte sich tapfer, so daß Albrecht nach großen Verlusten einen unrühmlichen Rückzug antreten mußte. Schon regte

sich wieder Abfall im Reiche; der immer unzuverlässige Herzog Otto von Niederbaiern und der ruhelose Graf Eberhard von Wirtemberg, der sich durch die königliche Macht allzu sehr eingeengt fühlte, traten in böhmischen Sold.

Da starb König Wenzel, kaum vierunddreißig Jahre alt, im Juni 1305 an der Schwindsucht und beendete so vorschnell eine Laufbahn, deren Glanz er mehr dem Glück und den Ratgebern, als seinen Eigenschaften verdankte. Sein Sohn Wenzel III., trotz seiner Jugend Ausschweifungen ergeben, schloß alsbald Frieden, indem er auf das Egerland und Meißen verzichtete. Seine Ansprüche auf Ungarn übertrug er dem Herzoge Otto von Niederbaiern, der auf abenteuerlicher Fahrt in sein neues Reich gelangte, dort auch gekrönt wurde, aber schließlich kläglich scheiterte. Froh, aus der russischen Gefangenschaft, in welche er geriet, entlassen zu sein, gab er seine hochfliegenden Pläne auf und tröstete sich in den Armen einer neuen Gattin, einer schlesischen Prinzessin, welche er auf der Rückreise kennen lernte und neben vielen Schulden als einzigen Erwerb seiner ungarischen Unternehmung heimbrachte. Karl Robert behauptete sich endlich gegen alle gegnerischen Parteien.

Der junge Böhmenkönig wurde schon im August 1306 ermordet und mit ihm starb der Mannesstamm der Przemysliden aus. Die Nachfolge war zweifelhaft, da die weiblichen Glieder kein Erbrecht besaßen. Die böhmischen Stände beanspruchten einen neuen Herrscher wählen zu können. König Albrecht erklärte Böhmen und Mähren für erledigte Reichslehen, deren Weitervergebung ihm demnach zustand. Er wollte seinen ältesten Sohn Rudolf, der auch im Lande Anhang hatte, zum König machen, und ein glücklicher Feldzug verschaffte diesem Anerkennung und Huldigung. Um die Böhmen noch mehr an sich zu ziehen, heiratete Rudolf, der seine französische Gattin, die liebliche und gute Blanka, zur allgemeinen Trauer ein Jahr vorher verloren hatte, die Wittwe Wenzels II., die polnische Elisabeth.

„So ist also das Königreich Böhmen an die Deutschen gebracht worden.“ Mit diesen triumphierenden Worten schließt ein gleichzeitiger thüringischer Geschichtsschreiber seine Chronik.

So gewaltig hatte seit der längst verflossenen Herrlichkeit der Staufer kein deutscher König dagestanden. Albrecht und seinem Hause gehörten weite Gebiete, vom Papsttum, welches sich in ganz eigentümlicher Lage befand, hatte er für den Augenblick nichts zu befürchten. Auch im Reiche lag alles günstig. Gerhard von Mainz war tot und sein Stuhl noch nicht wieder besetzt, der neue Erzbischof von Köln, Heinrich, suchte sofort gutes Einvernehmen mit dem König, so daß Diether von Trier, wenn er noch feindselige Gesinnungen hegte, vereinzelt war. Rudolf von Baiern hatte seine frühere Demütigung noch nicht überwunden, und die gesamte wittelsbachische Familie steckte in Verhältnissen, welche kein großes Auftreten zuließen. Sachsen konnte lediglich im Schlepptau Anderer Bedeutung haben, nur die brandenburgische Familie mit ihrem rührigen Wesen und in ihrer engen Verbindung mit den böhmischen Verhältnissen fiel ins Gewicht. Sie verfügte jedoch nicht über Kräfte, welche denen Albrechts gleichkamen. Wenn in den fürstlichen Kreisen auch noch eigenmächtige Unternehmungslust genug lebte, wie in Wirtemberg und in Braunschweig, so hielten dafür die Reichsstädte zum König. Vor allem war jetzt der böhmische Wettbewerb gegen Habsburg beseitigt, die böhmische Kurstimme an Habsburg gebracht. Sofort griff Albrecht zu den

auf Thüringen gerichteten Plänen zurück, und als der Vertrag mit Wenzel III. ihm Meißen in die Hand gab, ging er ans Werk. Wie er bereits am Anfang seiner Regierung dargethan, betrachtete er sich in der thüringischen Frage als Rechtsnachfolger Adolfs und hielt die durch jenen Kaufvertrag mit Albrecht dem Unartigen dem Reiche zugefallenen Anrechte fest. Der Landgraf lebte jetzt in leiblichem Verhältnis mit seinen Söhnen, denen es in der Zeit der Ruhe gelungen war, wieder im Lande Fuß zu fassen. Er wurde vom König vor einen Fürstentag geladen und an seine Verpflichtungen erinnert, für ihn und die Seinen wohl sehr unerwartet. Und König Albrecht, zu dem auch ein Teil der thüringischen Städte selbst hielt, machte Ernst. Von Böhmen aus drang er im Spätjahr 1306 nach dem Osterlande vor, freilich vergeblich, weil der frühzeitige Winter ihn zum Rückzug nötigte; doch ließ er den Krieg durch seine Mannen fortsetzen. Aber der königliche Feldhauptmann Heinrich von Nortenberg erlitt im Mai des folgenden Jahres 1307 eine vollständige Niederlage bei dem Städtchen Lucka, nicht weit von Altenburg, durch die Markgrafen Friedrich und Diezmann. Zahlreiche Gefangene fielen in ihre Hände und lange noch gedachte man im Lande des glänzenden Sieges. Da die königlichen Scharen zum guten Teil aus Schwaben stammten, entstand die Redensart: „Es wird ihm glücken, wie den Schwaben bei Lücken"; spöttisch erzählte sich die Nachwelt, die Schwaben hätten ihren Rossen den Leib aufgeschnitten, um darin verborgen der Gefangenschaft zu entgehen.

Da somit der Besitz dieser Länder aufs höchste gefährdet war, brach der König alsbald vom Rhein her in Thüringen ein. Mitten in seinem Vordringen traf ihn eine Hiobspost, wie sie nicht schlimmer, nicht trauriger sein konnte. Sein ältester Sohn Rudolf, der böhmische König, beschäftigt mit der Bekämpfung aufständischer Herren, war am 4. Juli der Ruhr erlegen. Alle Welt stimmte überein in dem Lobe des erst sechsundzwanzigjährigen jungen Fürsten, der „unter Wölfen gut war". So ruhten in Prag beieinander bereits drei Sprossen des Habsburger Geschlechtes, alle vorzeitig dahingegangen: der Bruder, die Schwester und der Sohn des Königs Albrecht.

Die österreichische Herrschaft brach alsbald zusammen. Schon nach dem Tode Wenzels wollte die Mehrheit der böhmischen Großen den Herzog Heinrich von Kärnthen erheben, der gerade anwesend war, weil dieser die älteste Schwester des verstorbenen Przemysliden zur Frau hatte, aber mutlos räumte der Thronbewerber das Land, als die österreichischen Heere einrückten. Obgleich sich dann die böhmischen und mährischen Adligen eidlich und brieflich verpflichtet hatten, wenn Rudolf ohne männliche Erben — wie das der Fall war — mit Tod abginge, den ältesten von seinen Brüdern und dessen Erben als Nachfolger anzuerkennen, rief die gegnerische Partei den Herzog Heinrich alsbald wieder ins Land, erstickte mit blutiger Gewalt den Widerspruch der habsburgisch Gesinnten und wählte den Kärnthner zum Könige. Nur in Mähren hielt man sich an Friedrich, den Bruder Rudolfs.

Albrecht trotz des furchtbaren Schicksalsschlages in seinen Plänen unentwegt, drang alsbald von Thüringen nach Böhmen vor, wo ihm sein Sohn, Herzog Friedrich, von Mähren her entgegenkam, während er gleichzeitig Kärnthen angreifen ließ. Nur dort wurden Erfolge errungen, Albrecht selbst mußte, nachdem er in die ihm treugebliebenen Plätze Besatzungen gelegt hatte, den weitern Feldzug für den

Sommer aufschieben. Auch nach Thüringen hin wirkte der üble Ausgang der Dinge in Böhmen. Markgraf Friedrich, dessen Vater Albrecht auf die Herrschaft verzichtete, dessen Bruder Diezmann damals starb, brachte fast die gesamte wettinische Hausmacht in seine Gewalt. Als Albrecht im Januar 1308 in Eisenach erschien, weigerten sich deshalb die Adligen und Vögte des Landes, seinem Rufe zu folgen.

Es galt demnach neue Kriege und für sie betrieb Albrecht am Rhein und in den oberen Landen eifrig die Rüstungen. Zu Baden in der Schweiz verweilte er einige Tage, unter seiner Umgebung befand sich auch sein Neffe Herzog Johann. Der achtzehnjährige Jüngling fühlte sich tief unglücklich und wirklich hatte ihm das Leben bisher wenig Freude gebracht. Der Vater, jener jugendliche Herzog Rudolf von Schwaben, starb in Prag jäh dahin zu derselben Zeit, als seine Gemahlin Agnes, die Tochter des großen Böhmenkönigs Ottokar, fern von ihm in Schwaben des Knäbleins genas. Die verwitwete Mutter lebte einige Jahre in stiller Zurückgezogenheit, bis sie ihr Bruder König Wenzel nach Böhmen holen ließ. Schon 1296 starb sie. Sie soll einen stolzen, hochfahrenden Sinn besessen haben, welchen ihr Schicksal, der Sturz des Vaters, der Tod des hoffnungsvollen Gatten mit herber Bitterkeit erfüllte; vornehmlich wandte sie ihren Haß auf Herzog Albrecht. Ihr Wesen ging über auf ihren Sohn und dessen im zartesten Alter eingesogene Abneigung gegen den Oheim grub sich in der böhmischen Umgebung noch tiefer in sein Herz ein. Er lernte diesen, der zugleich sein Vormund war, als den habgierigen Räuber seiner Rechte und Besitzungen betrachten. Da ging auch König Wenzel II. dahin, der für ihn sorgte und ihm Hoffnungen auf österreichischen Besitz erweckte. Der letzte Schlag war, daß der Oheim auch noch den böhmischen Thron für seine Söhne in Anspruch nahm. Albrecht ließ den Jüngling 1303 an seinen Hof kommen, um ihn den feindseligen Einwirkungen zu entziehen. Unausgesetzt drang Johann in den König, ihn der Vormundschaft zu entlassen und mit selbständigem Besitz auszustatten, immer wieder erfuhr er Zurückweisung. Zwar erhielt er, als er wehrhaft wurde, Anteil an der Verwaltung der schwäbischen Besitzungen, aber er begehrte mehr. Mochte auch der König bei dieser Beschränkung den strengen Rechtsboden nicht verletzen, so ist es doch leicht begreiflich, wenn der alte Groll des leidenschaftlichen Jünglings, der sich zu einer sehr bescheidenen Zukunft verurteilt glaubte, seinen Sinn immer mehr vergiftete. War er es nun, der teilnehmende Freunde suchte, oder boten sich ihm solche von selbst dar, genug, es scheint, daß sich um ihn ein kleiner Kreis gleich Unzufriedener bildete, welche durch gehässige Reden sich gegenseitig reizten. Es waren namentlich drei edle Ritter aus der nördlichen Schweiz, Rudolf von Wart, Walter von Eschenbach und Rudolf von der Balm, welche mit Johann in ein vertrauliches Verhältnis traten, obgleich sie ihm erst seit kurzem, seit dem böhmischen Feldzuge bekannt sein konnten. Von diesen war nur der erstere ein reifer Mann, die beiden anderen zwar schon verheiratet, aber nicht viel älter als der Herzog; sie gehörten angesehenen und begüterten Familien an, wenn sich auch ihnen, besonders Eschenbach, ein Niedergang des Reichtums fühlbar machte. Einen unmittelbaren Grund zur Feindschaft gegen den König hatte unseres Wissens keiner von ihnen, vermutlich lockte sie also die Hoffnung, durch Johann emporzukommen, mit dessen künftiger Größe die eigene

zu begründen. Alles weist darauf hin, daß sie ihr Werk vorher überlegten, daß sie gewillt waren, den König zu beseitigen, wenn er nicht noch in letzter Stunde Johanns Forderungen nachgab.

Bei dem Herzog überwog vielleicht blinde Rachsucht jede andere Ueberlegung, aber kaum bei seinen Genossen. Sie wußten, daß Albrecht den Kurfürsten verhaßt war, und in der That stand damals ein neuer Kampf mit diesen in Aussicht, welcher bei der Verknüpfung der böhmischen und thüringischen Verhältnisse ein sehr schwerer werden mußte. Johann kannte von seiner in Böhmen verlebten Knabenzeit her den neuen Mainzer Erzbischof Peter von Mainz und dessen Gesinnungen, vielleicht daß er auch von ihm, der ebenfalls nach Baden kam, einige Andeutungen bekam. Bezichtigt doch — gewiß mit Unrecht — Ottaker den Erzbischof und den Grafen Eberhard von Wirtemberg, Johann zum Verbrechen angereizt zu haben. Die Verschworenen hofften, der Tod Albrechts würde Vielen so erwünscht sein, daß sie darob keine Verfolgung zu befürchten hätten, und rechneten auf die Bestürzung der habsburgischen Familie, um sie dann zu einem günstigen Abkommen, vielleicht auch über Böhmen zu zwingen. Den Greuel des Mordes gedachten sie mit dem Hinweis zu rechtfertigen, wie Albrecht selbst seinen Vorgänger am Reiche erschlagen habe.

Am Morgen des ersten Mai ließ Johann durch die Fürsten dem Könige nochmals sein Anliegen vortragen. Die Antwort lautete zwar verheißungsvoll, vertröstete jedoch auf die Zukunft nach dem bevorstehenden Feldzuge. Finster vernahm der Jüngling des Königs Rede, und dem Ueberreizten erschien jedes Wort, jede Handlung desselben als Hohn. Als die Herren beim Mahle saßen, brachte ein Knabe Blumenkränze, welche Albrecht unter Scherzreden den Gästen aufsetzte, den schönsten seinem Neffen. Dem aber brachen Zornesthränen aus den Augen. Nach Tisch machte sich der König auf, um seiner heranziehenden Gemahlin entgegenzueilen, welche er schon lange nicht mehr gesehen hatte, mit geringem Gefolge und in einfachem Gewande ohne Wehren. Ueber die Reuß führte eine Fähre, welche nur Wenige aufnehmen konnte, und Johann wußte es so einzurichten, daß er und seine Mitverschworenen allein mit ihrem arglosen Opfer zuerst hinübergelangten. An seiner Seite ritten sie die Höhe hinauf nach dem Städtchen Brugg zu. Da fiel ein Knecht dem König in die Zügel, Johann und seine Genossen versetzten ihm furchtbare Hiebe und Stöße auf Stirn und Brust, daß er bewußlos vom Pferde sank. Eilig jagten sie dann davon, einer benachbarten Burg zu. Der Herzog hatte sich auf das ledige Roß des Erschlagenen geworfen. Inzwischen war das Gefolge nachgekommen und sah entsetzt das Furchtbare. In den Armen des allzeit getreuen Bischofs Johann von Straßburg hauchte Albrecht seine Seele aus, während Herr Dietegen von Castellen sofort den Verbrechern nachsprengte, aber er konnte nur drei der Knechte fassen. Schnell drang die Kunde nach Brugg, dessen Bürger den blutigen Leib von dem Felde aufhoben und in ihre Mauern führten. Die Leiche Albrechts wurde im Kloster Wettingen beigesetzt.

Johann von Schwaben erinnert an Ernst von Schwaben, welchen einst ähnliche Beweggründe in den Kampf gegen König Konrad II., seinen Stiefvater trieben. Einen so traurigen Ausgang Ernst nahm, er war glücklich zu preisen gegen

Johann; er lebte als gefeierter Held in der Volkssage weiter, während diesen der Fluch der Mit- und der Nachwelt traf. Aber jener ritterliche bis zum Tod kämpfende Jüngling war auch andern Schlags als der feige Mörder, und mit seinem Werner von Kiburg ließ sich das um Johann gescharte Gesindel nicht vergleichen.

Lange genug dauerte es, ehe die Schuldigen, welche nach der That noch frei in ihren Burgen ein- und ausgingen, die Strafe ereilte. Der plötzliche Wechsel der Dinge verursachte allenthalben Unsicherheit, wenn auch das Land und namentlich die Städte treu zu Habsburg hielten. Im Frühjahr 1309 eroberten die Herzöge Friedrich und Leopold mehrere Vesten, deren Besatzungen als Mitschuldige sämmtlich dem Tode verfielen, doch faßten sie nicht die Hauptfrevler. Erst nachdem im September das Abkommen zwischen den Habsburgern und dem neuen Könige Heinrich zu Stande gekommen war, traf die Königsmörder die Reichsacht. Doch nur einer von ihnen, Rudolf von Wart, verfiel den rächenden Händen. Als er zum Papste nach Avignon ziehen wollte, wurde er von dem Grafen von Blamont gefangen und für Geld den Söhnen Albrechts ausgeliefert. Man brachte ihn, der lange Trotz bezeigte, an die Stätte seines Verbrechens, brach ihm die Glieder und flocht ihn auf das Rad, unter dem seine Gattin drei Tage, bis er starb, im Gebet zubrachte. Rudolf von der Balm lebte noch einige Jahre verborgen in einem Schwesterhause zu Basel. Walter von Eschenbach entkam nach Wirtemberg, wo er Viehhirt gewesen sein soll, bis er nach fünfunddreißig Jahren sterbend seinen Namen bekannte und ein anständiges Begräbniß erhielt. Herzog Johann, der in Avignon vergebens vom Papste Verzeihung erflehte, fand unerkannt Zuflucht in einem Kloster zu Pisa. Als König Heinrich 1312 dorthin kam, warf er sich ihm mit dem Bekenntnis seiner Schuld zu Füßen; er behielt zwar sein Leben, aber blieb in Gefangenschaft, aus der ihn der Tod bald erlöste.

Die Königin-Wittwe Elisabeth baute an der Stelle, welche das Blut ihres Gemahls benetzt hatte, das Kloster Königsfeld, in welchem ihre Tochter Agnes, die verwitwete Ungarnkönigin den Schleier nahm und noch über fünfzig Jahre frommer Andacht zubrachte. Wie die furchtbare Chrimhild übten die beiden Frauen ihre Blutrache, die in den alten Zeiten des Heidenthums nicht entsetzlicher ausfallen konnte. Für einen Bluttropfen des Königs flossen hundert, zum Theil von Unschuldigen. In solchen Gegensätzen bewegte sich die Zeit.

Der Tod Albrechts erfolgte in einem Augenblick der höchsten Spannung. Der König ging neuen Kämpfen entgegen, welche eine ganz gewaltige Ausdehnung annehmen konnten. Es galt nicht allein, Böhmen und Thüringen zu bezwingen, welche vereinigt eine bedeutende Macht darstellten, sondern sicher war auch zu erwarten, daß diese Feinde anderweitigen Beistand erhielten. Graf Eberhard von Wirtemberg stand bereits als Bundesgenosse Heinrichs von Kärnthen in Böhmen, die niederbairischen Herzöge, von denen Otto soeben von seinem ungarischen Abenteuer zurückgekehrt war, gehörten ebenso zu den entschiedenen Gegnern, und gar leicht konnte deren Zahl sich mehren. Richtete Albrecht seine Waffen gegen den Osten, so wurde sein Rücken im Westen bedroht, und wenn er gar wiederum Mißerfolge davontrug, so brach sicherlich der Krieg mit den rheinischen Kurfürsten aufs neue aus. An der Stelle der drei Erzbischöfe,

welche er einst besiegt hatte, standen jetzt neue Persönlichkeiten, und zwar Männer, welche die Gabe und die Kraft besaßen, das durch ihre Vorgänger Verlorene wieder zu erwerben, und danach trachteten sie auch.

Nach dem Tode Wicbolds von Köln trennte sich das Domkapitel, wie dies meist geschah, seitdem der Einfluß des Königtums auf die Wahlen beseitigt war, in drei Parteien. Der eine der Erwählten, Graf Wilhelm von Jülich, Propst zu Mastricht, erhielt zwar die päpstliche Bestätigung, fiel aber bald auf dem Schlachtfelde als Bundesgenosse der Flanderer gegen Frankreich. Die beiden anderen stritten bei der Kurie um den Preis, welchen gegen Ende 1305 der Dompropst Heinrich von Virneburg für vieles Geld und große Gelöbnisse davontrug. Er mußte auch dem französischen Könige Treue und Hülfe gegen jedermann, ausgenommen den römischen König und seine Kirche, versprechen. Wie sein Vorgänger Wicbold stand der neue Erzbischof mit seinen sechzig Jahren im vorgerückten Alter, und wie dieser war er nicht gerade eine kriegerische Natur, aber noch rüstig an Körper und Geist ging er dem Waffenlärm auch nicht aus dem Wege. Den weltlichen Freuden war er überhaupt nicht abgeneigt, so daß seine Neigung zum Trunk den Spott erregte. Um die Kosten seiner Wahl und die Schulden seines Vorgängers zu decken, mußte er seiner Geistlichkeit schwere Lasten auflegen und kam überhaupt nie aus der Geldnot heraus. Er war nicht dazu angethan, eine führende Rolle zu übernehmen, aber doch auch imstande, sich geltend zu machen. Der König erteilte ihm die Reichslehen und erlaubte, einige in dem Kriege gegen Wicbold zerstörte Burgen wieder aufzubauen.

Den Kölner überragte an geistiger Bedeutung der Nachfolger Gerhards von Mainz. Der neue Erzbischof hatte mehr Aehnlichkeit mit seinem zweiten Vorgänger, dem Bruder Heinrich, als mit dem fürstenmäßigen Eppensteiner. Peter von Aspelt, ein schlichter Bürgerssohn aus der Trierer Diöcese gebürtig, von unansehnlicher Gestalt, brachte die erste Hälfte seines langen Lebens in bescheidenen Verhältnissen zu, bis es ihm in reifem Mannesalter gelang, über die gewöhnliche Laufbahn eines Weltgeistlichen hinauszukommen. Er wurde vielleicht wegen der an ihm viel und oft gerühmten medizinischen Kenntnisse Leibarzt und Kaplan des Königs Rudolf und verstand seinen bevorzugten Platz damals wie auch später vortrefflich auszunützen, um zahlreiche Pfründen zu erwerben. Auch zu diplomatischen Geschäften diente er seinem Herrn, und so erhielt er 1289 das bedeutende Amt des Protonotars in der Kanzlei des Königs Wenzel II. von Böhmen. Einige Jahre später wurde er sogar Kanzler und dadurch eine überaus einflußreiche Persönlichkeit. Indessen scheint es, daß er weniger eine selbständige Richtung einschlug, als er verstand, sich der bei Hof herrschenden Strömung geschmeidig anzuschließen. Solange Wenzel sich mit den Habsburgern gut vertrug, widmete auch Peter diesen seine Ergebenheit und erlangte dadurch 1296 das Bistum Basel, ohne deswegen aus seinem Dienste zu scheiden. Als jedoch zwischen Wenzel und Albrecht offene Feindschaft ausbrach, wechselte auch der Kanzler seine bisherige Stellung und übernahm es, das böhmisch-französische Bündnis abzuschließen. Auf der Reise in der Nähe von Basel überfielen ihn zwei Anhänger Albrechts, aus deren Gefangenschaft er sich mit großen Summen lösen mußte. Fortan galt Peter dem österreichischen Anhang als schwarzer Verräter,

als der „listige Pfaffe und ungetreue Wolf“, an Bosheit selbst den Gesellen des Teufels überlegen, dem man sogar zutraute, er habe den Mord Albrechts angestiftet. Der Friedensschluß zwischen Albrecht und Wenzel III. kostete ihm demnach seine böhmische Kanzlerschaft und nötigte ihn, in sein Bistum zu gehen, welches er unter mancherlei Bedrängnissen mit Ruhm, namentlich in der Führung von Geldangelegenheiten verwaltete. Das ihm immer getreue Glück, welches ein Freund noch nach seinem Tode preist, enthob ihn bald seiner unbequemen Lage. Papst Clemens ernannte ihn im November 1306 zum Erzbischof von Mainz, da das dortige Kapitel zwiespältig war. Wenn auch die Ernennungsbulle, wie üblich, die Erhöhung nur mit den vortrefflichen Eigenschaften Peters begründet, so ist kein Zweifel, daß andere Rücksichten sie verursachten. Wir werden noch von Clemens V. näher zu reden haben und seine Hingabe an Frankreich kennen lernen. Diese war es, welche ihm den Baseler Bischof, den Vermittler des böhmisch-französischen Bündnisses, als besonders geeignet zum Primas der deutschen Kirche erscheinen ließ, und sicherlich wird Peter, wie kurz vorher Heinrich von Köln, bestimmte Verpflichtungen übernommen haben. Für Albrecht mußte es ein schwerer Entschluß sein, dem gefährlichen und gehaßten Manne die Regalien zu erteilen, aber er konnte sie ihm unmöglich verweigern, und der geschickte und gewandte Erzbischof scheint es verstanden zu haben, die Besorgnisse des Königs zu zerstreuen. Er stand äußerlich im besten Einvernehmen mit Albrecht, erschien viel in seiner Nähe und unterstützte dessen Unternehmungen gegen Thüringen.

Aber das war nur Schein und Hinterlist. Der Kölner wie der Mainzer bereiteten sich vor, bei guter Gelegenheit dem Könige seine über ihre Erzbistümer erfochtenen Erfolge streitig zu machen. Die päpstliche Unterstützung dazu war mehr als leicht zu haben; schon im Dezember 1306, in denselben Tagen, in welcher er über den Mainzer Stuhl verfügte, ermächtigte Clemens V. den Erzbischof Heinrich auf dessen Bitte, die Rheinzölle in Bonn und Andernach, auf welche Wicbold vom Könige mit Gewalt gezwungen aus Furcht verzichtet habe, wieder zu erheben. Erzbischof Peter kam bald nach und erwirkte vom Papste die Wiederherstellung des Lahnsteiner Rheinzolles. Indessen ist zu vermuten, daß die Kirchenfürsten ihre Urkunden vorläufig auf Lager ließen, bis die rechte Zeit zur Verwendung kam; Albrecht hat wahrscheinlich nichts von ihnen erfahren.

Die Gefahren, welche sich so im stillen zusammengezogen, wuchsen noch dadurch, daß auch Trier einem Erzbischofe zufiel, welcher als Anhänger Frankreichs gelten konnte. Doch trat Balduin erst nach dem Tode Albrechts seine Würde an.

Um das Ergebnis der Regierung Albrechts recht zu würdigen, ist es nötig, diese Verhältnisse im Auge zu behalten. Man sieht, die Kurfürsten waren nicht so bezwungen, daß nicht die Möglichkeit vorlag, den Kampf wieder aufzunehmen. Sie warteten die Gelegenheit ab, und daß sie eine solche vor Augen sahen, war die Folge der sonstigen Politik Albrechts. Sie ist so ausgedehnt und weit ausgreifend, wie kaum die eines andern deutschen Königs. Er will die Wettiner Lande behaupten, Böhmen und Mähren an sein Haus bringen, gewaltige Aufgaben, deren jede einzelne seine volle Kraft in Anspruch nahm. Neben den Erwerbungen im großen Maßstab gehen zahlreiche geringere, indem Albrecht in Süddeutschland durch Kauf ununterbrochen seinen Besitz mehrte. Er dachte

wohl noch weiter; obgleich er nicht mehr dazu kam, die 1300 mißglückte Unternehmung gegen Holland aufzunehmen, ließ er es doch nicht aus dem Auge. Auch die burgundischen Angelegenheiten vernachlässigte er nicht ganz und in seinen letzten Regierungsjahren knüpfte er mit Papst Clemens Verhandlungen über die Kaiserkrönung an. Riesige Pläne füllten den Geist des ehernen Mannes und er traute sich unendliche Kräfte zu. Daher entsteht die Frage, ob er sich nicht zuviel zumutete, ob er nicht durch das Uebermaß seiner Ziele die Erreichung der einzelnen gefährdete, und sie muß wohl bejaht werden.

Seit einiger Zeit pflegt die Geschichtsschreibung der Reichspolitik Albrechts überreiches Lob zu spenden, welches ihn weit über den Kreis der deutschen Könige seiner Zeit hinausrückt und ihn als eine großartige, weitschauende Persönlichkeit, als einen Staatsmann allerersten Ranges hinstellt. Sein Kampf gegen die Kurfürsten, die Aufhebung der Rheinzölle, sein Bund mit den Städten gelten als der Ausfluß eines zielbewußten Strebens, die alte Macht des Königtums herzustellen, die Auflösung des Reichs in selbständige fürstliche Gewalten dauernd zu hindern und den Uebergang der Hauptsumme der Regierung an die kurfürstliche Genossenschaft abzuwehren. Ist diese Anschauung unbedingt richtig? Ich denke, sie ist ebensowenig zutreffend, wie jene Annahme, die Kurfürsten oder wenigstens die Mainzer Erzbischöfe jener Zeit hätten bereits planmäßig getrachtet, die Reichsleitung in die Hand zu bekommen. Ich vermisse bei Albrecht wie bei ihnen eine folgenrechte weitere Entwickelung dieses angeblichen Gedankens. Wenn Albrecht so gewaltige Ziele im Sinn trug, hätte er sie auch über den errungenen Sieg hinaus verfolgen müssen, und das hat er nicht gethan. Die Bedingungen, welche er den Besiegten auferlegte, gehen nicht nach dieser Seite hin und von reichsgesetzlichen Reformen, wie sie nötig gewesen wären, wüßte ich keine Spuren. Mir scheint, Albrecht folgte nur den Bedürfnissen des Augenblickes; er schrieb die Aufhebung der Zölle erst ernstlich auf seine Fahne, als der Krieg gegen die Erzbischöfe unvermeidlich war, hauptsächlich um damit die Städte zu gewinnen. Ihnen trat er erst damals nahe, nachdem seine Vergangenheit, sein Kampf um das Reich ihn bis dahin auf der fürstlichen Seite gesehen hatten. Er hat den Städten auch nachher seine Gunst bewiesen, aber was er that, blieb doch weit hinter dem zurück, was er hätte thun müssen, um den Bürgerschaften einen wirklichen, dem Königtum zur dauernden Stütze dienenden Platz in dem Körper des Reichs zu gewähren. Er erreichte so seinen Zweck, er behauptete seine Krone und demütigte die Kurfürsten, er fügte ihnen eine arge Schwächung durch die Minderung ihrer Einnahmen zu; weiteres darf man ihm nicht zuschreiben. Die Zölle wurden auch nicht für die Ewigkeit abgethan; die Urkunden machen ganz den Eindruck einer nur zeitweiligen Festsetzung, und es ist nicht zu übersehen, daß Albrecht seine angebliche Zollpolitik nur gegen seine Feinde, nicht aber auch im ganzen Reiche durchführte. Gewiß konnte der einmal mit Glück eingeschlagene Weg weiter führen, aber die späteren Unternehmungen des Königs lenkten ihn ab, und nur die augenblickliche Erschöpfung der Kirchenfürsten, die ganz unklare und leistungsunfähige Stellung, in welche das Papsttum auf Jahre hinaus geriet, bewirkten, daß jene drei vor ihrem Abscheiden nicht mehr dazu kamen, die erlittene Einbuße

zu ergänzen. Aber wir sahen, wie ihre Nachfolger sich dazu rüsteten, und bemerkten zugleich, daß das übrige Fürstentum doch keineswegs in voller Unterwürfigkeit vor dem Könige stand.

Als vornehmlichster Zug der Regierung Albrechts ist demnach zu bezeichnen ein nie rastendes, keine Beschränkung kennendes Ringen nach Machterweiterung, welche seinem Hause zu gute kommen sollte, und auch manche zeitgenössische Stimmen tadeln ihn deswegen scharf. Da ist es nun auffallend, daß Albrecht nach seinem Siege keine Schritte gethan hat, die Königskrone seinen Söhnen zu sichern. Nach 1303 wenigstens sucht man vergebens irgend welche Anzeichen einer dahin gerichteten Thätigkeit. Da indessen nicht vorauszusetzen ist, daß das Ziel, welches er einst für sich selber mit solchem Nachdruck verfolgte, ihm für seine Nachkommenschaft wertlos dünkte, liegt die Vermutung nahe, daß er demselben auf besondere Weise nachstrebte. Sein Scharfsinn und sein Mißtrauen sagten ihm gleichmäßig, der sicherste Weg zum Kaisertum für seine Söhne sei eine starke Macht, der gegenüber es auf die Geneigtheit der Kurfürsten weniger ankomme. Die Opfer, welche diese für ihre Stimmen forderten, ließen sich fruchtbringender anlegen für die Wahrung der eigenen Kraftfülle; er wollte sie weniger gewinnen, als zwingen. Erreichte er seine Zwecke, dann konnten seine Söhne getrost in die Zukunft sehen; selbst wenn ihnen die Kurfürsten einen andern König entgegenstellten, stand ihnen ebensogut wie einst Albrecht selbst die Möglichkeit offen, ihn zu stürzen. Es kann sein, daß nur der jähe Tod den erst sechzigjährigen, noch vollkräftigen Mann verhinderte, die Kurfürsten für die Nachfolge seines Geschlechtes zu bearbeiten, aber wahrscheinlich ist es nicht.

Mit gewaltiger Kraft brach Albrecht alles nieder, was ihm in den Weg trat. Daher kümmerte er sich nur um die Teile des Reiches, welche ihm Spielraum für seine Zwecke boten. Den Norden Deutschlands ließ er in den letzten Jahren seines Regimentes fast ganz außer acht; er hat sogar, wenn die Urkunde nicht trügt, 1304 dem Dänenkönig Erich die Abtretungen, welche 1214 Friedrich II. an Waldemar machte, mit Ausnahme von Lübeck bestätigt. Aber man muß Albrecht lassen, daß er zugleich klaren und durchdringenden Blick besaß für die Zustände, welche ihn umgaben, sie zu benutzen und mit fester Hand die Herrschermacht zu handhaben und zu mehren verstand. Sein Auftreten gegen die Kurfürsten bleibt ein Meisterstück, auch wenn es nur als augenblicklicher Schachzug zu betrachten ist. Unzweifelhaft war er einer der kräftigsten Regenten, welche das Reich gehabt hat, und der Weg, welchen er einschlug, dessen Zukunft auf die vorwiegende Macht eines Herrscherhauses zu gründen, bot allein noch eine bessere Aussicht, obgleich er über Kampf und Blut führte.

Ein Mann dieses Schlages konnte nicht sonderlich beliebt sein. Die österreichischen Schriftsteller sind zwar voll seines Lobes, aber über ihren Kreis hinaus trifft man kaum eine Spur aufrichtiger Trauer um den Verlust des Königs. Obschon die Art, wie er umkam, Entsetzen erregte, erhoben sich Stimmen genug, welche darin die Strafe erblickten für Albrechts Auflehnung gegen Adolf, für seine Hab- und Herrschsucht. Namentlich in geistlichen Kreisen haßte man den angeblichen Judenfreund, den Bedränger der Kirche.

Zweites Buch.

Heinrich VII.

Erster Abschnitt.

Clemens V. Die Wahl Heinrichs VII. 1308.

Selten hat Deutschland der Wahl eines neuen Königs mit so großer Teilnahme und Spannung entgegengesehen, wie nach dem plötzlichen Ende Albrechts, und selten war ihr Ausfall so unberechenbar. Nicht allein die offenen Fragen in Deutschland, sondern noch mehr die eigenartige Lage, in welcher sich das Papsttum befand, veranlaßten die Ungewißheit.

Die kurze Regierung Benedikts brachte die ungeheuren Schwierigkeiten, welche Bonifacius VIII. hinterließ, keineswegs zur Lösung. Da die Kardinäle verschiedener Meinung waren, hing alles daran, wer die bedenkliche Erbschaft antreten würde. Nach dem Ergebnis der bevorstehenden Wahl mußte sich die weitere Geschichte des Papsttums abspinnen, seine künftige Stellung nicht nur zu Frankreich, sondern auch zum ganzen Abendlande gestaltet werden. Natürlich, daß der französische König am meisten erwartungsvoll war, und da schließlich alles für ihn so überaus günstig ausfiel, entstand ganz von selbst die Meinung, er habe mit Nachdruck eingewirkt. Bald liefen darüber Erzählungen mancherlei Art um, welche nicht dem wirklichen Sachverhalt entsprachen, wiewohl kein Zweifel ist, daß er alle Künste der Beeinflussung versuchte und anwandte.

Das Konklave, welches in Perugia, dem Sterbeorte Benedikts, stattfand, dauerte fast ein Jahr, bis die Bürger ungeduldig wurden und das Dach des Palastes abdeckten. Endlich am 5. Juni 1305 vereinigten sich die Stimmen auf Bertrand de Got, den Erzbischof von Bordeaux, einen Franzosen aus einer alten Adelsfamilie in der Gascogne. Sein bisheriges schwankendes Verhalten erregte bei beiden Parteien die Hoffnung, in ihm den geeigneten Mann für ihre Absichten zu finden, denn Bertrand war ein Mann von juristischer Bildung, aber nichts weniger als ein fester, entschlossener Charakter. Die Kardinäle sprachen dem Erwählten den Wunsch aus, er möge nach Rom kommen, aber Clemens V., wie er sich nannte, beschied sie nach Lyon, wo er sich krönen ließ.

Er hatte damals zwar nicht die Absicht, für immer in Frankreich zu bleiben, aber er ist thatsächlich nie über die Alpen gezogen, hauptsächlich, weil der ihm geistig überlegene Philipp ihn zu fesseln wußte. Clemens glaubte, solange er in der Nähe des französischen Hofes verweilte, leichter mit dem Könige verhandeln und ihn von gefährlichen Schritten in der Kirchenfrage abhalten zu können.

Philipp hatte in ihm einen Papst, wie er ihn brauchte, einen schwachen Geist. Der schlaue König benutzte den gegen das Andenken des Bonifacius VIII. angedrohten Prozeß als Druckmittel, um Clemens Zugeständnisse über Zugeständnisse, wie namentlich in der berüchtigten Angelegenheit des Templerordens, abzuringen. Trotzdem ist das Urteil, welches gewöhnlich über den ersten avignonesischen Papst abgegeben wird, zu hart; ein willenloser Sklave Frankreichs war er nicht so ganz. Da es ihm nicht an Verstand und tieferem Einblick in die Lage der Dinge fehlte, hätte er sich gern der Abhängigkeit entzogen, und er machte in der That den Versuch, sich anderweitige Stützen zu verschaffen. Clemens war nicht der Mann zum entschlossenen Auftreten, aber er wußte sich mit einem scheinbaren Gleichmut, einer abwartenden Unthätigkeit zu decken und seine Dränger hinzuhalten. Schweren Proben war der Papst freilich nicht gewachsen, und einmal mutlos geworden gab er jeden Widerstand auf. Seine Politik unterlag demnach wandelbaren Stimmungen und dem Eindruck des Augenblicks und flackerte unstät hin und her', wie die vom wechselnden Luftzug angewehte Flamme. Wie so manche seiner Vorgänger und Nachfolger trug er sich mit dem lebhaften Wunsche, einen Kreuzzug zustande zu bringen, und sprach davon in seinen Bullen oft und viel. Der Plan spielte mit in seine Politik hinein und gab für sie einen gewissen Grundton, aber keinen durchschlagenden; er diente oft genug nur zur Beschönigung und Verbrämung seiner sonstigen Handlungen.

Später, als die Bonifaciusfrage erledigt war, hielten Clemens körperliche und Bequemlichkeitsgründe diesseits der Alpen zurück. Ohnehin wurde es mit jedem Jahre schwieriger, den heiligen Stuhl nach Rom zurückzuverlegen, und die Macht der angenommenen Gewohnheit nahm an Stärke zu. So blieb schließlich das Papsttum siebzig Jahre in Avignon, in der babylonischen Gefangenschaft, wie man nachher in Erinnerung an die biblische Geschichte zu sagen pflegte.

Das europäische Staatenleben erhielt nunmehr eine eigenartige Wendung, da das ohnehin so stolz aufstrebende Frankreich den päpstlichen Einfluß mehr oder minder zu seinem Vorteil verwerten konnte, wenn man sich auch von dem Abhängigkeitsverhältnis der Päpste nicht allzu übertriebene Vorstellungen machen darf. Alle die Reiche, denen Frankreich Abbruch zu thun begehrte, mochten sich vorsehen. In erster Stelle war natürlich Deutschland bedroht, dessen König Albrecht zudem Philipp zurückgestoßen und beleidigt hatte. Nicht allein die westlichen Grenzen, nicht allein die Rechte des Reiches in Italien konnten schwere Beeinträchtigung erleiden: es bot sich für den feindseligen Nachbar jetzt die Möglichkeit, bei guter Gelegenheit den schon lange gehegten Traum zu verwirklichen, die Krone Karls des Großen an sich zu bringen.

Clemens ließ bald erkennen, wie er geneigt war, den Wünschen Philipps in Bezug auf Deutschland entgegenzukommen; er zeigte es deutlich genug bei

der Besetzung der Bistümer. Als die Ermordung Albrechts den deutschen Thron erledigte, faßte Philipp alsbald den Plan, auf diesen mit Clemens Hülfe seinen Bruder Karl von Valois zu setzen. Der damals achtunddreißig Jahre alte Prinz konnte eine Versorgung gut brauchen; schon zweimal hatten ihm Kronen gewinkt, die von Aragon und die von Konstantinopel, aber alle Abenteuer, welche er auf der pyrenäischen und auf der apenninischen Halbinsel, sowie in Flandern unternahm, schlugen ihm fehl; „Karl ohne Land" hatte einmal eine unglückliche Hand. Den Bruder vorzuschieben, schien besseren Erfolg zu verheißen, als wenn der König selber als Bewerber auftrat. Vielleicht trug Philipp anfänglich sich mit solcher Absicht, und es gab französische Politiker, welche der gleichen Meinung waren. Ein Advokat Pierre Dubois fühlte sich ab und zu berufen, wie manche Phantasten unserer Gegenwart, die Landkarte Europas umzugestalten. Er legte dem Könige Denkschriften vor, auf welche Weise Frankreich die Universalherrschaft erlangen könne, natürlich, wie es noch heute in Frankreich heißt, lediglich zum Heile der Menschheit. Auch damals wußte der lustige Projektenmacher guten Rat: der König sollte für sich und seine Erben das römische Reich in Besitz nehmen, der Papst das Wahlrecht der Kurfürsten, welche mit Grafschaften zu entschädigen seien, aufheben und ihn ernennen. Schade nur, daß Pierre Dubois nicht selber die Tiara trug.

Philipp rechnete stark auf die guten Dienste des Papstes, welchen er nach Empfang der wichtigen Nachricht alsbald in Poitiers aufsuchte. Die Hauptsache war, der schnellen Vornahme einer Wahl vorzubeugen, und deshalb beeilte er sich, nach Deutschland seine Briefe zu senden. Er schrieb an die Kurfürsten, von denen er die geistlichen, die ihm allerdings alle vertraute Männer waren, mit der Anrede „Besondere Freunde", die weltlichen mit der „Teuerste Freunde" beglückte, und an eine Reihe anderer Fürsten und Herren, die ihm durch Lehen oder Jahrgelder verpflichtet oder sonst bekannt waren. Da er aus christlicher Liebe das Beste für das Nachbarreich erstrebe, wünsche er ihm einen trefflichen Regenten, der der heiligen Kirche getreu voll Eifer für einen Kreuzzug brenne. Weil er vorläufig durch dringende Geschäfte, derentwegen er den Papst aufgesucht habe, in Anspruch genommen sei, bitte er die Wahlfrage so lange hinauszuschieben, bis er ihnen darüber seine Ansicht kund gethan. Bald nach diesen anmaßenden Eröffnungen schrieb er besonders an Herzog Heinrich von Kärnten, den böhmischen König, und empfahl ihm in zudringlicher Weise seinen Bruder Karl. Er rechnete auf die früher mit Böhmen vorhandenen Beziehungen und die Feindschaft des Kärntners gegen Habsburg. Außerdem erforderte die Weite des Weges nach Prag Eile durch einen besonderen Boten.

Inzwischen bestürmte Philipp den Papst, ihm zu Willen zu sein, doch, wie es scheint, brach er nur langsam dessen Widerstand.

Für Clemens konnte, wenn er einigermaßen ein selbständiges Urteil über die wirklichen Erfordernisse des Papsttums besaß, die Besetzung des deutschen Thrones durch einen Franzosen nur widerwärtig sein. Da ihm zunächst darauf ankam, Bonifacius VIII. als gültigen Papst zu behaupten und die Kirche vor dem drohenden Schimpf zu retten, durfte er die deutsche Kirche nicht dem französischen Einfluß preisgeben. Das Kaisertum hatte auch für die kirchlichen

Fragen seine Bedeutung, und der Papst mußte wünschen, es einem Deutschen zu verschaffen, der schon dadurch, daß er aus seiner Hand die Krone empfing, auf ihn gegen Frankreich angewiesen war. Auf der andern Seite wagte er nicht, Philipps Begehren ganz abzuschlagen, um ihn nicht zu reizen. Es war auch nicht undenkbar, daß dieser ohne ihn die deutschen Kurfürsten zur Wahl Karls bewog, dann wäre Clemens erst recht in unangenehmer Lage gewesen. Er wollte daher die Sache so leiten, daß er auf alle Fälle gedeckt war, nicht offen Frankreich abweisen, aber dessen Wünsche nur soweit erfüllen, wie es geschehen konnte, ohne die deutschen Fürsten selbst und ausdrücklich auf Karl zu verweisen. Immerhin ging er in seiner Willfährigkeit gegen Philipp weit genug, wahrscheinlich in der Hoffnung, die deutschen Fürsten würden selber das Beste für die Beseitigung der gefährlichen Thronwerbung thun. Als diese Erwartung sich erfüllte, mußte sich Clemens gestehen, daß er daran kein großes Verdienst hatte. Hätte Deutschland einen empfänglicheren Boden für die Saat Philipps geboten, sie wäre durch die Förderung, welche Clemens in seiner Schwäche sich abtrotzen ließ, sicherlich üppig aufgeschossen.

Eine französische Gesandtschaft wurde mit Geldmitteln und Vollmachten ausgerüstet, um in Deutschland für den französischen Prinzen zu arbeiten. Clemens erließ an die einzelnen Kurfürsten Schreiben, in welchen er ihnen ganz ähnlich, wie es schon Philipp gethan, auseinandersetzte, von welcher Beschaffenheit der neue König sein müsse, ein Mann voll aller Tugend, voll Treue gegen die Kirche und vor allen Dingen bereit zur Wiedereroberung des heiligen Landes. Eine solche Persönlichkeit sollten sie in ihren Gedanken suchen und ihn schleunigst davon vor der Wahl in Kenntnis setzen; er selbst erwäge die Sache aufs ernstlichste und werde ihnen noch seine Meinung eröffnen. Vermied der Papst, den Namen Karls auszusprechen, so legte doch der Ton des Schreibens dem Empfänger die Frage nahe, ob er nicht bereits einen so vortrefflichen Mann im Auge habe. Die Gesandten hatten die Antwort gleich zur Hand, nämlich Briefe von Philipp, in denen er bestens seinen Bruder empfahl. Da dieselben Boten zugleich die des Papstes und des Königs waren, lieh somit Clemens sein Ansehen dem französischen Prinzen zur Unterstützung. Mit oder ohne Wissen des Papstes wandte sich nachträglich noch sein Neffe, der Kardinal Raimund, an den Kurfürsten von Köln und wahrscheinlich auch an dessen geistliche Genossen mit einer warmen Empfehlung Karls.

Die Botschaft mag Ende Juli am Rhein eingetroffen sein, doch hat sie nur den Erzbischof von Köln persönlich aufgesucht. Denn der Mainzer Erzbischof weilte damals weit vom Rhein entfernt in Thüringen, und Balduin von Trier war entweder auf dem Wege zu ihm, oder die Franzosen erfuhren bald, daß dieser ebenfalls seinem Bruder zur höchsten Würde der Christenheit verhelfen wollte. Die Gesandten begnügten sich vermutlich, den anderen Kurfürsten die päpstlichen Briefe zuzusenden, da die Zeit drängte, dem Könige und dem Papste Nachricht über die günstige Aufnahme, welche sie bei Heinrich von Virneburg fanden, zu bringen. Dieser erklärte sich nämlich bereit, für Karl zu thun, was in seinen Kräften stünde, eine um so wichtigere Zusage, da gleichzeitig der Markgraf Otto IV. mit dem Pfeil von Brandenburg und die Herzöge

Johann und Albrecht von Sachsen-Lauenburg mit Heinrich gemeinsames Handeln bei der Wahl vereinbarten.

Als sich Philipp Ende Juli vom Papste trennte, drang er in ihn, den Kurfürsten nochmals und zwar mit ausdrücklicher Nennung Karls zu schreiben. Clemens zog über die Garonne in das englische Gebiet, vielleicht mit dem Hintergedanken, dort freier von unbequemem Druck zu sein. Ende September erfüllte er von dort aus Philipps Begehren, wie er ihm wenigstens versichert hat. Die beiden aus Deutschland heimgekehrten Gesandten erschienen bald darauf bei ihm mit neuen Anträgen des Königs, welchem sie zuerst ihren Bericht erstattet hatten. Clemens erklärte sich bereit, den Kölner Erzbischof, der sich so willfährig gezeigt, weiter aufzumuntern, lehnte aber ab, den anderen Kurfürsten nach so kurzer Zeit wiederum zu schreiben, ehe nicht Antwort von ihnen eingegangen wäre. Da der König verlangte, er möge zu der Wahlversammlung eine feierliche Gesandtschaft abordnen, stellte er ihm anheim, eine dazu geeignete Person selbst auszusuchen und zu bezeichnen. Dagegen schlug er ein anderes Begehren Philipps ab. Dieser hatte erfahren, daß Graf Heinrich von Luxemburg sich um die Krone bewarb, und wollte, der Papst sollte deshalb diesem in Karls Interesse schreiben. Clemens erwiderte, da mittlerweile der Erzbischof von Trier ihn wegen der Wahl seines Bruders mit Bitten angegangen habe und der Graf ein Vasall Philipps sei, so scheine es ihm besser, wenn der König selbst sich an den Luxemburger wende. Philipp wünschte ferner, der Papst möge dem Erzbischof von Mainz verbieten, Heinrich von Kärnten vor der Wahl zum Könige von Böhmen zu krönen; das dünkte dem Papst unbillig.

Clemens hatte sicherlich genauere Nachrichten aus Deutschland als Philipp. Er übersandte diesem zwar ein Schreiben, welches er in der Wahlangelegenheit von Johann von Sachsen-Lauenburg erhalten hatte, aber wahrscheinlich enthielt es nichts für Philipp Wertvolles, sondern eine Vorstellung über das von Johann beanspruchte, aber mit Sachsen-Wittenberg streitige Wahlrecht. Er gab dem Könige aber keine Abschrift des Briefes, welchen Balduin geschickt hatte, und sollte er nicht auch von Peter von Mainz Kunde erhalten haben? Darüber schrieb er Philipp nichts, und selbst von dem Schreiben, mit welchem er soeben Karl den Kurfürsten empfohlen haben wollte, legte er keine Abschrift bei. Der Papst wußte jetzt wohl, daß Karl trotz der kölnischen Zusage keine sonderlichen Aussichten hatte, und ließ die Dinge gehen, wie sie mochten.

Da die Notwendigkeit, einen König zu wählen, so plötzlich an sie trat, verfloß eine längere Zeit, ehe die deutschen Fürsten sich über die Zukunft klar werden und zu Vereinbarungen schreiten konnten. Nur allmählich und gruppenweise geschah es. Von den Habsburgern, denen es an Ehrgeiz nicht gebrach, hatte nur Friedrich der Schöne, der älteste von Albrechts Söhnen, einigermaßen die Jahre erreicht, um als Bewerber auftreten zu können. Solange er aber Böhmen beanspruchte, hatte er bei den Kurfürsten nicht die mindeste Aussicht und in Heinrich von Kärnten einen nicht verächtlichen Gegner. Daher verzichtete er schon am 14. August auf Böhmen und Mähren gegen eine leibliche Geldsumme, für welche er die in Kärnten und Krain eroberten Plätze und die in Böhmen noch besetzten Ortschaften als Pfand behielt. Vielleicht kam dabei

auch die Thronfolge zur Sprache. Heinrich hatte offenbar den französischen König durch eine ablehnende Antwort erzürnt, und es ist anzunehmen, daß er wirklich Zurückhaltung versprach, wie er auch später den anderen Thronbewerbern, welche ihn angingen, entgegnete, der Zustand seines Reiches verbiete ihm, bestimmte Partei zu ergreifen, damit er sich nicht dadurch Gegnerschaft erwecke. In der That blieb der Kärntner der Wahl gänzlich fern; da er von keinem Könige mit Böhmen belehnt war, hätte die ohnehin bestrittene böhmische Stimme in doppelter Unsicherheit gestanden.

Die Habsburger konnten einigermaßen auf ihre ausgedehnte Verwandtschaft im Reiche, namentlich mit den weltlichen Kurhäusern, rechnen. Aber auch bei diesen regten sich Hoffnungen. Die Pfalzgrafen ließen schon im Juli ihre Absichten auf das Königtum verlauten und Rudolf schickte Botschaft an die Böhmen und an den Erzbischof von Köln, erhielt aber von beiden abweisende Antwort; der letztere entgegnete, er sei schon versagt. Auch die Brandenburger und die Sachsen trafen Vorbereitungen, indem Markgraf Otto und die Lauenburger Herzöge Ende Juli und Anfang August ihre Verabredungen mit Köln trafen.

Heinrich von Virneburg, obgleich nicht abgeneigt, Frankreichs Wünsche zu erfüllen, ging eine bestimmte Verpflichtung nicht ein, sondern hielt sich die Wege offen, denn noch ließ sich nicht übersehen, wie die Dinge gehen würden und wo mit Sicherheit der größte Vorteil zu hoffen war. Peter von Mainz beabsichtigte zuerst den Landgrafen Friedrich den Freidigen als seinen Mann aufzustellen. Balduin von Trier dachte seinem Bruder das Reich zu. So herrschte ärgere Ungewißheit als je, und daß gerade die geistlichen Kurfürsten nicht einig waren, vermehrte die Verwirrung.

Da gelang es Balduin, Erzbischof Peter auf seine Seite zu ziehen. Der junge Kirchenfürst gab so die erste Probe von der staatsmännischen Begabung, durch welche er sich den größten Ruhm erwerben sollte. Nach dem Tode des unbeliebten Erzbischofs Diethers entschied sich der größere und verständigere Teil, wie es heißt, des Trierer Kapitels für den Domherrn Graf Balduin von Luxemburg, doch fehlte nicht der übliche Widerspruch der andern Partei. Es war keine eigentliche Wahl, sondern nur eine sogenannte Postulation, da Balduin noch nicht das kirchlich vorgeschriebene Alter hatte; er zählte erst zweiundzwanzig Jahre. Ob wirklich der gute Ruf des Jünglings oder nicht vielmehr der Einfluß seiner Familie und namentlich der seines Bruders das Kapitel zu einem nicht gewöhnlichen Schritt bewog, ist ungewiß. Balduin, der jüngste Sohn des Grafen Heinrich IV. von Luxemburg, war, als der Vater in der wilden Schlacht bei Worringen fiel, fast zwanzig Jahre jünger, als sein ältester Bruder Heinrich, der damals die Regierung der Grafschaft übernahm. Daher mag die zärtliche Liebe rühren, welche beide später zu einander hegten. Auch die Mutter Beatrix zeichnete sich als eine gebildete, fromme und thatkräftige Frau aus. Da noch ein zweiter Bruder lebte, wurde der jüngste für den geistlichen Stand bestimmt und schon im Alter von dreizehn Jahren an die Universität nach Paris geschickt, wo er sich noch aufhielt, als ihn das Kapitel zum Erzbischof verlangte. Heinrich eilte selbst dorthin, um den Bruder zum Papste nach Poitiers zu geleiten. Die enge

Verbindung, in welcher die Familie zu Frankreich stand, verschaffte ihm die warme Fürsprache des Königs Philipp, und so nahm Clemens keinen Anstand, den jungen Mann, der zugleich erst die Priesterweihe erhielt, zum Erzbischof zu konsekrieren.

Das Kapitel hatte keine schlechte Wahl getroffen. Balduins späteres Leben zeigt, daß er die Hochschule nicht umsonst besuchte und dort sich ernstlichen Studien widmete. Er erledigte nicht nur den gewöhnlichen Gang der damaligen wissenschaftlichen Vorbereitung, er hegte auch eine besondere Vorliebe für die Mathematik und konnte die arabischen Ziffern gebrauchen und Figuren entwerfen, er verstand sich selbst auf Astronomie. Besonders befleißigte er sich des Kirchenrechtes.

Balduin war nicht groß, eine zierliche Figur, aber von vieler Körperkraft und fester Muskelbildung der straffen Glieder. Der Kopf mit hoher Stirn zeigte ein rundliches Oval, in der starken Wölbung des Hinterhauptes erblickte der Beschreiber seines Lebens das Merkmal guten Gedächtnisses. Die weiße Hautfarbe, in rosiger Färbung Gesundheit verratend, die schöne, nicht allzugroße Nase, die leuchtenden, doch etwas kurzsichtigen Augen, die wohlgebauten Ohren, das an den Enden sich kräuselnde Haar des Hauptes und des Bartes, die angenehme hellklingende Stimme, alle diese Eigenschaften mochten ansprechen und gewinnen. Die Frische und Geschmeidigkeit des Körpers bewirkte auch einen fröhlichen Sinn. So sehr Balduin von echter Frömmigkeit erfüllt war und sich den geistlichen Pflichten seines Amtes voll widmete, gab er doch dem Leben sein Recht. Der angestrengten Arbeit ließ er gern die Erholung folgen; da sagte er wohl scherzend im Kreise der Seinen: „Jetzt hängen wir die bischöfliche Würde an die Wand“, und nahm teil an munteren Uebungen; im Springen, im Laufen, im Steinstoßen wetteiferte er mit den Kräftigsten. Er war sogar, wie es scheint, auf seine Leibeskräfte etwas eitel und gab von ihnen gern Proben; warf er doch einmal einen Reiter mit dem Pferde zu Boden. Seine Körperbeschaffenheit erlaubte ihm, die Waffen zu führen, und Balduin scheint sie in der Jugend gern geschwungen zu haben. Er erwarb die Würde als Ritter und erteilte selbst anderen den Ritterschlag; seine im Kampfe bewiesene Tapferkeit wird von verschiedenen Seiten besonders gerühmt.

Erst nach Albrechts Tode hielt der neue Erzbischof Pfingsten 1308 seinen festlichen Einzug in Trier. Noch wußte niemand, wie sich der Jüngling entwickeln würde, und neben den Greisen Peter von Mainz und Heinrich von Köln Geltung zu erlangen, war für ihn keine leichte Aufgabe.

Als Balduin der Zustimmung Peters sicher war, konnte auch der Kölner bearbeitet werden. Seine Forderungen waren unverschämt, aber für Balduin und seinen Bruder gab es kein Bedenken. Am 20. September schlossen die beiden Heinriche ihren Vertrag, in welchem der Luxemburger dem Erzbischofe bedeutend mehr versprach, als einst Adolf und Albrecht. Mit freigebiger Hand wurde über Reichsbesitz und Reichsrechte verfügt, natürlich Albrechts Krieg gegen Wicbold als gewaltsamer Einbruch in dessen Rechte bezeichnet, alles damals Verlorene wiederverheißen und noch überreicher Ersatz für die erlittenen Schäden zugesichert. Auch eine Verschwägerung der Virneburger mit dem künftigen Könige kam zur

Verabredung. Trotzdem gab der Kölner nicht die bindende Zusage, für den Grafen zu stimmen; die Urkunden lauten nur für den Fall, daß es Heinrich glücke, einstimmig oder zwieträchtig gewählt zu werden, wie er es von dem Erzbischofe und dessen Mitfürsten erhoffe. Noch hatte der Erzbischof keine weiteren Nachrichten aus Frankreich, Grund genug für ihn, sich vorläufig nicht einseitig zu vergeben, wenn auch das Zünglein seiner Wage zum deutschen Bewerber hinüberschwanken mochte. Selbst den Lauenburgern und den Brandenburgern, mit denen der frühere Vertrag weiterbestand, gab er keine bestimmte Meinung zu erkennen.

So kam das Ende des Oktobers heran und noch schwebte alles im Dunkeln.

Der Erzbischof von Mainz hatte, wie das seines Amtes war, die Kurfürsten zur Wahl zusammenberufen; zu welchem Tage und an welchen Ort, ist jedoch unbekannt. Ebensowenig ist überliefert, woher es geschah, daß erst eine Vorbesprechung zu Rense stattfand.

Das Dorf Rense liegt, von Weinbergen und Obstgärten umgeben, am linken Rheinufer oberhalb von Koblenz, nicht weit von der Burg Stolzenfels. Es stand unter der Kirchenhoheit von Trier, aber unter der Herrschaft von Köln. Ganz nahe lagen hier Besitzungen der vier rheinischen Kurfürsten bei einander. Das benachbarte Kapellen gehörte dem Erzbischof von Trier, das gegenüberliegende Lahnstein dem von Mainz und die Burg Braubach dem Pfalzgrafen; man sagte, der Klang einer in Rense geblasenen Drommete sei in aller vier Herren Ländern vernehmbar. Daher mag der Ort schon früher zu Zusammenkünften der Kurfürsten gedient haben, aber die im vierzehnten Jahrhundert oft aufgestellte Behauptung, dort pflegten sie von alters her zusammenzukommen, um über die Königswahl zu beraten, entbehrt der geschichtlichen Begründung. Der erste bekannte Fall ist eben der unserige; auch hier wird ein einmaliger zufälliger Vorgang alsbald als Herkommen und dann als Gesetz gegolten haben. Die Königswahlen nach Heinrich VII. bis auf Ruprecht sind, wenn es die Umstände erlaubten, in der Regel in Rense vorbereitet oder vollzogen worden.

Anfänglich traten die Kurfürsten unter freiem Himmel zusammen unter den Fruchtbäumen — im Obstgarten, wie es gewöhnlich heißt —; erst zwischen 1376 und 1398 errichteten die Bürger von Rense den sogenannten Königsstuhl. Er diente nur einmal zur Wahl, zu der Ruprechts. Der Bau, welcher heutzutage inmitten prächtiger Nußbäume steht, von den Vorbeireisenden kaum mit einem flüchtigen Blick zu erhaschen, ist nicht mehr der alte, welchen vierhundert Jahre nach seiner Entstehung die Franzosen mitsamt dem heiligen römischen Reiche zerstörten; erst 1843 wurde der Königsstuhl wieder in seiner ehemaligen Gestalt hergestellt.

Die Fürsten erachteten eine Vorberatung in Rense wohl deswegen für notwendig, weil noch keine Einigung unter den Wählern erzielt war. Teil nahmen wahrscheinlich die drei geistlichen Kurfürsten, der Pfalzgraf Rudolf und der Brandenburger Markgraf Waldemar. Auch Graf Heinrich von Luxemburg erschien. Oesterreich vertrat Bischof Johann I. von Straßburg, derselbe, in dessen Armen König Albrecht verblutet war. Kurz vorher kam in Boppard ein merkwürdiger Vertrag zwischen den weltlichen Kurfürsten zustande. Doch beteiligten

sich daran von den Sachsen nur der abwesende Rudolf von Wittenberg, für den Brandenburg handelte, nicht auch die Lauenburger. Brandenburg und Sachsen-Wittenberg gelobten eidlich den Wittelsbachern Rudolf und Ludwig, mit ihnen gemeinsam zu stimmen für die Markgrafen Otto und Waldemar, oder für den Grafen von Anhalt, oder für die Pfalzgrafen Rudolf und Ludwig, oder für den Herzog Friedrich von Oesterreich, je nachdem einer von diesen mehr Stimmen von den geistlichen Wählern erhalte. Außerhalb dieser Reihe wollten sie nur in gegenseitiger Uebereinstimmung wählen. Wer mit ihrer Förderung gekoren wird, muß bestimmte Verpflichtungen, welche sich auch auf Oesterreich beziehen, übernehmen, doch wollen sie auf keinen Fall den Herzögen Stephan und Otto von Niederbaiern und dem Grafen Eberhard von Wirtemberg, wenn einer von diesen gewählt werden sollte, anhängen.

Da die Brandenburger, von denen Waldemar erst vier Tage vorher in Bonn sich nochmals mit Heinrich von Köln zu einmütigem Handeln vereinigt hatte und auch später noch mit ihm verbündet erscheint, bei der Aufstellung so zahlreicher Fürsten mitwirkten, muß Waldemar die Hoffnung gehabt haben, der Erzbischof würde für einen der Genannten stimmen. Die reiche Fülle der in Betracht gezogenen Bewerber ist von jeher aufgefallen und hat zu mancherlei Deutungen Anlaß geboten, denen sich noch eine andere anreihen läßt, welche vielleicht die Schwierigkeiten löst. Die Brandenburger und die Pfalzgrafen sind unter den in Aussicht Genommenen durch je zwei Namen vertreten, dagegen Sachsen gar nicht; daneben werden als einzelne, zugleich nicht kurfürstliche Personen Albrecht von Anhalt und Friedrich der Schöne genannt. Man könnte daher in ihnen die von Sachsen, das selbst auf die Mitbewerbung verzichtete, vorgeschlagenen Thronfolger erblicken. Aber wir wissen zuverlässig, daß der Anhaltiner, Waldemars Schwager, von Brandenburg begünstigt wurde, und die sonstigen Abmachungen lassen erkennen, daß die Pfalzgrafen es waren, welche Oesterreich aufstellten.

Von Sachsen ist sonst nicht weiter die Rede; es heißt nur, Herzog Rudolf habe seine Stimme an Markgraf Otto übertragen, was vielleicht nicht ganz zutraf. Beide waren nicht anwesend, wohl aber Markgraf Waldemar. Die Urkunde stellten nicht die Fürsten selbst, sondern Prokuratoren aus, vermutlich weil Otto nicht gegenwärtig, Waldemar noch zu jung war. Die Anwesenheit des Pfalzgrafen Rudolf, der für seinen abwesenden Bruder Ludwig handelte, darf als gewiß gelten. Rudolf hatte anfänglich die Krone begehrt, aber die von Köln erhaltene Ablehnung nahm ihm jede Aussicht, trotzdem steht hier sein Name, aber zugleich mit dem Ludwigs. Hätten die Pfalzgrafen und ebenso die Brandenburger wirklich noch beabsichtigt, als Bewerber aufzutreten, so wäre natürlich gewesen, daß nur je einer von ihnen die zu erlangenden Stimmen auf seine Person zu vereinigen suchte. So darf man folgern: die Markgrafen und die Pfalzgrafen werden sozusagen nur anstandshalber mit aufgeführt, ernstlich gemeint sind nur Albrecht von Anhalt und Friedrich von Oesterreich, der eine von Brandenburg, der andere von den Pfalzgrafen auf den Schild erhoben, und der Vertrag ging lediglich aus den Zwecken dieser beiden Kurhäuser hervor.

Indessen läßt die Vereinbarung erkennen, daß beide Teile wenig Hoffnung

hegten durchzudringen. Sie verpflichteten sich nur dann für einen der genannten, also für Anhalt oder Oesterreich, zu stimmen, wenn dieser die Mehrheit der geistlichen Stimmen erhielt. Geschah das, wie wahrscheinlich war, nicht, so stand nichts im Wege, sich gemeinsam auf einen andern zu vereinigen. Die ganze Uebereinkunft bedeutete demnach für die eigentliche Wahl wenig. Den Kernpunkt bilden vielmehr der Ausschluß der für Oesterreich und Baiern widerwärtigen Fürsten, des Niederbaiern und des Wirtembergers, und die Zusicherung, daß die Kurfürsten bei dem mit ihrer Unterstützung gewählten Könige gemeinsam ihre Interessen vertreten wollen. So ziemlich alles, was darüber im Vertrag festgesetzt ist, entsprach den Wünschen der Habsburger und Wittelsbacher. Vermutlich gab es auch eine von letzteren ausgestellte Gegenurkunde, welche die für Brandenburg und den Anhaltiner zu erwirkenden Vorteile verbürgte.

Die Sache ist also die: die Brandenburger wollten die Wahl des Grafen von Anhalt, und sie hatten dafür auch einige Aussicht, da sie mit Köln gut standen. Um auch den Pfalzgrafen zu erkaufen, übernahmen sie die Verpflichtungen für ihn und für Friedrich von Oesterreich. Für diesen war freilich nicht viel zu hoffen, aber Pfalzgraf Rudolf wollte ihn wenigstens in seinem Besitz sicher stellen. Er war daher bereit, für Albrecht von Anhalt zu stimmen, wenn zwei Erzbischöfe es auch thäten. Beachtenswert ist, daß der Sachwalter Brandenburgs Berthold von Henneberg war, welcher früher dem Vater Friedrichs sehr nahe stand, und daß der Straßburger Bischof an dem Abschluß des Bündnisses teilnahm.

Die deutschen Berichte gehen über den Tag zu Rense kurz hinweg, dagegen sind die dortigen Vorgänge abgespiegelt in der Erzählung eines gut unterrichteten Italieners, nur daß dieser irrtümlich nicht von der vorbereitenden Versammlung, sondern von der wirklichen Wahl spricht. Nach ihm stimmten für Heinrich die Erzbischöfe von Mainz und Trier und noch zwei Kurfürsten aus Abneigung gegen den andern Bewerber.

Die Erzählung ist unschwer mit den dargelegten Thatsachen in Einklang zu bringen. Die beiden abweichenden Stimmen waren die Heinrichs von Köln und Waldemars, welche urkundlich auch noch nach der Verhandlung zu Rense im Einverständnis erscheinen, und daß ersterer erst spät für Heinrich gewonnen wurde, zeigen auch die deutschen Quellen. Dagegen trennte sich Pfalzgraf Rudolf von Waldemar, obgleich er nach jenem Vertrage nur in Uebereinstimmung mit diesem für Heinrich stimmen durfte; wahrscheinlich aber erhielt er inzwischen von dem Luxemburger alle die Zusicherungen, welche er wünschte und eben durch jenen Vertrag hatte sicher stellen wollen. Denn die ersten Urkunden, welche Heinrich nach der endgültigen Wahl in Frankfurt noch unter seinem gräflichen Siegel gab, bestätigten dem Pfalzgrafen alle Besitzungen und bestimmten eine Ehe zwischen Ludwig, dem ältesten Sohne Rudolfs, und Marie, der ältesten Tochter des neuen Königs. Auch Bischof Johann von Straßburg erhielt sofort eine Belohnung und für seine Herren das Versprechen, der König wolle den Herzögen von Oesterreich alle Lehen erteilen, welche sie zur Zeit der Könige Rudolf und Albrecht besessen, sie in ihren Rechten daran nicht beschweren, vielmehr gegen Beleidiger mit Macht beistehen.

Auch Rudolf von Sachsen muß sich von der Bopparder Verbindung, in der er ohnehin nur eine leere Figur war, losgesagt haben. Wahrscheinlich war er mittlerweile persönlich eingetroffen und dadurch zum selbständigen Handeln fähig. Für ihn mochte bestimmend sein, daß die Lauenburger, welche die Kurstimme gleichfalls beanspruchten, zu Köln standen; in der That haben diese auch nachher bei der eigentlichen Wahl ihr Stimmrecht, soweit man es gelten lassen wollte, nicht auf Rudolf, sondern auf Waldemar übertragen. Da der Sachse kurz vorher seine Schwester mit einem Sohne Friedrichs des Freidigen von Thüringen verlobt hatte, ergeben sich leicht weitere Vermutungen über die Gründe, welche ihn zu dem Luxemburger führten.

Noch war die Entscheidung keine endgültige, aber für Heinrich der Sieg bereits so gut wie sicher. Nächst seinem Bruder verdankte er dem Erzbischof Peter von Mainz den glücklichen Erfolg. Warum dieser die luxemburgische Familie begünstigte, ist nicht recht klar; aber mochten auch persönliche durch die Abstammung Peters aus dem Trierer Bistum gegebene Beziehungen mitspielen, unzweifelhaft leiteten den Mainzer am allermeisten Abneigung gegen Oesterreich und Rücksichten auf die zu erzielenden Vorteile, und wie der Kölner sich die großen Verheißungen machen ließ, blieb auch er gewiß nicht zurück. Daher stattete Heinrich sofort in Rense am 28. Oktober — vermutlich dem Tage, an welchem die vorläufige Abstimmung stattfand — „in Anbetracht des treuen Fleißes und der standhaften reinsten Hingabe, welche der Erzbischof für uns und unsere Erhöhung hat und gehabt hat," seinen vollwichtigen Dank ab, indem er Zusagen machte, die er, wenn er König werden sollte, bestätigen und halten wollte. Alles, was Albrecht der Mainzer Kirche abgedrungen, wird er zurückgeben und noch 100000 Mark Entschädigung zahlen, er erneuert die sonstigen schon von Adolf und Albrecht gegebenen Versprechen, auch wegen der Reichskanzlei, und fügt noch manches andere zum Vorteil Peters und seines Stiftes hinzu.

Da vollkommene Einhelligkeit der Wahl wünschenswert war, galt es nun, die beiden abweichenden Stimmen und namentlich die wichtige kölnische zu gewinnen, und das gelang, wenn sich auch das diplomatische Spiel nicht verfolgen läßt. Am 10. November einigte sich, „um eine zwiespältige Wahl zu vermeiden bei der nächstens vorliegenden Wahl eines künftigen Königs der Römer," Markgraf Waldemar mit Heinrich von Köln, für den Anhaltiner zu stimmen, wenn es möglich wäre, den Erzbischof von Mainz oder den von Trier für diesen zu gewinnen; andernfalls werden sie Heinrich von Luxemburg erwählen. Die Uebereinkunft zeigt, daß beide bis dahin nicht für letzteren waren. Der Kölner hatte sich Frankreich willfährig gezeigt und an ihn war Waldemar gebunden. Allerdings ist uns keine Kunde von weiteren Schritten Philipps überkommen, aber daraus folgt nicht, daß solche nicht geschehen sind. Hielt Peter von Mainz es doch in Rense für notwendig, dem Luxemburger das Versprechen abzunehmen, er wolle allen Unwillen des Heiligen Stuhles, welchen sich der Erzbischof durch seine Wahl zuzöge oder zuziehen werde, beseitigen. Der Papst galt also damals noch als Vertreter der französischen Werbung, und der Erzbischof von Köln, der namentlich in seinen mißlichen Geldangelegenheiten die Gunst der Kurie unmöglich

entbehren konnte, trug deswegen Bedenken, für den Luxemburger einzutreten. Am 10. November können die Briefe von der Garonne her bereits eingelaufen sein; lauteten nun die Schreiben des Papstes so unbestimmt, daß Heinrich es wagte, gegen den Valois zu stimmen, oder überwogen andere Gründe sein Zaudern? Genug, der Kölner, der auch gar keine Aussicht hatte, gegen die Mehrheit durchzubringen, schlug sich nun auf Heinrichs Seite, die ihm schon der Vertrag vom 20. September so verlockend machte. Die Verabredung vom 10. November war also für ihn ein verblümter Rückzug, für Waldemar ein letzter hoffnungsloser Versuch, seinen anhaltinischen Schwager durchzusetzen.

So erfolgte am 27. November in Frankfurt die einhellige Wahl des Grafen Heinrich von Luxemburg durch die sechs anwesenden Kurfürsten, deren Abstimmung Pfalzgraf Rudolf in einem feierlichen Ausspruche zusammenfaßte.

Abgesehen von Balduins Bemühungen hatte Peter von Mainz die Entscheidung gegeben, es gewagt, den französischen Umtrieben zu trotzen und unter den verschiedenen deutschen Bewerbern gerade diesen durchgesetzt. War es nun deutscher Nationalstolz, welcher ihn und auch die anderen Fürsten Karl von Valois abhold machte? Wir wollen es zu ihrer Ehre hoffen, können es aber nicht bestimmt behaupten. Für sie war es sicherlich nicht verlockend, unter die Vormundschaft Frankreichs zu geraten, zumal weil sie auch die Abhängigkeit vom Papsttum verstärkt hätte. Wer gab Bürgschaft, daß Karl die schönsten Versprechungen hielt und halten konnte? Wie einst der reiche Richard von Cornwallis nichts vermochte, so hätte wahrscheinlich auch Karl Not gehabt, bei der Gesamtheit der Fürsten Anerkennung zu finden; die Folge waren dann große Kämpfe oder Unvermögen des Oberhauptes, welches beides den Kurfürsten keinen Vorteil verhieß. Die weltlichen Fürsten, bei denen es noch erklärlicher ist, daß sie keinen Herrn aus Frankreich wollten, konnten für sich allein nichts machen und fanden bei der Haltung, welche Köln beliebte, keine Unterstützung für andere Bewerber, die ihnen genehmer gewesen wären.

Unzweifelhaft bedeutete es für Deutschland ein großes Glück, daß ein Reichsfürst, nicht der französische Fremdling an seine Spitze trat, obgleich auch der Erkorene nicht so ganz ein Deutscher war. Aber sonst konnte es sich zum Ergebnis des verwickelten Spieles nicht sonderlich Glück wünschen. Ein neues Geschlecht, ein drittes, kam auf den Thron. Was sonst von der habsburgischen Macht dem Reiche hätte zu gute kommen können, wurde jetzt dem Königtum wieder entfremdet, vielleicht sogar gegen dasselbe gewandt; die Familie der Könige Rudolf und Albrecht bildete fortan nur ein Fürstengeschlecht wie andere, und insofern hatte die Gesamtheit Deutschlands nichts damit gewonnen, daß Habsburg einst Oesterreich erhielt. Für Heinrich war die Art, wie er die Krone erlangte, wenig rühmlich. Er gab die Vorteile auf, welche sein Vorgänger schwer erkauft, er übertraf in der Bereitwilligkeit, mit welcher er den Preis für seine Erhebung bewilligte, noch die schmutzigen Händel von 1291 und 1298 und stand gleichfalls vor der Aussicht, wenn er seine Wähler nicht befriedigte, über Bord geworfen zu werden. Seine Lage war noch ungünstiger als einst die Adolfs und Albrechts; er durfte nicht hoffen, deren Politik im Reiche auch nur versuchen zu können. Daher ersah er sich gleich von Anfang an in seinen Gedanken ein anderes Feld der

Wirksamkeit, welches die letzten Könige vor ihm hatten brach liegen lassen und auf dem von den Kurfürsten gestört zu werden er nicht zu fürchten brauchte. Auch das war eine üble Folge dieses Wahlkönigtums, daß jede feste Einheit der Reichspolitik, welche schließlich doch der König vertrat, verloren ging, daß der Nachfolger nicht da einsetzen konnte, wo sein Vorgänger aufgehört hatte. Die Haltung zu den auswärtigen Mächten erfuhr durch dieses stete Schwanken die größte Beeinträchtigung.

Ich habe die Geschichte der Wahl ausführlicher dargestellt, nicht allein deswegen, weil mir die Dinge anders zu liegen scheinen, als sonst angenommen wurde, sondern weil sie recht bezeichnend ist für die damaligen Zustände Deutschlands. Ueberhaupt sind die Königswahlen am besten geeignet, einen Blick in die inneren Parteiverhältnisse, in das politische Treiben und dessen Beweggründe zu eröffnen, denn bei ihnen vereinigen sich immer die einzelnen Wellen zur Hochflut.

Zweiter Abschnitt.

Heinrich VII. und Papst Clemens V. 1309.

In Heinrich erhielt Deutschland wieder einen König von geringer Macht. Schon der äußere Umfang seiner Herrschaft, welche nördlich bis Stablo, südlich bis Diedenhofen reichte, war nicht groß, etwa zwanzig Meilen lang und breit; mitten drinnen lagen noch größere ihm nicht zugehörige Gebiete, und ein Teil seiner Länder stand in Lehnsabhängigkeit von großen Dynasten. Zudem trug das Land durchschnittlich eine schwache Bevölkerung. Der jetzige König verfügte somit über einen Besitz, welcher den Adolfs von Nassau übertraf, aber hinter dem, wie ihn Rudolf von Habsburg vor seiner Wahl aufweisen konnte, namentlich an innerem Wert beträchtlich zurückstand. An der Grenze Deutschlands gegen Frankreich sitzend und leicht verwickelt in die schweren Kämpfe, wie sie so häufig zwischen den großen Fürstenhäusern des nordwestlichen Deutschlands entbrannten, bedurften die Luxemburger Grafen besonderer Gewandtheit, um in diesem Widerstreit ihre Stellung und ihren Vorteil zu wahren. Besonders Heinrich mußte früh die Schule der Klugheit durchmachen, als er, noch nicht zwanzig Jahre alt, die Herrschaft antrat und die schweren Folgen der Worringer Schlacht auszugleichen hatte. Die Ueberlieferung seines Hauses, wie zu erwartender Gewinn führten ihn in sehr enge Beziehungen zu Frankreich, dessen König Philipp IV. ihn zum Ritter schlug und zu seinen Lehnsleuten zählte. In Sprache und Sitte folgte der Graf der welschen Art, wie auch ein großer Teil seiner Unterthanen wallonischen Stammes war. Die Regierung seines Landes und die Geschäfte des Hauses wurden in französischer Sprache geführt. Auch während der Bundesgenossenschaft des Königs Adolf mit England hielt er zu Frankreich, dabei zugleich die Zwecke seines Hauses gegen die englisch gesinnten Grafen von Bar im Auge haltend. Doch verstand er stets eine gewisse Selbständigkeit zu wahren, dadurch sich zu sichern und Einfluß zu gewinnen. Wie es die Zeit mitbrachte, führte er mancherlei Fehden, aber er erscheint nicht als eine vorwiegend kriegerische Natur, mehr in Unterhandlungen und sorglicher Sparsamkeit suchte er das Gedeihen seiner Macht. Dadurch er-

warb er sich den Ruf eines gerechten, Ordnung und Zucht liebenden Fürsten, aber ehe Heinrich König wurde, kann sein Ruhm kaum weit über die Nachbarländer gediehen sein. Wenn daher Johann von Victring erzählt, schon Albrecht sei auf Heinrich seiner Tüchtigkeit wegen aufmerksam geworden und habe dessen mögliche Nachfolge im Reiche erwogen, so ist das wohl nur ein Versuch, die entschiedene Niederlage der Habsburger bei der Königswahl und ihren späteren Anschluß an die Luxemburger zu beschönigen. Nicht persönliche Eigenschaften, sondern andere Umstände führten den Grafen auf den Thron.

Heinrich hatte das vierzigste Lebensjahr noch nicht erreicht und stand so in dem schönsten Mannesalter. Die körperliche Anlage zeigte viele Aehnlichkeit mit seinem jüngeren Bruder Balduin; wie dieser war er von schlanker Mittelgröße, von ebenmäßigem, kräftigem, aber nicht schwerem Bau der Glieder. Er teilte mit ihm auch den Familienfehler der Kurzsichtigkeit, namentlich auf dem linken Auge, welches jedoch durch ungewöhnliche Beweglichkeit seine Schwäche verbarg. Ebenso glichen sich die Brüder in dem frischen blühenden Ton des Gesichtes und in der blonden Farbe des Haares. Doch trug Heinrich keinen Bart und das glatte, dünne Haupthaar, welches nach französischer Sitte lang herabhing, ließ bereits den Scheitel durchschimmern. Der kleine rundliche Kopf mit starken Augenbogen, welche die breite, doch nicht hohe Stirne sehr kräftig hervortreten ließen, die zierliche feine Nase, starke Backenknochen, der gerade geschnittene Mund mit breiter Unterlippe und wohlgeformtem Kinn bildeten ein nicht eben schönes, aber mildes und geistvolles Antlitz.

Seit sechzehn Jahren stand ihm als treue Gattin Margareta, die Tochter des ruhm- und glanzreichen Herzogs Johann I. von Brabant zur Seite, welche ihm einen Sohn, Johann, und zwei Töchter, Maria und Beatrix, gebar. Noch in späteren Jahren bewahrte sie die Anmut der Jugend und machte einen fast mädchenhaften Eindruck. Ein Italiener, der sie oft sah, gibt von der hohen Frau eine lebhafte Schilderung. Ihre kleine zarte Figur paßte trefflich zu der ihres Gatten. Hellblondes Haar, welches sie nach dem Brauch der Zeit bei Festlichkeiten gelöst auf ihre Schultern herabwallen ließ, umrahmte ein blasses Gesicht mit wohlgestalteten Wangen, kleinem Munde und feiner Nase, deren Spitze, wie das bei weiblichen Erscheinungen dieser Bildung oft der Fall ist, leicht gerötet war. Auf Antlitz und Augen lag stets ein heller Schein, wie ein beständiges heiteres Lächeln. Dem entsprach ihre lebhafte Gemütsart. Sie wußte gut zu sprechen und sich leicht ohne Anmaßung und Stolz zu geben; man meinte sogar, sie wahre gegen Niedere nicht genug die Würde der Königin und sei gar zu herablassend und zutraulich. Margareta entfaltete Pracht, wo sie notwendig war und ihr als Königin geziemte, doch erschien sie gern in schlichtem Kleide im Kreise prunkender Damen. Ihre Freundlichkeit entsprang einem gütigen Herzen voll wahrer und warmer Frömmigkeit. Die Armen segneten ihre freigebige Hand, welche gern Not und Elend milderte und selbst in den Spitälern wacker zugriff. Auch dabei verließ sie nicht ihre frische Natürlichkeit. Als sie einst in Mailand am Gründonnerstag armen Frauen die Füße wusch und Kleider austeilte, spottete eine über ihre Demut. Die Königin gab der Vorlauten sofort eine herzhafte Ohrfeige und verjagte so, wie der Erzähler sagt, den schmutzigen

Teufel, welcher durch den Mund der Alten sie beleidigt hatte. Die vortreffliche Herrscherin wußte Welt und Gottesdienst miteinander zu vereinen und beiden in gleicher Weise genug zu thun. Daher auch die innige Liebe, welche sie an ihren Gatten und diesen an sie band. „Es wird weder überliefert, noch ist es glaublich, daß vor dieser Ehe jemals ein Paar gefunden worden, welches einander in so inniger Liebe zugethan gewesen wäre," ruft der Italiener Albertino Mussato, welcher mehrfach Gelegenheit hatte, die beiden zu beobachten. Die Gattin teilte alle Sorgen und Mühen Heinrichs und kannte den Gang der Dinge vollständig. Gern hörte er auf ihren Rat, sie aber benutzte ihren Einfluß, um ihn zur Milde und Barmherzigkeit zu stimmen. Daher gewann die edle Frau später auch die begeisterte Liebe und Bewunderung der Italiener; als sie in Genua starb, ehrte man sie wie eine Heilige und wußte von an ihrem Grabe geschehenen Wundern zu berichten.

Margareta und Heinrich waren ein durchaus zusammenstimmendes Ehepaar. Auch seinem Charakter spenden die Zeitgenossen allesamt ein so volles Lob, wie es selten einem Herrscher geschieht, und was sie sagen, erhebt sich nicht nur weit über sonst herkömmliche Redensarten, sondern wird auch durch Thatsachen bestätigt. Den Grundzug bildete auch bei ihm eine innige Frömmigkeit, welche ja viel von äußerlicher Kirchlichkeit an sich trug, aber tief innerlich begründet wirklichem Herzensbedürfnis und reichem Gemüt entsprang. Daher veredelte sie auch sein Thun und Handeln. In jeder Beziehung makellos und untadelhaft, dem Uebermaß der sinnlichen Genüsse abgeneigt, in strenger Keuschheit der Gattin auch über ihren Tod hinaus die Treue wahrend, galt Heinrich als das Vorbild reiner Gesinnung und Tugend. So wenig wie seine Gemahlin vernachlässigte er über den kirchlichen Uebungen seine Regentenpflichten oder entzog sich mürrisch und in sich gekehrt den erlaubten Freuden des Daseins. Seine Thätigkeit namentlich später in Italien zeigt, wie eifrig er den Forderungen seiner Stellung gerecht wurde, mit wie unermüdlicher und angespannter Anstrengung er seine Ziele verfolgte. Gütig und milde aus natürlicher und Verstandesanlage zog er die Versöhnung der Feindschaft vor; italische Geschichtschreiber heben wiederholt hervor, daß gerade seine allzugroße Neigung zum Verzeihen ihm schadete. Daher glaubte er nicht leicht von anderen etwas Böses; ein arglistiger Feind konnte ihn lange täuschen, bis er sich endlich entschloß, an Trug zu glauben. Selber grade und ehrlich und aus seinen Gedanken kein Hehl machend, setzte er die gleichen Eigenschaften auch bei anderen voraus. Obgleich tapfer und, wie es dem Abkömmling eines so kriegerischen Geschlechtes geziemte, in den Waffen geübt und mit gewandter Körperkraft ausgestattet, trachtete er mehr nach dem Frieden als dem Streite; aber wenn es nicht anders ging, hieß er den Kampf freudig willkommen. Denn sein Geist war nicht allein aus weichem Metall gegossen, mit diesem verband sich vielmehr ein starker Zusatz von hartem. Seiner Selbstbeherrschung war es zumeist zuzuschreiben, wenn er so lange den Gleichmut bewahrte, erst reiflich überlegte und manchmal zaudernd handelte; aber sie hatte ihre Grenzen. Dann wallte er in feurigem Zorn auf, und brach diese Ader einmal durch, dann behielt sie leicht die dauernde Herrschaft. Wenn Heinrich glaubte, die Pflicht gegen sein erhabenes Amt gebiete

ihm Strenge, konnte er sich vermittelnden Vorstellungen bis zur Unerbittlichkeit verschließen, und die einmal eingeschlagene Richtung verfolgte er mit Hartnäckigkeit. Er verstand gut zu reden. Wenn ihm unerwartete, namentlich unliebsame Eröffnungen gemacht wurden, pflegte er sie schweigend gesenkten Hauptes anzuhören. Entschloß er sich dann zur Antwort, sprach er langsam und bedächtig, wenn nicht lange zurückgehaltener Zorn seine Worte beflügelte. Gern holte er den Rat seiner Umgebung ein; besonders in Italien gewannen nachher die Juristen auf ihn großen Einfluß, doch am meisten dann, wenn sie einen von ihm selbst schon eingeschlagenen Gedankengang unterstützten und weiterführten. Die von ihm gegebenen Urkunden sind in einem feierlichen, oft schwülstigen und überschwenglichen Tone gehalten, zeichnen sich aber auch durch große sachliche Genauigkeit aus. In erster Stelle rührten diese Eigenschaften freilich von den Beamten seiner Kanzlei her, aber sie müssen doch auch den persönlichen Wünschen des Herrschers entsprochen haben.

In Deutschland begrüßte man die Wahl mit Befriedigung. Die Kunde von dem vortrefflichen Wesen Heinrichs mochte sich schnell verbreiten, und sein ganzes Auftreten bezeugte bald ihre Richtigkeit. Auch die Städte, denen er ohne Anstand ihre Privilegien bestätigte, konnten die Befürchtungen, welche sie etwa gehegt hatten, fallen lassen. Die Handlungen des neuen Königs, welcher mit seiner Gemahlin am 6. Januar 1309 zu Aachen aus der Hand des Erzbischofs Heinrich von Köln die Krone empfing, ließen sich nicht im voraus berechnen. Den inneren Angelegenheiten des Reiches und den Kreisen, welche an diesen vorzugsweise beteiligt waren, hatte er bis dahin ferngestanden, die Länder, welche die eroberungssüchtige Politik Albrechts zu umklammern suchte, lagen weit von seiner Grafschaft entfernt. Nur so viel ließ sich annehmen, daß er wenigstens anfänglich den geistlichen Kurfürsten und von diesen in erster Stelle Peter von Mainz einen weittragenden Einfluß auf seine Entschließungen einräumen würde. Gegen Heinrich von Köln bewahrte der König größere Zurückhaltung, wenigstens zögerte er, diesem die früher gemachten Verheißungen sämtlich zu verbriefen. Die erste Fahrt ins Reich unternahm der Herrscher über Speier nach der Schweiz in das Herz der habsburgischen Besitzungen. Er hatte den Herzögen nochmals bei der Krönung die Erteilung der Reichslehen versprochen, aber da Friedrich im Osten blieb, konnte er die Belehnung nicht empfangen. Indessen hören wir nicht, daß der König mit Herzog Leopold zusammentraf, der in der Schweiz weilte, und sicher ist, daß er noch keine Schritte that, um die Bestrafung der Mörder Albrechts zu erleichtern. Einige seiner Verfügungen richteten sich sogar entschieden gegen die Habsburger und deren Hauszwecke. Durch Schwaben zog er dann nach Franken und kam so in die Nähe Böhmens und Thüringens. Ob Heinrich von Kärnten, der böhmische König, und Landgraf Friedrich der Freidige, welchen die letzten Rüstungen König Albrechts gegolten hatten, die Gunst des Nachfolgers nachsuchten, darüber fehlt jede Nachricht, aber Heinrich bestärkte die Erfurter, welche mit Friedrich im Kampfe lagen, in ihrem Widerstand und bezeichnete ihn in seinen Urkunden nicht als Landgrafen, sondern nur als den Sohn des Landgrafen Albrecht, erkannte ihn also nicht als rechtmäßigen Herrn seiner Länder an.

In Heilbronn erhielt der König zwei wichtige Botschaften, die eine vom Papste, die andere aus Böhmen.

Ueber die Verhandlungen, welche Heinrich mit Clemens pflog, ist unsere Kunde mehr als dürftig. Wir besitzen zunächst einen an den Papst abgestatteten Bericht, datiert vom Tage der Wahl, in welchem Balduin von Trier und die drei weltlichen Kurfürsten ausführlich den Hergang schildern und mit der Bitte schließen, den Erkorenen seiner Zeit mit der Kaiserkrone zu schmücken. Ferner liegt ein Schreiben von Heinrich selbst vor, welches er am 2. Juni in Konstanz an den Papst richtete und in sehr ergebenem Tone abfassen ließ. Ohne von der auf ihn gefallenen Wahl noch besonders zu reden, bevollmächtigt der König mehrere geistliche und weltliche Fürsten und Herren, des Papstes Gunst und Beifall zu erwirken, ihm und der römischen Kirche den Eid der pflichtschuldigen Treue (debitae fidelitatis) und jeder andern Art zu leisten und die Kaiserkrone zu erbitten. Heinrich betrachtete sich also als rechtmäßigen König, wie er ja auch als solcher gleich regiert hatte; nur wegen der Kaiserwürde wandte er sich an Clemens.

Es ist sicher, daß auch jenes kurfürstliche Wahlschreiben erst damals der Kurie zukam, und auf diese beiden Schriftstücke allein hin hat dann der Papst seinen Ausspruch gethan.

Sollte Heinrich wirklich so lange gezögert haben, bis er den Papst anging, nachdem er schon im Januar seinen Schwager, den Herzog von Brabant, zu dem französischen König gesandt, um ihn der Fortdauer der alten Freundschaft zu versichern? Das Schreiben Heinrichs, wie das der Kurfürsten sind nur die zufällig erhaltenen Schlußglieder einer längeren Kette bereits vorangegangener, uns nicht bekannter heimlicher Verhandlungen.

Daß Clemens sich über die Wahl freute, ist als gewiß anzunehmen, aber er wollte von ihr auch den rechten Nutzen ziehen. Er mußte sicher sein, daß der deutsche König nicht an den französischen Umtrieben teilnahm, welche, gegen Bonifacius VIII. gerichtet, auch seine päpstliche Stellung bedrohten. Daher verlangte er Zusicherungen der Ergebenheit in möglichst bindender Form, das Gelöbnis der Fidelität. Gerade so hatte auch Bonifacius von Albrecht den verpflichtenden Eid verlangt und erhalten, und die gegenwärtige Lage war gewissermaßen eine Fortsetzung der damaligen. Heinrich erbot sich in seinem Schreiben zum sacramentum fidelitatis; sollte nicht dieser Ausdruck vom Papste gefordert sein? Es ist wahrscheinlich, daß Clemens den Eid Albrechts vorlegte. Geschah das, so wies Heinrich jedenfalls dessen Formel ab, und man griff zu einer älteren zurück, welche der König ohne Bedenken annehmen konnte. Das sacramentum fidelitatis, für welches er seine Gesandten ermächtigte, war nämlich im wesentlichen kein anderes als der Eid, welchen einst Otto I. dem Papste Johann XII. durch Beauftragte schwören ließ und der mit den Anfangsworten: „Tibi domino" bezeichnet in dem Kirchenrechtsbuch stand. Die Urkunden, welche König Rudolf den Päpsten ausstellte, verweisen kurz darauf, ohne den Wortlaut anzuführen; jetzt wurde beliebt, ihn zum grundlegenden Eid zu machen. In der Fassung, wie ihn Heinrichs Gesandte ablegten, lautete er: „An Stelle und im Namen unseres Herrn Königs und in seine Seele versprechen wir Euch, dem heiligsten

Vater und Herrn, Herrn Clemens und schwören bei Vater, Sohn und heiligem Geist und bei diesem Holz des lebenbringenden Kreuzes, daß Ihr niemals das Leben oder die Glieder, noch die Ehre, welche Ihr besitzt, mit seinem Willen oder seiner Beistimmung oder seinem Rat oder seiner Ermahnung verlieren werdet. Und in Rom wird er keine Bestimmung oder Anordnung treffen über alles, was Euch oder die Römer betrifft, ohne Euren Rat und Eure Beistimmung. Und was von dem Lande der römischen Kirche an ihn kommt oder kommen wird, wird er so schnell wie möglich Euch zurückgeben. Und wenn er jemanden in die Lombardei oder nach Tuscien schickt, um die Länder und seine Gerechtsame zu verwalten, so wird er ihn jedesmal schwören lassen, daß er Euer Beistand sei, um das Land des heiligen Petrus und die römische Kirche nach Kräften zu verteidigen. Und wenn mit göttlicher Zulassung unser Herr König nach Rom kommt, so wird er die heilige römische Kirche und Euch, deren Leiter, und Eure Nachfolger nach seinem Können erhöhen."

Mit einem Unterthaneneid hatte diese Formel nicht die mindeste Aehnlichkeit, so daß der König in Bezug auf sie ruhig den Ausdruck „sacramentum fidelitatis" gebrauchen durfte. Er konnte ihn nur im Sinne kirchlicher Ergebenheit fassen.

Die vielfachen Beziehungen auf Italien legen die Vermutung nahe, daß Heinrich bereits in diesen Vorverhandlungen seine Absicht kund that, bald möglichst dorthin zu ziehen. Auch eine Fahrt nach dem heiligen Lande kam wohl zur Sprache, denn schon ließ Clemens allenthalben und namentlich in Deutschland das Kreuz predigen.

Das kurfürstliche Schreiben ist wahrscheinlich ebenfalls auf besondere Vorschrift des Papstes nachträglich, also nicht schon am Tage der Wahl, ausgefertigt worden. Clemens verwies in seiner Anerkennungsbulle ausdrücklich darauf, um die vollständige Einmütigkeit der Wahl zu betonen. Da Frankreich zu seinem Verhalten scheel sah und am liebsten die Bestätigung Heinrichs hintertrieben hätte, verlangte er eine so eingehende Darlegung, um sich auf sie berufen zu können, obgleich sie sonst nicht üblich war. Die Annahme einer späteren Ausstellung erklärt auch, warum die beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln weder als Urkundende erscheinen, noch ihre Siegel anhingen, obgleich ihrer Mitwirkung in ausreichender Weise gedacht wird. Die Kürze der Zeit machte es vielleicht unthunlich, sie heranzuziehen.

Am 26. Juli erschienen die Boten Heinrichs vor dem Papst und dem Konsistorium der Kardinäle in dem Dominikanerkloster zu Avignon, wo Clemens seinen Wohnsitz genommen hatte. Der Führer der Gesandtschaft, Bischof Sifrid von Chur, hielt eine Ansprache, welche für den König der Römer das Imperium erbat, indem er seinen Herrn und dessen Eigenschaften pries und des Königs Gehorsam gegen die Kirche betonte. Zum Schluß hob er Heinrichs feste Absicht hervor, einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande zu unternehmen. Alsdann legten die Gesandten den Eid ab, welchen wir kennen.

Clemens sprach darauf die Anerkennung aus, welche er Heinrich und den Fürsten durch in hochtrabendem Ton abgefaßte Bullen kund that. Nach einleitenden Worten, die sich in herkömmlicher Weise über das Verhältnis von

Kirche und Kaisertum, „welches zum Heile der Gläubigen von der priesterlichen Gewalt geleitet wird,“ verbreiten, sagte der Papst: „Nachdem wir das Wahldekret und deine Person, soweit das in deiner Abwesenheit geschehen konnte, geprüft, erachten nennen verkündigen und erklären wir dich, den zum Könige Gewählten, als König der Römer und approbieren deine durch so glänzende Verdienste empfohlene Persönlichkeit und verkündigen und erklären sie für vollkommen zureichend und geeignet, um die kaiserliche Würde, zu empfangen, — — und befehlen allen deinen Unterthanen, daß sie dir als einem Römischen König, einem wirklichen und von dem apostolischen Stuhl zum Kaisertum approbierten, gehorchen.“

Da er durch ein schon berufenes allgemeines Konzil und andere Geschäfte in Anspruch genommen sei, so setzte der Papst die Kaiserkrönung auf den 2. Februar 1312 fest.

Der Text strotzt von absichtlichen Zweideutigkeiten, er vermeidet namentlich auszusprechen, daß Heinrich schon durch die Krönung in Aachen rechtmäßiger König war. Die Kaiserkrönung schob der Papst auf sehr lange Zeit hinaus, behielt sich außerdem noch vor, an den genannten Zeitpunkt nicht gebunden zu sein.

Für den französischen König war die Anerkennung Heinrichs unerwünscht. Er machte später dem Papste über seine angebliche Eile Vorhaltungen, gegen welche Clemens nach seiner Art vorschützte, er habe damals keine Briefe von Philipp erhalten. Heinrich gegenüber machte sich die Kurie aus der schnellen Erledigung der Sache ein Verdienst.

Als die Gesandten von Avignon in Heilbronn ankamen, war gerade eine Botschaft aus Böhmen anwesend.

Herzog Heinrich von Kärnten durchlebte als König von Böhmen eine sorgenvolle Zeit. Ein fröhlicher, glänzender, verschwenderischer Rittersmann, aber ohne entschlossenen Sinn und rechtes Geschick, vermochte er in dem wilden Strudel der böhmischen Parteien keinen festen Stand zu fassen. Der unbotmäßige Adel, das zum großen Teil deutsche Bürgertum in den Städten, geistliche Richtungen stritten miteinander und ließen das ohnehin durch die letztverflossenen Jahre tief aufgewühlte Land nicht zur Ruhe und Ordnung kommen. Daher hielt sich Heinrich der Reichspolitik fern und mochte sich glücklich schätzen, als die Habsburger mit ihm Frieden schlossen, der freilich, wie sich bald zeigte, nicht ehrlich gemeint war, sondern nur dem Zwange des Augenblicks entsprang. Doch konnte der neue deutsche König dem Kärntner anfänglich nicht abgeneigt sein, da seine nächsten Sorgen sich auch auf Oesterreich richteten. Anders stellte sich die Sache, als offenbar wurde, daß des Kärntners Stellung sehr unsicher war. Da es in Böhmen noch immer eine habsburgische Partei gab, galt es, ihr zuvorzukommen, und somit eröffnete sich eine glänzende Gelegenheit für den König, seiner Familie eine unerwartete Machtverstärkung zu verschaffen.

Heinrich von Kärnten war auf den böhmischen Thron berufen worden als Gemahl der Anna, der ältesten Schwester Wenzels III. Anna hatte eine jüngere Schwester Elisabeth, die eben mit sechzehn Jahren in das Alter trat, in welchem sie ihre Zukunft zu erwägen hatte. Das willensstarke Mädchen war nicht allein

eine kunstfertige Stickerin, sondern besaß auch den Ehrgeiz, sich selber den Weg zum Throne zu bahnen. Da der deutsche König einen noch unverheirateten Bruder und einen Sohn hatte, der freilich erst zwölf Jahre zählte, lag für Elisabeth die weitere Gedankenverbindung nahe genug. Abt Konrad von Königssaal, welcher dem Böhmenkönige bitter feind war, übernahm es, am deutschen Hofe für die Prinzessin zu werben, und fand leichtes Gehör. Daß wirklich Elisabeth, nicht der Luxemburger die erste Anregung gab, beweist zur Genüge der Verfasser der Königssaaler Chronik, welcher damals selber den Abt nach Heilbronn begleitete. Mit langatmigem Wortschwall sucht er den Verrat, welchen die tugendsame Jungfrau an der eigenen Schwester beging — natürlich nur um dem unglücklichen böhmischen Lande zu helfen —, zu bemänteln und zu rechtfertigen.

Dritter Abschnitt.

Heinrichs Reichsregiment und Einleitung der Romfahrt. 1309—1310.

Unter diesen beiden Gestirnen, der Verständigung mit dem Papste und der Hoffnung auf Böhmen, eröffnete der König Ende August 1309 den Hoftag zu Speier. Dort erschien Graf Eberhard von Wirtemberg mit prunkendem Gefolge. Er mochte anfänglich gehofft haben, seine ehemalige Feindschaft gegen Albrecht würde ihm Heinrichs Gunst verschaffen, aber er verrechnete sich. Heinrich, dem wohl schon auf seiner früheren Fahrt durch Süddeutschland Klagen über den rücksichtslosen Kriegsmann zukamen, entzog ihm die schwäbische Landvogtei, und jetzt war er dem besten Freunde und thatkräftigen Bundesgenossen des Böhmenkönigs noch weniger wohlgesinnt. Er machte dem Grafen ernstliche Vorhaltungen, doch ließ er ihn unbehelligt in seine Heimat zurückziehen. Eberhard entfernte sich voll Zorn, aber wiewohl ihn nun auf allen Seiten Feinde umgaben, blieb sein Trotz ungebrochen.

Auch Herzog Friedrich kam von so zahlreicher Ritterschaft begleitet, daß er bei Hofe Anstoß erregte. Wochenlang gingen die Verhandlungen, welche manche schwerwiegenden Punkte betrafen, hin und her. Friedrich verlangte die Belehnung mit Mähren, während der König allen Besitz und Anrechte des Herzogs Johann, des Mörders, als dem Reiche verfallen einforderte. Dadurch trat die leidige Frage nach Johanns Ansprüchen auf Oesterreich, welche schon so lange das Habsburger Haus belästigte, aufs neue in den Vordergrund.

Herzog Friedrich begehrte auch die Ueberführung der Leiche seines Vaters in die Kaisergruft zu Speier. Heinrich gewährte die Forderung, aber erwies gleichzeitig den Ueberresten Adolfs von Nassau dieselbe Ehre. So erlebte Speier ein wunderbares Schauspiel. „Drei Kaiser sah man zusammen im Dom, den einen gehen, die anderen aufgebahrt stehen. Auch ihre Gemahlinnen, alle drei gekrönte Kaiserinnen, erblickte man zusammen, und während die zwei Witwen laute Klage um ihre lieben Herren, welche der Erde empfohlen wurden, erhoben,

da bat die dritte Gott, er möge den ihren behüten und ihr das Witwentum erlassen." Margaretens Wunsch wurde erfüllt, aber in anderer Weise, als sie es meinte.

Es war damals Aussicht, daß der Speierer Dom seiner Bestimmung gemäß wieder in regelmäßiger Folge die entseelten Hüllen der deutschen Könige bergen würde. Aber seitdem wurde dort keine Kaiserleiche mehr dem Staube ihrer Vorgänger zugesellt, die feierliche Stille der Gruft blieb Jahrhunderte hindurch ungestört. Heinrich selbst erhielt sein Grab in Italien und alle nachfolgenden Herrscher wählten sich ihre Ruhestätte in dem Lande, welchem sie durch Geburt oder Abstammung angehörten. Auch darin zeigte sich der große Wandel, welchen das Reich erfuhr, der Verfall der alten Kaiseridee. Endlich fiel selbst die Kaisergruft dem Niedergange des Reiches zum Opfer. Fast vier Jahrhunderte später, nachdem sie zum letztenmale von den Trauergesängen an den Särgen von Königen wiedergehallt hatte, wurde sie geplündert und verwüstet durch die raubgierigen Hände der Franzosen, und ihre Wölbungen bedeckten Schutt und Trümmer des niedergebrannten Domes. Und abermals ein Jahrhundert später drohte völlige Vernichtung den wiederhergestellten Mauern von denselben Feinden, und die heilige Stätte unterlag der Entweihung. Die ehemalige deutsche Reichsstadt wurde eine französische Provinzialstadt. Auch diese Zeit ging vorüber und bairische Könige als Landesherren stellten die ehrwürdigen Reste in neuem Glanze wieder her. So ist der Kaiserdom zu Speier ein Zeuge ohnegleichen für die Geschicke des deutschen Volkes von den Zeiten an, wo seine Kaiser die Herrschaft über das Abendland erstrebten, bis zur tiefsten Schmach; er schließt seine Geschichte mit der langsamen Wiedererhebung Deutschlands.

Der Teil der Krypte, wo einst die Kaisergräber waren, ist jetzt vermauert. Das alte heilige römische Reich deutscher Nation hält dort den ewigen Todesschlaf. Seine Insignien sind noch heute im Besitz des Geschlechtes, für welches sie einst Rudolf von Habsburg erwarb, und mehr mit Verwunderung als mit Ehrfurcht weilt der Besucher der Wiener Schatzkammer vor ihrer verschossenen und erblindeten Pracht. Die geschlossene Kaisergruft und Krone, Zepter, Schwert und die anderen Prunkstücke im Glasschrank, die eine im Westen, die anderen im Osten des ehemaligen Reiches, gehören geschichtlich und geistig zusammen. Sie sind gleichwertige Zeugen einer für immer dahingegangenen, abgeschlossenen Zeit. Ein neues Reich hält die Wache vor der Grabkammer des alten und schützt sie vor einer dritten Verunehrung durch den Erbfeind, aber es führt auch ein neues gutes Schwert und begehrt nicht das stumpf gewordene Karls des Großen. —

Lange Zeit verging, ehe es zur Einigung zwischen König Heinrich und Oesterreich kam. Schon wollte Herzog Friedrich erregt davonreiten und nur die dringende Einsprache des Bischofs Johann von Straßburg und des Pfalzgrafen Rudolf hielt ihn im letzten Augenblick zurück. Endlich, am 17. September, kamen die Verträge zustande. Herzog Friedrich mußte auf die Belehnung mit Mähren verzichten, welche Heinrich im Hinblick auf seine böhmischen Pläne nicht gewähren wollte, bekam aber das Land, in dem er noch immer festen Fuß hatte, als Pfand für eine hohe Geldsumme, welche er dem Könige teils bar leihen, teils

durch kriegerische Leistungen decken sollte. Er erhielt dafür die Belehnung mit den Ländern seines Hauses und außerdem die Besitzungen des Johann Parricida, von welchen der König abstand. Die Mörder verfielen der Reichsacht. Die österreichischen Brüder gelobten dagegen Unterstützung mit aller ihrer Macht zur Eroberung Böhmens, kriegerische Hülfe gegen Landgraf Friedrich den Freidigen und zum Zuge nach Italien. Heinrich konnte mit dem Abschluß sehr zufrieden sein, da er so die gefährlichste Nebenbuhlerschaft in Böhmen beseitigte; aber wie bei Herzog Friedrich eine bittere Empfindung, blieb bei ihm noch immer einiger Argwohn zurück.

Die Verpflichtung Oesterreichs, zu dem Römerzuge mitzuwirken, bekundet die Absicht Heinrichs, einen solchen anzutreten. Schon im Juni hatte er oberitalischen Städten von seinem Wunsche geschrieben, in Italien einen gesegneten Zustand der Ruhe zu schaffen, und Boten dorthin gesandt, aber seine Vorgänger trugen sich ebenfalls mit solchen Gedanken und trafen gelegentlich vorbereitende Maßregeln, ohne zum Vollzug zu kommen. Anders lag bei Heinrich die Sache. Es ist kein Zweifel möglich, daß er sich von seiner Wahl an die Erwerbung der Kaiserkrone als höchstes und wichtigstes Ziel seiner Regierung vorstellte. Bereits Ende 1309 ging er daran, den Zug über die Alpen anzubahnen, indem er während eines großen Hoftages, welchen er um Weihnachten in Köln hielt, wegen Beschaffung des nötigen Geldes und Anknüpfung in den italienischen Städten unterhandelte. Eilig brach er jedoch mitten im winterlichen Januar nach Nürnberg auf, wohin ihn Verhandlungen mit Böhmen riefen; von dort ging er im schnellen Zuge über Kolmar nach Zürich, um die Vorbereitungen für die Romfahrt in Gang zu bringen. Zwei Bischöfe dieser Gegend, Gerhard von Konstanz, gebürtig aus Avignon und zu Albrechts Lebzeiten vom Papste aufgedrungen, und Sifrid von Chur wurden bestimmt, nach Oberitalien zu gehen und dort des Königs Ankunft zu verkündigen. Sie traten, mit Vollmacht versehen, Anfang Mai ihre Reise an. Auch mit Frankreich pflog Heinrich damals Verhandlungen über ein Freundschaftsbündnis, welches während seiner Abwesenheit die Grenzen des Reiches vor Feindseligkeiten sichern sollte. Die Grafen Amadeus von Savoyen und Guido von Flandern gingen zum Papst, um ihm zu melden, Heinrich wünsche die Kaiserkrone vor dem anberaumten Zeitpunkt, und um ihm die Haltung, welche er in Italien einzunehmen beabsichtigte, auseinanderzusetzen. Er wolle dort mit völliger Unparteilichkeit auftreten, da sein Ziel die Wiederherstellung des Friedens sei. Er bat, ihm einen Kardinal als Legaten zur Seite zu geben, seinen Kanzler Heinrich zum Bischofe von Trient zu erheben und um Bewilligung von kirchlichen Zehnten.

Eine rastlose, unermüdliche Thätigkeit entfaltete damals der König. Von der Schweiz aus besuchte er nochmals seine Heimat, die er nie mehr wiedersehen sollte. Im Juli 1310 gab endlich ein Reichstag in Frankfurt Gelegenheit zu längerem Verweilen an einem Ort, aber keineswegs Muße zur Erholung. Ein wahrer Wirbel von Geschäften umstürmte den Herrscher, welchen die drei geistlichen und zwei weltliche Kurfürsten, Rudolf von Baiern und Rudolf von Sachsen, nebst zahlreichen anderen Fürsten und Boten der Reichsstädte umgaben.

In Avignon gab es wahrscheinlich lange Ueberlegungen. Die Ansetzung

der Krönung auf eine so ferne Zeit, wie der 2. Februar 1312, läßt vermuten, daß Clemens anfangs diese so schwierige Sache auf die lange Bank schieben wollte. Jetzt konnte er eine bestimmte Erklärung nicht vermeiden. In der That war es für ihn nicht leicht, einen Entschluß zu fassen, tausend Rücksichten forderten Beachtung. Wie würde ein deutscher König, nachdem solange keiner jenseits der Berge erschienen, sich dort verhalten? War es ratsam, ihm den Zug zu gestatten und ihn zu fördern? Wie leicht konnte er die staufische Politik wieder aufnehmen und die Schöpfungen, welche dem Papsttum in der Zwischenzeit geglückt waren, anfechten! Die wiederholten Bestätigungen des Kirchenstaates durch Rudolf und Albrecht gaben keine sichere Bürgschaft, und dem Königreich Neapel drohte vielleicht eine neue Feuerprobe, gefährlicher als die durch Konradin, dessen Blut noch nach Rache rief. Schwer ins Gewicht fiel, daß der Papst nicht in Italien anwesend war, und der schwankende, von hypochondrischen Körperleiden beunruhigte Mann traute sich kaum im Ernst zu, seine zwar nie aufgegebene Absicht der Rückkehr wirklich auszuführen. Der französische König, dessen Meinung Clemens nicht mißachten durfte, billigte das Unternehmen sicherlich nicht, und Philipp vertrat zugleich die Interessen des Gesamthauses, also auch des anjovinischen Zweiges in Neapel. Der neue König Robert II. war selbst im August 1309 nach Avignon gekommen, um sich dort vom Papste krönen zu lassen, ein Zeichen großer Ergebenheit, und auch er sah am liebsten, wenn Heinrich blieb, wo er war.

In der andern Wagschale lag die Erwägung, daß man Heinrich nach der erfolgten Anerkennung den Zug nach Italien und die Kaiserwürde nicht gut verweigern konnte. Der Papst wünschte zudem, sich in ihm ein Gegengewicht gegen Frankreich großzuziehen. Die Entfernung des Papsttums vom italischen Boden brachte Neapel, welches mit Frankreich Arm in Arm wandelte, den größten Nutzen, und wenn es so weiter fortging, hatte dieses Lehnsreich bequeme Gelegenheit, dort mächtig um sich zu greifen. Clemens ließ selbst damals oder später Heinrich durch einen Vertrauten eröffnen, wie er hoffe, in ihm eine Stütze gegen die Begehrlichkeit und Anmaßung der anderen zu finden. Endlich kam der Kreuzzugsplan der Vollendung näher, wenn es wieder einen gekrönten Kaiser gab, der an die Spitze der Christenheit zu treten berufen war.

Clemens entschied sich dafür, Heinrichs Wünsche zu erfüllen, und hieß fortan dessen Unternehmen von Herzen willkommen. Die Zusicherungen, welche er erhielt, beruhigten ihn über die gefürchteten Gefahren und er rechnete auf die fernere Willfährigkeit Heinrichs. Durch weitere Eide sollte der König gebunden werden, damit der Besitz der Kirche keine Störung erleide. Er dachte sich den Deutschen als ein ihm zum Gehorsam verpflichtetes Werkzeug, das er nach seinem Willen lenken könne. Nur sollte der allgemeine Frieden erhalten und ein Zusammenstoß mit Philipp und Robert vermieden werden. Der Papst erkannte nicht, daß die Hoffnung darauf im Grunde nur eine trügerische war, und hielt sich für stark genug, den Frieden durch sein bloßes Gebot zu bewahren. Noch weilte der König von Neapel in der Nähe, und kuriale Kreise faßten den Gedanken, durch Ehebande einem Zwist zwischen den beiden Königen vorzubeugen, ganz ähnlich, wie das schon zu Rudolfs Zeiten geschehen war. Auch

dem Papste erschien das wünschenswert. Der Anjoviner stellte hohe Forderungen. Er verlangte für seinen Sohn das Königreich Arelat und eine Geldsumme, an deren Höhe vorläufig der Abschluß scheiterte. Auch Roberts Ansuchen, ihm in Abwesenheit die Belehnung mit der Provence zu erteilen, schlug Heinrich ab.

Am 27. Juni erteilte der Papst seine Antwort auf die Gesuche Heinrichs. Um den König noch mehr zu binden, übersandte er an den deutschen Hof die ausführliche Formel eines Eides, welchen Heinrich nunmehr ablegen sollte. Die Einleitung, welche von dem gebräuchlichen Bilde der beiden Schwerter und von den Redensarten über das Verhältnis zwischen Sacerdotium und Imperium absieht, stellt in eindringlicher Weise die Pflichten dar, welche dem Kaiser gegen die Kirche obliegen. „Wir wünschen mit brennender Sehnsucht," so sollte Heinrich sagen, „den Füßen Euerer Heiligkeit und dem apostolischen Stuhle mit ganzem Herzen und Sinne den Eifer unserer Ehrfurcht, Rechtgläubigkeit und Ergebenheit darzubringen, indem wir uns nach Kräften den Ermahnungen, Erinnerungen und Geboten Euerer Heiligkeit anpassen, um Euere und der heiligen römischen Kirche Ehre und die Rechte der anderen Kirchen zu lieben und nach Vermögen zu beschützen und zu erhalten, da wir bereitwilligst beachten, daß es nichts gibt, was in hellerem Lichte hervorstrahlt als der rechte Glaube bei einem Fürsten, und daß es nichts gibt, was so vor jedem Untergang sicher ist, als die wahre Religion, und daß, um die Furcht Gottes zu bewahren und seine Gebote zu befolgen, jeder Mensch geschaffen ist, aber vorzüglich die kaiserliche und königliche Gewalt, welche von Gott dem Herrn bestimmt ist, seinen Dienst zu erfüllen und die Rechtgläubigkeit und die Ehrfurcht vor seinem Namen zu verbreiten. Daher versprechen wir und verpflichten uns mit aller Kraft dem allmächtigen Gott und Euch, unserem Herrn, dem Papste Clemens, und Eueren Nachfolgern und dem heiligen apostolischen Stuhl und der römischen Kirche, daß wir gläubig mit ganzem Herzen und Sinn, mit reiner Treue und heiligem Streben erhalten, verehren und verteidigen wollen mit allen Kräften und ganzem Vermögen die heilige katholische und apostolische Kirche und den katholischen Glauben. Wir werden jede Ketzerei und jedes Schisma, welches sich erhebt gegen die heilige katholische und apostolische Kirche, nach Kräften vertilgen und ebenso alle Ketzer, von welcher Secte und Art sie seien, und desgleichen alle ihre Gönner, Helfer, Vertreter, Heger und Verteidiger. Zu keiner Zeit werden wir uns vereinigen und verbinden durch Verwandtschaft oder Bündnis oder irgendwelche Einigung mit irgend einem Sarazenen oder Heiden, noch mit einem schismatischen Könige oder Fürsten, noch mit irgend jemand anders, welcher nicht Gemeinschaft hat mit dem katholischen Glauben, noch mit einem Rebellen oder Feinde der römischen Kirche, noch mit einem ihr Verdächtigen. Wir werden Euere und Euerer Nachfolger Person, Stand und Ehre gegen jedweden Menschen, welcher Stellung, Erhabenheit und Würde er sei, bewahren, verteidigen und erhalten". Die versteckte Anspielung auf einen möglichen Abfall Frankreichs ist hier kaum zu verkennen.

Mit gleicher juristischer Sorgfalt im Ausdruck hatte Heinrich zu geloben, alle von Kaisern, Königen oder Fürsten der römischen Kirche erteilten Privilegien zu halten, namentlich die Konstantins (des Großen), Karls (des Großen),

Heinrichs II., Ottos IV., Friedrichs II. und Rudolfs. Genau wird das päpstliche Gebiet umschrieben, in welches der König in keiner Weise eingreifen darf. Acht Tage nach der Kaiserkrönung muß die Beurkundung nochmals geschehen.

Zugleich ernannte Clemens, dem Wunsche Heinrichs entsprechend, einen Legaten und zwar seinen Verwandten, den Kardinal Arnald. Von den mancherlei Bitten, welche Heinrich insgeheim geäußert hatte, erfüllte der Papst die eine, die Erhebung des königlichen Kanzlers Heinrich auf den Bischofsstuhl von Trient, welcher bei der Lage dieses Bistums für den Römerzug von Bedeutung war. Dagegen lehnte er das Gesuch um den Jahresertrag des Kirchenzehnten von den deutschen Bistümern ab, mit Gründen jedoch, welche voll berechtigt waren. Anderes überließ er der mündlichen Erledigung durch seine Gesandten. Der gesamte Ton des Schreibens ist überaus freundlich, und obgleich die Ermahnung, der empfangenen Wohlthaten eingedenk die Kirche zu ehren und den Frieden zu lieben, sehr von oben herab gehalten ist, so zeigt auch sie Wohlwollen und die Befriedigung des Papstes über die bevorstehende Unternehmung.

Der König konnte nach Empfang dieser Schreiben, welche er im Juli in Frankfurt erhielt, daran gehen, die Angelegenheiten des Reiches für die Zeit seiner Abwesenheit zu regeln. Den Kurfürsten und Fürsten verkündete er seinen Entschluß, den deutschen Boden zu verlassen, und ernannte seinen Sohn Johann für fünf Jahre zum Reichsverweser. Da dieser jedoch erst vierzehn Jahre alt war, erhielt er andere Fürsten als Räte zur Seite, in erster Stelle den Erzbischof von Mainz, wahrscheinlich auch den Grafen Berthold von Henneberg, der zugleich in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Ein allgemeiner Landfrieden sollte die öffentliche Ordnung erhalten, ein Gesetz über die Pfahlbürger, wahrscheinlich im fürstlichen Sinne gegeben, diese fortwährend fließende Quelle von Streitigkeiten verschließen.

Von nicht minderer Wichtigkeit war die böhmische Sache.

Elisabeth hatte in der Zwischenzeit ihren Anhang beträchtlich vermehrt, indem mächtige Adelige sich ihr angeschlossen, welche auch die Stadt Prag besetzten und den König auf die dortige Burg beschränkten. Die Prinzessin selbst flüchtete nach Nimburg an der Elbe, um vor Gewaltthat sicher zu sein. In Frankfurt erschien nun eine feierliche Gesandtschaft, drei Aebte des Cistercienserordens, drei Adelige und sechs Bürger aus Prag und aus Kuttenberg, der reichen Silberminenstadt. Festlich wurden sie empfangen und erhielten Gehör vor dem Herrscher, welcher die geistlichen und weltlichen Fürsten zu Rate um sich versammelte. Der Abt von Königssaal trat als Sprecher auf, erhob Anklage gegen Heinrich von Kärnten und begehrte Gericht. Der König erwiderte die Anrede mit der Erklärung, Böhmen sei ein dem Reiche anheimgefallenes, von dem Kärntner mit Unrecht in Besitz genommenes Lehen, aber er wies den Spruch den Fürsten zu. Diese unter dem Vorsitz des Pfalzgrafen Rudolf sprachen die Böhmen von jeder gegen ihren Fürsten eingegangenen Verpflichtung frei, weil er damals im Kirchenbanne gestanden habe. Die Gesandten ersuchten nun den König, seinen Sohn mit Elisabeth zu verloben, Heinrich jedoch schlug seinen Bruder Walram vor, der, älter an Jahren als Johann, selbständig die Regierung zu führen vermöge. Dachte er wirklich so uneigennützig nur an das Wohl der Böhmen oder wollte

er nicht seinen einzigen Sohn in eine unsichere Zukunft hineinschicken? Ihn bewogen wohl andere Gründe. Auch Heinrich mochte die Hoffnung hegen, dereinst seinem Sohne die deutsche Krone zuzuwenden. Erhielt dieser Böhmen, so ließ sich der Plan sehr viel schwerer durchsetzen, während Walram als Böhmenkönig ihm eine mächtige Stütze sein konnte. Die Gesandten bevorzugten jedoch Johann, weil dieser bei seiner Jugend sich besser in das Wesen des Landes einleben würde. Erst als sie auf nochmalige feierliche Frage dem Könige heilig versicherten, ihnen scheine es gut und nützlich, den Königssohn der Elisabeth zum Gatten zu geben, ging Heinrich auf ihr Verlangen ein. Vor den Fürsten erklärte er seinen Entschluß und bestimmte Tag und Ort zur Hochzeit, welche er selbst noch vor seinem Aufbruch nach Italien feiern wollte.

Während die Böhmen heimkehrten, um die Braut zu holen, ging Heinrich nach dem Elsaß, hauptsächlich wohl, um von den dortigen Städten die Leistungen für die Romfahrt einzufordern. In Hagenau legte er am 18. August den vom Papste begehrten Eid ab, doch ließ er darüber nur ein sogenanntes Notariatsinstrument, welches der päpstliche Bote und sein Kanzler besiegelten, ausfertigen. Er selbst wollte die Urkunde unter dem königlichen Siegel offenbar erst dann aus der Hand geben, nachdem Clemens die für Italien bestimmten Bullen erlassen hatte. Mit höchster Zufriedenheit nahm der Papst in Avignon von dem guten Fortgang der wichtigen Angelegenheit Kenntnis.

Vierter Abschnitt.

Die Erwerbung Böhmens. 1310—1311.

Die böhmischen Abgesandten bekamen auf ihrer Heimfahrt schlimme Dinge aus ihrem Lande zu hören. Die Aussichten des Kärntners stiegen dort wieder so mächtig, daß die Aebte lieber in Franken zurückblieben. Die anderen eilten nach Prag, brachten dort schnell die Aussteuer und ein Anlehen bei Kaufleuten und Bürgern auf und geleiteten Elisabeth glücklich über die Grenze zu den ihrer harrenden geistlichen Freunden. Froh ging dann die gemeinsame Fahrt nach dem Rhein. König und Königin riefen die künftige Schwiegertochter, als sie in Speier ankam, zu sich nach dem benachbarten Kloster Heimbach. Halbwegs sprengte ihr eine stattliche Ritterschar entgegen, um sie mit brausender Musik und unter dem Gedränge unzähligen Volkes vor den im Freien errichteten Thronhimmel zu geleiten, unter welchem Heinrich mit Gemahlin und Sohn sie erwartete. Elisabeth trug ein überaus kostbares, von Goldfäden starrendes Gewand, welches sie mit eigener Hand gewirkt hatte. Die Herzlichkeit des Empfanges machte die sonst so Redegewandte fast verstummen, auch ihren böhmischen Begleitern war vor Rührung das Weinen näher als das Lachen. Ein festliches Mahl folgte, bei welchem die Böhmin zwischen Mutter und Großmutter ihres Bräutigams thronte; unser Erzähler konnte nicht genug die entfaltete Pracht bewundern und vergaß darüber fast das Essen.

Nach französischer Sitte mußte sich die Braut einer Schau unterwerfen, ob ihr Körper gesund und zur Erzielung von Nachkommenschaft geeignet sei; der Mißverstand gab dann Veranlassung zu bösen Reden: Ungünstiges über ihren Lebenswandel sei dem Könige zu Ohren gekommen. Eine wirkliche Gefahr, daß das so mühsam Vorbereitete sich doch noch zerschlagen könne, lag dagegen in den üblen Nachrichten aus Böhmen über die Erfolge des dortigen Königs, welche auch dem deutschen Hofe bekannt wurden. Heinrich nahm die Gesandten sorgenvoll beiseite und hielt ihnen vor, wie wenig ihre Verheißungen sich erfüllt hätten, und wohl weniger ihre schönen Worte, als die Scheu, noch jetzt sein gegebenes Wort zurückzunehmen, bestimmten ihn, das Begonnene vollenden zu lassen.

Mit glänzendem Gefolge unter dem lauten Schall der voranschreitenden Musik und dem Geläute der Glocken zog die königliche Familie am 30. August in die Stadt Speier ein, deren Häuser mit kostbaren Teppichen behängt prangten. Am Nachmittag erteilte der König, von den Fürsten umringt, seinem Sohne die Belehnung mit dem Königreich Böhmen. Auf einem an der Südpforte des Domes aufgeschlagenen Thron nahm Heinrich Platz, in königlichen Gewändern, das Szepter in der Hand, die goldene Krone auf dem Haupte. Unter donnerndem Zuruf der Menge ritt der schöne Knabe, umgeben von fünfzig Rittern, die an ihren Lanzen rote Fähnlein mit dem weißen böhmischen Löwen trugen, an den Thron heran, sprang vom Pferde und leistete vor dem königlichen Vater knieend den Lehnseid. Heinrich setzte Johann ein als König von Böhmen und gab ihm Recht, Titel und Namen eines Fürsten, dann erteilte er mit dem Szepter die erbliche Belehnung für ihn und seine Nachkommenschaft und schloß die Feier mit dem Kuß. Jene fünfzig Ritter aber brachen sofort in lustigem Turnier gegeneinander ihre Lanzen. Am Abend vollzog im königlichen Palast der Erzbischof von Köln die Trauung des jugendlichen Paares. Den folgenden Tag eröffnete der feierliche Kirchgang. Die junge Königin, von der Schwiegermutter und der Großmutter abgeholt, schritt aus ihrem Schlafgemach heraus mit schlichtem, gelöstem Haupthaar, welches weder ein Kranz noch sonst ein Schmuck zierte, gehüllt in ein langschleppendes französisches Gewand. Ihr Gemahl begrüßte sie und, gefolgt von der jubelnden Menge, geleitete er sie unter lautem Klang der Hörner in das Innere der Kirche. Dort hielt der Erzbischof von Mainz das feierliche Hochamt, nach dessen Schluß er dem niederknieenden Paar den Segen erteilte, ein Brauch, welcher den Böhmen als ihrem Lande fremd auffiel.

Darauf begann das große Festmahl auf dem weiten Platz an der Nordseite des Domes, wo zahlreiche Tische für die Herrscher und Fürsten und deren Gefolge aufgeschlagen waren. Der Sitz für die beiden Könige stand erhöht unter einem halbkreisförmigen, von purpurnen Tüchern und seidenen Vorhängen umspannten Baldachin, links daneben saßen die Königinnen an einer besonderen Tafel. Schon war das Brot aufgesetzt und die beiden Könige wuschen sich nach üblicher Weise vor dem Mahl die Hände, als zwischen den beiden Erzbischöfen von Mainz und Köln ein heftiger Zank ausbrach, wer von ihnen die rechte Seite des Königs einnehmen sollte. Die ganze Festfreude schien gestört zu werden, da beider Gefolge schon zu den Waffen griff. Aber Heinrich hatte diesen Streit, der seit alter Zeit herkömmlich war, vorausgesehen; mit heiterem Scherz ergriff er die Hände der Kirchenfürsten und führte sie in seine Wohnung, wo ein besonderes Mahl hergerichtet war. So saß Johann allein dem Festmahl vor, Ritter auf gepanzerten Streitrossen, denen Musikbanden voranschritten, trugen die Schüsseln für seine Tafel herbei. Vor seinem Throne flatterte auf hohem Mastbaum die böhmische Fahne. Zahlreiche Ritter in voller Rüstung gingen zwischen den Tischen hin und her, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und zum Vergnügen und zum Genuß anzuregen. Den Böhmen stieg die Erinnerung auf an die herrliche Krönungsfeier, welche einst König Wenzel II. 1297 in Prag veranstaltete, aber der Glanz des gegenwärtigen Festes schien ihnen größer. Der Tafel folgten Tänze, Turniere und festliche Spiele aller Art; die

Stadt füllte sich bis in den letzten Winkel von Lust und Lärm. Von allen Rittern zeichneten sich nach der Meinung unseres Berichterstatters die böhmischen aus mit ihren gewaltigen frei unter dem Arme geführten Lanzen, vor welchen selbst die rheinischen Ritter sich scheuten. Die ganze Woche verfloß in hellem Jubel.

So viele große Hoftage in kurzer Zeit hat kaum ein anderer deutscher König gehalten, wie Heinrich VII. Sein ganzes Wesen gefiel dem Volke und dankbar erkannte es sein redliches Bemühen an, die öffentliche Ruhe zu wahren und Gerechtigkeit zu bieten; die glänzende Außenseite verdeckte dem Blick der Allgemeinheit die darunter verborgenen Schäden. Denn den Fürsten war Heinrich in einer Weise willfährig, welche dem Reiche nachteilig sein mußte. Sein Trachten ging dahin, sich die Herren auch für die Zeit seiner Abwesenheit geneigt zu erhalten. Aehnlich wie einst Friedrich II. suchte er das durch große Vergünstigungen zu erreichen und dachte mehr an Italien, als an Deutschland. Zu allen wichtigen Angelegenheiten zog er die Fürsten heran und holte deren Rat und Beistimmung ein. Sonderbarer Widerspruch: er, der eben über die Alpen gehen wollte, um dort des Reiches Rechte zu erneuern, gab sie diesseits der Berge freigebig preis. Er erstattete den Kurfürsten alles zurück, was Albrecht ihnen einst entwunden hatte. Zahlreiche Verleihungen erteilte er namentlich den beiden Erzbischöfen von Mainz und Köln. An ersterem hing freilich die Zukunft seines Sohnes, denn Peter sollte Johann nach Böhmen begleiten. Der ehrgeizige Mann, der Bürgerssohn, sah sich in einer Machtstellung, wie er sie nur wünschen konnte. Die Reichsverweserschaft hatte er thatsächlich auszuüben, ebenso künftighin das Regiment in Böhmen, und es mochte ihm besonders schmeicheln, daß er mit solcher Fülle der Gewalt in ein Land zurückkehren durfte, welches er einst nach so vielverheißenden Anfängen hatte räumen müssen.

Da der Mainzer nach dem Osten gehen und Balduin von Trier den König nach Rom begleiten sollte, hatte für die Zwischenzeit der Erzbischof von Köln besondere Wichtigkeit. Ebendeswegen blieb Heinrich mit des Königs Einwilligung zurück, überhäuft mit den reichsten Gunstbezeigungen. Der Pfalzgraf Rudolf war bereits für die Teilnahme an dem Zuge nach Böhmen gewonnen, Markgraf Waldemar von Brandenburg erlangte ebenfalls Vorteile; so waren also die Kurfürsten befriedigt. Auch die Habsburger, denen ohnehin feindliche Nachbarn, wie Herzog Otto von Niederbaiern und Aufruhr im eigenen Lande Schwierigkeiten verursachten, erachteten es für geraten, die letzthin mit dem Könige geschlossenen Verträge zu halten, und der jüngere der herzoglichen Brüder, Leopold, der seit kurzem mit einer Nichte des Königs, der Tochter des Grafen Amadeus von Savoyen verlobt war, rüstete sich, um selber mit nach Italien zu ziehen.

Den Reichsstädten gewährte Heinrich ohne Schwierigkeiten die Bestätigung ihrer Privilegien, und wenn er auch den Fürsten mehr hold war, als jene es gern sehen mochten, so gab ihnen doch die milde Art seiner Herrschaft keinen Grund zu sonderlicher Unzufriedenheit.

So konnte Heinrich die weite ungewisse Fahrt über die Berge antreten, ohne Furcht, daß hinter ihm Unruhen ausbrechen möchten. Nur Böhmen bildete noch den Gegenstand seiner Sorge, aber er rechnete auf die starke Partei der Elisabeth und auf die Vereinzelung, in welcher Heinrich von Kärnten stand, der

nur den Landgrafen von Thüringen und den Grafen Eberhard von Wirtemberg zu Bundesgenossen hatte. Friedrich der Freidige ließ sich leicht abspenstig machen, sobald der König die Politik seiner Vorgänger aufgab und ihn als Landesherrn anerkannte, und dazu war der König schon damals bereit, im Einverständnis mit Erzbischof Peter. Gegen Eberhard aber sprach er die Reichsacht aus und bot die süddeutschen Reichsstädte auf, welche seinem Rufe gern folgten und unterstützt von so manchen Herren, denen die Ländergier des Grafen beschwerlich fiel, unter der Anführung des niederschwäbischen Reichslandvogtes Konrad von Weinsberg den Krieg begannen. Zwei Jahre wehrte sich der Graf aufs tapferste, aber eine seiner Festen nach der andern wurde erobert. Die Stammburg des Geschlechtes, Wirtemberg bei Stuttgart, wie auch die alte Erbbegräbnisstätte zu Beutelsbach fielen der Zerstörung anheim; dem Grafen blieben schließlich nur noch einige Burgen und Orte, das Land selbst kam unter die Verwaltung des Reichs.

In Kolmar am 21. September nahm Johann Abschied von Vater, Mutter und Oheim Waleram, welche er alle drei nicht mehr wiedersehen sollte. Während die Eltern ihm schweren Herzens nachschauten, zog er fröhlich und wohlgemut seiner Zukunft entgegen. Daß der Vater nicht selbst an die Eroberung Böhmens ging, ist nicht lediglich einer ungeduldigen Sehnsucht nach Italien zuzuschreiben, welche in ihm jeden andern Gedanken zurückdrängte. Der Zug dorthin war bereits soweit eingeleitet, daß ihn aufzuschieben einem völligen Verzicht gleich kam. Heinrich hatte jedenfalls die Erwerbung Böhmens bis dahin zu leicht angeschlagen und durfte jetzt nicht mehr zurück. Vielleicht vermied er sogar geflissentlich, sich in eigener Person allzutief in jene Verhältnisse einzulassen, um nicht die günstige Meinung, welche er bisher bei den Fürsten erweckt, zu trüben. Auf den Mainzer konnte er am besten rechnen, wenn er dessen persönliche und bischöfliche Interessen mit denen seines Hauses verknüpfte und ihm Selbständigkeit einräumte.

Wir begleiten zunächst Johann auf seinem Wege. Das nach Böhmen bestimmte Heer, welches gegen dreitausend waffentüchtige Reiter zählte, versammelte sich in Nürnberg. Pfalzgraf Rudolf kam in eigener Person, doch ungern und, wie sich nachher erwies, als Kampfgenoß von zweifelhaftem Wert. Der Bischof Philipp von Eichstedt, der Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg, der seine erste große Heerfahrt im königlichen Dienste antrat, die Grafen von Henneberg, Oettingen und Hohenlohe und zahlreiche andere Herren führten die auserlesenen Scharen, denen sich später die böhmischen Barone von Elisabeths Partei anschlossen.

Der Feldzug, welcher zudem in die ungünstigste Jahreszeit fiel, war schwierig genug. Der Böhmenkönig hatte sich wieder in den Besitz seiner Hauptstadt gesetzt und Zuzug erhalten von dem jungen Landgrafen Friedrich, dem Sohne Friedrichs des Freidigen, einem schönen Jüngling von goldigem Haupthaar, welcher trotz der Lahmheit eines Fußes sich als wackerer Krieger auszeichnete. Seine Truppen sollen freilich aus dem schändlichsten Gesindel bestanden haben. Zu Heinrich hielten auch die anderen Städte des Landes. Vergeblich belagerte Johanns Heer Kuttenberg und als es sich dann vor Prag legte, gestaltete sich auch dort die Lage so übel, daß nur die Entschlossenheit des Mainzer Erzbischofs das völlige Scheitern des Feldzuges verhinderte. Da glückte es, durch Verrat die

Stadt Prag zu nehmen und zugleich Heinrich seines letzten Bundesgenossen zu berauben. Johann als Reichsverweser bestätigte am 19. Dezember das zu Prag zwischen dem herbeigeeilten Friedrich dem Freidigen und dem Erzbischof von Mainz und Graf Berthold von Henneberg kraft der ihnen vom deutschen Könige erteilten Vollmacht getroffene Uebereinkommen, welches dem Landgrafen und seinen Erben Thüringen und Meißen als Reichslehen zurückgab.

Ein langer Kampf, der viel Blut gekostet und Verwüstung und Elend über die betroffenen Lande gebracht hatte, ging damit zu Ende, indem der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt wurde. Wenn auch Adolf und Albrecht vielleicht der Buchstabe des Rechtes zur Seite stand, so war doch klar, daß es ihnen auf Verstärkung ihrer Hausmacht ankam. Ebendeswegen unterließen sie es, die den Wettinern abgesprochenen Lande einem andern Fürsten zu verleihen, wodurch allein jene wirklich zu verdrängen waren, und ließen lieber unklare Zustände bestehen, gute Gelegenheit für ihre eigentlichen Zwecke abwartend. Aber auch Heinrich und seine Ratgeber gaben die von den Vorgängern überkommenen Pläne nicht deswegen auf, weil die Rücksicht auf das Reich so gebot, sondern um den Luxemburgern Böhmen zu sichern. Nachdem diese Absicht erreicht war, wandte sich wieder das Blatt. Denn der Erzbischof von Mainz blieb bei jenem Friedensschlusse auch nicht zurück, sondern benutzte ihn, um die Ansprüche seiner Kirche in jenen Gegenden voll durchzusetzen. Als dann Friedrich mit der Ausführung seiner Verheißungen säumte, griff Peter, der die Leitung ganz in seiner Hand hatte, sofort wieder zu dem alten Verhältnis zurück und machte die Reichsanerkennung rückgängig. Friedrich kümmerte sich darum nicht viel. Die Zähigkeit, mit welcher er schwere Jahre hindurch ungebeugt aushielt, verdient gewiß Anerkennung, aber er erhob sich sonst nicht über den gewöhnlichen Schlag der Fürsten jener Zeit, welche in fortwährenden Kämpfen ohne jedwede Rücksichtsnahme sich am wohlsten fühlten. Während der Boden unter ihm abermals schwankte, unternahm er weiteren Krieg gegen den Markgrafen Waldemar von Brandenburg, der ihn und seinen Sohn in die Gefangenschaft des Gegners brachte. Teuer genug bezahlte er die Freilassung, und als damals Heinrich VII. starb, stand der Landgraf durch eigene Schuld zum drittenmal vor dem Rätsel einer neuen Königswahl, von deren Ausgang der rechtliche Bestand seines Fürstentums abhing. In denselben Tagen, in denen dann die Entscheidung fiel, im November 1314, starb im hohen Alter Friedrichs Vater, Albrecht der Unartige, die Ursache so schweren Unheils. Ruhmlos wie er gelebt schied er dahin. Seine letzten Lebensjahre brachte er in Erfurt zu, unter Armut und Entbehrung, aber im alten Leichtsinn, verschwenderisch, soweit die kärglichen Mittel reichten, und den kommenden Tag für sich selber sorgen lassend. Er erhielt sein Grab in Erfurt; ihm, der das Erbe der Väter so wenig geachtet, ziemte es nicht, neben ihnen zu ruhen.

Des Kärntners Herrschaft in Böhmen war zu Ende. Er verließ das Land, in welchem er so wenig Ruhm geerntet hatte, und ging nach Tirol zurück. Zwar führte er den prunkenden Titel eines Königs von Böhmen und Polen weiter, aber er konnte froh sein, daß er in seinen Erblanden unangefochten blieb und Herzog Friedrich von Oesterreich sich herbeiließ, durch einen günstigen Vertrag die letzten

Spuren der verfehlten Unternehmung zu tilgen und ihm gegen eine geringe Abtretung die besetzten Teile von Kärnten herauszugeben. Böhmen war nun im Besitz Johanns, welcher sich mit seiner Gemahlin Elisabeth am 7. Januar 1311 zu Prag feierlich vom Erzbischof Peter krönen ließ. Dem von so langjährigen Leiden heimgesuchten Lande erblühten wieder bessere Zeiten, die Entwickelung, wie sie einst Ottokar anbahnte, hatte jedoch einen unheilbaren Riß erhalten. Der böhmische Adel war wieder zu voller Kraft herangewachsen und ihm verdankte Johann zum guten Teil sein Königtum, dessen Kosten die vordem zu Heinrich haltenden Städte trugen. Vor seiner Krönung verbriefte er den Ständen ihre Rechte, mit starker Begünstigung des Adels. Die Sonderstellung, welche Böhmen immer im Reiche einnahm, bestärkte er, den deutschen Einfluß und den Strom der deutschen Einwanderung dagegen hemmte sein Versprechen, keine Fremden und Ausländer zu den Landes- oder Hofämtern zuzulassen und solchen nicht den Erwerb oder Besitz von Gütern zu gestatten.

Auch Mähren kam bald wieder an Böhmen zurück. Herzog Friedrich von Oesterreich „seufzte gar sehr, daß er seinen Oheim (Heinrich von Kärnten) so bedrängt sah, aber er konnte ihm keine Hülfe leisten aus Furcht vor dem römischen Könige". Da Mähren unhaltbar geworden war, überließ er es gegen geringe Entschädigung dem jungen Böhmenkönige. Die Habsburger schienen sich ganz in Dienstwilligkeit vor dem neuen Gestirn zu beugen.

Uebrigens verlor Heinrich VII. auch in Italien die Angelegenheit des Sohnes nicht aus den Augen. Um dem Kärtner auch den letzten Schimmer einer Hoffnung zu nehmen, ersuchte er den Papst, die Böhmen von dem ihm geleisteten Eide zu entbinden.

Fünfter Abschnitt.

Der Antritt der Romfahrt. Die Zustände in Italien. 1310.

Nachdem Heinrich VII. seinen Sohn nach dem Osten entsandt, schlug er selbst den Weg nach dem Süden ein. Er trat seine Romfahrt an. Ueber Bern gelangte er nach Lausanne, wo einst König Rudolf dem Papste Gregor XI. seine Gelübde verbürgt und baldigen Aufbruch nach Italien verheißen hatte. Seitdem waren fünfunddreißig Jahre vergangen, aber kein deutscher König hatte sich inzwischen jenseits der Berge blicken lassen. Hier besiegelte Heinrich am 11. Oktober ebenfalls die Urkunde, welche die von Clemens geforderten Eidschwüre enthielt. Die am 1. September erlassene Bulle, mit welcher der Papst den Italienern sein Erscheinen verkündete, hatte er nunmehr in der Hand. Sie fließt über von hochklingenden, künstlich gedrechselten Worten, wie sie Clemens fast noch mehr als Heinrich liebte. Sie spricht zu den Städten Ober- und Mittelitaliens, welche nicht unter päpstlicher Herrschaft standen, und zu allen geistlichen und weltlichen Unterthanen Heinrichs.

„Jubeln möge die Bevölkerung des römischen Reiches, denn ihr König wird kommen, der Friedenbringer, der durch die göttliche Gnade unter den Völkern Verherrlichte, dessen Antlitz die ganze Erde ersehnt, der Milde, damit er sitzend auf dem Throne seiner Majestät durch seinen Wink allein alles Uebel verscheuche. Möge er Friedensgedanken denken für seine Unterthanen und unverzagt vom Frieden zu seinem Volke reden und diesen mit seiner Macht wie einen reichen Strom heilbringender Gewässer fließen und überfließen lassen, wie die Strudel des Meeres emporrauschen. Der Friede ist die köstlichste von Gott gesegnete Frucht, und wir, wohl unterrichtet von des Königs Absicht, wünschen, daß diese Frucht auf dem ganzen Erdkreise in reichem Ueberfluß sei, und wenden daher unsern Eifer darauf, daß sie in den dem römischen Reiche unterworfenen Gegenden und Ländern und in allen Teilen der Erde, in welchen der christliche Glaube blüht, sich vermehre zu Ruhm und Ehre des göttlichen Namens."

Der Papst berichtet dann ausführlich, wie er Heinrich approbierte und für die Kaiserkrone geeignet erklärte. Nun habe ihm dieser durch eine Gesandtschaft mitgeteilt, er wolle seinen Untergebenen in der Lombardei und Tuscien Frieden schaffen und zugleich mit reiner Absicht die Ungehorsamen und Rebellen gegen die römische Kirche deren Herrschaft unterwerfen und die verlorenen und geraubten Rechte der Kirche wiederherstellen. Deswegen habe er gebeten, die Kaiserkrönung früher anzuberaumen. Da der Papst hoffe, der König werde ein sorglicher Vogt und nützlicher Verteidiger der Kirchen und Geistlichen, ein eifriger Förderer der kirchlichen Freiheit, ein Streber nach den Werken der Frömmigkeit, ein unablässiger Freund der Tugend und des Friedens und ein feuriger Eiferer nach Gerechtigkeit sein, und weil der König selbst ihm seinen Willen offenbart habe, daß er zu keinerlei Parteilichkeit weder nach rechts oder links neigen werde, so gebietet Clemens allen, ihren Sinn zum Frieden zu wenden und mit Unterdrückung allen verderblichen Streites auf die Ermahnungen und Wünsche des Königs, wie eines Sohnes des Segens, zu hören, ihm die schuldige Pflicht zu erfüllen.

Auch die Erzbischöfe erhielten die Aufforderung, den König bereitwillig zu unterstützen, und der zum Legaten bestimmte Kardinal Arnald die Anweisung, ihn an der Grenze Italiens zu begrüßen und seine Bemühungen mit denen Heinrichs zu vereinigen.

Soviel man in diesen Bullen als schöne Redensarten betrachten und wegstreichen will, immer bleibt als sicherer Rest, daß Clemens dem Könige keine Hindernisse bereitete. Es ist gewiß, daß er das Unternehmen sogar gern sah und sich davon Vorteile versprach. Zwar hatte er zu größerer Sicherheit im August den König Robert zum Rektor der Romagna bestellt, aber darin lag keine unmittelbare Feindseligkeit. Recht deutlich tritt die Gesinnung des Papstes in den Aeußerungen hervor, welche er ein wenig später dem französischen Gesandten gegenüber that. Philipp suchte noch immer mit dem Prozeß gegen Bonifacius den Papst zu drücken und zu ängstigen, wogegen dieser sich durch Hinziehen der Angelegenheit half. Dem Franzosen war das Königtum Heinrichs, namentlich dessen Zug nach Italien durchaus widerwärtig, und die Spannung zwischen ihm und der Kurie nahm aus allen diesen Gründen einen hohen Grad an. Clemens hielt es sogar für geraten, als er Philipps Gesandte mit einigem Zögern nach Avignon bestellte, dort nicht seine gewöhnliche Wohnung bei den Dominikanern zu beziehen, sondern in den festen Bischofspalast zu gehen; ihm schwebte das Bild des in Anagni vergewaltigten Bonifacius vor. Die Botschafter erhoben mancherlei Beschwerden über den deutschen König. Denn obgleich er mit Philipp im Sommer ein Bündnis über den Schutz der Grenzen geschlossen hatte, waren doch die Beziehungen keine guten. Heinrich beklagte sich beim Papste über die von Philipp an der Stadt Lyon verübte Gewaltthat, dieser zürnte, weil der Deutsche eine vorgeschlagene Zusammenkunft ablehnte, welche übrigens auch der Papst gern gesehen hätte. Die Gesandten hielten Clemens alles vor, sie beklagten sich aus nicht bekannten Gründen über den Mainzer Erzbischof, dessen Bestrafung der Papst verweigerte, sie griffen sogar zurück auf die übereilte Approbation der Königswahl, die Eheverhandlungen

zwischen den Königen von Deutschland und Neapel, sie machten aufmerksam auf die Gefahren, welche aus der Begünstigung Heinrichs der Kirche erwüchsen. Clemens wies alle ihre Vorwürfe zurück, er pries Heinrich, welcher die Ehre und den Schutz der Kirche fördere, und mit spöttischem Lachen legte er ihnen die bezüglichen Urkunden vor, namentlich das letzte Gelöbnis Heinrichs aus Lausanne, welches, wie die Gesandten, wohl des Papstes Worte wiederholend, sich ausdrückten, den Eid der Treue (sacramentum fidelitatis) und die Bestätigung aller Schenkungen der Kaiser von Konstantin an enthielt.

Ueber Genf und Chambery ging die Fahrt nach dem Mont Cenis, dessen bereits mit Schnee bedeckte Paßhöhe am 23. Oktober unter mancherlei Schwierigkeiten überstiegen wurde.

Ob Heinrich daran dachte, daß dort einst ein deutscher König seines Namens sich auch durch die Hemmnisse der winterlichen Natur den Weg bahnte und wie er von hier aus zum erstenmal Italien erschaute? Wie Heinrich IV. mußte auch Heinrich VII. die bequeme und gefahrlose Brennerstraße vermeiden, weil sie Feinde, ihm der Herzog Heinrich von Kärnten-Tirol, sperrten, während den andern Paß dem Salier seine Schwiegermutter, die Markgräfin Adelheid von Susa, dem Luxemburger sein Schwager, Graf Amadeus von Savoyen, ein Nachkomme jener Fürstin, offen hielt. Beide hatten von Speier ihren Ausgang genommen, beide geleitete die treue Gattin und teilte alle Beschwerden. Wie viel glücklicher, als seinen Vorgänger, würde sich Heinrich VII. gepriesen haben! Heinrich IV. zog einher wie ein Flüchtling, beladen mit dem Bannfluch der Kirche, hinter sich Deutschland in heller Empörung, Heinrich VII. kam umringt von getreuen Ritterscharen mit dem Segen seines Papstes, fast in dessen Auftrage, und blickte zurück auf ein befriedetes, unbestrittenes Reich. Dem Ahnherrn galt es, die deutsche Königskrone zu retten, dem Nachkommen ihren Glanz durch die Kaiserkrone zu mehren; stürmte jener von bangen Sorgen getrieben vorwärts, wiegte sich dieser in stolzen Träumen des höchsten Ruhmes. Und doch war Heinrich IV. in all seinem Elend mächtiger als Heinrich VII. Denn seine Königsherrschaft, wenn er sie auch zeitweilig nicht ausübte, hatte noch einen ganz andern Inhalt, und sie ihm völlig zu rauben ging schwerer, als diesen Wahlkönig zu stürzen. Wie verschieden war auch der endliche Ausgang beider Züge! Der feindliche Gregor VII. mußte notgedrungen nachgeben, nicht allein weil Heinrich IV. der kirchlichen Anforderung genügte, sondern weil hinter ihm die kriegerische Macht der Bischöfe und des Adels von Oberitalien stand; der freundlich gesinnte Clemens V. wurde der erbittertste Gegner Heinrichs VII., und nur dessen Tod verhinderte den Ausbruch offenen Kampfes. Während der vierte Heinrich über die Alpen heimkehrte, um dort sein Reich, wenn auch in heißem Streit, für die Dauer zu behaupten, sah der siebente die heimatliche Erde nicht mehr wieder, sondern sank unter dem Lärm der streitenden Parteien in ein frühes Grab. —

Die Stadt Susa bereitete ehrenvollen Empfang und bot für einige Tage willkommene Ruhe. Das Ziel der Sehnsucht war erreicht, und gleich der Aufenthalt dort gab Heinrich genug Veranlassung, den italischen Verhältnissen näherzutreten. Seine Versicherung, er komme, um den Frieden zu bringen,

schien bestätigt zu werden durch die geringe Zahl der von ihm herbeigeführten Mannen. Nicht Absicht jedoch, sondern zwingende Umstände bedingten die Beschränkung des Gefolges. Sein kleiner Umfang darf nicht gedeutet werden als Zeichen der geringen Teilnahme, welche das Reich dem Römerzuge schenkte. Im Gegenteil, wie die heimische Geschichtsschreibung zeigt, verfolgte man dort mit Spannung die Wege des Königs, und Fürsten, Herren und Ritter zogen ihm wiederholt in einzelnen Abteilungen nach. Es ist vielmehr nicht zu vergessen, daß Heinrich in Deutschland bereits zwei Reichsheere entsandt hatte, eins gegen Böhmen, das zweite gegen den Wirtemberger Grafen. Bei dem ersteren befanden sich zwei Kurfürsten, Mainz und Pfalz, und mehrere Reichsfürsten, bei dem andern die Hauptmasse der reichsstädtischen Aufgebote. Ein großer Teil dessen, was das Reich zu leisten hatte, war also für besondere Aufgaben verwertet, und es ist bezeichnend für Heinrich, daß er nach Italien weniger Streiter mitnahm, als er jedem der beiden feindlichen Fürsten in Deutschland entgegenstellte. Allerdings rechnete er auf starken Zuzug in Italien selbst.

Wie einst bei den alten Germanen die Sippen zusammen in den Kampf zogen, so standen die meisten Fürsten und Herren, welche Heinrich umgaben, zu ihm in Verwandtschaft. Da waren zuerst seine Brüder, Erzbischof Balduin von Trier, der einen großen Wagen ganz mit Gold und Silber beladen ihm mitbrachte, dann sein ritterlicher Bruder, der blonde Graf Waleram voll jugendlicher Leidenschaft, besser im Feld als im Rat zu gebrauchen. Graf Amadeus V. von Savoyen, der getreueste Anhänger und ein Mann von trefflichen Eigenschaften, welchen sein abenteuerlicher und unzuverlässiger Neffe Philipp begleitete, hatte Maria von Brabant, die Schwester der Königin Margaretha, zur Gemahlin, und eine seiner Töchter war vermählt mit Hugo dem Dauphin von Vienne, der mit seinem Bruder Guido eine Anzahl Ritter herbeiführte. Auch der Bischof Theobald von Lüttich, den seine geistliche Würde nicht abhielt, wacker im Kampfe das Schwert zu schwingen, gehörte zur Familie, ebenso der Graf Guido von Flandern, ein hochberühmter Held, der die stolzen Franzosen in der Sporenschlacht bei Kortryk geschlagen hatte, nebst seinem Bruder Heinrich, dem Marschall von Luxemburg, der mit unverwüstlicher Kraft und nie rastender Streitlust den ganzen Zug hindurch dem Könige die treuesten und wichtigsten Dienste leistete. Diesen allen folgten zahlreiche Ritter aus Flandern, Luxemburg, Lothringen, Burgund. Neben Erzbischof Balduin und dem Bischof von Lüttich umgaben Heinrich auch die von Basel, Chur, Trident und Genf, von denen der letztere, Aimon, sich durch besondere Gewandtheit im Unterhandeln auszeichnete; für jeden hatte der heitere Herr ein freundliches Wort und suchte auch das Versprochene zu halten. Außer dem von Chur waren sie alle romanischer Abkunft. So redete der größte Teil von Heinrichs Heer die welsche Zunge, wie er selbst.

Doch fehlten Deutsche nicht. Auch von diesen gehörte der einzige bedeutende Fürst, Herzog Leopold von Oesterreich, als Verlobter der savoyischen Grafentochter zur Familie. Der schöne und feurige Jüngling bildete den Gegenstand zärtlichster Vorsorge für seine Krieger. Auch Graf Hugo von Buchegg, elsässischer Abkunft, war ein Verwandter, ein tapferer Ritter voll warmer Ergebenheit. Der gewaltigste Streiter unter allen war Graf Werner von Homberg

aus dem Bistum Basel. Seine unglaublichen Siege und Triumphe in Italien würde eine ganze besondere Geschichte erfordern, rühmt ein Zeitgenosse. Der noch nicht dreißigjährige Mann, welchem später der König große Aufgaben zuwies, erschien den Italienern als Urbild der unzähmbaren deutschen Kampfeswut. Er, der nicht einmal ihre Sprache verstand und die Welschen wahrscheinlich geradeso verachtete wie das seine Landsleute thaten, waltete seines Amtes mit unerschöpflicher Rüstigkeit, immer zur Stelle, wo es notthat, immer entschlossen, sich mit mächtigem Ansturm auf die Feinde zu werfen. Bald wurde sein Name mit Furcht und Schrecken genannt. Einem gefangenen Anführer der Cremonesen, der vor ihn geführt wurde, riß er voll wilden Zornes den Helm ab und zerschmetterte ihm das Haupt mit dem Streitkolben. Als er einst in Vercelli mit Graf Philipp von Savoyen Streit bekam, warf er sich auf den Fürsten, der zu Pferde saß, und mit mächtigem Griffe zerrte er Mann und Roß hinter sich her, bis ihn ein Ritter Philipps verwundete und dadurch abzulassen nötigte. Gleichwohl soll der rauhe Kriegsheld der Dichter zarter Minnelieder sein.

Ein schöner Geist echtester Treue und reinster Hingabe beseelte diese eisengepanzerten Recken. Nicht die Hoffnung auf reiche Beute kettete sie an die Fahnen ihres Herrn und Freundes, sie hätten sonst bald genug den Rückzug angetreten. Die meisten besiegelten ihre selbstlose Aufopferung mit dem Tode, aber auch die Ueberlebenden hielten mit wenigen Ausnahmen bei Heinrich in den äußersten Drangsalen aus. Erst in den letzten Zeiten seines Lebens begann der Kaiser, seine Getreuen mit italischen Lehen auszustatten, aber sie waren meist nur spanische Schlösser. Auch Truppen aus einzelnen Reichsstädten, wie Speier, Zürich, Bern und andere Deutsche machten den Zug über die Alpen mit. Ein italienischer Zeitgenosse schlägt die gesamte Macht, welche Heinrich mitbrachte, auf 3000 Reisige an; ein anderer, der eine etwas spätere Zeit als Maßstab nimmt, auf 5000.

„Nachdem wir Deutschland den Frieden wiedergegeben, beschlossen wir, wie es notwendig war, den Zustand in den italischen Ländern zu verbessern. Während das Kaisertum erledigt war, hatten dort die gesamten Gemeinden und Städte die Rechte des römischen Reiches in Besitz genommen. Durch gegenseitige innere Kriege schwer erschöpft, indem die Begehrlichkeit der Bewohner wuchs und gewisse Bürger mit schändlicher Benutzung der Gelegenheit ausgetrieben wurden, unterstanden sie der Herrschaft von Tyrannen. Zahllose Bürger, deren Güter die Gegner tyrannisch an sich rissen, waren verjagt und gezwungen, in fremden Städten zu betteln und viele, überallhin zerstreut, beschlossen ihr Leben in der Verbannung."

So schilderte der König selbst späterhin die Verhältnisse, welche er antraf, und nicht mit zu düsteren Farben. In der That war der staatliche Zustand Italiens tief zerrüttet. Seit dem Tode Friedrichs II. bestand die kaiserliche Gewalt nur noch dem Namen nach; die gelegentlichen Versuche, welche die deutschen Könige seit Rudolf machten, in Nord- und Mittelitalien die ihnen zustehende Gewalt in Erinnerung oder Ausübung zu bringen, hatten, geringfügig wie sie waren, keinen dauernden Erfolg. Die Städte und Herren entwöhnten sich, dem Reiche irgend welche Leistungen zu thun, ganz selbständig, soweit nicht ein mäch-

tigerer Nachbar Zwang ausübte, führten sie ihre Angelegenheiten. Nach dem Untergange der Staufer hätten die Päpste gern deren Erbschaft angetreten, aber die freigewordenen Gemeinwesen wollten nicht der Kirche darbringen, was sie den Kaisern versagt, nicht an die Stelle der abgeschüttelten Herrschaft eine andere auf sich nehmen. Eine Zeitlang schien es, als ob es den Anjous von Neapel glücken werde, ganz Italien sich unterzuordnen. Auch sie vermochten schließlich ihre Absicht nicht zu verwirklichen, doch verzichteten sie darauf nicht. Zwischen ihnen und den Päpsten herrschte bei aller äußerlichen Freundschaft eine gewisse Nebenbuhlerschaft, wodurch die beiden sich gegenseitig hemmten. Jetzt war das Papsttum aus der Halbinsel gewichen und hatte dadurch die meisten der bereits errungenen Vorteile aufgegeben und sich selbst außer Stand gesetzt, dort wirksam einzugreifen. Denn nur weltliche Macht galt hier, da die Italiener, wie ein päpstlicher Legat selber eingestand, sich um den Kirchenbann nicht viel kümmerten. An Neapel hing als schweres Gegengewicht das seit der sicilischen Vesper selbständig gewordene Königreich Sicilien.

Ein kurzer Ueberblick mag die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zeigen. Allerdings geht durch sie wieder ein gemeinsamer Zug. Die größere Hälfte Italiens, der Norden und die Mitte, war seit längster Zeit durchaus ein Land der Städte. Sie überwogen in jeder Beziehung, durch Reichtum, durch Volkszahl, durch Verteidigungsfähigkeit, durch geistiges Vermögen; sie bestimmten die Entwickelung des Landes und Volkes. Das Lehnssystem, die Grundlage des deutschen Reiches, auf welchem die Kraft des Adels beruhte, starb hier frühzeitig ab, auch die abhängige bäuerliche Bevölkerung hatte keine Geltung. Die freie Bewegung, welche die Städte erwarben und behaupteten, die wenig von außen her beeinflußte, sondern aus dem eigenen Innern sich ergebende Ausbildung der Verfassung, mit welcher die Zunahme des Reichtums Hand in Hand ging, gab ihnen Macht und führte sie zur herrlichen Blüte. Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begannen die ober- und mittelitalischen Städte sich zu erfüllen und zu schmücken mit den mächtigen Bauten, welche noch heute die beredten Zeugen ihrer vergangenen Größe sind. Es entstanden die großartigen Gemeindepaläste mit ihren hochragenden Türmen, neben ihnen die burgartigen Wohnhäuser der großen Familien, und da das kirchliche Leben mit dem bürgerlichen zusammenhing, wetteiferten die Gemeinden, sich in reichgeschmückten, köstlichen Gotteshäusern ein dauerndes Denkmal ihres Könnens zu setzen. Die Einwirkungen des Altertums und des Orients, frommer Sinn und frische Freude am bunten Dasein riefen die Kunst zu neuem Wirken. Die Körperschaften wie die einzelnen Bürger gewährten ihr wetteifernd die äußeren Mittel. Es entfaltete sich hier ein Leben von einer Fülle, von einer Vielseitigkeit, von einer üppig strömenden Kraft, wie es einst nur Griechenland auf so engbegrenztem Boden hervorgebracht hatte. Auch jenseits der Alpen stiegen damals die Städte mächtig empor, und in manchen von ihnen begegnen uns bereits ganz ähnliche Erscheinungen, aber die volle Blüte des deutschen Städtelebens gehört erst einer späteren Zeit an, und bei aller ihrer Bedeutung haben die deutschen Stadtgemeinden nie so das gesamte Sein ihrer Umgebung beherrscht, wie damals die italischen.

Doch ergab diese freie Selbständigkeit auch andere, nicht so erfreuliche Folgen. Städtische Republiken sind ihrer Natur nach schnellerer Umwandlung unterworfen, weil in ihnen die wechselnden Bedürfnisse des Augenblickes stärker wirken. Die ungleiche Stellung der Bevölkerungsschichten wird eher fühlbar und drängt nach einem Ausgleich hin. Die Enge des Kreises, in dem sich das tägliche Leben vollzieht, wo jeder den andern kennt, macht grundsätzliche Gegnerschaft leicht zu persönlicher, der Ehrgeiz des einzelnen stößt unmittelbar an den des andern Mitbürgers an, die menschlichen Leidenschaften werden, wenn immer der politische Gegner greifbar und körperlich vor Augen steht, wenn die Verhandlungen Mann gegen Mann gehen, tiefer und schneller erregt als in einem großen Gemeinwesen. Gestalten sich hier politische Fragen durch die Verschiedenartigkeit der beteiligten Interessen mannigfacher, so verschärfen und verbittern sie sich dort durch die Einseitigkeit. Daher bieten die Städte diesseits und jenseits der Alpen so oft das Bild heißer innerer Kämpfe, nur daß in Deutschland die Parteien der Reichsstädte immer noch durch Rücksichtnahme auf den Kaiser einigermaßen gebunden waren. In Italien aber hing alles lediglich an der Macht der Parteien innerhalb der Städte, und die größere Leidenschaftlichkeit der Romanen rief leichter Zwist hervor und entflammte heißer den Grimm.

Indessen die allgemeine Unruhe entsprang nicht allein aus diesem Ringen der Parteien und Personen innerhalb der Mauern jedweder Bürgerschaft. Auch ganze Städte erhoben gegen sich Zwist und Streit. Hart nebeneinander lagen vielfach die Gemeinwesen, das Emporstreben des einen hinderte den Nachbarn, und die rechte Entfaltung ließ sich oft nur auf Kosten dieses gewinnen. Wie schon früh das mächtige Mailand die kleineren Städte seiner Umgebung mit Gewalt unter sich zwang, so geschah es auch späterhin und von anderen Städten. Zwecke des Handels und der kriegerischen Sicherheit waren oft naturgemäße Ursachen, zu denen andere weniger berechtigte kamen. Voll sorgender Eifersucht betrachteten sich die auf Nebenbuhlerschaft angewiesenen Republiken, und wer als Feind der gerade herrschenden Richtung die eine verlassen hatte, fand leicht Aufnahme und Unterstützung bei dem Wettbewerber. Der Fluch eines nicht durch ein größeres Staatswesen gemilderten und in seinem berechtigten Sein veredelten Sondertums schädigte in verhängnisvoller Weise die schönen Früchte, welche die freie Entwickelung der Eigenart zeitigte.

Den Anlaß zur Parteiung gab ursprünglich der Streit zwischen Kaiser und Papst, und es entstanden die Guelfen und Ghibellinen, wie sie sich dann nannten. Die lombardischen Städte in Oberitalien eröffneten den Reigen. Doch waren weder die einen noch die anderen einseitige Anhänger der geistlichen oder weltlichen Macht; von Anfang an betraf der Streit in den Städten weniger die großen allgemeinen, als die örtlichen Händel, und dieser ursprüngliche Grundzug blieb nicht nur haften, sondern er prägte sich mit der Zeit immer schärfer aus. Die ersten Kämpfe bezweckten die Befreiung der Städte von der Gewalt der Bischöfe und des Adels; lehnten sich diese an das Kaisertum an, welches das alte Herkommen vertrat, so begünstigte das Papsttum die socialpolitische Revolution. Wie jedoch das innere Wesen und die äußere Lage der verschiedenen Städte nicht gleichförmig waren, nahm auch ihre weitere Entwickelung einen

mannigfaltigen Gang und gab zu oftmaligem Wechsel der Parteinahme Anlaß. Als dann die Bürgerschaften den ersten großen Schritt vorwärts gethan und sich zu freien Kommunen umgebildet hatten, trat ein neuer Abschnitt ihrer Entwickelung ein. Die unteren Volksmassen, vertreten durch die Handwerker, das Volk, il popolo, wie es hieß, erstrebten Anteil an der Leitung der Stadt und drängten die alten herrschenden Geschlechter zurück. Ueberall schlug ein demokratischer Zug durch. Mit dieser Bewegung verknüpfte sich der Hader der großen Familien. Daher erhoben sich allenthalben neue Parteien und verursachten Umwälzungen in rascher Folge; jede größere Stadt fiel solchen anheim. Zwar erhielten sich neben den Bezeichnungen örtlichen Ursprungs die Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen, aber der frühere Sinn traf nicht mehr zu, er konnte die überreiche Fülle des Parteilebens der neuen Erscheinungen, bei denen niemand nach Kaiser oder Papst fragte, nicht mehr fassen. Die Geschichte der italischen Städte in jener Zeit, welche uns glücklicherweise in reichhaltiger Ueberlieferung vorliegt, würde, ausführlich erzählt, ein umfassendes Werk erfordern und trotz einer gewissen Gleichförmigkeit auf jedem Blatt neuen Inhalt bieten. Sie fesselt nicht nur durch ihren farbenprächtigen Hintergrund, sondern noch mehr dadurch, daß hier die Menschen, die handelnden Personen uns ungleich lebendiger, ungleich faßbarer entgegentreten als in den deutschen Städten. Die italienische Geschichtsschreibung jener Zeit versteht in meisterhafter Kleinmalerei Bildnisse zu zeichnen, wie sie die gleichzeitige deutsche nur sehr selten bietet.

Die Kämpfe verraten häufig einen wütenden Haß, eine wilde, Entsetzen erregende Leidenschaft, und nicht selten waren sie von Freventhaten schlimmster Art begleitet, welche auf das sittliche Leben der Zeit düstere Schatten werfen. Doch nicht immer floß allzu viel Blut, wie überhaupt die Kriege der italischen Städte keine großen Opfer von Menschenleben erforderten; gewöhnlich ist der Ausgang, nachdem das eine oder andere Parteihaupt gefallen oder beseitigt ist, die Verbannung seiner gesamten Anhänger, deren Güter der Einziehung, deren Häuser der Zerstörung anheimfallen. Gelang es den Verjagten, wieder durch irgend einen Glücksfall zurückzukehren, so bereiteten sie den früheren Siegern das gleiche Schicksal. So füllten sich die Städte mit fremden Flüchtlingen, welche die Gelegenheit zur Heimkehr abwarteten und mittlerweile in jeder Art gegen die Vaterstadt, welche sie ausstieß, thätig waren. In merkwürdiger Weise vermischt sich in diesen Verbannten das Ideal der heißgeliebten Heimat mit brennendem Haß gegen deren augenblickliche Herren, aber letztere war die stärkere Empfindung. Kein Geringerer als Dante hat diesen widersprechenden Gefühlen den getreuesten Ausdruck gegeben. Ein Ausgleich zwischen den Parteien war unmöglich, da die überlegene Hand fehlte, welche beide zwang, und wenn er hin und wieder versucht wurde, hatte er keine Dauer.

Auch wenn nicht offener Kampf zwischen den feindlichen Kreisen in einer Stadt oder zwischen den Städten selbst bestand, herrschte ewige Unruhe und Mißtrauen. Nichts ist merkwürdiger, als daß die italischen Städte trotz der Wunden, welche sie unausgesetzt sich selbst oder anderen schlugen, eine so hohe Blüte erreichten und sie lange bewahrten. Das war bewirkt durch die freie Entfaltung aller Kräfte, welche schwere Verluste leicht ersetzte, durch die aus-

schließliche Beherrschung des gesamten Handels und Wandels im eigenen Lande, durch die übergroße Volkszahl, für welche eine zeitweilige Verminderung sogar vorteilhaft sein konnte, durch die wichtige Stellung endlich, welche Italien als Vermittlerin zwischen dem Orient und dem übrigen Europa einnahm. So flossen immer neue Ströme von Gold herbei, und italische, namentlich lombardische Bankhalter nebst ihren Vertretern im Auslande besorgten einen großen Teil der Geldgeschäfte auf dem ganzen Erdteil. Aber die bösen Folgen blieben nicht aus, und sie trafen zunächst nicht sowohl den Wohlstand, als die Freiheit.

Wie einst in den griechischen Städten des Altertums ging aus dem Treiben der Parteien die Einzelherrschaft hervor, die Signorie oder, wie sie die Italiener selbst nach jenem berühmten Muster nannten, die Tyrannis. Je nach den Verhältnissen bildete sie sich hier und dort in verschiedener Weise, meist nicht mit Einem Male, sondern allmählich. Teils entstand sie durch Uebertragung von seiten des Popolo, welcher Ruhe und festere Stetigkeit wünschte, teils ging sie hervor aus der Erschöpfung der Parteien, teils war sie die Folge glücklich durchgeführter Anmaßung. Daher war auch ihr Charakter nicht überall derselbe, an dem einen Orte wirkte sie wohlthätig, an dem andern übte sie schweren Druck aus, aber wo sie sich behauptete, führte sie zur unumschränkten Herrschaft, zum absoluten Fürstentum in schärfster Form.

Als Heinrich in Italien erschien, hatte sich diese Wandlung schon vielfach vollzogen, wenn auch die Signorien noch nicht überall befestigt waren. Nicht weniger als vierzehn große Städte Oberitaliens zählt ein Zeitgenosse als von Gewalthabern beherrschte auf. Durch sie erhielt die politische Lage einen neuen Grundstoff. Zu den alten Parteien, welche trotz ihrer Abschwächung und Umgestaltung noch vorhanden waren, den Ghibellinen und Guelfen, stand die Signorie in keinem klaren Verhältnis. Wie sie ihrem Ursprunge nach aus jeder der beiden hatte hervorgehen können, so wies sie der Selbsterhaltungszweck in je verschiedene Lager. Das Kaisertum konnte den Herren eine mächtige Förderung bringen, ihre Anerkennung, und zwar im Namen des Reichs als Reichsvikare; aber es konnte auch ihren Gegnern gesetzliche Berechtigung und dadurch neue Kraft verleihen.

Betrachten wir nun die wichtigsten politischen Bildungen und Mächte, mit welchen der deutsche König zu rechnen hatte, seitdem er vom Mont Cenis herabgestiegen war.

An den Abhängen der Alpen im Westen der Lombardei lagen fürstliche Herrschaften, von denen Piemont durch seine Verbindung mit Savoyen die bedeutendste war. Die Markgrafschaft Monferrat, deren ehrgeizige Gebieter oft eine bedeutende Rolle spielten, litt damals unter einem Erbfolgestreit. Auch König Robert von Neapel hatte hier einen Fuß im Lande, da ihm außer älterem Besitztum die Städte Alba und Alessandria gehorchten. Mitten zwischen diesen begehrlichen Herren wußte das hunderttürmige Asti sich zu behaupten trotz wilder Parteikämpfe, welche zur Austreibung der Ghibellinen führten, das Florenz des Nordens, reich durch seine großen Bankhäuser und seine namentlich nach Deutschland ausgedehnten Geld- und Wuchergeschäfte. Eine schlaue und ränkevolle Politik zeichnete von jeher die Astesen aus.

Als erste Macht stand jedoch noch immer Mailand da, die trotzige Feindin der Staufer. Seit Jahrzehnten rangen hier die Familien der della Torre und der Visconti um die Oberhand, erstere getragen von dem guelfischen Volk, die andere die Führerin des Adels. Napoleone della Torre erhielt von König Rudolf den Titel eines Reichsvikars, unterlag jedoch dem Erzbischof Otto Visconti, dem Begründer der Macht seines Hauses, welcher seinen Großneffen Matteo zum Kapitän des Volkes ernennen ließ. Aber obgleich König Adolf und Albrecht ihn anerkannten, wurde er 1302 wieder gestürzt und mußte mit seinem Sohne Galeazzo in die Verbannung gehen. Seitdem führte Guido della Torre mit harter Hand die Herrschaft, ehrgeizig, hochfahrend und leidenschaftlich, aber ohne Selbstbeherrschung und ohne rechte Entschlossenheit. Er zerfiel selbst mit seinem eigenen Geschlechte, indem er den Erzbischof Gastone verjagte und dessen drei Brüder in das Gefängnis warf. Guido strebte danach, die guelfischen Signoren der Nachbarstädte an sich zu ketten, aber ohne Erfolg; nur Bergamo hielt zu ihm. Mailand enthielt damals dreizehntausend Häuser und zweihundert Kirchen, die Gesamtbevölkerung soll 200 000 Seelen betragen haben.

In Vercelli und Novara, in Como, in dem glanzvollen Pavia, dessen Volkszahl die heutige vielleicht um das Dreifache übertraf, in den kleineren Städten Lodi und Crema, in dem reichen und festen Cremona, in dem stattlichen, hochthronenden Brescia, in Piacenza, Parma, Mantua geboten überall Signoren oder übten wenigstens herrschende Geschlechter gebietenden Einfluß aus. Von allen diesen Familien erreichte keine eine so lange Dauer und so hohen Ruhm, wie die Scala in Verona, das durch seine glückliche Lage am Beginn der wichtigsten Alpenstraße schon seit der römischen Zeit Haupt des östlichen Oberitaliens war. Mastino della Scala schuf, 1262 zum Capitano vom Volke erkoren, die Herrschaft, welche seine Nachkommen befestigten und vermehrten, ihren Sitz mit den herrlichsten Denkmälern und Bauwerken schmückend. Zwei Brüder, beide noch im jugendlichen Alter, Alboin und Francesco Cangrande, regierten damals gemeinsam. Nachdem der ältere während Heinrichs VII. Anwesenheit in Italien gestorben, stieg Cangrande als Alleinherrscher immer glänzender empor, ein eifriger Ghibelline gleich seinen Vorgängern, aber diese wie seine Nachkommen an Ruhm und Erfolgen übertreffend. Dante, der an seinem Hofe eine gastliche Freistätte fand, hat des Fürsten Preis mit hohen Tönen gesungen. Ihn dachte sich der Florentiner als den künftigen Retter des gebeugten Italiens, „den Windhund, dessen Speise nicht Land noch Silberblech, wohl aber Weisheit, Christenlieb' und Tugend, der die neidische Wölfin in die Höhle zurücktreiben wird". Ein anderer Zeitgenosse entwirft von Cane, welcher damals eben die ersten Proben seiner Fähigkeit gegeben hatte, ein weniger schmeichelhaftes Bild. Er stellt ihn dar als treulosen Mann, der sich durch keine Rücksicht binden ließ, nur seinen Eigenwillen zur Richtschnur nahm, von rauher Sinnesart und verschlossenem, unzugänglichem Wesen, als feurig und ungestüm, aber er bemerkt auch, daß er eine größere Wildheit nach außen zeige, als seinem Innern entspreche. Daher ist seine, zudem eines Feindes, Schilderung nicht ganz unverträglich mit anderen, welche den Scaliger feiern als schönen, stattlichen, kühnen Helden, von gefälliger, liebenswürdiger Art, Frauen wie Männer gleich be-

strickend. Die überschäumende Jugend klärte sich ab, der gereifte Mann lernte sich beherrschen und wußte sich gewandt zu geben, wie es sein Vorteil erheischte.

Ueber Treviso mit Umgegend gebot der ghibellinisch gesinnte milde Rizziardo da Camino, weithin angesehen. Das benachbarte Padua, welchem Vicenza unterworfen war, berühmt durch seine Universität und seit dem Sturze des furchtbaren Gewaltherrschers Ezzelino da Romano mächtig emporblühend, erfreute sich im Gegensatze zu den anderen Städten gedeihlicher Ruhe und wußte die Selbständigkeit seiner demokratischen Verfassung zu wahren. Hier war noch kein Alleinherrscher aufgekommen.

Die Nachbarin Paduas, die Lagunenstadt Venedig, besaß auf dem Festlande nur einen schmalen Landstrich nach Süden und Nordosten zu. Die merkwürdige Verfassung gelangte damals zum völligen Abschluß, so daß ein beschränkter Kreis von altadeligen Familien das Regiment in die Hand bekam. Die Staatsinquisition, anfänglich nur für den Augenblick geschaffen, um Verschwörungen zu begegnen, bald als dauernde Einrichtung festgehalten, sicherte den Bestand der aristokratischen Herrschaft und schützte freilich als zweischneidiges Messer den Staat vor inneren Unruhen. Die Republik war thatsächlich vollkommen unabhängig, wenn sie auch eine gewisse Beziehung zum römischen Reiche der äußerlichen Form nach hin und wieder anerkannte. Die Kraft des Staates beruhte auf dem gewaltigen Handel nach dem Orient, auf den Besitzungen an der istrisch-dalmatinischen Küste und in den griechischen Meeren, von denen die Insel Candia die wertvollste war.

Venedig versuchte auch auf dem Festlande größere Ausdehnung zu erreichen. Das alte Haus der Markgrafen von Este in Ferrara und Rovigo erhielt unter dem trefflichen Obizo II. einen großen Machtzuwachs, indem die von inneren Zwistigkeiten erschöpften Städte Modena und Reggio ihm die Signorie übertrugen. Beide empörten sich jedoch 1306 gegen seinen Sohn Azzo VIII. und stellten ihre Freiheit wieder her, und als der Markgraf 1308 starb, brach zudem zwischen dessen Brüdern Aldobrandino und Francesco und seinem natürlichen Sohne Fresco ein Streit um Ferrara aus, welcher den gesamten Bestand des Hauses gefährdete. Die Brüder suchten Hülfe bei Papst Clemens, indem sie Ferrara als päpstliches Lehen anerkannten, während Fresco es den Venetianern verkaufte. Gegen diese erließ der Papst eine wahrhaft scheußliche Bannbulle, welche auszuführen sein Neffe, der Kardinal Arnald von Pellagrua, den Auftrag erhielt. Alle Feinde Venedigs und wer sonst durch Anschluß an die Kirche Vorteil zu erreichen hoffte, strömten zu einem großen Kreuzheere zusammen, welches unter fürchterlichen Greueln im August 1309 Ferrara eroberte. Die Landschaft blieb zunächst im päpstlichen Besitz und Venedig im Bann.

Die Niederlage, welche die östliche Königin des Meeres erlitt, war unter ihren zahlreichen Feinden keinem willkommener, als der unversöhnlichen Nebenbuhlerin im Westen. So wirr und kraus die Geschichte aller italischen Gemeinwesen erscheint, die Genuas übertrifft sie sämtlich durch unaufhörlichen Wirbel innerer und äußerer Kämpfe. Hier streiten Aristokratie und Demokratie, Guelfen und Ghibellinen, leitende Familien, die sich nach gemeinsamem Auftreten gegen die anderen Geschlechter untereinander und in sich selber entzweien. Der Staat

wendet seine Waffen gegen Venedig in einem anderthalb Jahrhunderte lang dauernden wechselvollen Kriege, dessen Zweck die Herrschaft in dem griechischen und schwarzen Meere war, gegen Pisa, um Korsika, Sardinien und das westitalische Meer zu behaupten, gegen Neapel, gegen die benachbarten festländischen Fürsten über den Besitz der Küste, von welcher ansehnliche Strecken der Republik gehörten. Der Adel verstand ebensogut die stolzen Galeeren auf der See zu führen, wie seine Burgen auf den Höhen des Landes zu verteidigen und im kriegerischen Zuge durch die Gebirgsthäler zu sprengen. Trotz alledem prangte die Stadt in fast unermeßlichem Reichtum, aber die Sitten verfielen in dem jähen Wechsel zwischen Ueppigkeit und unstätem Getriebe des Parteihasses. Ihre Zucht- und Treulosigkeit brachte die Genuesen sogar in Italien, wo man dergleichen so sehr gewohnt war, in üblen Ruf. Dante hielt sie nicht wert, daß sie die Erde trage. Von den großen Familien standen von jeher die Grimaldi und die Fieschi zusammen gegen die Doria und Spinola, welche 1295 die Oberhand gewannen. Aber bald verfeindeten sich die Sieger und die Doria mußten weichen. Doch auch die Spinola entzweiten sich untereinander, und die nun vereinigten Doria und Grimaldi errangen dadurch den Sieg und behaupteten sich in der Stadt.

Bereits war eine der größten und herrlichsten Städte Italiens das Opfer der ewigen Kämpfe geworden. Pisa eröffnete den traurigen Reigen des Niedergangs, welchem später die anderen auch verfallen sollten. Wie großartig hatte sich Pisa schon seit dem elften Jahrhundert im Kampfe gegen die Saracenen emporgeschwungen; Sardinien, Korsika und selbst die Balearen eroberte es. Die reiche Beute, welche seine sieghaften Schiffe heimbrachten, diente zum Bau herrlicher Werke, des Domes, des Baptisterium, des Campanile und endlich des Camposanto. Dicht nebeneinander liegend in ihrer weißen Marmorpracht auf grünem, rasenbedecktem Platz, welchen die Stadtmauer begrenzt, und ein abgeschlossenes Bild von seltener Harmonie darstellend, bekunden sie der Nachwelt mit packender Gewalt den stolzen Sinn und den Glanz ihrer Erbauer. Aber der Glockenturm und der Friedhof waren noch nicht vollendet, als die Stadt schon ihre Machtstellung für immer einbüßte. Stets treu den Kaisern ergeben, bestanden die Pisaner manchen siegreichen Strauß mit den guelfischen Nachbarn, Florenz, Lucca, Siena, aber schließlich unterlagen sie dem argen Nebenbuhler zur See, Genua. Bei dem Inselchen Meloria gegenüber Livorno schlugen am 6. August 1284 72 pisanische Galeeren unter dem Venetianer Morosini eine furchtbare Schlacht gegen 88 genuesische unter der Führung des Uberto Doria. Die Uebermacht siegte; Pisa verlor 36 Schiffe, Tausende an Toten und Gefangenen.

Die toscanischen Guelfen suchten gemeinsam mit Genua die verhaßte Feindin, welche ihnen den Weg zum Meere versperrte, völlig zu vernichten. In dieser Not stellten die Bürger den Grafen Ugolino Gherardesca an ihre Spitze, der geeignet schien, die Guelfen zu beschwichtigen. Ugolino stammte aus einer ghibellinischen Familie, von welcher zwei Mitglieder das traurige Los Konradins teilten; er selbst aber hatte sich mit den Guelfen verschwägert und schon mehrfach seine Treulosigkeit gezeigt. Jetzt benutzte er seine Stellung, um die Alleinherrschaft zu erringen, welche er mit furchtbarer Härte und schweren Freveln ausübte. Da bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze der Erz-

bischof Ruggero Ubaldini trat, um seinen von dem Tyrannen ermordeten Neffen zu rächen. Der Streich glückte. Am 1. Juli 1288 erhob sich das Volk und bezwang nach hartem Kampfe den sich tapfer Verteidigenden. Der wilde Haß, den Ugolino gegen sich heraufbeschworen, fand einen gräßlichen Ausdruck. Er selbst, zwei Söhne und zwei Enkel, in einem Turm eingesperrt, starben zusammen den qualvollen Hungertod. Mit gewaltiger Phantasie zeichnet Dante diese Greuel. Im tiefsten Grund der Hölle, im Brunnen, wo eingefroren im ewigen Eise die Verräter büßen, sah er Ugolino, mit seinen Zähnen grimmig das Haupt Ruggeros benagend. Voll Entsetzen ruft er den Sünder an, der mit furchtbarer Wahrheit sein und seiner Kinder Ende schildert. Da strömt dem Dichter das Herz über und er spricht über Pisa sein schweres, aber gerechtes Urteil: „O Pisa, Schande du des Menschenstammes!"

Die Pisaner beriefen den berühmten Kriegsführer der Ghibellinen, Graf Guido von Montefeltro, welchem es auch glückte, einen großen Teil des verlorenen Gebietes wieder zu erobern, aber schließlich mußten sie doch an Genua die Insel Korsika und Sassari auf Sardinien und anderes abtreten. Die Macht der Stadt war gebrochen und erreichte nie mehr die alte Höhe, obschon sie später wieder bessere Zeiten erlebte. Es ist ein versöhnender Nachklang des fürchterlichen Unterganges Ugolinos, daß dessen Nachkommen in der Folgezeit Pisa große Dienste leisteten.

In Pisa haben wir den Boden Tusciens betreten. Wie Oberitalien, zerfiel dieses Land ebenfalls in eine Anzahl selbständiger Gemeinwesen; wie dort wogte auch hier allenthalben der Streit ghibellinischer und guelfischer Parteien auf und ab. Lucca, Pistoja, Arezzo, Siena und Florenz waren die mächtigsten Städte, und unter diesen nahm Florenz, mit dem nur Siena noch zu wetteifern suchte, die erste Stelle ein. Ich will hier nicht die Geschichte der Arnostadt erzählen, ihre inneren und äußeren Kämpfe schildern; sie sind bekannt genug schon durch den Anteil, welchen Dante an ihnen hatte. Damals behauptete die guelfische Volkspartei der Schwarzen den Sieg über die Weißen, die Partei Dantes, welche das schmerzliche Brot der Verbannung essen mußte. Die Stadt nahm eine Höhe der Macht, des künstlerischen Glanzes und des geistigen Lebens ein, welche in dem Dichter die heiße Sehnsucht nach ihr hätte erwecken müssen, auch wenn diese herrliche Stelle der Erde nicht seine Wiege getragen hätte.

Im Osten und Süden grenzte Tuscien an das Gebiet, welches die Päpste als ihr Eigen beanspruchten. Eine feste Einheit bildete es keineswegs, und die Verlegung des päpstlichen Stuhles drohte das ohnehin schwache Band der päpstlichen Oberhoheit noch mehr zu lockern. Die Herrschaftsrechte, welche das Papsttum ausübte, waren durchschnittlich recht gering und oft genug erwiesen sich auch diese als undurchführbar. Der Kirchenstaat — wenn man überhaupt diesen Ausdruck brauchen kann — bestand aus einem losen Gefüge von sehr verschiedenartigen Bestandteilen. Im Norden und Osten überwogen auch hier die Städte, von denen das stolze, an Lebenskraft überschäumende Bologna weitaus die erste war. Die guelfische Stadt, in deren Mauern Enzio, der letzte Sproß Kaiser Friedrichs II., als Gefangener starb, übte trotz der in ihr fast nie ruhenden Streitigkeiten auf die gesamte Nachbarschaft einen großen Einfluß aus und trieb gern eine weitverzweigte Politik; ihre Stellung war sehr selbständig. In anderen

Städten kamen trotz der päpstlichen Herrschaft Gewalthaber in die Höhe, wie in Ravenna, auf welchem der letzte Schimmer der einstigen unwiederbringlichen Größe lag, die Polenta, die Freunde Dantes, bei denen er sein Leben beschloß, und in dem benachbarten Rimini die Malatesta. In der Mitte der Halbinsel spielte Perugia die größte Rolle. Von dort bis nach Rom und bis zu der Küste des tyrrhenischen Meeres und der neapolitanischen Grenze hin lagen zwar zahlreiche Städte, aber alle klein und unbedeutend. War daher in ihnen das Parteiwesen weniger entwickelt und führten Verfassungsfragen seltener zu inneren Kämpfen, so schlugen sie sich dafür untereinander und mit einem wilden Adel, dessen Burgen das Land erfüllten.

Mitten in der mehr und mehr verödenden Campagna lag Rom, jetzt kaiser- und papstlos. Wie oft hatten die Römer die Päpste aus der Stadt vertrieben; jetzt sollten sie recht erkennen, daß der ganze Bestand ihres Seins lediglich auf der Kirche beruhte! Denn die Hauptstadt der abendländischen Christenheit stand weit zurück hinter ihren nördlichen Schwestern; der Handel, der Gewerbfleiß, jene unerschöpflichen Reichtumsquellen, fehlten hier gänzlich. Nur in der Kunstübung konnte das Rom des dreizehnten Jahrhunderts achtungswerte Schöpfungen aufweisen, wie der althergebrachte Glanz seiner Kirchen noch immer die Pilger mit Staunen und Verwunderung erfüllte, aber eine so mächtige Schaffensfreude, welche etwa Florenz oder Pisa atmete, wirkte hier nicht, weil der frische Trieb fehlte. Für das geistige Leben, für die Wissenschaft, die Geschichtsschreibung, die Litteratur und Dichtkunst leistete das damalige Rom nichts. Zwar hatte es auch seine demokratische Verfassung, für deren Erlangung und Behauptung es so vielen Streit mit den Päpsten führte, aber das städtische Volkstum entbehrte der belebenden Ströme, welche in den ober- und mittelitalischen Communen für die durch die inneren Wirren angerichteten Schäden Ersatz gaben. Die Stadt lebte allein von den zahllosen Fremden, welche alljährlich nach Rom kamen, seitdem das Papsttum die kirchlichen Angelegenheiten der anderen Nationen selbst in geringfügigen Sachen an sich gezogen hatte; es war ein begehrliches, aus sich heraus keinen Aufschwung gebärendes Dasein. Oft genug lastete die Hand der Päpste schwer auf der Stadt, aber noch mehr drückten die zügellosen Barone mit ihrem Uebermut, ihren Gewaltthaten, denen die Kirche teils nicht wehren konnte, teils nicht wollte. Denn diese Geschlechter hatten unter den Päpsten, in dem Kardinalkollegium Mitglieder oder Gönner, welche sie schützten und förderten. Bald überwog das eine, bald das andere, und die jeweiligen Günstlingsfamilien bildeten dann den Gegenstand des Hasses und der Anfeindung für die, welche augenblicklich nicht aus dem reichen Born der Kirche schöpften. Den Kämpfen in Rom fehlt das überschäumende Kraftbewußtsein im Volke, welches anderwärts versöhnend und ausgleichend das Urteil mildert. Sie schufen nicht neues Leben, sondern Ruinen, denn sie gingen nur aus rohen Trieben hervor.

So sanken die Reste des antiken Roms immer mehr in Trümmer, ausgebeutet als Fundgruben leicht verwendbaren Baustoffes und für die Kalköfen, oder in Burgen verwandelt der Zerstörung durch die Straßenkämpfe ausgesetzt; doch war das noch der beste Fall, wenigstens blieb so der Grundbau erhalten. Die alten Ringmauern Aurelians standen wie noch heute aufrecht, aber die Stadt füllte ihren

Raum bei weitem nicht aus. Die Bevölkerung betrug höchstens 100 000 Seelen, wahrscheinlich viel weniger. Große Flächen lagen ganz öde oder dienten als Viehweiden oder waren als Aecker und Weingärten bestellt. Höher als die Kirchen ragten allenthalben die mächtigen Burgtürme des Adels empor, in den Straßen, auf alten Denkmälern, auf den riesigen Schutthaufen. Die großen Familien besaßen mehrere Festen in den verschiedenen Stadtteilen und draußen in der Campagna. Am mächtigsten waren die berühmten ghibellinischen Colonna und die guelfischen Orsini, neben ihnen die Frangipani, die Savelli und viele andere. Wie in den deutschen Adelshäusern führten die Söhne teils das Schwert des Vaters, teils traten sie in den Kirchendienst, aber die geistlich Gewordenen unterschieden sich selten in Gesinnung und Gebaren von ihren weltlichen Brüdern und Vettern. Die Entfernung des Papsttums von Rom schädigte auch den Stadtadel, welcher wie das gesamte Stadtvolk der Verarmung entgegenging, während seine Sitten in der Zügellosigkeit verwilderten. Allenthalben fraß in Rom der Verfall sich tiefer ein.

Den Süden der Halbinsel nahm das Königreich Neapel ein. Karl von Anjou, der das Land eroberte und behauptete, war eine Zeit lang nahe daran, ganz Italien seinem gebietenden Einfluß unterzuordnen, bis die sicilische Vesper die Pläne gründlich vereitelte. Sein Sohn Karl II. suchte zwar mit aller Anstrengung das reiche Sicilien wieder zu gewinnen, aber Friedrich von Aragon wußte unverzagt mit größtem Geschick sich zu verteidigen, so daß endlich 1302 der Friedensschluß erfolgte. Daß trotz der Ehe, welche König Friedrich mit Eleonore, der Tochter des Neapolitaners, einging, beide Reiche gegeneinander eine feindselige Stimmung bewahrten, welche bei Gelegenheit zu neuen Kämpfen führen konnte, war natürlich. Der Verlust Siciliens minderte zwar die äußere Macht des anjovinischen Hauses, aber trug dazu bei, dessen Stellung auf dem Festland zu kräftigen und es dort einwurzeln zu lassen. Auch in dem übrigen Italien suchte Karl sein Ansehen zu bewahren und das alte Verhältnis zu den Guelfen aufrecht zu erhalten. Ihm folgte 1309 der zweite Sohn Robert, da sein Enkel Karl Robert mit Ungarn versorgt war. Der neue König, der bereits im vorgerückten Alter stand, war ein Fürst von nicht gewöhnlichen Gaben. Er zeichnete sich aus durch Wissen und gelehrte Bildung und wußte selber die Feder zu führen. Daher priesen ihn die Dichter; Petrarca nannte Robert den König der Philosophen und Dichter und ließ sich von ihm prüfen, um würdig die Dichterkrone auf dem Kapitol zu empfangen. Der Herrscher war nicht ohne politischen Ehrgeiz. Er übersah die allgemeine Lage der Dinge und richtete danach sein Verhalten, indem er sich bestrebte, das Haupt der guelfischen Partei zu sein und fremde Einflüsse von Italien abzuwehren. Daher trat er den deutschen Königen entgegen und hielt sich an das Papsttum und das verwandte Frankreich. Doch war er geizig und entbehrte der kriegerischen Kraft; er überließ anderen, die Kämpfe zu führen, und wo er selbst in solche eintrat, geschah es ohne Erfolg. Seinem Wesen sagte mehr ein schlau berechnetes, doppelzüngiges Spiel zu, mit welchem es ihm manchmal glückte. König Friedrich von Sicilien übertraf ihn an männlichem Wesen und ruhiger, vorsichtiger Klugheit.

Sechster Abschnitt.

Dante und das Kaisertum. Die Vorgänge in Mailand. 1310—1311.

Bevor der König selbst aufbrach, hatte er die Bischöfe Sigfrid von Chur und Gerhard von Basel und andere Männer nach Oberitalien gesendet, um dort seine Ankunft zu verkündigen und ihm den Weg zu bereiten. Mit rastlosem Eifer durchzogen sie vom Mai bis zum August 1310 alle größeren Städte von Ivrea bis nach Modena, Reggio und Venedig hin. Nachdem sie die Podesten und sonstigen Behörden berufen, erklärten sie ihnen, der König werde bis Michaelis ankommen, und verlangten, ihn mit pflichtmäßigem Gehorsam zu empfangen, ihm eine angemessene Zahl von Bewaffneten und Bevollmächtigten, um seine Gebote zu vernehmen, entgegenzusenden und bis zum Allerheiligenfest Frieden zu bewahren. Jedweder solle sich bereit machen, nach dem Erscheinen des Königs die Dienste zu leisten, zu welchen er gehalten sei.

Die Gesandten schilderten in dem an den König erstatteten Bericht mit lebhafter Genugthuung, welche ehrenvolle, manchmal sogar von begeistertem Jubel getragene Aufnahme sie allenthalben fanden, wie mit wenigen Vorbehalten alle bereit waren, die Forderungen zu erfüllen. In einzelnen Städten vergoßen die Leute Freudenthränen über die willkommene Botschaft, in anderen erwies man den Botschaftern Ehren, als ob der Kaiser selbst bereits zugegen wäre. In der That ergeben andere Erzählungen, daß sie nicht übertrieben. Die breite Masse der Bevölkerung besonders jauchzte dem Kaiser entgegen. Er versprach, den Frieden zu bringen, dessen Italien so dringend bedurfte, und es schien eine Bürgschaft für seine Verheißung zu bieten, daß er im Einverständnis mit Papst und Kirche den italischen Boden betrat. Die leicht erregbare Einbildungskraft des Volkes erfüllte sich auf einmal mit dem Bilde der kaiserlichen Majestät, welches um so helleren Glanz annahm, weil keiner dieser Begeisterten es je in Wirklichkeit geschaut hatte. Dem Volke fehlte jeder deutliche Begriff von dem Wesen des Kaisertums, welches ihm wie ein mystisches Traumbild hoch erhaben

in den Lüften schwebte, wie ein hehres, Segen spendendes Ideal. Daß der Kaiser auch sehr ernste Anforderungen stellen würde, übersah die erste Erregung ganz oder unterschätzte die zu tragenden Lasten. Da das Kaisertum seit längster Zeit fast nichts mehr aus Italien gefordert oder erhalten hatte, entstand leicht die Täuschung, so würde es bleiben. So schnell diese bürgerlichen Kreise sich zu den Waffen hinreißen ließen, so verwildert waren sie nicht, daß ihnen im Herzensgrunde nicht der süße Frieden begehrenswert erschien. Nur von diesem träumten sie jetzt, die harte Wirklichkeit mit duftigem Hoffnungsschleier verhüllend.

Wie hoch mußten die Herzen aller Verbannten schlagen, wenn sie das neue Friedensevangelium hörten, welches ihnen die verlorene Heimat, den Ersatz aller Leiden verhieß! Manche dachten nicht allein an sich und ihren engeren Lebenskreis, ihre weitergewandten Blicke umfaßten das große gemeinsame Vaterland, ganz Italien. Sollte diesem von so tiefen Wunden zerfleischten Lande mit dem neuen Kaiser, mit dem neuen Frieden nicht auch eine neue Zukunft erblühen? Italien, Rom war der Ausgangspunkt, der Träger des Kaisertums; wenn dieses sich wieder glanzvoll erhob, würde nicht auch Italien und Rom den alten Ruhm, die alte Herrlichkeit wieder erlangen?

Diesen Gedanken gab Dante den beredtesten Ausdruck. Die Schmach Italiens bewegte sein Herz und er rechnete sie den Kaisern an, welche das Land vernachlässigten. Daher verbindet er in der göttlichen Komödie die Schilderung des Elendes seines Vaterlandes mit den Bildern und Namen der schuldigen Kaiser; zu mächtigem Strom der Rede vereinigen sich im sechsten Gesange des Fegefeuers Klagen und Vorwürfe.

Dante wandte sich in einem Rundschreiben an die Fürsten und Städte Italiens, um ihnen die Wichtigkeit der Zeit, die Bedeutung des neu erwachenden Kaisertums vor Augen zu führen. Sein Brief ist ein Seitenstück zu der Bulle vom 1. September, mit welcher der Papst Heinrich empfahl; in gleich überschwenglichen Wendungen, in gleich schwülstig-biblischem Tone redet der Florentiner.

„Siehe, die willkommene Zeit ist da, in welcher Zeichen des Trostes und des Friedens erstehen. Denn ein neuer Tag beginnt seinen hellen Glanz zu zeigen, welcher schon die Finsternis des ewigen Unglücks lichtet. Schon regt sich frisch der Morgenwind, es rötet sich der Himmel an seinen Rändern und stärkt die hoffenden Blicke der Völker mit schmeichelnder Heiterkeit. Auch wir, die wir lange die Nächte in der Verlassenheit zubrachten, werden die erwünschte Freude sehen. Denn es wird sich erheben der friedenbringende Titan, und die Gerechtigkeit ohne Sonne matt wie der Heliotrop wird wieder erstarken, wenn der erste Strahl aufblitzt. Die Hungrigen und Durstigen werden sich sättigen in dem Lichte seiner Strahlen und die Liebhaber der Schlechtigkeit verwirrt werden von dem funkelnden Antlitz. Denn der starke Löwe vom Stamme Juda hat aufgerichtet seine Ohren voll Mitleid und sich erbarmend über das Jammergeschrei der allgemeinen Gefangenschaft hat er einen zweiten Moses erweckt, welcher sein Volk entreißen wird den Plagen der Aegypter und es führen wird zu dem Lande, wo Milch und Honig fließt. Freue dich nun, Italien; du, bisher selbst den Saracenen bemitleidenswert, wirst bald ebenso beneidenswert vor den Augen des ganzen Erdkreises stehen, weil dein Bräutigam, der Trost der Welt und

der Ruhm deines Volkes, der mildvolle Heinrich, der Göttliche und Augustus und Cäsar, zur Hochzeit herbeieilt. Trockne die Thränen und vertilge die Spuren der Trauer, du Schönste, denn nahe ist er, welcher dich befreien wird aus dem Kerker der Gottlosen, welcher die Böswilligen zu Boden schlagen und sie mit seinem Schwerte verderben und seinen Weinberg anderen Bebauern übergeben wird, welche zur Zeit der Ernte die Frucht der Gerechtigkeit darbringen sollen.

„Wird der Augustus kein Mitleid haben? Er wird vielmehr verzeihen allen, welche sein Erbarmen anflehen, weil er der Cäsar ist und seine Majestät dem Brunnen der Frömmigkeit entströmt. Sein Gericht verabscheut jede Härte und wie er unter der Gebühr straft, belohnt er über die Gebühr. Wird er deshalb die Frechheit Verworfener billigen und beginnende Anmaßung begünstigen? Das sei ferne, weil er der Augustus ist. Und wenn er der Augustus ist, wird er nicht die Schandthaten Rückfälliger züchtigen und bis zur äußersten Vernichtung verfolgen?

„Lege ab, du Blut der Longobarden, die mitgebrachte Barbarei und laß überwiegen, was von dem Samen der Trojaner und Latiner in dir übrig ist, damit nicht der Adler, wenn er blitzschnell von der Höhe herabschießend erscheint, seine Jungen verworfen und ihren Platz von Raben eingenommen sieht. Wohlauf, ihr Nachkommenschaft Skandinaviens, sorgt dafür, daß ihr die Gegenwart desjenigen, dessen Ankunft ihr mit Recht fürchtet, ertragen könnt, soviel an Euch ist. Laßt Euch nicht verführen durch eine lockende Selbstlust, welche wie die Sirenen mit ihrer Süßigkeit die wache Vernunft tödtet. Kommet seinem Zorn zuvor mit dem Bekenntnis der Unterwerfung und jubelt mit dem Psalter der Buße; erwägt, daß wer der Gewalt widersteht, der Ordnung Gottes widersteht, und wer ankämpft gegen die göttliche Ordnung, der stößt gegen den der Allmacht gleichen Willen, und es ist hart, gegen den Stachel zu stoßen."

Dante ermahnt die Unterdrückten, ihren Geist würdig vorzubereiten, den Feinden zu verzeihen, die Bewohner Italiens, sich zu ihrem Könige zu erheben, welcher der Herr ihres Landes und Eigentums ist, denn so hat es Gott gewollt. „Ihn zu ehren, mahnt uns Petrus, Gottes Stellvertreter, ihn erleuchtet Clemens, der jetzige Nachfolger Petri, mit dem Lichte des apostolischen Segens, damit dort, wo der geistliche Strahl nicht genügt, der Glanz des kleineren Lichtes blinke!"

Somit benutzt auch Dante das Einverständnis zwischen König und Papst als politischen Trumpf, auch er bezeichnet hier das Kaisertum als das kleinere Licht, wie der Kurialstil beliebte, ein Bild, das er später als unzutreffend verwarf. Doch spricht er dem Kaisertum nicht nur eine selbständige, das Papsttum ergänzende Thätigkeit zu, sondern auch unumschränkte Rechte. Weil Italien weder zum Frieden, noch er selbst zur Heimkehr gelangen konnte, entwickelte sich in seinem Geiste das Ideal der kaiserlichen Gewalt als der einzig möglichen und darum allein berechtigten Hülfe. Immer festere Gestalt gewannen diese Gedanken in seinem Sinn, und was ursprünglich aus sachlichen Erwägungen und Bedürfnissen hervorging, gestaltete sein scharfes Denken allmählich zum logisch entwickelten und klar formulierten Grund- und Rechtssatz. Er legte das Ergebnis seiner Ueberlegung nieder in dem berühmten Buche „Ueber die Monarchie", welches er indes erst einige Jahre nach dem Tode Heinrichs verfaßt haben kann.

Das Werk ist eingekleidet in das schwere, schleppende Gewand, welches die Scholastik jener Zeit trug. Für den heutigen Leser gibt es nicht leicht etwas Unerquicklicheres, als die Beschäftigung mit diesen langatmigen Arbeiten, deren Schlußergebnis häufig genug ein recht geringfügiges ist. Die Haarspalterei der Begriffe erreicht den höchsten Gipfel, die Beweisführung bewegt sich in weiten Bogen, die feinsten, auf die Spitze getriebenen Schlußfolgerungen dienen oft nur dazu, den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfassers zu zeigen. Alles ist geschraubt, mühsam abgequält; Hindernisse werden künstlich hervorgesucht, um sie siegreich zu überwinden; soviel die Natur der Dinge angerufen wird, sie werden nicht genommen, wie sie wirklich sind, sondern durch die getrübten und verzerrenden Gläser einer verbildeten, an der Form hängen bleibenden Anschauung gesehen. Die eigentliche Grundlage bilden meist Sätze des maßgebenden Philosophen Aristoteles und der Bibel, aber nur die Worte gelten; aus dem Zusammenhang gerissen und so in willkürlichem Sinne gefaßt müssen sie dienen, um die sonderbarsten Behauptungen zu beweisen. Mit Verwunderung sieht man manchmal, was selbst die besten Geister herauslasen. So begründet auch Dante die Rechtmäßigkeit des römischen Reiches dadurch, daß Christus sich unter dem Schatzungsbefehl des Augustus habe gebären lassen. Auch angebliche geschichtliche Thatsachen müssen viel herhalten, um die unglaublichsten Schlüsse zu ergeben.

Dantes Buch über die Monarchie ist keineswegs frei von diesen Fehlern, aber es ist wenigstens in straffer und bestimmter, immer zielbewußter, nie überflüssig abschweifender Form gehalten. Die Einleitungsworte begründen die Abfassung mit der Pflicht, dem Staate zu nützen. „Da unter anderen verborgenen und nützlichen Wahrheiten die Kenntnis der weltlichen Monarchie die nützlichste und verborgenste ist, so beabsichtige ich, diese aus ihrem Versteck herauszuschälen."

Sogleich folgt eine Erklärung, was unter weltlicher Monarchie zu verstehen sei. „Die weltliche Monarchie, welche Kaisertum heißt, ist die alleinige Herrschergewalt über alle in der Welt und über alles Weltliche." Das erste Buch begründet die Notwendigkeit der Monarchie zum Heile der Welt, das zweite beweist, daß sie dem römischen Volke mit Recht zukomme, das dritte endlich untersucht die Frage, ob die Gewalt der Monarchie unmittelbar von Gott abhänge oder von einem Diener oder Stellvertreter Gottes, nämlich dem Papste, welcher in Wahrheit den Himmelsschlüssel trägt. Den Gedankengang und die Beweisführung zu verfolgen, können wir unterlassen; es genügt, kurz die Schlußsätze zusammenzustellen:

„Die göttliche Vorsehung hat also dem Menschen zwei Ziele gesetzt, die Seligkeit dieses Lebens, welche in der Thätigkeit der eigenen Tugend besteht, und die Seligkeit des ewigen Lebens, welche besteht in dem Genuß des göttlichen Anblicks, zu welchem eigene Tugend nicht aufsteigen kann, wenn sie nicht unterstützt wird durch das göttliche Licht." Zu ihnen muß man durch verschiedene Mittel gelangen. Zur ersten kommen wir durch die philosophischen, zur zweiten durch die geistlichen Lehren, welche über den menschlichen Verstand gehen. Diese Mittel zeigt also die Vernunft und der heilige Geist. Des

doppelten Zieles wegen bedurfte der Mensch der doppelten Leitung, nämlich durch den Papst, welcher gemäß der Offenbarung das Menschengeschlecht führen soll zum ewigen Leben, und durch den Kaiser, welcher gemäß den philosophischen Lehren das Menschengeschlecht zum weltlichen Glück leiten soll. Da man zu diesem Hafen nur gelangen kann durch Bezwingung der schmeichlerischen Selbstlust, so möge das Menschengeschlecht frei in der Stille des Friedens ruhen; danach muß der Pfleger des Erdkreises, welcher römischer Fürst heißt, am meisten streben, daß auf diesem kleinen Fleck der Sterblichen frei im Frieden gelebt werde. Gott allein erwählt ihn, er selber bestätigt ihn, da er keinen Oberen hat. Die sogenannten Kurfürsten sind nur die Verkündiger des göttlichen Willens. Es fließt also die Macht der weltlichen Gewalt ohne jedes Mittel aus dem Quell der göttlichen Kraft auf den Monarchen. „Der römische Fürst untersteht allerdings dem Papste insoweit, als die irdische Glückseligkeit gesetzt ist zur unsterblichen. Der Cäsar erweise Petrus die Ehrfurcht, welche der Erstgeborene seinem Vater schuldet, damit er erleuchtet von dem Lichte der väterlichen Gunst kräftiger den Erdkreis bestrahle, welchem er allein von jenem, welcher der Lenker aller geistlichen und weltlichen Dinge ist, vorgesetzt ist."

Das Buch über die Monarchie hat von jeher viele Bewunderung gefunden. Aber die lobpreisenden Urteile geraten nicht selten in Widerspruch mit sich selbst. Wird Dante als der erste ahnungsvolle Verkünder des modernen Staates bezeichnet, so stimmt damit nicht recht, zugleich das von ihm aufgestellte Ideal „als nichts anderes, denn als ein immerhin geniales Phantasiestück" oder gar als „ein wunderliches Ding" zu erklären. Diese Vermischung von Lob und Tadel entstand aus dem Fehler, den Schwerpunkt der Ausführungen Dantes an einer andern Stelle zu suchen, als wo er in der That liegt. Denn nicht ein „Weltideal, worin die Nationen indifferent wären", zu zeichnen, oder eine fast überirdische „Universalmonarchie, ein Weltkaisertum", „einen Rechtsstaat der Menschheit" als Forderung hinzustellen, war seine hauptsächliche Absicht. Gewiß hatte Dante einen starken, weltbürgerlichen Zug, obgleich er nicht „Kosmopolit im eminenten Sinne" war; den Leiden und Schäden der ganzen Welt öffnet er sein teilnehmendes Ohr, er weiß die Menschheit als Ganzes zu fassen, dessen Heil er erstrebt. Aber ihn bestimmt außer seinem sittlichen Gefühl, welches bei jedem höher entwickelten Menschen über den engen Kreis der nächsten Umgebung hinausreicht, nichts anderes, als die Anschauung des gesamten Mittelalters von der christlichen Einheit der Menschheit, und obgleich er sie philosophischer zu fassen weiß, als andere, erhebt er sich mit ihr nicht über den Boden seiner Zeit. Sie liegt seinem Denken zu Grunde, von ihr aus macht er seine Schlüsse, sie ist ihm nicht Ergebnis, sondern Voraussetzung. Deswegen trifft er darin mit anderen sehr viel geringeren Geistern zusammen, welche wie er mit der schulmäßigen Ueberlieferung und Lehre arbeiteten.

Die Weltmonarchie diente für Dante nur als Mittel zum Zweck, um weitere Folgerungen zu erhärten, und diese enthält die zweite und noch mehr die dritte Abteilung seines Buches. Die erstere begründet das Anrecht des römischen Volkes auf das Kaisertum. Auch das war nichts Neues, aber dem Italiener lag Rom besonders am Herzen, und in der That ist hier Dantes

Auffassung im Grunde keine universalistische, sondern eine italienische. Deutschland, das doch der eigentliche Ausgangspunkt des Kaisertums und seine Grundlage war, zieht er gar nicht in Betracht. Ganz natürlich für den Sohn Italiens, sein Kaisertum gewinnt ihm nur so in dem Nebel der Universalität eine feste Gestalt, nur ein auf Italien beruhendes Kaisertum konnte Dante für seine politischen Zwecke gebrauchen, aber umgekehrt war ihm Heinrich nur als Kaiser Herr des Landes. Eben dort standen dem Kaiser die von ihm bezeichneten Feinde entgegen: der Papst, die Welfen, „welche sich Söhne der Kirche nennen, aber den Teufel zum Vater haben", und die Dekretalisten. Sollte die guelfische Partei gebeugt oder vernichtet werden, so mußte der Kaiser die volle weltliche Gewalt haben, welche Dante für ihn verlangt. Immerhin mag er deswegen als grundsätzlicher Vertreter der weltlichen Gewalt im allgemeinen gelten, aber es ist zu viel gesagt, ihn als den Verkündiger moderner Ideen hinzustellen, oder ihm eine „Apotheose des Kaisertums" zuzuschreiben. Er verwirft die Ansprüche eines Bonifacius VIII. gänzlich, doch er ist nicht dessen völliges Widerspiel. Denn dieser behauptet für den Papst die Obergewalt auf allen Gebieten, Dante verlangt sie für den Kaiser ganz allein auf dem weltlichen, und seine Schlußworte zeigen genugsam, daß er trotzdem dem Papste die erste Stellung einräumt und ihm einen gewissen, wenn auch nicht näher bezeichneten Einfluß auf den Kaiser beläßt. Uebrigens hat auch Bonifacius, als es ihm so paßte, erklärt, der französische König sei dem Kaisertum untergeordnet.

Dante hatte kein Gefühl dafür, daß die Anschauungen, auf welche er sein politisches System begründete, so dicht vor ihrem Ende standen. Er ficht durchaus mit ihren Waffen, aber sein eigentlicher Zweck ist nicht, die Lehren vom Kaisertum und Papsttum selbst wissenschaftlich zu begründen, sondern aus ihnen für die italischen Verhältnisse Nutzanwendungen zu ziehen. Völlig undenkbar war es nicht, daß dort das Kaisertum eine neue politische Macht gründete, was ja auch manche Zeitgenossen für möglich hielten. Es ist deswegen nicht richtig, Dante unter die „rückwärtsstrebenden Geister" zu versetzen, „welche mit dem Schwerte ihrer Ueberzeugung das heraustretende Geschlecht in die verlassenen Bahnen zurückdrängen wollen." Jene allgemeinen Theorien hat er überkommen, obgleich zuzugeben ist, daß er sie schärfer zu fassen und zu begründen suchte. Sein Buch über die Monarchie besitzt demnach kaum die allgemeine Bedeutung, welche ihm beigelegt wurde. Wird der feste Kern aus dem weiten lockern Mantel herausgeschält, erscheint Dante auch nicht mehr als ein überschwenglicher Phantast. Nicht die Weltordnung will er bessern, nur Italien hat er im Auge; er will beweisen, daß die ghibellinische Partei berechtigt sei, daß ihre Anschauungen nicht Gott und der Kirche widersprächen. Ihre nächste Stütze war das Kaisertum, aber dieses war für Dante nur formell ein universales. Mir scheint, in der Monarchie redet mehr ein Italiener unter dem Einflusse der nächstliegenden Tagesfragen, als ein Kosmopolit, vor dessen weitfliegendem Blick die Unterschiede der Nationalitäten schwinden. —

Die Ereignisse der ersten Wochen, welche Heinrich in Italien zubrachte, verhießen die besten Erfolge. Von Susa zog er über Turin und Chieri nach Asti, wo er längeren Aufenthalt nahm, dann ging er nach Vercelli und Novara.

Von den erschienenen Abgesandten italischer Städte mochte er die der Römer am freudigsten begrüßen. Ein Colonna und ein Orsini, Häupter der beiden großen Parteien, führten sie; ihr Auftrag lautete an den König, den sie zur Krönung, und an den Papst, den sie zur Rückkehr nach Rom einladen sollten. Mit ihnen vereinigte Heinrich eine eigene Botschaft nach Avignon, um den Papst zu bitten, er möge die Kaiserkrönung für das nächste Pfingstfest ansetzen und sie selbst vollziehen. Auch der päpstliche Legat, welchen Clemens mit der Begrüßung Heinrichs beauftragt hatte, stellte sich ein.

Das Gefolge des Herrschers schwoll rasch mächtig an. Zahlreiche Städte Oberitaliens bis nach Modena hin schickten Gesandtschaften, um ihn zu begrüßen und ihre Ergebenheit auszusprechen, auch Pisa, welches zugleich eine reiche Gabe überreichen ließ, blieb nicht zurück. Selbst einige der großen guelfischen Signoren kamen persönlich, in Unsicherheit, was der König beabsichtige, massenhaft strömten Verbannte herbei; unter ihnen erregte das meiste Aufsehen Matteo Visconti. Der König freudevoll erhoben suchte alle zu gewinnen, zu versöhnen. Er betonte, er sei um des Friedens willen gekommen, er wollte nichts hören von den Parteien der Guelfen und der Ghibellinen, das Wohl aller liege ihm am Herzen. Er bemühte sich, nach jeder Seite hin gerecht zu werden und seine Entscheidungen befriedigten oder verletzten bald die eine, bald die andere Richtung. In den Städten führte er die vertriebenen Ghibellinen zurück, aber er erwies auch dem Haupte der Guelfen, dem Signoren von Pavia Philippone von Langosco, große Nachsicht.

Der König meinte es ehrlich mit seiner Unparteilichkeit, aber sie ging nicht allein aus Herzensgüte hervor. Sein Gedanke war, seine Herrschaft über den Parteien zu gründen, welche ihm gleichmäßig dienen sollten; dazu bedurfte er der Zeit und größerer Hülfsmittel. In der That war er gar nicht imstande, sich von vornherein nach einer Richtung zu entscheiden. Die Ghibellinen besaßen weniger Macht und sie einseitig zu begünstigen, hätte den Papst mißgestimmt und widersprach den diesem gegebenen Versprechungen. Einen Anschluß an die Guelfen machte deren bisherige Stellung unmöglich. Die geringe Streitkraft, welche Heinrich mitbrachte, schloß vorläufig jede Kriegführung aus. Die Rückkehr der Verbannten aber schuf ihm überall Anhang; Guelfen und Ghibellinen gerieten durch sie in ein gewisses Gleichgewicht, und wenn beide auf des Königs Gunst hoffen durften, konnten sie zunächst gleichmäßig die Stützen seiner Gewalt werden. Inzwischen sollte sich diese befestigen. Heinrich träumte durchaus nicht den leeren Traum, durch bloßes persönliches Erscheinen die Geister in Ruhe zu halten, und was er sich unter dem wiederherzustellenden Kaisertum dachte, hatte einen sehr sachlichen Boden. Er nahm größere Rechte in Anspruch, als einst Friedrich I. in dem mit den Lombarden geschlossenen Vertrage von Konstanz, indem er alle Herrschaft in den italienischen Städten als ihm gehörig betrachtete, und wenn er auch nicht abgeneigt war, unter Umständen dort vorhandene Gewalthaber zu bestätigen, so zeigte er doch sofort durch die Einsetzung von kaiserlichen Statthaltern in den Städten, welche er durchzog, daß er ein wirkliches, festes Regiment zu gründen gewillt war. Er unternahm damit ein Werk von größter Tragweite, nicht das eines Idealisten, sondern eines praktischen Baumeisters, der festen Grund sucht.

Die erste große Entscheidung hing daran, ob es gelingen würde, Guido de la Torre zur Unterwerfung zu bringen. Einem gebildeten Zeitgenossen, dem Mailänder Bürger und Syndikus Johann de Cermenate, verdanken wir einen ausführlichen und durch seine behagliche, doch nie ermüdende Breite, durch die lebendige Schilderung von Personen und Ereignissen überaus reizvollen Bericht über diese Vorgänge. Mit glänzender Meisterschaft entwirft er das Bild des ehrgeizigen Signoren Guido, dem die Ankunft Heinrichs in tiefster Seele widerwärtig war. Der Mailänder hatte zu Heinrich, als dieser den Zug erst rüstete, nach Speier Boten gesandt und die größten Verheißungen gemacht, nachher verfiel er ganz entgegengesetzter Gedankenströmung. Als es ihm nicht gelang, die guelfischen Signoren mit sich zu einmütigem Widerstande zu vereinen, stürmte er wie ein Unsinniger davon, um unsteten Fußes den ganzen Palast zu durchwandern, bald die ihm Begegnenden anredend, bald wieder sich in den innersten Gemächern verbergend. Ergrimmt murmelte er vor sich hin: „Was habe ich mit jenem deutschen Heinrich zu schaffen, der kommen will, meine Ruhe zu stören und den Grund, auf dem ich stehe, zu erschüttern? Hat sich mein Vater ihm verbunden, bin ich ihm durch einen Vertrag verpflichtet? Ich weiß nichts davon. Ich kenne den Menschen gar nicht, habe ihn niemals gesehen!" Die Aufregung machte ihn krank, brachte ihn fast dem Wahnsinn nahe. Er schickte Heinrich keine Gesandten entgegen und verbot seinen Rittern und Unterthanen, zu diesem zu ziehen, er dachte an Verteidigung. Der König, welcher durch den Visconti und den Erzbischof von Mailand, der sich ihm ebenfalls angeschlossen hatte, erfuhr, daß Guido in seiner eigenen Stadt selbst zahlreiche Gegner hatte, entschloß sich endlich, gegen Mailand vorzurücken. Als er den Tessin überschritten hatte, sah er, daß ihm die Wahrheit berichtet worden war; die Edlen der Grafschaft, selbst Scharen alteingesessener Bürger kamen ihm festlich entgegen. So mußte auch Guido sich fügen; „als letzter erschien auch er, nicht nur den Mailändern, sondern aller Welt grollend; ach, wie widerwillig, wie lebensüberdrüssig schleppte er sich seinem Herrn entgegen." Der letzte Rest von Uebermut schwand, als deutsche Ritter das Banner, welches er stolzwehend über seinem Haupte tragen ließ, zu Boden warfen; vom Rosse springend, küßte er demütig den Fuß des Königs, der ihn mit freundlichen Worten aufnahm.

So zog Heinrich in Mailand ein, wo er sich am 6. Januar 1311 durch den Erzbischof zum König von Lombardien krönen ließ. Doch fehlte die echte sogenannte eiserne Krone, welche abhanden gekommen und nicht aufzutreiben war; statt ihrer diente eine neu angefertigte von blankem Stahl, welche die Form eines Lorbeerkranzes trug und mit kostbaren Perlen verziert war. Auch die Königin Margareta wurde mit einem goldenen Diadem geschmückt. Auf köstlich aufgezäumten, mit Scharlachdecken und purpurfarbenen Tüchern behangenen Rossen zeigte sich das Herrscherpaar dem Volke; der König das Zepter, einen goldenen, mit einer Lilie gekrönten Stab tragend, die Königin mit aufgelöstem, herabwallendem Haar. Fürsten hielten über ihnen einen köstlichen rotsamtenen Baldachin, während begleitende Herolde Goldmünzen auswarfen. Großartige Festlichkeiten, bei denen der König einhundertsechzig Edlen den Ritterschlag erteilte, darunter auch dem Matteo Visconti, verherrlichten die Feier.

Die Unterwerfung Mailands, „des zweiten Roms“, übte weithin ihre Wirkung aus und versetzte alle in Besorgnis und Schrecken, welche bisher dem Könige widerstrebt hatten. Sämtliche Städte Oberitaliens und die ghibellinischen Städte Tusciens sandten zur Krönung ihre Boten und erwiesen dem Herrscher ihre Huldigung; auch Genua und Venedig waren vertreten, doch entzogen sich ihre Vertreter der Ablegung des Treueides. Heinrich, der sich kaum Ruhe und Erholung gönnte, immer thätig und mit den Getreuen Rat pflegend, hoffte, die größten Schwierigkeiten überwunden zu haben.

Er neigte dazu, die Dinge günstiger anzuschauen als sie waren, und überschätzte den innern Wert der Aussöhnungen von Gegnern, welche er unermüdlich vornahm. Sein Entschluß, selbst zu herrschen und zu gebieten, enttäuschte die Erwartungen der Ghibellinen und der Guelfen. In Mailand setzte er einen Statthalter ein und stellte alsbald Geldforderungen, welche seine Armut unentbehrlich machte und die ihm als dem obersten Herrscher auch zustanden. Uebereinstimmend wird berichtet, daß Guido della Torre aus Arglist oder aus grimmigem Spott über seine Demütigung selber den Vorschlag machte, dem Könige hunderttausend Gulden zu zahlen, welcher deutscherseits sofort angenommen und festgehalten wurde. Die Summe war hoch, obgleich dem Reichtum der Stadt nicht unangemessen, und so machte ihre Eintreibung viele Schwierigkeiten und erbitterte die Bürger.

Wie in Mailand übte der König anderweitig seine Herrscherrechte aus. Er setzte den Städten Statthalter mit der Gewalt über Leben und Tod, er befahl die Verbannten zurückzurufen und ihnen ihre Güter wiederzugeben. Unterschiedslos, ob Guelfen oder Ghibellinen das glückliche Los der Heimkehr traf, galt der Befehl. Da er bald nach Rom aufzubrechen gedachte, sollten ihn die Angesehensten der Städte dorthin begleiten, in seiner Abwesenheit Graf Amadeus von Savoyen die Oberstatthalterei in der Lombardei führen, wofür die Städte die Kosten aufzubringen hatten.

Heinrich versicherte immer wieder und mit ehrlichster Gesinnung, er wolle ohne Ansehen der Partei Gerechtigkeit üben. Freilich kam er dadurch in die Lage, es keiner recht zu machen, und bei beiden entstand Empfindlichkeit, wie sein sonstiges Auftreten ihnen gleich unbequem war. Am meisten natürlich den Guelfen, welche ohnehin über die Ghibellinen, denen die Anwesenheit des Königs ein neues Kraftgefühl gab, manche gerechte Klagen führen konnten. Der Weg, den der König ging, war der einzig mögliche, aber er führte auf der Schneide des Messers, und es gehörte eine fast übermenschliche Klugheit und Mäßigung dazu, ihn zu verfolgen, ohne einen jedenfalls verhängnisvollen Schritt nach rechts oder links zu thun. Gelang es dem Könige, die alten Parteien in der Schwebe des Gleichgewichts zu erhalten, so ließ sich auf die Dauer ein innerer Zerfall derselben erwarten, der ihm den größten Nutzen bringen mußte. Solange Heinrich folgerichtig verfuhr, zwang er Guelfen wie Ghibellinen sich an ihn zu halten, um ihn nicht dem Widerpart zuzutreiben. Eine andere Gefahr stand freilich auch nicht außerhalb jeder Möglichkeit: daß die gleichmäßig Enttäuschten sich gegen ihn verbündeten.

In der Mailänder Bevölkerung, von welcher ihr Mitbürger Johann

von Cermenate urteilt, sie sei weder schwer zu gewinnen, noch trotzig, sondern nur allzu leicht zu beherrschen, da sie sich jedweder, selbst einer ungerechten Obrigkeit füge, verflog die erste Begeisterung, welche den König in den Besitz der Stadt setzte, schnell genug. Die durch das Ungeschick der von ihm ernannten Statthalter, durch die hohen Auflagen, das drückende Gefühl der Fremdherrschaft hervorgerufene Verstimmung stieg, als die Stadt auch die Kosten für die zur Begleitung des Königs bestimmten Geiseln tragen sollte. Da diese sämtlich dem Adel angehörten, fiel die Last fast ausschließlich dem niederen Volke zu. Die auserlesenen Edeln selbst hatten wenig Lust, die Heimat zu verlassen und den dortigen Gegnern das Feld zu räumen. Die Erregung wuchs, Schmähungen und Drohworte gegen die Deutschen ertönten auf den Straßen. Die Torre, wie die Visconti bauten darauf ihre Pläne, und es ist kein Zweifel, daß der alte Matteo Visconti, der Meister in ränkevoller Verschlagenheit, die ersten Fäden knüpfte. Solche heimlichen Umtriebe völlig zu durchschauen ist meistens unmöglich. Im Verborgenen vorbereitet, nur mündlich und oft nur mit halben Worten abgemacht, da jeder Teilnehmer seine Hintergedanken hat, entziehen sie sich in ihren Anfängen der allgemeinen Kenntnis, und was dann als Ergebnis der geschmiedeten Ränke an den Tag tritt, gestaltet sich nicht selten anders, als einzelne Teilnehmer beabsichtigten. Auch die italischen Zeitgenossen kamen über die Rolle, welche der Visconti spielte, nicht ins klare. Weit verbreitet war die Ansicht, er habe sich mit den Torre gegen den König verbündet, aber sich rechtzeitig, als die Sache schief ging, zurückgezogen. Viel wahrscheinlicher ist, daß er den Torre eine Falle legte, in welche diese in ihrem Grimm gegen den König plump hineinfielen.

So viel ist sicher, daß die Söhne der beiden Parteihäupter Galeazzo Visconti und Francesco della Torre vor der Stadt eine Begegnung hatten, welche nicht verborgen blieb und im Volke den Glauben von einer Einigung der bisherigen Feinde erweckte. Auch der König erfuhr davon und sein und der Deutschen Argwohn wurde rege. Bewaffnete Scharen durchzogen die Straßen der Stadt. Infolge der allgemeinen Spannung brach der Kampf plötzlich aus, eher als die Torre beabsichtigten. Der städtische Rat ließ sich nur mit Widerstreben bewegen, die für die Geiseln zu tragenden Unkosten zu bewilligen, und als er es am 12. Februar that, erhob sich auf dem Broletto Tumult und lautes Geschrei; Rufe: „Zu den Waffen!“ wurden laut. Da zugleich eine Abteilung deutscher Reiter erschien, entstand auf beiden Seiten die Meinung, ein Angriff sei beabsichtigt. Die Deutschen sammelten ihre Landsleute, die Mailänder stürzten in ihre Quartiere, um das Volk aufzurufen. Niemand wußte so recht, wie die Dinge eigentlich standen. Der König befahl, die Häuser der Parteiführer zu durchsuchen, ob dort Waffen und Kriegsvolk verborgen seien, und sie selbst vor ihn zu bescheiden. Matteo Visconti, in dessen Wohnung sich nichts Verdächtiges vorfand, beeilte sich dem Befehl zu entsprechen und ging zum königlichen Kanzler, um sich von ihm vor Heinrich führen zu lassen, so schnell dessen bereits gefaßten Verdacht zerstreuend. Dagegen sahen die Deutschen das Quartier der Torre — Guido selbst lag wegen angeblicher Krankheit zu Bett — voll Bewaffneter, welche auf den erhobenen Streitruf herbeigeeilt waren, aber

von dem plötzlichen Ausbruch überrascht noch im Ungewissen schwebten, was geschehen sollte. Die Deutschen jedoch machten sofort mit wildem Ungestüm einen Angriff und eröffneten damit den wirklichen Kampf; zwar mußten sie anfangs wegen ihrer geringen Zahl weichen, aber bald verstärkt jagten sie die Torrianen auseinander und richteten ein großes Blutbad an. Die Söhne Guidos flüchteten aus der Stadt, er selbst wurde in einem einsamen Hause verborgen, bis er sich später retten konnte; sein Palast wurde ausgeplündert und niedergebrannt. Bald eilten auch die Oesterreicher herbei, welche außerhalb Mailands lagen, auch Galeazzo Visconti schloß sich den Königlichen an. Die entfesselte Wut der Deutschen kannte keine Grenzen. Die ganze Stadt durchtobte Mord und Plünderung, welche auch viele Unschuldige traf. Einige Bürger benützten in schändlicher Weise die Gelegenheit, die Deutschen gegen persönliche Feinde zu hetzen. So reich war die Beute, daß viele Knechte das Heer verließen, um ihren Raub sicher in der Heimat zu bergen.

König Heinrich tief erregt und betrübt tadelte zwar seine Ritter hart wegen der verübten Frevel, aber das Geschehene war nicht mehr gut zu machen. In ihm befestigte sich die Ueberzeugung von der Schuld der Torre und obgleich er zunächst noch strebte, die frühere gleichmäßige Gerechtigkeit zu bethätigen, wandte er doch bald dem alten Visconti seine volle Gunst zu.

Siebenter Abschnitt.

Der Kampf um Brescia. 1311.

Aus den rauchenden Trümmern Mailands schlug bald eine gewaltige Flamme empor. Italien, ohnehin schon durch die jüngsten Vorgänge erregt, geriet in Glut und überall erscholl der, wenn nicht ganz zutreffende, doch auch nicht aus der Luft gegriffene Ruf: der König habe sich in einen Tyrannen verwandelt, er vernichte die Macht und den Wohlstand des Volkes, er zeige sich parteiisch; die Lateiner seien der Wut der Deutschen und der Anmaßung der Franzosen preisgegeben. Von anderer Seite hieß es zwar: der König sei nicht schlechter geworden, nur die Seinen hätten gefrevelt. Für die Getöteten, Vertriebenen aber half dies nichts. Die benachbarten Städte, namentlich diejenigen, welche sich von alters her zur kirchlichen Partei bekannten, über die blutigen Auftritte in Mailand entsetzt, ließen alle Hoffnung auf Erlangung des Friedens fallen und empörten sich".

Ein geistvoller und wohlunterrichteter Italiener hat diese Worte niedergeschrieben, Albertino Mussato aus Padua, der sich dort durch seine Fähigkeiten eine einflußreiche Stellung begründete. Wiederholt suchte er in den Angelegenheiten seiner Stadt den königlichen Hof auf und wurde so unmittelbarer Augenzeuge mancher Begebenheiten, während die anderen zu erfahren er Gelegenheit genug hatte. Ein gefeierter Dichter, widmete er seine gewandte Feder auch der Darstellung der Zeitgeschichte, er schrieb ein vortreffliches Werk über Kaiser Heinrich VII. und stellte später auch den Römerzug Ludwigs des Baiern dar. Seine Kaisergeschichte zählt zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der damaligen Geschichtschreibung. Mit scharfer Beobachtung zeichnete er die Bilder der hauptsächlichsten Männer. Die allgemeine Politik, die Verknüpfung der Dinge, ihre Entwickelung auseinander verfolgte er mit klarem Geiste und anerkennenswerter Unbefangenheit, eine Erscheinung wie Heinrich vermochte er voll zu würdigen. Zwar hat seine Erzählung auch ihre Schwächen, aber in der Gesamtauffassung wird sie von keiner andern übertroffen.

So viel war gewiß, die Mailänder Ereignisse warfen mit einem Schlage die Friedensträume über den Haufen; die größte Stadt Oberitaliens erntete aus der

Unterwerfung unter den König Blut und Verwüstung. Wieviel daran auch ihre eigene Schuld war, das Ideal, einmal hingesunken, ließ sich nicht mehr emporrichten. Die Einsetzung von Statthaltern, deren Persönlichkeiten ohnehin nicht immer gut gewählt waren, erwies sich jetzt als voreilig, zu schnell hatte der König so tief in das herkömmliche unabhängige Dasein der Städte eingegriffen. Der Aufstand in Mailand war zum Teil wenigstens eine Folge der hohen Geldforderungen und ähnliche standen den anderen Städten bevor. Matteo Visconti, den die öffentliche Meinung als Mitschuldigen betrachtete, trug gleichwohl reiche Früchte davon. Die königlichen Truppen hatten unzweifelhaft übel gehaust und trotzdem keine Strafe gefunden, weil der König sie nicht entbehren konnte.

Nun flammte der Haß der Italiener gegen die Deutschen auf, der uralt, nicht erst aus dem damals erwachenden italienischen Nationalbewußtsein erklärt zu werden braucht. Schon als Otto I. gegen Rom zog, sprach der Mönch Andreas auf dem Berge Soracte seinen bittern Groll aus über die Sachsen, welche dort nichts zu suchen hätten. Seitdem war es damit eher schlimmer als besser geworden unter den jahrhundertelang dauernden Römerzügen. Die Italiener erschraken vor dem wilden Kriegsfeuer der Deutschen, welche nichts mehr liebten als den Kampf, und mit ihren mächtigen Schwertern erbarmungslos dreinschlugen, sie fürchteten deren überlegene Körperkraft. Auch für die Turnierfreuden des deutschen Adels, denen bei aller Ritterlichkeit und strenger Sitte etwas Rohes beiwohnte, fehlte ihnen Sinn und Verständnis. Die abweichende Lebensweise, die starke Eß- und Trinklust der Nordländer erregte jenseits der Alpen Spott und Abscheu; mit Staunen betrachtete man den Leichtsinn, mit welchem sie im Bewußtsein ihres starken Leibes den Gefahren des Klimas trotzten und alle Vorsicht vernachlässigten, wofür freilich schwere Strafe schnell genug zu folgen pflegte. Man erblickte auch darin etwas Fremdartiges, Rohes. An Reichtum und Pracht, an verfeinerten Lebensgewohnheiten übertrafen die italischen Bürger ohnehin weit ihre derben Gäste. Daher erschienen die Deutschen den Italienern als Barbaren. Die Ausschreitungen, welche damals und später dem gemeinen Kriegsvolke eigen waren, wurden doppelt schwer empfunden, wenn sie ein Deutscher verübte; man rechnete sie deren Volkscharakter an und betrachtete ihn als einen besonders wilden und grausamen. Die Deutschen rächten sich dafür, indem sie die Italiener als Schwächlinge und Feiglinge verachteten, ihnen Falschheit nachsagten, was diese natürlich übel aufnahmen. Doch ist gewiß, daß wie schon in früheren Kämpfen auch in den Kriegen Heinrichs die Deutschen sich vor den Italienern an Tapferkeit auszeichneten.

In der Heimat erzählte man sich mit selbstbewußtem Stolz, der auch manchmal prahlerisch übertrieb, von ihren Thaten. „Wie groß war der Mut, mit welchem das kaiserliche Kriegsheer der Deutschen seine Werke verrichtete, über welche noch heute wunderbare Zeugnisse vorliegen!“ rühmt der Mönch Peter von Zittau. „Wer kann zählen die großen und kleinen Kämpfe der Deutschen, aus welchen sie immer stolz auf Sieg und Ruhm zurückkehrten. Denn der Mut und die Standhaftigkeit des deutschen Volkes war damals immer gleich, mochte ihnen in den Feldern der Lombardei oder Tusciens eine große oder kleine Menge zum Kampf begegnen. Das Volk gewöhnte sich daran, immer zu

siegen, und war deshalb immer bereit, die weichlichen, weibischen Welschen männlich anzugreifen und in die Flucht zu jagen. Die wilde Kühnheit dieser Deutschen im Ansturm beweisen die Feinde und bezeugen ebenso die Freunde. Die Pisaner schickten einmal dem Kaiser zur Hülfe gegen die Florentiner 22000 Soldaten, aber sie wagten nicht heranzumarschieren, sondern verlangten vom Kaiser sicheres Geleit. Der schickte ihnen kaum achtzig Behelmte, und die kleine Zahl gab den 22000 Mut vorzurücken. Oft sah man, daß zehn Deutsche tausend und mehr im Felde angriffen, verwundeten und niederhieben".

Daher ließen die Deutschen sich noch mehr hinreißen, roh und gewaltthätig aufzutreten, und wie sie von den heimatlichen Fehden das Plündern gewöhnt waren, legten sie sich hier am wenigsten einen Zügel an. Der deutschen graden, aber groben Weise stellte sich die glattere aber unzuverlässigere Art der Südländer entgegen und im Widerstreit verschärften sich beider natürliche Eigenschaften zur Leidenschaft, über welche die gegenseitige Verbitterung nachsichtslos urteilte. Seitdem das Kaisertum Heinrichs seinen anfänglichen Schimmer, der den Gegensatz der beiden Völker überstrahlte und verschwinden ließ, eingebüßt hatte, galt auch er schlechtweg als Deutscher, als fremder Eroberer und Unterjocher.

Vielleicht wäre die tiefe Kluft, welche seit den Mailänder Tagen Heinrich und die Italiener trennte, zu überbrücken gewesen, wenn er die strenge Linie der Gerechtigkeit und Milde einhielt und bewies, daß er dort nur die Empörung gestraft hatte, nicht aber den Ghibellinen zum Siege verhelfen wollte. So engelgleich war jedoch seine Gesinnung nicht, daß nicht manchmal der Zorn ihn übermannte und dauernd in seinen Fesseln hielt. Die gewonnenen Vorteile wollte er nicht aus der Hand lassen, und als nun mehrere Städte sich in Empörung erhoben und ihre Vikare vertrieben, beschloß er, durch harte Bestrafung abzuschrecken. Das Verfahren der Städte betrachtete er — und nicht mit Unrecht — als meineidigen Verrat, der seinen ehrlichen Sinn erbitterte und das Vollgefühl seiner kaiserlichen Gewalt tief erregte.

Zunächst wandte er sich, nachdem er umfassende Vorbereitungen getroffen, gegen Cremona, weil dieses zuerst abgefallen war. In der reichen Stadt standen sich vor Heinrichs Ankunft in Italien zwei Familien feindlich gegenüber, die Amati und die Cavalcabo, ohne daß eine von ihnen die Oberhand erlangte. Die erstere führte Surramonte, die andere Guilelmo, der eine ein ruhiger, verständiger Mann, der zweite voll Stolz und Uebermut. Beide gehörten den Guelfen an, die Ghibellinen waren schon seit langer Zeit vertrieben und besaßen in der Stadt keinen nennenswerten Anhang mehr. Erst spät, nachdem der Papst, welchen es befragte, zum Gehorsam aufgefordert hatte, entschloß sich Cremona, Heinrich die Huldigung zu leisten, welche Surramonte überbrachte; als königlicher Vikar zog darauf ein Italiener ein. Da die Cavalcabo alte Freunde der Torre waren, fand Guido nach seiner Flucht aus Mailand hier Aufnahme und Schutz, während der Statthalter verjagt wurde. Den Versuchen des Königs, die Stadt in Güte zum Gehorsam zurückzuführen, begegnete harter Trotz, welchen die Florentiner durch Aufreizung und Hülfsanerbieten bestärkten. Daher traf die Stadt die Reichsacht und der kirchliche Bann. Als jedoch Heinrich mit starkem Heere heranrückte, verlor der prahlerische Guilelmo mit seinem Anhang den

Mut und flüchtete aus der Stadt, welche er in völliger Ratlosigkeit zurückließ. Surramonte mit dem größten Teile der Edlen und den angesehenen Bürgern entschloß sich, die Gnade des Herrschers anzurufen; mit Stricken um den Hals, im Büßerhemde, zogen sie ihm eine weite Strecke entgegen, um flehend seine Füße zu umfassen. Heinrich verschmähte finsteren Angesichts ihre Bitten und zog von den Jammernden umringt weiter; da kam die gesamte Bürgerschaft herangezogen, Palmen in der Hand tragend und in Trauergewänder gehüllt. Der König verharrte in kalter Ablehnung, einen prachtvollen Baldachin, unter dem er seinen Einzug halten sollte, wies er zurück; mit unvermindertem Groll betrat er die Stadt, um schweres Gericht zu halten.

Vielleicht wußte Heinrich von seinem gewaltigen Vorfahren im Reich, dem rotbärtigen Friedrich, vor dessen eisernem und unerbittlichem Antlitz die bezwungenen Mailänder ebenso zitterten, wie jetzt vor ihm die Cremonesen. Hätte sich der kleine Luxemburger nur auch daran erinnert, daß der große Staufer seine Härte teuer büßen mußte.

Surramonte und dreihundert vornehme Bürger wurden verhaftet und auswärts in Kerkern untergebracht, in denen viele von ihnen den Tod fanden, alle Fürbitten für die Unglücklichen blieben auch später unberücksichtigt. Ueber die Geflüchteten, mehr als siebzig, erging das Todesurteil; jeder sollte die für vogelfrei Erklärten greifen. Die Thore und ein Teil der Stadtmauern, die Häuser der Verurteilten sanken in Trümmer. Selbst der erst vor wenigen Jahrzehnten auf dem Marktplatze erbaute stattliche Torazzo, der höchste Turm Italiens, sollte fallen, aber die milde Königin bat für ihn und noch heute ragen seine schlanken Formen als ein schönes Denkmal der Güte Margaretas empor. Nur der vergoldete Löwe, welcher ihn krönte, wurde zum Schimpf der Stadt herabgestürzt. Natürlich mußte die Stadt auch gewaltige Zahlungen erlegen. Die Statthalterschaft erhielt ein zurückgekehrter Ghibelline, der seiner Rache freien Lauf ließ, „so grausam wie Nero".

Die Strafe war nicht allein schwer, sondern auch nicht gerecht, denn sie traf weniger die Urheber der Empörung, als die Verführten und Unschuldigen. Desto mehr schadete sie dem Könige, trübte seinen Ruhm als gerechter und milder Herr und reizte zum Widerstande gegen ihn. Die Guelfen betrachteten ihn fortan als ghibellinischen Parteigänger. Was half dagegen, wenn er anderweitig, wie gegen Lodi und Crema, Gnade übte und den Abfall verzieh, und sogar Persönlichkeiten, welche es am wenigsten verdienten, in seiner Gunst behielt? Aber er hatte noch ein zweites Opfer der Strenge ausersehen.

Die großen Rüstungen, welchen Cremona nicht zu widerstehen wagte, galten hauptsächlich der Stadt Brescia. Stark mit Gräben und Mauern umgürtet in von Natur fester Lage, geschmückt mit stattlichen Burghäusern und hohen Türmen, gehörte sie zu den bedeutendsten Städten Oberitaliens. In ihr wohnte eine reiche und betriebsame Bürgerschaft, aber bekannt durch ihr leidenschaftliches, überreiztes Wesen, welches häufig Parteiungen hervorrief. Ihr zürnte Heinrich besonders heftig, weil ihm hier ein Mann gegenüberstand, der nicht bloß einfachen, sondern doppelten Verrat geübt hatte, obgleich er für große Ehren und Wohlthaten Dank schuldete.

Zu den ersten Italienern, welche nach Deutschland kamen, um Heinrichs

Hülfe anzurufen, gehörte der Guelfe Tibaldo Brussati, den die ghibellinischen Macier aus Brescia gejagt hatten. Heinrich schlug ihn in Speier zum Ritter und ehrte ihn hoch; in Italien angekommen, bewirkte er seine Rückführung in die Vaterstadt, obgleich das Haupt der Macier auf das dringendste vor der oft bewiesenen Tücke des Mannes warnte. Der König in seinem ersten Friedenseifer wies ihn zurecht und bewirkte einen äußerlichen Ausgleich, „aber im Antlitz der versöhnten Führer wechselten flammende Röte und fahle Blässe ab". Bald nachdem in Mailand der Aufstand ausgebrochen war, erhoben sich in Brescia die Ghibellinen gegen die zurückgekehrten Guelfen, sie zogen den kürzeren und mußten flüchten. Tibaldo trat an die Spitze der Stadt und nach anfänglichem Zögern von seiner Partei vorwärts gedrängt, verweigerte er dem Könige den Gehorsam. Die harte Behandlung, welche Cremona trotz Unterwerfung erfuhr, reizte die Brescianer zum rücksichtslosen Widerstand, den die Florentiner eifrig schürten. Als Heinrich mit starker Macht herannahte, begrüßte ihn kein Zeichen der Ergebung, die Stadt rüstete sich zur Verteidigung, und er unternahm es, sie in Person zu bezwingen. Es war um die Mitte des Maimonats 1311.

Heinrich beging dadurch einen schweren, verhängnisvollen Fehler. Viel wichtiger wäre gewesen, alsbald nach Tuscien zu ziehen, wo die Guelfen die Oberhand hatten, da nur Arezzo und Pisa ghibellinisch gesinnt waren. Den vorwaltenden Einfluß übte Florenz aus, aber so wenig die herrschenden Schwarzen über die Ankunft des Königs erfreut waren, verging doch eine lange Zeit des Schwankens, ehe sie sich zum Widerstande aufrafften. Sie arbeiteten vergeblich bei der Kurie, um sie gegen den König einzunehmen, sie klopften bei Frankreich an, um dessen Beistand zu erlangen, ohne einen festen Abschluß zu erreichen, sie pflogen lebhafte Verhandlungen mit Bologna, welches von Anfang an Heinrich bitter feind war, und mit anderen guelfischen Gemeinwesen. Wäre Heinrich, nachdem Mailand die Thore geöffnet, sofort gegen Tuscien vorgestoßen, würde er wahrscheinlich dort denselben Gehorsam gefunden haben, wie in der Lombardei. So kam der Aufstand der Mailänder dazwischen. Er wirkte im mittleren Italien ebenso wie im nördlichen, er beseitigte die letzten Bedenken der Florentiner. Ihre Boten wühlten in der Lombardei gegen den König und eröffneten den empörten Städten die Aussicht auf wirksame Unterstützung, und Heinrich leistete ihnen jetzt selbst den Dienst, daß sie Zeit für ihre Rüstungen, für die Befestigung ihres Bundes mit anderen Städten gewannen.

Die allgemeine Ueberzeugung in Italien war, daß der König durch sein Verharren sich schwer schädigte, daß er seine Kräfte am besten gegen Florenz gekehrt hätte, welches durch schnelles Handeln zu zwingen noch immer Aussicht war. Mit brennender Ungeduld verfolgten die vertriebenen Ghibellinen Toscanas die Unternehmungen des Königs, mit fieberhafter Aufregung sahen sie, wie sich der Tag, welcher ihnen die Heimkehr bringen sollte, immer weiter hinausschob. Unter dem Drucke der mächtigen Spannung griff auch Dante wieder zur Feder, um den säumigen Helden seiner Hoffnung anzuspornen. In denselben Tagen, in welchen dieser sich gegen Cremona und Brescia rüstete, richtete er an ihn ein langes Schreiben, um die Glut seiner Feuerseele ausströmen zu lassen.

Gleich so vielen anderen Ghibellinen hatte Dante sich nicht versagen können,

„den Diener Gottes, den Sohn der Kirche, den Förderer des römischen Ruhmes“ Aug' in Aug' zu schauen; doch ist unbekannt, wo er Heinrich begrüßte, und ob dieser den Dichter beachtete. „Auch ich, der ich schreibe für mich und die anderen, habe Deine Güte, wie sie der kaiserlichen Majestät entspricht, gesehen und Deine milden Worte gehört, als meine Hände Deine Füße berührten und meine Lippen ihre Schuldigkeit erfüllten. Da jubelte in mir mein Geist und still sagte ich mir: ‚Siehe das Lamm, welches die Sünde der Welt auf sich genommen hat.‘ Aber schon, da ihre Sonne nicht vorrückte, fragten viele ängstlich: ‚Bist Du es, der da kommen soll, oder sollen wir einen andern erwarten?“ Was helfe es, auf jenem kleinen Erdenfleck zu verweilen, während die Tyrannei in Tuscien täglich an Uebermut und Macht wachse. Der König führe einen Kampf gegen die Hydra, deren immer wieder wachsende Köpfe er vergeblich abschlage, wenn er nicht den Sitz ihres Lebens treffe.

„Weißt Du nicht, erhabener Fürst, wo das stinkende Füchslein sicher vor dem Jäger haust? Das verbrecherische Tier trinkt nicht aus dem jähen Po noch aus Deinem Tiber, sondern sein Rachen vergiftet noch immer die Fluten des reißenden Arno, und Florenz, wenn Du es nicht weißt, heißt diese furchtbare Pest. Das ist die Viper, welche sich kehrt gegen die Eingeweide ihrer Mutter, das ist das kranke Vieh, welches die Herde seines Herrn mit ihrer Ansteckung befleckt. — Es stößt Eiter und giftigen Dampf aus und daher siechen unbewußt die benachbarten Herden hin, indem es mit falscher Schmeichelei und Lügen die Nachbarn hinanlockt und die Herangelockten bethört.“ Daher möge der König heraneilen. „Dann wird unsere Erbschaft, deren Raub wir ohne Unterlaß beweinen, uns ganz wiedergegeben werden, und wie wir jetzt, eingedenk des heiligen Jerusalem, als Verbannte in Babylon weinen, so werden wir dann als Bürger und im Frieden aufatmend uns an das Elend der Not mit Freuden erinnern“.

Als Politiker hatte Dante recht, aber das Schreiben mit seiner kriechenden Schmeichelei, mit seinem wilden, erschreckenden Parteihaß ist kein schönes Zeugnis für ihn als Menschen und Patrioten.

Dante nahm den König als ghibellinischen Parteihauptmann in Anspruch, und in der That sank Heinrich immer mehr dazu herab. Gewiß darf man die Schwierigkeiten seiner Lage nicht gering anschlagen, aber er ging weiter als das Bedürfnis erforderte. Gegen die Guelfen führte er einen Schlag nach dem andern. Die Stadt Padua, durch einen lange mit Umsicht gewahrten inneren Frieden emporgeblüht und im stolzen Gefühle ihres Gedeihens, hatte zwar Heinrich bei dem Krönungsfeste Huldigung und Geschenke dargebracht, aber zögerte, völligen Gehorsam zu leisten und suchte sich gute Bedingungen zu sichern. Der König stellte hohe Forderungen auch in Geldleistungen, und die Bedenken der Stadt mehrten sich, als die benachbarten Scala in Verona einem vertriebenen guelfischen Geschlechte die Rückkehr verweigerten, gleichwohl aber zu Reichsvikaren ernannt wurden, gerade wie in der Mark Treviso der Ghibelline Rizzardo da Camino diese Würde erhielt. In der Bürgerschaft regte sich deswegen lebhafter Widerspruch gegen das Verlangen des Königs, und als damals die Störung in Mailand eintrat, versagte sie die Antwort. Die Folge war, daß Heinrich

den Bischof von Genf bevollmächtigte, zusammen mit Cangrande die von einigen dortigen Bürgern geplante Befreiung der Stadt Vicenza von Paduas Herrschaft zu unterstützen. Der unerwartete Streich glückte, zum Entsetzen der Paduaner. Zwar fügten sie sich später der Not und unterwarfen sich, aber der brennende Stachel blieb zurück.

Aber lassen wir diese Einzelheiten und wenden wir uns nach Brescia zurück. Das Heer Heinrichs war ungewöhnlich stark. Die noch gehorsamen Städte der Lombardei schickten Mannschaften, selbst Genua, das sich mittlerweile ganz an Heinrich angeschlossen, stellte eine stattliche Truppe. Unter den italienischen Führern zeichnete sich Cangrande aus. Auch die deutschen Truppen, der eigentliche Kern der Streitmacht, erfuhren durch Zufluß aus der Heimat, in welcher teils das Gebot des Königs, teils beutelustiger Abenteuertrieb wirkten, beträchtliche Verstärkung. Die Scharen umlagerten die Mauern auf der Ebene, im Nordosten, wo sich steile Berge erheben, war eine Umschließung unmöglich. Hier hatte Tibaldo alle seine Kunst aufgeboten, um starke Verschanzungen und burgartige Befestigungen zu errichten und nur durch deren Bezwingung konnte die Stadt erobert werden. Die Belagerung und die Verteidigung wandten alle Mittel auf, welche die damalige Kriegskunst kannte. Hier lag die Entscheidung, hier wütete der Kampf am heißesten. Als einst Tibaldo dort neuangelegte Werke besichtigte, überfiel ihn eine Abteilung Deutscher, welche auf für ungangbar gehaltenen Wegen plötzlich heranstürmte und den zum Tode verwundeten Mann gefangen nahm. Das Lager begrüßte mit Jubel die kostbare Beute, Heinrich aber verhängte über den Treulosen die furchtbarste Strafe. In eine Kuhhaut genäht wurde er hinausgeschleift, sein Körper von vier Stieren zerrissen, sein Haupt auf einer Stange vor der Stadtmauer aufgestellt, die Eingeweide aus dem Leibe herausgerissen und verbrannt. Die Brescianer durch den Verlust ihres Führers keineswegs entmutigt, blieben die Vergeltung nicht schuldig, indem sie Gefangene auf den Mauern vor den Augen des königlichen Heeres hinrichteten. Gräßlich und wild gestaltete sich so der Streit.

Der König kam nicht vorwärts, aber blieb unerschütterlich, selbst als sein Bruder Walram, der blühende, streitfrohe Jüngling, durch einen Pfeilschuß ein vorzeitiges Ende fand. Noch war der Ausgang unberechenbar, als Anfang August Kardinäle anlangten mit päpstlichen Schreiben, deren eines Heinrichs Milde und Klugheit zu Gunsten der Empörten anrief. Vergeblich bemühten sie sich, die Bürger, obgleich sie bei ihnen die ehrenvollste Aufnahme fanden, zur Unterwerfung zu bereden, und Heinrich weigerte sich, von der Forderung der Uebergabe auf Gnade und Ungnade abzustehen. Ihn bestimmten der eigene beleidigte Stolz, die Sorge, durch Nachgiebigkeit sein Ansehen zu schädigen und die Rücksicht auf seine erbitterten Krieger. Er durchlebte sorgenvolle Tage, in grübelnden Tiefsinn versunken, aber seine Gemahlin teilte getreulich alle Not; in gesteigerter Frömmigkeit, in eifrigster Uebung kirchlicher Pflichten suchten beide Trost. „Das war das Leben des Königspaares, das kaiserliche Freuden!"

Nicht genug an den Beschwerden des Kampfes, ein viel fürchterlicherer Feind erschien im Lager und raffte weit mehr hinweg als das Schwert. Die mit Regengüssen abwechselnde Hitze, die unzureichende Verpflegung, der Schmutz

des Lagerlebens, die Sorglosigkeit und Unmäßigkeit der Deutschen zogen ein pestartiges Fieber groß. Viele Vornehme verfielen ihm. Der Bischof von Genf, der Herzog Leopold von Oesterreich ritten krank heim, aber nur der letztere genas. Andere, wie der Held Guido von Flandern, erlagen später dem eingesogenen Hauch der Seuche und auch das Königspaar trug von dem verderbenschwangeren Orte todbringende Keime in sich davon. Ueber 7000 vom Heere sollen gestorben sein, die ordentliche Bestattung der Leichen hörte auf. Es schien unmöglich, das in seinem Bestande und in der Zucht gelockerte Heer länger zusammenzuhalten, aber ein verzweifelter, mit dem Aufgebot aller Kräfte unternommener Sturm scheiterte. Doch auch in die tapfer verteidigte Stadt schlich sich die Pest ein, die Lebensmittel begannen spärlich zu werden, allmählich erweichte sich der harte Sinn drinnen und draußen. Kardinal Lucas übernahm es, der Not ein Ende zu machen. Die Bürger boten die Uebergabe an, wenn ihnen das Leben gelassen, die Stadt nicht zerstört und deren Verfassung nicht geändert würde. Heinrich bestand zwar der Form nach auf Unterwerfung ohne Bedingungen, aber er stellte Gnade in Aussicht. Am 23. September ritt er, von den demütig entgegenziehenden Bürgern empfangen, über die mit den niedergebrochenen Mauern gefüllten Gräben in die Stadt ein und hielt sein Gericht ab. Alle Befestigungen wurden niedergerissen, die Stadt zahlte 70 000 Goldgulden, eine Anzahl Bürger folgten als Geiseln dem Könige oder gingen in die Verbannung.

Heinrich hatte gesiegt und so hoch schlug er seinen Erfolg an, daß er zum ewigen Gedenken die Thore der bezwungenen Stadt in Rom auf dem Kapitol aufstellen wollte, wie einst Friedrich II. den bei Cortenuova erbeuteten Fahnenwagen der Mailänder. Aber der Sieg kostete einen hohen Preis. Abgesehen von den Opfern an Menschen und Geld war der günstige Zeitpunkt, durch das unterworfene Tuscien nach Rom vorzubringen, unwiederbringlich verloren. Der Fall Brescias übte nicht die erwartete Wirkung aus, er erschreckte zwar, aber feuerte zugleich zum Widerstande an. Die Guelfen warfen den letzten Rest der Hoffnungen, mit welchen auch sie einst Heinrich begrüßten, weit hinter sich. Kein Friede mehr, alles stand auf der Entscheidung des Schwertes. Dem äußeren Anschein nach war freilich die Lombardei bezwungen, überall in den Städten geboten königliche Statthalter oder vom Könige anerkannte Signoren, aber Heinrich selbst erkannte, daß er nichts Festes, Dauerndes erreicht habe. Seine kräftigsten Stützen blieben Mattheo Visconti, den er im Juli notgedrungen zum Reichsvikar Mailands ernannte, und Cangrande in Verona. Als ausgesprochene Ghibellinenhäupter verfochten sie allerdings auch Heinrichs Sache, doch mehr noch ihre eigene, und es konnte nicht ausbleiben, daß sich die Guelfen gegen sie erhoben. So geschah es auch bald genug, nachdem Heinrich diese Gegend verlassen hatte. Wie die Guelfen schlossen sich die Ghibellinen zu einer Liga zusammen, und ihr gab Heinrich von Genua aus im Februar 1312 jenen streitgewaltigen Grafen Werner von Homberg zum Generalkapitän, „damit er die Getreuen und die Rechte des Reiches gegen alle Rebellen verteidige". Doch die oberitalischen Dinge sollen uns nicht weiter beschäftigen.

Achter Abschnitt.

Schwierige Verhandlungen. 1311—1312.

Es drängte den König, einen Schritt weiter nach Rom zu thun, und so zog er nach Genua, welches versprochen hatte, die Schiffe zur Fahrt übers Meer zu stellen. Denn den Weg zu Lande versperrten jetzt die Florentiner, außerdem gestattete der Papst nicht, über Bologna zu ziehen, was auch bei der entschlossenen Haltung dieser Stadt kaum durchzusetzen war. Ehrfurchtsvoll empfangen nahm der König seinen Sitz in dem bischöflichen Palaste, aber nur sechshundert Reiter machten sein Gefolge aus.

Was die Genueser veranlaßte, den König herbeizurufen, sich ihm rückhaltlos zu unterwerfen, ist nicht klar. Sie übertrugen ihm die volle Staatsgewalt in ihrer Republik, nahmen aus seiner Hand einen Statthalter, ließen ihn die Verfassung ändern und bewilligten eine Auflage von sechzigtausend Goldgulden. Ihre Blicke richteten sich wahrscheinlich in die Ferne, in den Orient, sie hofften, Heinrich werde, wenn er erst die Kaiserkrone erlangt, an die Spitze eines Kreuzzuges treten, wie er und der Papst das verheißen und ihnen reichlich das Geleistete vergelten, den Vorrang vor dem verhaßten Venedig verschaffen.

Vier Monate verweilte der König in Genua, eine Zeit angestrengtester Thätigkeit und schwerer Sorgen. Nichts aber traf ihn härter, als der Verlust der treuen und teueren Gattin; Margareta, von allen, selbst von den Italienern, deren Liebe sie ganz erworben, schmerzlich beklagt, starb am 13. Dezember, erst 37 Jahre alt. Die Leiche wurde beigesetzt im Chor der Minoritenkirche; sie sollte später nach Deutschland gebracht werden, was nie geschah. Wohl aber wurde später das Herz des toten Gatten mit ihren Ueberresten vereinigt. Gemahlin, Bruder und Vetter Heinrichs hatten so in kaum mehr als Jahresfrist ihr Grab in Italien gefunden. Der König ertrug den Schlag mit männlicher Festigkeit; er bewahrte der Toten die Treue, bis ihn politische Rücksichten nötigten, an eine zweite Ehe zu denken.

Nicht allein die Florentiner mit ihrem Anhang kamen in Betracht, die ge-

samte große Politik war im vollen Fluß, dessen Wirbelschlag mehr und mehr in des Königs Ohr dröhnte.

Daß König Philipp von Anfang an scheel auf Heinrich sah, ist uns bereits bekannt. Dessen Anerkennung durch den Papst, die ihm erteilte Genehmigung zur Romfahrt, die unter den Augen des Papstes betriebenen Heiratsverhandlungen mit Robert von Neapel erregten den Zorn des Franzosen, und wir sahen, wie Clemens im Dezember 1310 seine Beschwerden nicht ohne triumphierenden Spott zurückwies. Heinrich hatte allerdings schon früher im April 1310 von Zürich aus Bevollmächtigte nach Frankreich gesandt, um durch ein Freundschaftsbündnis für die Zeit seiner Abwesenheit die deutschen Grenzen zu sichern und die Angelegenheit der burgundischen Pfalzgrafschaft zu regeln. Philipp ging darauf ein; nachdem auch er Vertraute beauftragt, kam im Juni ein entsprechender Vertrag zustande. Streitigkeiten zwischen beiden Reichen sollten einem Schiedsgericht unterliegen. Jeder wollte des andern Nutzen fördern und beide sich gegen alle, ausgenommen die römische Kirche, doch nicht mit Waffen und Geld, beistehen. Heinrich versprach, von Philipp, dem Sohne des französischen Königs, die Huldigung für die Grafschaft Burgund entgegenzunehmen und ihn bei dieser zu erhalten, doch sollte er dafür Hülfe zum Zuge über die Berge leisten. Der Ausbruch neuer Streitfragen, die Weigerung Heinrichs, mit Philipp persönlich zusammenzutreffen, verhinderten jedoch den Vollzug des Bündnisses.

Als Philipp im Februar 1311 von seinem Verlangen, gegen Bonifacius VIII. Prozeß zu erheben, abstand, bewahrte Clemens zwar in unveränderter Weise sein Wohlwollen gegen Heinrich, wünschte aber dringend, schon um den Kreuzzug zu sichern, daß beide Herrscher vollkommenen Frieden schlössen und bewahrten. Natürlich, daß er unter diesen Umständen mehr den Wünschen Philipps, als denen Heinrichs, welchen er sich ohnehin genügend verpflichtet wähnte, Rechnung trug. Der Papst, erfüllt von den Verhandlungen mit Frankreich und von ihnen ganz in Anspruch genommen, schob die Antwort auf die Botschaft, welche ihm Heinrich in der ersten Zeit seiner Anwesenheit in Italien zusandte, lange hinaus, doch nicht aus bösem Willen, und suchte die Zögerung durch besondere Herzlichkeit gut zu machen. Die Nachrichten von des Königs Fortschritten, von seiner erfolgreichen Versöhnungsthätigkeit erfüllten ihn mit Genugthuung.

„Wie ein wunderbarer Riese herrlich in dem Laufe Deiner Stärke und wie ein in der Höhe des Fluges mächtiger Adler Dich emporschwingend, um zu nehmen Deinen Weg, damit Du zum höchsten Ziel der kaiserlichen Würde gelangest, unter dem Beistande des Himmels, welcher Deine Schritte zum Frieden lenkte, hast Du Dich erhoben. Gelobt sei Gott, weil er Dich leitet auf dem Wege des Friedens, welchen Du einherwandelst, und die königlichen Schritte heilbringend weiter gelenkt hat, daß Deine Tritte nicht schwach geworden sind. Mit heißer Sehnsucht ersehnt die fromme Mutter Kirche und wünscht unsere zärtlichste Vaterliebe, daß die Gnade Gottes von Dir nicht weiche, der Thron fröhlich erstarke und Du wie die Cypresse emporsteigen mögest!" So schrieb Clemens am 28. Februar, sich schier erschöpfend in den Ausdrücken der innigsten Zuneigung und der auf Heinrich gesetzten Hoffnungen. Zwar lehnte er ab, selbst nach Italien zu kommen, und machte den König, welcher die Kaiserkrönung

für Pfingsten verlangt hatte, darauf aufmerksam, daß dieser Termin zu nahe angesetzt sei, aber er gab ihm anheim, einen andern Tag auszuwählen und versprach, zu diesem geeignete Kardinäle zu senden, um die Feierlichkeiten an seiner Statt zu vollziehen.

Doch überbrachten die päpstlichen Boten auch einige Forderungen in Bezug auf Frankreich. Clemens wie Philipp wünschten, den im Juni 1310 vereinbarten, aber nicht vollzogenen Vertrag, wenn auch nicht in ganz derselben Weise, zum wirklichen Abschluß zu bringen, und der französische König ernannte dazu noch im Februar Bevollmächtigte. Der Papst selbst ließ die Form entwerfen, deren sich beide Könige gleichmäßig bedienen sollten, natürlich fehlte darin nicht ein Hinweis auf den Kreuzzug. Der Wortlaut des Vertrages selbst blieb im allgemeinen der gleiche, nur fiel jene Stelle über Burgund aus, obgleich Philipp in seiner Vollmacht, entsprechend der vom verflossenen Jahre, auch diese Angelegenheit bezeichnete. Ob das der Papst allein veranlaßte, der, wie sich bald zeigen wird, seine eigenen Gedanken über das Arelat hatte, oder Philipp darauf drang, ist ungewiß. Des letzteren Sohn wurde dadurch von der früher in Aussicht genommenen Hülfsleistung für den Römerzug befreit, und die ganze Frage blieb dann offen.

Philipp stellte die Urkunde völlig so aus, wie der Papst vorschrieb, und händigte das besiegelte Schriftstück der Kurie ein. Anders Heinrich, der die unerwartete Wendung lange erwog, ehe er zu ihr Stellung nahm. Schon am 19. April wählte er den 15. August als künftigen Krönungstag, erst am 8. Mai entschloß er sich, dem Papste zu willfahren, doch nur unter mancherlei Vorbehalt. Er sollte eine inhaltsschwere Verpflichtung verbriefen, ohne das Gegenstück sofort in die Hand zu bekommen. Der Vertrag ging über die Streitigkeiten, welche zwischen ihm und Frankreich bestanden, einfach hinweg und beengte und erniedrigte ihn geradezu durch die auferlegte Verpflichtung, binnen vier Monaten nach seiner Kaiserkrönung die Urkunde zu erneuern. Er fügte daher den Zusatz ein: er wolle das erst dann thun, wenn Philipp es verlange und selbst sie nochmals beschwöre. Zugleich gab er die feierliche Erklärung, nur die Rücksicht auf den Papst bestimme ihn zur Nachgiebigkeit; er wahre ausdrücklich seinen Krönungseid, den Reichsbesitz zu erhalten und verlorenen zurückzubringen; in keiner Weise wolle er gebunden sein, wenn nicht der französische König den gleichen Eid leiste und darüber die erforderlichen Briefe ausstelle. Nur die Erklärung über den geleisteten Eid sandte er der Kurie, nicht aber die besiegelte Vollzugsurkunde, und schlug vor, erst durch ein Schiedsgericht einen Ausgleich mit Frankreich zu versuchen. Auch die beliebte Behandlung der burgundischen Frage empfand er unangenehm; er schlug vor, um die Sache nicht ganz aus der Welt verschwinden zu lassen, er wolle der Huldigung des französischen Prinzen bis nach seiner Rückkehr Ausstand gewähren.

Die Gesandtschaft, welche er von Cremona aus um die Mitte Mai nach Avignon abordnete, erhielt eine vielumfassende Aufgabe. Sie sollte die Genehmigung des Papstes einholen für die Ansetzung der Krönung auf den 15. August, doch nebenbei insgeheim anfragen, ob diese, wenn Hindernisse einträten, nicht auch an einem anderen Orte als in Rom stattfinden könne; sie sollte die Sendung

von wenigstens zwei Kardinälen erwirken. Eine lange Reihe anderer Gesuche betraf kirchliche Dinge und Zugeständnisse, von denen einzelne die ängstliche Gewissenhaftigkeit Heinrichs gegenüber den Vorschriften der Kirche bezeugen. Die Gesandten hatten außerdem die französische Frage zu erledigen und nochmals dem Papste zu bemerken, wie schwer es dem Könige sei, darin nachzugeben. Selbstverständlich blieb auch Italien nicht außer Betracht. Heinrich ließ dem Papst eine bereits vorher in Mailand verfaßte Denkschrift überreichen über den Aufruhr Guidos, wie es in der Lombardei und in Tuscien stehe und er sich von jeder Parteilichkeit gegen Guelfen und Ghibellinen fernhalte. Er wies jedoch auch darauf hin, daß der lange Aufenthalt, welchen die Gesandten der ihm feindlichen Städte bei der Kurie nähmen, zu bösen Gerüchten Anlaß gäbe.

Noch eine andere wichtige Sache, welche sich schon einige Zeit hinzog, wies er der Gesandtschaft zu. Da der Kurie daran lag, zwischen Heinrich und Robert von Neapel ein gutes Einvernehmen aufrecht zu erhalten, war, wie bekannt, in ihrem Kreise der Gedanke aufgetaucht, in damals üblicher Weise durch eine Eheverbindung die beiden Familien zu verknüpfen. Da Robert zu hohe Bedingungen stellte, war der Plan vorläufig nicht zustande gekommen, doch blieb er bestehen. Das Verlangen Heinrichs, ihm persönlich die Huldigung für die Provence darzubringen, erfüllte Robert nicht; er ließ den König, als dieser nach Italien kam, begrüßen und erbat sich Aufschub. Aus dem Wunsche einer friedlichen Einigung verzichtete Heinrich auf die Eidesleistung der Städte Alessandria und Alba und hoffte, durch Vermittelung des päpstlichen Legaten die Herausgabe dieses Reichseigentums zu erreichen. Den Argwohn, der Neapolitaner könne treulos an ihm handeln, wies er zurück trotz verdächtiger Schriftstücke, welche zu seiner Kenntnis kamen, aber es wunderte ihn, daß er von ihm keine Antwort erhielt, während der Papst fortfuhr, Robert seine Gunst zu beweisen. Er erhob daher jetzt Einspruch gegen die unrechtmäßige Vorenthaltung jener Städte, beauftragte jedoch zugleich seine Gesandten, Schritte in der Eheberedung zu thun. Er wollte darin im Einverständnis mit Frankreich handeln, wahrscheinlich wegen der nahen Verwandtschaft der Anjous mit den Capetingern, vielleicht auch deshalb, weil dabei das Königreich Arelat in Frage kam. Philipp kannte von Anfang an den Plan und war ihm nicht besonders günstig. Die Abtretung des burgundischen Königreichs selbst an ein ihm so nahe stehendes Haus diente seinen eigenen Zwecken wenig und er legte dagegen Widerspruch bei dem Papste ein. Clemens beruhigte ihn, indem er ihm schrieb, um die Freundschaft zwischen ihm und Heinrich zu erhalten, werde er nicht zugeben, daß letzterer das Reich von Arelat oder Vienne an irgend jemand anders abtrete, als an die römische oder eine andere Kirche. Trug sich etwa Clemens mit dem Plane, dieses Reich, in welchem er jetzt seinen Sitz hatte, für das Papsttum zu erwerben? Nicht unmöglich; jedenfalls ist seit diesem Augenblick nirgends mehr die Rede von Burgund. Allerdings legt später Albertino Mussato einem Paduaner die Worte in den Mund, wenn Heinrich dem französischen Herrscher die Gaben, welche dieser erbitte, nämlich das Reich von Arelat und den Lauf der Rhone bis zu den Grenzen Alemanniens, erteilen wolle, könne er auf dessen Beistand rechnen. Mag auch diese Redeblume auf einem wirklichen, an sich leicht begreiflichen Gerüchte beruhen, irgend welche

Schlüsse sind daraus nicht zu ziehen. Gewiß hätte Philipp gern das Land angenommen, aber jene päpstliche Erklärung stand ihm ebenso im Wege, wie seinem neapolitanischen Vetter, und nichts weist sonst darauf hin, daß er solche Forderung gegen Heinrich erhoben hat. Da er nicht hatte verhindern können, daß jener Italien betreten durfte, war es ihm am liebsten, wenn er ihm dort Schwierigkeiten schuf, und das hat er allerdings reichlich gethan.

Das Ergebnis der königlichen Gesandtschaft läßt sich aus den Thatsachen erkennen. Zu der wichtigsten Frage, der Kaiserkrönung, gab Clemens seine Zustimmung. Er genehmigte den erwählten Tag und bezeichnete fünf Kardinäle, welche sie ausführen sollten; zugleich ließ er die bei der Feier zu beobachtenden Förmlichkeiten aus Schriftstücken des päpstlichen Archives feststellen. Obgleich die Sache ungewöhnlich schnell gefördert wurde, verging doch einige Zeit, bis die notwendigen, zum Teil sehr umfangreichen Bullen fertiggestellt waren; sie sind vom 19. Juni datiert. Vorher jedoch erteilte Clemens Antwort auf die anderen Punkte, welche die Gesandten alsbald ihrem Könige überbrachten. Der Papst verlangte, daß Heinrich die Urkunde des Vertrages mit Frankreich vollzogen übersende, erklärte sich aber einverstanden mit der Einsetzung des verlangten Schiedsgerichts und der vorgeschlagenen Behandlung der burgundischen Sache. Wahrscheinlich gab er auch seine Meinung über den Eheplan zu erkennen.

Inzwischen war die Unmöglichkeit, im August in Rom zu sein, so offenbar geworden, daß Heinrich den Bischof von Basel nach Avignon sandte, um dort die Schwierigkeit seiner Lage darzustellen. Gerhard nahm zugleich die für die Verhandlungen mit Frankreich nötigen Schreiben, auch die besiegelte Vertragsurkunde mit. Clemens empfing den Bischof gütig und beauftragte die schon bezeichneten Kardinäle, sich alsbald zu Heinrich zu begeben, um demselben Beistand zu leisten. Das Schreiben, in welchem er dem Könige am 8. Juli darüber Nachricht gab, redet denselben herzlichen Ton, wie die früheren Bullen. Der Papst bezeichnete den ernannten Kardinallegaten für die Lombardei und Tuscien, Arnold von Sabina, „als Eiferer für Deine Ehre, der vollkommen weiß, daß uns Deine Erhöhung am Herzen liegt“. Von den anderen Kardinälen — der fünfte, Franciscus, sollte erst in Rom sich zugesellen — war Nikolaus von Ostia als Ghibelline bekannt, und Lukas von St. Maria in Via Lata gehörte dem edlen genuesischen Geschlechte der Fieschi an und konnte demnach Heinrich sehr nützlich werden. Die Herren rüsteten sich alsbald zum Aufbruch, und wir sahen, wie die Kardinäle von Albano und Sabina vergeblich, dann Kardinal Lukas mit besserem Erfolge die Ergebung Brescias vermittelten.

Als Bischof Gerhard den Bündnisbrief überreichte, bemerkten die Franzosen, daß er nicht genau mit der vorgeschriebenen Form übereinstimmte; wahrscheinlich hatte Heinrich jenen beschränkenden Satz über die Erneuerung nach der Kaiserkrönung hineinsetzen lassen. Sie verlangten daher den ihrigen zurück. Clemens aber, um nicht das mühsam zusammengekittete Friedenswerk zu vernichten, behielt ihn an sich, machte dem Bischof Vorstellungen und nahm ihm das Versprechen ab, einen andern in richtiger Gestalt zu erwirken. Der König gab schließlich nach und ließ am 23. September vor Brescia die Urkunde in dem verlangten Wortlaut ausstellen und besiegeln, aber auch jetzt verzögerte er die Aushändigung

immer weiter, so daß am 18. Dezember das Schriftstück noch nicht an den Papst gelangt war.

Gegen Ende der Belagerung von Brescia erschienen auch Gesandte des Königs Robert, vielleicht auf Veranlassung des Papstes. Heinrich hatte von jenem verlangt, daß er zur Krönung nach Rom kommen und dort den Huldigungseid leisten solle. Das war nunmehr freilich gegenstandslos, doch beharrte Heinrich auf seinem Willen für die Zukunft. Die Verhandlungen über die Ehe nahmen indessen, wie es Beobachtern schien, einen günstigen Fortgang.

In Genua stürmten alle diese verwickelten Verhältnisse auf den König ein. Der Papst machte ihm Vorwürfe, weil er den Vertrag mit Frankreich noch immer zurückhielt. Heinrich übersandte ihn zwar endlich, aber Philipp nutzte seinen steigenden Einfluß auf Clemens aus und hintertrieb bald darauf die Absendung von päpstlichen Briefen, welche die aufrührerischen Städte zum Gehorsam gegen Heinrich mahnen sollten. In den Vordergrund der diplomatischen Verhandlungen trat jedoch das Verhältnis zu Robert. Auch in dieses griff der Papst ein, indem er die Gründe, mit welchen Robert sein Nichterscheinen in Rom entschuldigte — der Zusammenfluß so vieler Menschen verschiedenartiger Volksstämme und Parteien werde Zwistigkeiten hervorrufen — für gerechtfertigt und eine Vertretung für annehmbar erklärte. Die Bulle läßt die gewohnten süßen Einleitungsworte vermissen; ihre kühlen geschäftsmäßigen Zeilen verraten, daß der Papst nicht mehr so ganz mit dem deutschen Könige einverstanden war.

Die toscanischen Guelfen hatten von Anfang an ihre Hoffnungen auf Robert gesetzt und alles aufgeboten, ihn für sich und zu thatkräftigem Eingreifen zu bestimmen. Der Anjoviner nahm eine zuwartende Haltung ein, wie sie seinem Charakter entsprach. Er ließ es geschehen, daß sein Marschall die Truppen der Liga befehligte, aber ging auf jene Wünsche nicht ein. Ebenso vergeblich blieben die Bemühungen der Florentiner in Avignon, da Clemens wohl zu vermitteln geneigt, aber nicht bereit war, Heinrich zur Annahme der weitgehenden Bedingungen zu bewegen. Als die Deutschen nach Genua kamen, besetzten ligistische Truppen die Gebirgspässe nach Tuscien, um ihren Vormarsch zu hindern. Heinrich machte einen letzten Versuch. Schon von Deutschland her befand sich in dem königlichen Gefolge der Bischof Nikolaus von Butrinto, einer der Insel Korfu gegenüber liegenden Stadt, ein geborener Franzose; wie er dorthin kam, ist unbekannt. Der eifrige Mann erhielt mehrfach Aufträge zu Gesandtschaften und noch in den letzten Lebenstagen Heinrichs ging er nach Avignon, um den Papst zu versöhnen. Dort schrieb er einen ausführlichen Bericht über Heinrichs gesamte Thätigkeit in Italien nieder, welchen er dem Papste überreichte. Sein Stil und seine Darstellungsweise stehen freilich hinter den italienischen Geschichtschreibern Heinrichs zurück, aber Nikolaus macht den Eindruck eines ehrlichen, graden Mannes, der nach bestem Gewissen die Wahrheit berichtet. In Heinrichs Auftrage zog er damals nach Toscana. Er machte manche Gefahren durch, welche er lebhaft und anschaulich schildert, aber in der Hauptsache erreichte er nichts. Deswegen zögerte Heinrich nun nicht länger, gegen Florenz einzuschreiten; am 24. Dezember verhängte er über die Stadt die Reichsacht in schwerster Form.

Robert hielt es jetzt für geraten, mit der Liga in enge Verbindung zu

treten. Vielleicht erregte ihn, daß Heinrich damals daran ging, des Reiches Rechte in Alessandria geltend zu machen; zur Entscheidung trieb ihn jedenfalls die Rücksicht auf die Stadt Rom. Wahrscheinlich wollte er nicht Heinrichs Einzug in Rom verhindern und damit die Kaiserkrönung ganz unmöglich machen, sondern sie nur so lange hinhalten, bis der deutsche König seine hohen Forderungen erfüllt, einen festen Vertrag mit ihm geschlossen hätte. Dadurch erklärt sich sein weiteres Verhalten, welches sonst als Treulosigkeit schlimmster Art erscheinen müßte. Allerdings, besonders ehrenvoll hat Robert weder gegen Heinrich noch gegen die Liga gehandelt; beide täuschte er über seine eigentlichen Absichten.

In Rom war im Frühjahr mit Genehmigung des Papstes, der dabei zu Gunsten Heinrichs handelte, Graf Ludwig von Savoyen zum Senator, also zum Leiter der Stadt erwählt worden. Er wirkte eifrig für den König; als er aber von diesem nach Brescia berufen wurde, hatten die Parteien in der Stadt freies Spiel und Colonna und Orsini erhoben gegeneinander die Waffen. Letztere riefen König Robert, in welchen die Florentiner schon lange drangen, Rom zu besetzen. Der lockenden Gelegenheit konnte er nicht widerstehen; er sandte seinen Bruder Johann, den Prinzen von Achaja, mit einer Reiterschar, welche Mitte Dezember in Rom einzog und den Vatikan, die Engelsburg, Trastevere besetzte. Auch die Liga schickte Truppen nach Rom. Tagtäglich wurde gekämpft.

Zur selben Zeit befanden sich Gesandte des Königs Robert bei Heinrich in Genua, um über den Heiratsplan zu verhandeln. Daß unter diesen Umständen nichts zustande kam, war natürlich, aber unbegreiflich ist, daß Heinrich wirklich der Versicherung Roberts glaubte, er habe seinen Bruder nur gesandt, um ihn bei der Krönung in Rom zu begrüßen. Das Zutrauen auf den Papst scheint ihn in erster Stelle beherrscht zu haben und sein die graden Wege liebender Sinn vermied es, andere auf krummen zu suchen.

Es war Zeit, Genua zu verlassen. Schon murrte das Volk über die schweren Opfer und die von dem königlichen Gefolge eingeschleppte Seuche richtete große Verheerungen an. Da den Landweg die Feinde besetzt hielten, blieb nichts übrig, als zur See nach Pisa zu fahren. Die Pisaner selbst hatten durch eine glänzende Gesellschaft die Hinkunft des Königs dringend erbeten. Nur achthundert Mann begleiteten den Herrscher, zwei Kardinäle, Balduin von Trier, die Bischöfe von Lüttich und von Trient, Graf Amadeus von Savoyen, der Dauphin und die Grafen Robert und Heinrich von Flandern nebst einigen deutschen Grafen und Herren. Die Stelle, welche früher Herzog Leopold von Oesterreich einnahm, füllte jetzt der Herzog Rudolf von Baiern aus, welcher mit ritterlichem Gefolge eingetroffen war. Wilde Stürme erregten die See und zwangen zu langem Stillliegen in Portovenere; endlich am 6. März erfolgte unter unendlichem Jubel des Volkes der Einzug in Pisa.

Die erste Handlung Heinrichs war, trotz allem Vorgefallenen Gesandte an König Robert zu senden, um die Heirat seiner Tochter Beatrix mit Herzog Karl von Kalabrien zum Abschluß zu bringen. Nach Rom an Prinz Johann ging Bischof Nicolaus als Botschafter, um die baldige Ankunft der Deutschen zu melden und ihn zu erforschen. Um nicht selber in eine schiefe Stellung zu geraten,

hatte es Heinrich unterlassen, die Anerbietungen, welche Roberts Gegner, König Friedrich von Sizilien, machte, näher zu erwägen.

Die Tage in Pisa vergingen unter Zurüstungen zum weiteren Heereszuge. Die Ghibellinen aus Tuscien strömten herbei, auch aus Deutschland waren mehrfache Botschaften anwesend und kam kriegerischer Zufluß. Wie vorher gegen Florenz, erging jetzt gegen die Städte Lucca, Siena, Parma und Reggio und andere Guelfen die Acht. Aber nicht viel fehlte, so hätte der König selbst das getreue Pisa sich abwendig gemacht. Er hatte noch nicht gelernt, daß sein scharfes Auftreten gegen die italischen Städte, die schrankenlose Inanspruchnahme aller Regierungsrechte diese zurückstoßen mußte, daß ein solches Vorgehen ihm in seiner Notlage am wenigsten förderlich sein konnte. Auch in Pisa griff er durch, setzte einen königlichen Statthalter ein und ging daran, die ganze Stadtverfassung umzuwerfen, bis ihn das laute Murren des Volkes zum Einhalten bewog.

Neunter Abschnitt.

Die Kaiserkrönung. 1312.

Nach so langem Zögern strebte der König ungeduldig dem ersehnten Ziele zu, meist seinen Kriegern weit voran. Ihre Zahl war nicht groß, nur etwa zweitausend Mann, deren Kern siebenhundert nordische Ritter in schwerer Eisenrüstung bildeten. Als er durch das Gebiet von Siena zog, sehnte er sich nach einem fröhlichen Kampf, aber ein Angriff unterblieb und da er das päpstliche Gebiet betrat, zog er in völliger Sorglosigkeit einher. Da kam bei Kastell Isola, in der Nähe der Stätte des alten Veji, Bischof Nicolaus in hastiger Eile heran, um rechtzeitig zu warnen. Er brachte aus Rom von Prinz Johann die offene, unumwundene Kriegserklärung: der König von Neapel habe befohlen, mit aller Macht den Einzug in Rom zu verwehren.

Heinrich wollte erst die unerwartete Nachricht kaum glauben, aber sie erschreckte ihn nicht, erregte vielmehr seinen Schlachtenmut. Zog er auch das Schwert nicht gern ohne Not, jetzt, wo es aus der Scheide herausgefordert wurde, führte er es mit Freuden. Lange Monate hatte er zugebracht in schwierigen, verwickelten Verhandlungen, welche keinen Vorteil brachten, und er fühlte sich in dieser Thätigkeit seinen Gegnern nicht gewachsen. Jetzt wurde er sich gleichsam wieder gegeben, jetzt brauchte er nur Krieger zu sein und konnte den offenen und heimlichen Feinden gradeaus ins Auge schauen; jetzt hatte er wieder Boden unter den Füßen, auf dem er sich sicher wußte. Von nun an bis zu seinem letzten Augenblick erscheint Heinrichs Handeln wie aus einem Guß, klar, bestimmt und sicher. Er ist der Kaiser, der Herrscher des tapfersten Volkes, und wer ihm widersteht, mag die Kraft seines Armes fühlen. Er hat die Streitaxt nicht mehr vergraben, sondern sie geschwungen, bis sie der Tod ihm entriß, unbekümmert um die Zahl der Feinde, um die furchtbaren Gefahren, welche er heraufbeschwor. Wie die Muskeln seines Körpers, spannten sich nun kraftvoll die Fibern seiner Seele. Zwar wies er auch jetzt friedliche Verhandlungen nicht ganz zurück, aber er war entschlossen, sich durch ihr Scheitern auf seinem Wege nicht aufhalten zu lassen.

Am nächsten Tage rückte das Heer in Schlachtordnung vor; es galt, den Uebergang über den Ponte Mollo, welchen die Colonna seit langem tapfer gegen die Truppen Johanns verteidigten, zu bewerkstelligen. Von den Höhen vor der Stadt sah man feindliche Reiterscharen über die Engelsbrücke heranziehen. Im Vorgefühl des nahen Kampfes machte der König Halt und erteilte nach üblichem Gebrauch dem Herzoge Rudolf von Baiern und zahlreichen deutschen und italischen Herren den Ritterschlag. Der Vortrupp mußte schnell die Tiberbrücke gewinnen, ehe die Feinde herankamen, welche die Nachhut angreifen und aufhalten sollte; auf engem Wege zwischen Weinbergen ging es hinab zu der Niederung des Flusses und über den Ponte Mollo. Die Guelfen beschossen zwar von einem nahen Turm die Daherziehenden, doch fügten sie keinen Schaden zu. Ohne seine blinkende Rüstung zu verhüllen, überschritt auch Heinrich, nachdem die Reiter Johanns sich zurückgezogen hatten, unter den Letzten den gefährlichen Weg. Jetzt bot der Tiber Deckung, und da Heinrich bei Tageslicht in die ewige Stadt einziehen wollte, übernachtete er auf dem freien Felde zwischen der Brücke und den Mauern.

Am 7. Mai, einem Sonntag, hielt der deutsche König durch die Porta del Popolo seinen kriegerischen Einzug, freudig begrüßt von den Ghibellinen und von der Geistlichkeit mit Hymnen empfangen. Er nahm seine Wohnung im Lateran. Aber nur ein Teil der Stadt stand ihm offen. Das ganze rechte Tiberufer, Trastevere und den Vatikan mit der Basilika des heiligen Petrus und der Engelsburg, die gegenüberliegenden Stadtteile mit dem Campo di Fiore und der Piazza Navona bis zu dem von Colonnesen besetzten Pantheon hatte Johann inne; noch in den ersten Tagen der Anwesenheit Heinrichs nahm er durch Verrat das starkbefestigte Kapitol ein und beschoß von dort mit Wurfmaschinen die dem Könige getreuen Quartiere.

Alsbald begann der Kampf um die einzelnen Festungen und Türme. Heinrich forderte die Legaten auf, die Hindernisse wegzuräumen, welche seine Krönung im St. Peter unmöglich machten, oder sie in einer andern Kirche zu vollziehen. Er erklärte ihnen nochmals seine Bereitwilligkeit, mit dem Könige von Neapel das Verwandtschaftsverhältnis zu schließen, wie es der Papst wünschte, und bald darauf überbrachten auch Gesandte Roberts dessen Bedingungen. Er verlangte für den künftigen Bräutigam das Vikariat von Tuscien mit dem Rechte, alle Obrigkeiten zu bestätigen, sowie die Einsetzung eines ihm genehmen Vikars auf zehn Jahre. Auch die gemeinsame Ernennung eines Admirals schlug er vor. Dem Könige Heinrich verhieß er allerdings beträchtliche Jahrgelder aus Tuscien, aber wer verbürgte, daß sie auch einkamen. Die Verbannten, welche auf den deutschen Herrscher ihre Hoffnungen setzten und seine Kriegsscharen verstärkten, sollten zwar ihre Güter zurückerhalten, aber vorläufig nicht zurückkehren. Vier Tage nach seiner Kaiserkrönung hatte Heinrich Rom zu verlassen und die Colonna, seine einzige Stütze in Rom, durfte er nur mit Erlaubnis der Orsini zur Krönung in den St. Peter mitführen. Bei etwaiger Feindschaft gegen Frankreich wollte Robert nur zu den schuldigen Lehnsdiensten verpflichtet sein. Ueber die Ausführung des Vertrages sollte die Kirche wachen, welcher deswegen beide Könige alle ihre Güter zu Pfande setzen würden.

Robert wünschte die eheliche Verbindung unter diesen Bedingungen wirklich, und um einen solchen Preis konnte er freilich die Kaiserkrönung im St. Peter gestatten. Er hielt die Notlage, in welche er Heinrich versetzt hatte, für groß genug, um Nachgiebigkeit zu erzwingen. Doch er täuschte sich; obgleich dieser die Verhandlungen noch weiter fortsetzte, auf solche Forderungen wollte er nicht eingehen.

Heinrich bemühte sich vergebens, die Kardinäle durch allerlei Gründe zu überzeugen, unter den obwaltenden Umständen seien sie befugt, in einer andern Kirche als im St. Peter die feierliche Handlung zu vollziehen; sie hielten sich an die vom Papste erteilte Anweisung gebunden. Es blieb nichts übrig, als deswegen die Kurie zu besenden. Die lange Zeit, welche bis zum Empfang der Antwort verstreichen mußte, wollte Heinrich nicht unbenutzt lassen und sehen, ob er nicht selbst bis zum St. Peter vordringen könne. Er bediente sich dazu nicht allein der Waffen, sondern auch der List. Er lud die römischen Adeligen zum Gastmahl in den Lateran und hielt diejenigen, welche nicht seine unbedingten Anhänger waren, fest, bis sie ihre Türme auslieferten. So kam die stärkste Burg der Stadt, der Milizenturm, welcher noch heute als Zeuge des mittelalterlichen Roms trotzig emporragt, damals überaus wichtig für die Eroberung und Behauptung des Kapitols, in seine Hand, dann das Kolosseum und andere Festen. Er hielt sich unter dem Zwang der Verhältnisse für berechtigt, Treulose mit gleicher Münze zu bezahlen, aber sein Verfahren war unedel, seiner bis dahin bewiesenen Redlichkeit unwürdig, zugleich unklug gegenüber dem Papste. Er hat es schwer gebüßt.

Tag für Tag durchtobten heiße Kämpfe die Straßen, welche mit Barrikaden versperrt waren, und die Krieger schlugen sich um und in den einzelnen Häusern. Die eroberten wurden niedergerissen oder verbrannt. Endlich gelang es, das Kapitol zu umschließen und zur Uebergabe zu zwingen; auf ihm nahm wieder Graf Ludwig von Savoyen als Senator seinen Sitz.

Der glückliche Erfolg ermutigte zu einem allgemeinen Angriff am 26. Mai, um durch die engen Straßen bis zum St. Peter vorzudringen. Eine feindliche Schanze nach der andern fiel, die Paläste der Orsini gingen in Flammen auf; bis an den Tiber drangen die wutentbrannten Krieger vor. Aber die leidige Plünderungssucht zog viele Deutsche vom Kampf ab, andere Scharen wagten sich zu tollkühn vor, und als die an Zahl überlegenen Leute Johanns vorn von der Engelsburg und von der Flanke her gewaltig hereinbrachen, ging der errungene Sieg verloren. Der blutige Tag kostete schmerzliche Opfer. Die geistlichen Herren, der Bischof von Lüttich und der Abt von Weißenburg mit seinem Kaplan, Graf Peter von Savoyen, der Bruder des Senators und viele Edele wurden erschlagen. Noch heute stehen in den Kirchen von Aracöli und St. Sabina Leichensteine der an diesem Unglückstage gefallenen Deutschen.

Nochmals bemühte sich Heinrich, Johann zur Oeffnung des St. Peter zu bewegen; vergebens. Seine Lage wäre eine verzweifelte geworden, wenn König Robert, wie es die Guelfen hofften und forderten, gegen Rom vorrückte. Aber dieser wollte den Deutschen nicht verderben, nicht dem Papste gegenüber als dessen offener Feind auftreten. Er suchte sich nach allen Seiten hin zu decken

und erreichte schließlich, wie dies überschlauen, thatenlosen Männern zu gehen pflegt, nichts. Die Kämpfe in Rom gingen weiter, ohne einer Seite rechten Erfolg zu geben; man hatte sich gegenseitig festgerannt. Ein Ende mußte gemacht werden und da von der Kurie noch immer keine Nachricht kam, drang Heinrich entschieden in die Kardinäle, ihn im Lateran zu krönen. Hätten er und die Seinen gewußt und geltend machen können, daß schon ein Kaiser, Lothar von Sachsen, von einem Papste selbst, von Innocenz II., dort die Krone empfing aus ganz gleichem Grunde, weil St. Peter uneinnehmbar in feindlicher Gewalt stand, würde er ihren Widerspruch eher überwunden haben. Erst als das Volk mit wilden Drohungen die Kardinäle bestürmte, gaben sie nach.

Der 29. Juni war ausersehen zu der Feier, welche unter so ungewöhnlichen Umständen erfolgte, wie noch nie eine Kaiserkrönung. Zum erstenmale vollzog sie nicht der Papst, sondern nur die drei Kardinäle Arnald, Nicolaus und Lucas, die von den fünf, welche vor einem Jahre Clemens beauftragt hatte, noch am Leben waren. Noch nie sah ein deutscher König an diesem seinem höchsten Ehrentage so wenige deutsche Fürsten in seinem Geleite; der Erzkanzler Balduin von Trier und der Kanzler Nicolaus von Trient waren als die einzigen Reichsbischöfe, Herzog Rudolf von Baiern als der einzige Reichsfürst zugegen. Wie einsam war es um Heinrich geworden! Vielleicht dachte er schmerzvoll der vielen Getreuen, welche er in Italien verloren, des Bruders Walram und vor allen der Gattin, wie sie freudestrahlend an seiner Seite zog, als sie zusammen die Kronen in Aachen und Mailand empfingen.

Am Tage vorher begab sich der künftige Kaiser aus dem Milizenturm, in welchem er seit dessen Uebergabe wohnte, in den Palast bei St. Sabina auf den Aventin. Es war sonst üblich, daß der König von dem Monte Mario herabsteigend an der Tiberbrücke die Begrüßung der Geistlichkeit und der Bürgerschaft empfing. Dort beschwor er die Rechte der Stadt und nahm die Huldigung der Juden entgegen, indem er die ihm überreichte Gesetzesrolle dem Rabbiner zurückgab. Diesmal mußte man davon absehen. Da jedoch der Papst in seiner Anweisung an die Kardinäle diese Förmlichkeit aufgenommen hatte und man möglichst die alten Gebräuche nachahmen wollte, sollte der Aventin den Monte Mario und eine kleine Brücke über den Bach Marrana, der zwischen dem Aventin und dem Lateran fließt, die Tiberbrücke ersetzen. Der Gegensatz zwischen sonst und jetzt trat durch diese Kleinigkeitskrämerei erst recht hervor.

Am frühen Morgen des Festtages der Apostel Peter und Paul zog der König in weiße Gewänder gehüllt auf weißem Roß feierlich dem Lateran zu, während seine Begleiter rechts und links Gold- und Silbermünzen unter das Volk warfen. An der Johanniskirche empfingen ihn die Kardinäle, von denen Nicolaus von Ostia den Papst vertrat, die beiden anderen, Arnald und Lucas, dem Könige zur Seite standen. Nachdem der König den Eid geleistet und das hergebrachte Goldgeschenk dargebracht, salbte ihn der Kardinal von Ostia und las die Messe; alle drei schmückten dann nach Verlesung der Epistel den vor ihnen knieenden König erst mit der weißen zweispitzigen Mitra eines Klerikers, setzten auf diese die goldene Krone und überreichten Reichsapfel, Scepter und Schwert. Der König ergriff es und schwang es dreimal über seinem Haupte.

Er erfüllte damit die Sitte, daß sonst der gekrönte Kaiser auf den Monte Mario ritt und dort nach den vier Himmelsrichtungen Schwerthiebe führte, zum Zeichen, daß ihm die Welt gehöre. Ein glänzendes Gelage auf dem Aventin, bei welchem sich die ungebundene Lustigkeit der Italiener frei entfaltete, schloß das Fest in würdigster Weise, wie die freundlich gesinnten Berichterstatter sagen. Die Guelfen erzählten sich freilich spöttisch, eine feindliche Abteilung habe in der Nähe gestanden und mit ihren Pfeilen die Lustbarkeit gestört.

Um alle Gebräuche zu erfüllen, erließ Heinrich am Tage der Krönung ein Gesetz gegen die Ketzer und that der Welt seine Erhebung durch Rundschreiben kund. Seine Kanzlei ließ die günstige Gelegenheit, ihre Formenpracht zu entfalten, nicht vorübergehen.

„Der Herr, groß und preiswürdig, welcher sitzend auf dem erhabenen Thron seiner Gottheit über alles, was er mit der unsagbaren Macht seiner Majestät hervorbrachte, mild und sanft regiert, erhob mit so ehrenvoller Würde und glänzendem Ruhm den Menschen, welchen er mit der übrigen Welt zusammen geschaffen hatte, daß er ihm, dem er das Ebenbild seiner Gottheit aufdrückte, die Herrschaft über alle Schöpfungen verlieh. Damit ein so edles Geschöpf eine der Hierarchie der Himmlischen, welchen es durch große natürliche Aehnlichkeit gleichkommt, ähnliche Ordnung besitze, wollte der Weltbeherrscher, daß wie unter ihm als dem einigen Gott alle Rangstufen der himmlischen Scharen kämpfen, so auch alle Menschen, obgleich sie sich in verschiedene Königreiche und Länder sondern, einem Fürsten als Monarchen unterstünden, auf daß dadurch der Bau der Welt sich herrlicher erhöbe, welcher ausgehend von dem einen Gott als seinem Werkmeister unter der Leitung eines Fürsten in sich durch Frieden und Einigkeit wachsen und zu dem einen Gott und Herrn durch den Weg der Liebe und durch die Festigkeit frommen Glaubens zurückkehren soll. Obgleich solche Vorherrschaften in früheren Jahrhunderten bei verschiedenen Völkern standen, da es so die von ihrem Schöpfer abweichenden Irrtümer mit sich brachten, so ist doch neuerdings, da sich herannahte die Erfüllung der Zeit, in welcher derselbe Gott und unser Herr mit der unerzählbaren Herrlichkeit seiner Würdigung Mensch werden wollte, um den durch Schuld gefallenen Menschen zur Tugend und Seligkeit zurückzurufen, diese kaiserliche Herrschaft übergegangen auf die Römer. Denn die göttliche Milde verfügte, daß dort frühzeitig der Thron kaiserlicher Erhabenheit erstehe, wo in Zukunft sein sollte der priesterliche und apostolische Sitz und daß an denselben Ort die Gewalt des Papstes und des Kaisers ziehe, welche uns zeigt das Bild jenes Stellvertreters, der für uns aus dem unversehrten Schoß der Jungfrau geboren selbst als Priester das ewige Priestertum einsetzte und wie ein König der Könige und Herr der Herren zu seinem erhabenen Gipfel alle ziehend die Welt der Herrschaft seiner Gewalt unterordnete."

Die unter dem Berg von Worten fast vergrabenen Anschauungen, freilich absichtlich oder unabsichtlich unklar genug gehalten, waren zwar, wie wir bereits sahen, nicht neu, aber in einer Weise zum Ausdruck gebracht, daß die Kurie damit wenig zufrieden sein mochte. Selbst Dante in seiner Monarchie ist nicht soweit gegangen, wie der Verfasser des königlichen Rundschreibens in den Schluß-

sätzen. Die Gegner Heinrichs hatten auf Grund solcher Aeußerungen leichtes Spiel, der Umgebung Heinrichs vorzuwerfen, sie rede ihm vor: er sei der Herr der Welt und stehe über allen Königen und Völkern und habe auch die Leitung der Kirche.

Auch der weitere Wortlaut bewegte sich in hochtrabenden und nur halbwahren Sätzen. Seit dem Tode Friedrichs sei kein deutscher König zur Kaiserkrönung gelangt. Die Kurfürsten, welchen „die kaiserliche Wahl" zukomme, hätten den Grafen von Luxemburg einmütig zum König als künftigen Kaiser gekoren. Nachdem er die Königreiche Deutschland und Böhmen geordnet, habe er beschlossen, zur Kaiserkrönung nach Rom zu ziehen, und den Papst, „welchem nach Gewohnheit und Sitte der Vorfahren unsere Krönung zusteht", ersucht, in die ewige Stadt zu kommen und sie zu vollziehen. Clemens, durch das Konzil in Anspruch genommen, habe die Kardinäle mit seiner Vertretung betraut, doch mußte der ursprünglich beabsichtigte Tag hinausgeschoben werden, weil sich Brescia in schändlicher Empörung erhob. Heinrich habe es für nötig gehalten, erst diese Stadt zu züchtigen, und sei dann hierher gezogen, wo er im Lateran die Krone empfing, „in Gegenwart einer zahlreichen Menge von Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und anderer Geistlichen und der kirchlichen Stände der Stadt und von Herzögen, Grafen, Baronen, Rittern und Edeln und des gesamten Gefolges des kaiserlichen Hofes, unserer Getreuen und der gesamten Schar des Volkes, welches herbeigekommen war, um die der Welt erstandenen neuen Freuden zu sehen und sich zu erfreuen an dem wiedergeborenen römischen Kaisertum, wie sie es zu erblicken mit brennender Sehnsucht schon lange wünschten".

Dem Papste wies er so die bescheidene Rolle zu, den König, wenn dieser es wünsche, zu krönen; während der Sieg über Brescia aufgebauscht wird, verlautet kein Wort über die eigentümlichen Verhältnisse in der Stadt Rom selbst. Es war Heinrich nicht zu verdenken, wenn er vor der Welt seine klaffenden Wunden zu verbergen suchte, aber wer die Sachlage kannte, mochte ein so ruhmrediges Schriftstück nur mit spöttischem Lächeln lesen.

Zehnter Abschnitt.

Der Zwist mit dem Papste. 1312.

Jede Rücksicht auf König Robert konnte jetzt, nachdem auf St. Peter verzichtet war, wegfallen und der Wunsch nach der Rache an ihm trat in den Vordergrund. Daher fanden nun die Anträge König Friedrichs von Sizilien Würdigung und Beachtung. Wenige Tage nach der Krönung vereinbarte der Kaiser mit ihm ein Bündnis, welches sich ebenfalls auf künftige Heirat der Kinder gründete und gemeinsamen Krieg gegen Robert und Toscana bezweckte. Die reichen Geldsummen, welche Friedrich sofort zur Verfügung stellte, kamen der kaiserlichen Kasse um so mehr zu gute, da die Römer eine Krönungssteuer abgelehnt hatten.

Die Deutschen, müde der nun fruchtlos gewordenen Kämpfe und von der Hitze leidend, drangen auf Abzug, dem sich die Römer aus gerechter Sorge vor ihren Gegnern, denen fortwährend aus Toscana Verstärkung zufloß, widersetzten. Heinrich wich ungern und verkannte nicht die Verpflichtung, welche er gegen die getreuen Römer hatte. Obgleich er besser gethan hätte, den auf die Dauer unvermeidlichen Schritt bald zu thun, ging er nach Tivoli, um wenigstens den Seinen frischere Luft zu verschaffen. Viele ließen sich nicht länger halten. Herzog Rudolf von Baiern, die beiden Dauphins, Ludwig von Savoyen zogen ab, so daß bei dem Kaiser nur gegen 900 Ritter verblieben, unter ihnen seine Getreuesten, sein Bruder Balduin, Graf Amadeus von Savoyen und Robert und Heinrich von Flandern, der mit einiger Mannschaft die Verteidigung der Stellungen in der Stadt weiter leitete. Selbst in Tivoli war er vor den Feinden, welche bis an die Stadtthore streiften, nicht sicher, und um die Schwierigkeiten fast bis zum Unerträglichen zu steigern, mußte er nun auch erkennen, daß die Freundschaft des Papstes, welcher er bis dahin fest vertraute und den besten Teil seiner Erfolge verdankte, ins Wanken gekommen war und mit völligem Zusammenbruch drohte.

Es war gut, daß Heinrich die Kaiserkrone trug, sonst hätte er noch lange auf sie warten können. Daß Clemens allmählich bedenklich wurde und den feindlichen Einflüssen, welche unausgesetzt auf ihn einstürmten, nachzugeben anfing, kann

nicht wunder nehmen. In den schwärzesten Farben schilderten fortwährend die Guelfen den deutschen König und erhoben gegen ihn in aller Schärfe den Vorwurf, welcher für den Papst am schwerwiegendsten war, er habe völlig die ghibellinische Partei ergriffen und handle gegen die, welche sich als Getreue der Kirche erwiesen, als grausamer Tyrann. Frankreich arbeitete unverdrossen, um dem Luxemburger den päpstlichen Beistand zu entziehen; es führte einen unterirdischen Minenkrieg, der sich selten an der Oberfläche erkennen läßt. Heinrich trat in Italien sehr selbstherrlich auf und erwies sich nicht als ein gefügiges Werkzeug. Mochte es nun seine oder der Verhältnisse Schuld sein, jedenfalls die Aufgabe, derentwegen ihn der Papst so freudig über die Alpen ziehen ließ, hatte er durchaus nicht gelöst. Das Land war in keiner Weise befriedet, im Gegenteil, Zerrissenheit, Zwiespalt, offener Kampf tobten ärger als je. An den geträumten Kreuzzug war gar nicht mehr zu denken.

Die größte Besorgnis flößte dem Papste jedenfalls das zwischen Heinrich und Robert obwaltende Zerwürfnis ein. Die Politik des Papstes hatte von Anfang an beider friedliches Zusammenwirken zur Voraussetzung. Gewiß maß jeder dem andern die Schuld bei, und Robert, dem mehr Wege zu den Ohren des Papstes offen standen, wird nicht verfehlt haben, Heinrich der absichtlichen Verschleppung anzuklagen. Daß der Papst das zweideutige Spiel, welches Robert schon so lange mit den Florentinern trieb, genau kannte, ist nicht anzunehmen. So gut wie Heinrich lange Zeit dem Neapolitaner geglaubt hatte, die Entsendung des Prinzen Johann nach Rom bedeute nichts Feindseliges, konnte es auch der Papst thun.

Nun liefen die Nachrichten und Briefe aus Rom über die Vorfälle im Mai ein. Unter ihnen erregte den Papst am meisten die Schilderung, wie Heinrich die römischen Adeligen mit List vergewaltigte und zur Uebergabe ihrer Burgen zwang. Der Bericht, der ihm von gegnerischer Seite zukam, sparte dunkle Farben nicht und berief sich darauf, wie die Betroffenen nicht Heinrichs offene Feinde gewesen wären, was auch zutraf. Rom war die Stadt des Papstes, die Römer seine Unterthanen und Clemens erblickte in Heinrichs an sich unschöner Handlungsweise eine Verletzung seines Rechtes, welches dessen wiederholte Eidschwüre feierlich anerkannt hatten. Dazu war er berechtigt und die Notlage des Königs brauchte er nicht als Entschuldigung zu nehmen. Im schärfsten Tone beklagte er sich daher: „Wenn das, was wir erfahren, mit der Wahrheit übereinstimmt, so gibt es uns Grund zu um so größerer Verwunderung, weil namentlich der Anfang Deines Auftretens sich aufs sorglichste von allem fernhalten mußte, worin Unrecht nachzuweisen war.“ Wenn Heinrich die Grundlosigkeit seines Thuns sorgfältig überdenke, werde er einsehen, daß er tadelnswert gehandelt habe und die Festungen sofort zurückgeben, die Gefangenen freilassen. Darum ersuche er ihn in dringendster Weise: „je gründlicher unseren Wünschen die Ausführung folgt, desto angenehmer wird sie uns wahrlich sein, wenn Du sie in Ergebenheit erfüllst, und desto beschwerlicher wird es uns sicherlich sein, wenn Du, was fern sei, Dich darin unerbittlich zeigst. Denn mit keiner Entschuldigung kann diese That verteidigt werden, weil sie ein Uebergriff ist zur augenfälligen Benachteiligung unserer und der römischen Kirche und zur unziemlichen Anmaßung unseres und der Kirche Rechts.“

Zugleich erfuhr der Papst, wie in seiner Stadt offener Krieg zwischen Heinrich und Robert bestand; der Zusammenstoß, welchen er um jeden Preis vermeiden wollte, war doch geschehen. Angesichts dieser Thatsache erwog er nicht sowohl, wer die Schuld trage, als die möglichen weiteren Folgen. Die Gefahr, daß der Krieg zwischen den Deutschen und den Neapolitanern sich auf das Königreich Neapel selbst fortpflanzte, lag ungeheuer nahe. Dann brachen wieder die schrecklichen Nöte der Stauferzeit herein. Alle die unsäglichen Mühen, die ungeheuren Kosten, welche die Päpste aufgewandt hatten, um die Verbindung Neapels mit dem deutschen Reiche zu lösen, waren dann vergeblich. Vor seinen Augen erhob sich der blutige Schatten Konradins, Rache heischend von den ersten deutschen Kriegsscharen, welche in die Nähe der Richtstätte kamen, wo sein blondes Haupt unter dem Beil des Henkers fiel. Es war kein leeres Phantasiegebilde, welches Clemens quälte. In Neapel sprach man schon viel von der großen Zeit unter Kaiser Friedrich und von seinem unglücklichen Enkel. Robert fürchtete selber das Entstehen einer neuen staufischen Partei, und man schrieb in Italien sein Verbleiben in Neapel geradezu der Angst vor dieser zu. Auch die Deutschen hatten Konradin nicht vergessen, König Robert berichtete dem Papste ihre Drohung, das Kloster St. Maria de Victoria, welches Karl von Anjou zur Feier seines Sieges errichtet, zu zerstören. Als sich die Deutschen später wirklich zum Zug nach Unteritalien rüsteten, trugen ihre Fahnen als Zeichen das Haupt Konradins. Wollte doch Bonifacius VIII. von König Albrecht nichts wissen, weil in den Adern seiner Gemahlin das Blut jenes Viperngezüchtes rollte. Ein Sohn dieser Elisabeth, Herzog Leopold, hatte Heinrich tapfer vorangestritten und rüstete sich eben zu neuem Zuge über die Berge; vielleicht war schon damals die Absicht Heinrichs bekannt, eine Schwester desselben zu seiner zweiten Gemahlin zu erheben. Noch wußte der Papst nicht, daß Heinrich sich mit Friedrich von Sizilien verbündet, aber es gehörte keine sonderliche Weisheit dazu, vorauszusehen, daß der Bruch mit Robert ganz von selbst zum engsten Bunde mit dem Aragonier, dem Enkel Friedrichs II., führen mußte. Neapel war außerdem unbestritten ein Lehnsreich der Kirche, an welchem dem Kaiser keinerlei Recht zukam.

Es bedurfte nicht des Stachels der Guelfen, Philipps und Roberts, um den Papst in Entsetzen zu bringen. Der Krieg zwischen Heinrich und Robert mußte um jeden Preis beseitigt werden, das war die alleinige Rücksicht, welche ihn beherrschte. Seiner Meinung nach vergalt ihm Heinrich unendliche Wohlthaten mit schwarzem Undank, einer weiteren Schonung desselben, einer Erwägung der Gründe, welche ihn bestimmten, war er fortan unzugänglich. Daß Clemens demnach das Gesuch, die Krönung in einer andern Kirche, als im St. Peter anzuordnen, nicht ohne weiteres bewilligte, war selbstverständlich. Nachdem er sich mit den Kardinälen, von denen einige schon offen gegen Heinrich wühlten, beraten, schrieb er diesem, er habe den ihn begleitenden Kardinälen seinen Entschluß mitgetheilt, „welcher Deiner Ehre angemessen ist und Deiner Herrlichkeit, wie vielen anderen vielfältigen Vorteil der Ruhe, des Friedens und des Glücks bringen wird. Richte danach mit der That Deinen Sinn und stimme jenem Rat freimütig zu, indem Du ihn mit dem Werk erfüllst. Schicke ge-

eignete und bevollmächtigte Männer, welche uns Deinen Streit mit dem Könige zur Schlichtung vorlegen. Verhalte Dich in löblicher Weise so, daß Du offenbar als Eiferer der Eintracht erscheinst und Dir dadurch bei dem friedebringenden höchsten Könige ein Verdienst erwirbst und unsern und des apostolischen Stuhles Segen und Gunst reichlich erlangst."

Clemens V. sah sich in einer ganz ähnlichen Lage, wie fast genau hundert Jahre früher sein sehr viel größerer Vorgänger Innocenz III. Otto IV. hatte gegen seinen Papst ähnliche Verpflichtungen wie Heinrich, beide trieb die Notwendigkeit, welche aus der natürlichen Gestaltung Italiens hervorging, zum Kampf gegen Neapel. Innocenz entschloß sich damals zu dem lange hinausgeschobenen Bruch mit dem Kaiser. Heinrich rückte noch nicht gegen die feindlichen Grenzen vor; vielleicht ließ er sich noch aufhalten, und darauf richtete Clemens seine Anstrengungen. Er griff noch nicht zu dem „letzten Mittel", welches ihm seine kirchliche Machtvollkommenheit darbot, und es ist anzuerkennen, daß er wenigstens seiner Meinung und Absicht nach beide Gegner mit gleichem Maße maß und beiden das gezückte Schwert zu entwinden suchte. Friede auf jeden Fall war seine Losung und die Räumung Roms die erste Bedingung.

Sie hing ganz an Heinrich, denn verließ dieser die Stadt, so hatten Robert und die Toscanesen keinen Grund, dort zu bleiben; der einseitige Abzug der letzteren schloß aber nicht ein, daß auch der Kaiser abzog. Daher wandte sich Clemens mit größerem Nachdruck gegen diesen, als gegen den Prinzen Johann.

Am 30. Juli erschienen im Minoritenkloster zu Tivoli vor dem Kaiser die beiden Kardinäle Arnald und Lucas und lasen ihm die päpstlichen Briefe vor. Ihr Wortlaut ist nicht erhalten, aber zu entnehmen aus den Antworten, welche Heinrich erteilte. Der Papst forderte folgendes: Beachtung des von ihm angeordneten Waffenstillstandes zwischen den beiden Königen auf ein Jahr, ein eidliches, vor der Salbung und Krönung abzulegendes Gelübde, das Reich von Neapel niemals anzutasten, widrigenfalls der kirchliche Bann sofort von selbst verwirkt wäre, den Ausmarsch aus der Stadt unmittelbar am Krönungstage und fortgesetzten Rückzug bis in die dem Reich zustehenden Gebiete, ohne die Gegner anzugreifen, das Versprechen, ohne päpstliche Erlaubnis niemals dahin zurückzukehren, Unterwerfung unter das päpstliche Schiedsgericht, die Erklärung, daß des Königs Auftreten in der Stadt dem Papste und der Kirche in Zukunft keinen Nachteil bringen solle, die Freilassung der Gefangenen und Rückgabe der Burgen an ihre Eigentümer.

Der Papst verbot also nicht die Krönung und scheint sogar gestattet zu haben, sie im Lateran vorzunehmen, aber er knüpfte sie an Bedingungen. Wie an Heinrich, stellte er eben so an Robert und dessen Bruder Johann Forderungen, doch wissen wir davon nur so viel, daß er auch ihnen Waffenstillstand auferlegte und die Räumung Roms verlangte. Herolde machten unter Trompetenklang die päpstlichen Befehle in der Stadt bekannt.

Clemens handelte, ohne genaue Kenntnis der Vorgänge einzuziehen und jedes Für und Wider sorglich zu überlegen. Unzweifelhaft war Prinz Johann voll schuldig und in jeder Weise im Unrecht; ihn hätte sofort die Strafe des Bannes treffen müssen, welche Heinrich angedroht wurde. Aber man darf nicht

verkennen, daß für den Papst die höchsten Interessen auf dem Spiele standen, daß es ihm galt, den Feuerbrand im ersten Glimmen zu ersticken. Seine Sprache klang stolz und herrisch, doch der rauhe Ton war diesmal mehr eine Folge der Angst, als der Gewohnheit zu gebieten.

Wer wird auf der andern Seite Heinrich verurteilen, wenn sich sein ganzes Wesen gegen eine solche Behandlung aufbäumte? Er hatte Robert noch gar nicht den Krieg erklärt und der Papst noch keine Beweise in der Hand, daß er es wollte. Dazu kam, daß Worte, welche Clemens gebrauchte, den Stachel noch tiefer in die wunde Brust drückten.

Für Heinrich lag die Sache insofern günstig, als er bereits die Kaiserkrone besaß, und es wäre für ihn vielleicht am besten gewesen, wenn er noch jetzt den ohnehin unhaltbaren Boden des Kirchenstaates verließ, wozu er sich wenige Wochen später doch entschließen mußte. Aber er fühlte sich im Recht gegenüber Robert und Johann, da diese den Kampf ihm aufgezwungen hatten; daß er seiner Zeit vor den Thoren von Rom hätte warten sollen, bis der weit entfernte Papst ein wirksames Machtwort sprach, wäre Uebermenschliches verlangt gewesen. Es widerstrebte seinem tapfern Sinn, dem Gegner das Feld zu räumen, diesen nicht züchtigen zu dürfen; denn ein so langer Waffenstillstand schloß völligen Verzicht auf Wiedervergeltung ein, und daß der zu erwartende Schiedsspruch des Papstes seinem empörten Gemüt keine Rechnung tragen würde, ließ sich als selbstverständlich voraussehen. Ihm galt Robert als Lehensträger der Provence lediglich für einen aufrührerischen Vasall. Auch gegen die Uebergriffe Roberts in Oberitalien durfte er dann nicht einschreiten, ihm nicht die Städte und Gebiete entreißen, welche dem Reiche zu eigen gehörten. Eben das Doppelverhältnis der Lehensabhängigkeit, welches auf Robert als Vasall des Kaisers und des Papstes lag, war der Grund zu dem unvermeidlichen Zusammenstoß dieser beiden Mächte. Clemens sah in Robert nur seinen Vasallen, den er zu schützen verpflichtet war, Heinrich ebenso in ihm nur den Lehensfürsten seines Reiches, den zu strafen ihm sein Oberamt gebot. Natürlich daß jeder von ihnen nur an sich dachte und die Gerechtsame des andern den eigenen unterordnete. Damit war ein kaum zu schlichtender Gegensatz gegeben. Endlich fühlte sich Heinrich noch, wie vor einem Monate, als er den Abzug von Rom aufgab, durch seine Ehre gebunden, den ihm anhangenden Römern den geringen Schutz, welchen er ihnen geben konnte, nicht zu entziehen.

Heinrich stand noch nicht in dem Alter, in welchem ruhige Erwägung des Vorteils und vorsichtiger Ueberschlag der Gefahren den aufwallenden Zorn des verletzten Stolzes und den entschlossenen Wagemut des reifen Mannes zu überwiegen pflegen. So sehr er auch nach Selbstbeherrschung rang, der Grundzug seines Wesens war ein leidenschaftlicher, und die nervenzerrüttenden Aufregungen der letzten Zeiten hatten diesen mehr und mehr zum Siege über die erzwungene Ruhe des Gemütes gebracht. Er, im Hochgefühl der eben erlangten Kaiserkrone, von deren Bedeutung er so überschwengliche Vorstellungen hegte, sollte sich beugen vor ihm ungerecht und ehrenkränkend erscheinenden Weisungen des Papstes, welchem er zwar als Kirchenoberhaupt die allertiefste Verehrung zollte, den er aber in weltlichen Dingen nicht als Oberherrn anerkannte? Die dem Papste

geschworenen Eide legte er anders aus. Gewiß hatte er gelobt, dessen Lande und Unterthanen nicht anzutasten, sondern zu beschützen. Aber hieß das, Angriffe von diesen ertragen müssen, den Frevlern gegen die kaiserliche Majestät nicht seine Kraft zeigen dürfen?

Die Umgebung des Kaisers bildeten, soweit wir wissen, nur wenige Geistliche und von diesen war der hochgestellteste, Erzbischof Balduin, noch ein Jüngling. An Zahl überwogen weit die Kriegsleute, welche für die Ehre ihres Herrn schon manchen Strauß gewagt und sich vor neuen nicht fürchteten. Sie brannten darauf, den verhaßten Gegnern zu zeigen, wie viel gewaltiger ein deutsches Schwert dreinschlug. Wenn sie auch auf die Italiener von oben herabsahen, verband sie doch gute Kameradschaft mit den ghibellinischen Römern und anderen Genossen dieses Volkes, welche sie nicht im Stich lassen wollten. Italische Ghibellinen endlich machten den größten Teil von Heinrichs augenblicklicher Gefolgschaft aus. Ihr Trachten richtete sich allein auf die Niederlage der Guelfen, welche nur von dem festen Ausharren Heinrichs zu hoffen war. Ihnen galt der Papst, der für sie stets das Haupt der Guelfen war, nicht viel und sie wußten zur Genüge, wie wenig in ihrer Heimat dessen Bannfluch besagte. Unter dem Anhang, welchen Heinrich in Rom hatte, befanden sich auch manche Juristen, welche sich beeiferten, ihre spitzfindigen Beweisführungen dem Kaiser zur Verfügung zu stellen und sein Gefühl, im Rechte zu sein, aus der Philosophie, der Bibel, dem Corpus juris als vollkommen begründet erhärteten.

Am meisten kränkte Heinrich das Gebot des Waffenstillstandes, und gleich am zweiten Tage darauf berief er die Kardinäle in den Garten der Minderbrüder, um die feierliche Erklärung abzugeben: der Papst habe weder gekonnt noch gedurft, ihm von Rechts wegen in dieser Weise und Gestalt, wie er es gethan, einen solchen anzusagen. Denn er sei auferlegt worden ohne sein Wissen und ohne ihn zu fragen und ohne Kenntnis und Anhörung seines Rechtes. Ein Waffenstillstand könne seiner rechtlichen Natur nach nur zwischen Kriegführenden bestimmt werden. Er aber habe gegen König Robert weder Krieg geführt noch führe er ihn, obgleich dieser ohne jeden rechten und vernünftigen Grund ihm die schwersten Beeinträchtigungen zugefügt habe. Das kriegerische Auftreten des deutschen Kriegsvolkes in Rom habe lediglich den Zweck verfolgt, die vom Papste selbst getroffenen Anordnungen über die Krönung durchzuführen, so daß die Leute Roberts vielmehr dem Papst und der Kirche widerstrebten. „Damit nicht daher durch Stillschweigen uns und dem Reiche ein Nachteil entstehe, erheben wir ausdrücklichen Widerspruch und erklären: wir beabsichtigen nicht, daß unsere und des Reiches Rechtsame irgendwie aufgehoben werden, und glauben nicht, daß der Papst konnte und durfte uns auf diese Weise Waffenstillstand ansagen und wir beabsichtigen, zu Ort und Zeit dem Papste und dem Kardinalkollegium dieses zur Kenntnis zu geben und sie über unsere und des Reiches Rechte zu unterrichten.“

Inzwischen beschäftigten sich die Juristen mit den einzelnen Punkten und arbeiteten ein ausführliches Gutachten aus, um deren Unrechtmäßigkeit zu erweisen. Sie machten ihre Sache nicht schlecht und holten vornehmlich aus dem römischen, daneben auch aus dem kirchlichen Rechte geschickt Gründe herbei. Nur

blieben sie stehen auf der Theorie und trugen der Wirklichkeit keine Rechnung; nur bemüht, die Machtbefugnisse des Kaisers zu erweisen, ließen sie die Gerechtsame, welche die Päpste erworben, gänzlich außer acht. Der Kreis ihrer Untersuchungen ist weit gezogen, denn er umfaßt die ganze große Streitfrage des Verhältnisses zwischen Kaisertum und Papsttum.

Zum Verständnis ihrer Darlegungen ist eine Vorbemerkung erforderlich. Das päpstliche Schreiben enthielt die Wendung: da die beiden Könige als ganz besondere Söhne der Kirche ihr durch den Fidelitätseid und sonst vielfach verpflichtet wären, müßten sie auch die bereitesten Verteidiger der Kirche sein. — So begegnet uns wieder dieses sacramentum fidelitatis, das wir von Albrecht und den ersten Verhandlungen Heinrichs mit dem Papste her als einen Eid christlicher Ergebenheit kennen. Hier allerdings stellte Clemens den von Heinrich abgelegten Schwur auf gleiche Linie mit dem Roberts, welcher ein wirklicher Lehenseid war.

Die Ausführungen gehen aus von dem Satz: alles weltliche Recht gebührt dem Kaiser. Demnach hat er auch das alleinige Kriegsrecht, die Befugnis Waffenstillstand zu schließen. Der Papst steht in weltlichen Dingen nicht über dem Kaiser, die Gründe, mit welchen die Kanonisten die höhere Stellung des Papstes behaupten, halten nicht Stich. Wenn sie sich darauf berufen, der Papst salbe und kröne den Kaiser, so müßte z. B. der Erzbischof von Palermo, welcher den König von Sizilien salbt und krönt, größer sein als dieser. Wenn auch der Papst nicht verpflichtet sei, einen Narren oder Ketzer zum Kaiser zu salben, so sei damit nicht widerlegt, daß die bloße Wahl dem römischen Gebieter alle Herrschgewalt verleihe. „Sie sagen: weil der Kaiser dem Papst schwört, ist dieser größer. Aber der geleistete Eid: Tibi domino etc. ist kein Eid der Unterwerfung oder des Vasallentums, noch hat er irgendwie die Form eines solchen, sondern er ist ein Eid der Ehrfurcht oder Ehrerbietung und Demut, welche die christliche Religion lehrt, und eines gewissen Gehorsams christlicher Gesinnung. Denn diese Form der Unterwürfigkeit ist eine ganz andere als jene, welche die auf ein Lehen bezüglichen Worte enthält. Der Kaiser leistet diesen Eid nicht, weil er vom Papste irgend welche Temporalien erhält, sondern auf Grund des Gehorsams, welchen in geistlicher Beziehung jeder Christ der Kirche schuldet, am meisten die katholischen Fürsten und vor allen der Kaiser, das heißt, daß sie der Kirche nicht widerstreben, noch den Papst an Leben und Gliedern schädigen, noch ihn fangen wollen und ähnliches, weil der Papst das Haupt der Kirche ist, und daß der Kaiser die Ehre der Kirche nach Vermögen bewahren wird, wie es in dem Kapitel: Tibi domino heißt. Dieser Gehorsam der christlichen Gesinnung und des Glaubens besteht darin, daß die Fürsten, wenn sie diesen Gehorsam der Kirche nicht gewährten, exkommuniziert werden könnten.“

Weil der Papst schrieb, wenn der Kaiser den Waffenstillstand nicht einhalte, verfalle er von selbst dem kirchlichen Banne, so bemerkt das Gutachten: da der Papst, welchem Temporalien nicht zustünden, sich mit der Ankündigung eines solchen auf ein ihm fremdes Gebiet begeben habe, so könne er auch deswegen nicht bannen.

Ebensowenig sei der Papst berechtigt, Bedingungen für die Kaiserkrönung

vorzuschreiben oder gar den Kaiser aus Rom wegzuweisen. Denn Rom ist die Hauptstadt des Kaiserreichs und gehört zum Kaiserreich und von ihm erhält der Kaiser seinen Namen. Die Berufung auf die Schenkung Konstantins ist widerlegt durch spätere geschichtliche Thatsachen. Auch Sizilien gehört dem Reiche, denn die Kanonisten geben selber zu, der Kaiser sei der Herr der Welt.

Schließlich wird dem Papste nochmals das Recht bestritten, unter gewissen Bedingungen die Kaiserkrönung zu verschieben. Denn ihm steht die Bestätigung des Kaisers nicht zu, aber selbst wenn das der Fall wäre, hätte er nicht das Recht, Bedingungen daran zu knüpfen. Wenn nichts auszusetzen ist gegen die Person des Erwählten oder der Wähler oder die Form der Wahl, hat er sofort zu bestätigen.

Gestützt auf dieses Gutachten machte Heinrich am 6. August in der Kirche der Minderbrüder den Kardinälen neue Eröffnungen, welche einige Zugeständnisse enthielten, ohne im Rechtspunkt nachzugeben. Er erteilte Antwort auf alle Punkte der an ihn gestellten Forderungen.

Den Eid, welchen er vor seiner Krönung schwören sollte, Sizilien nicht anzugreifen, sei er nicht verpflichtet zu leisten, und er stelle den Kardinälen anheim, ihn darüber eines Besseren zu belehren. Er habe stets beabsichtigt, Rom sofort nach der Krönung zu verlassen, um sich seinen anderen Aufgaben zu widmen, aber er sei wegen der dortigen Unruhe geblieben, was ja auch dem Sinne des Papstes, der Frieden wünsche, entspräche. Sobald sie ihm daher mitteilen würden, es scheine ihnen für die Kirche nützlich, die Völker zurückzuziehen, wolle er es thun; sie möchten daher für einen friedlichen Zustand in der Stadt sorgen. Wenn Johann der Kirche gehorche, wolle er ihn ruhig abziehen lassen, er bitte aber um Auskunft, welche von den sonstigen Widersachern er nicht angreifen solle. Wegen der Streitigkeiten mit Robert wolle er selbst Botschaft an den Papst senden, so daß dieser zufrieden sein würde. Er sei bereit, zu verbriefen, daß aus den Vorfällen in Rom dem Papst und der Kirche in Zukunft kein Nachteil erwüchse, die Gefangenen freizugeben und die eingenommenen Festen, über deren Erwerb die Kurie übrigens schlecht unterrichtet sei, den Kardinälen zur Zurückstellung an die Eigentümer zu übergeben.

Zugleich gab er wie am 1. August eine Erklärung über das päpstliche Friedensgebot ab, doch in etwas milderer Form. Er wiederholte, er gedenke sich darin zu verhalten, daß er weder Gott, noch Papst, noch Kirche beleidige, aber er sei darüber verwundert, da er keinen Krieg gegen Robert geführt habe noch führe und jedem weltlichen Herrn Gerichtsbarkeit über seine Vasallen zustehe. Er erhebe Widerspruch, damit er nicht durch Stillschweigen sich und das Reich schädige.

„Ebenso steht in dem Briefe des Papstes, wie er selbst sagt, daß wir ihm zum Fidelitätseid verpflichtet wären. Wir glauben, manches wird deswegen geschrieben, weil zuweilen Falsches untergeschoben und die Wahrheit verschwiegen wird oder auch oft ein Irrtum der Schreiber sich einschleichen kann, und wir glauben auch nicht, daß jene Worte jemals mit Absicht des Herrn Papstes geschrieben worden sind. Aber wie es auch damit stehen mag, wir sind und wollen immer sein der Verteidiger und Vorkämpfer der heiligen römischen Kirche in

allen ihren Rechten, aber wir sind niemandem verpflichtet zum Fidelitätseid und haben niemals einen Eid abgelegt, durch welchen wir irgend jemandem zum Fidelitätseid verpflichtet wären, und wir wissen nicht, daß unsere Vorgänger, die römischen Kaiser, jemals diesen Schwur geleistet haben."

Clemens hat erst nach dem Tode Heinrichs eine Antwort erteilt durch die Bulle vom 21. März 1314. Ihr Inhalt ist folgender.

Die römischen Könige hielten es nicht für ihrer unwürdig, sich dem Papste durch einen Eid zu verpflichten, wie die Sitte des alten Brauches, welcher in den neuesten Zeiten wieder erneuert worden ist, und die in den heiligen Kanones aufgenommene Form des Eides bezeugen. Da Heinrich sich über den Ausdruck „Sacramentum fidelitatis" vor der größtmöglichsten Oeffentlichkeit beschwerte und eine Erklärung dagegen ablegte, sei der Papst genötigt, eine ausführliche Erörterung über die Sache zu geben. Die Bulle geht ausführlich auf die Geschichte von Heinrichs Anerkennung und Krönung ein. Sie teilt die Stelle des Prokuratoriums vom Juni 1309 mit, in welcher Heinrich selbst diesen Ausdruck gebrauchte; seine Bevollmächtigten hätten dann gemäß der Formel in den Dekreten, welche beginnt „Tibi domino", den Fidelitätseid geleistet.

„Bisher hat kein römischer Fürst das Bestehen des Fidelitätseides bezweifelt, aber der letzthin verstorbene Heinrich schien, indem er nicht den Inhalt und den Geist, sondern die nackte Bedeutung der Worte erfaßte, den Sinn verwirrte und den genannten Eid einzwängte, mit Neuerungssucht zu behaupten, daß jener sich nicht erstrecke auf die Pflicht einer solchen Fidelität. Daher glaubten wir Sorge tragen zu müssen, der neuen Krankheit dieser Neuerung offen ein Gegengift der Wahrheit durch die Stimme einer Erklärung entgegenzustellen." Um für die Zukunft ähnliche Behauptungen abzuschneiden, „erklären und bestimmen wir, daß jener Eid als Fidelitätseid besteht und für einen solchen erachtet werden muß". Die Bulle zählt dann ausführlich den Inhalt der von Heinrich geleisteten Eidschwüre auf, „über welche Urkunden ausgestellt sind, in denen, wie in anderen angeführten Briefen, er uns seinen Herrn nannte. Es ist also offenbar, daß der ehemalige Kaiser Heinrich nicht wohl gesprochen hat, als er den Kardinälen antwortete, er habe niemals jemandem einen Fidelitätseid geleistet."

Clemens berief sich in erster Stelle auf den Schwur, welchen mit der von Otto I. gebrauchten Formel übereinstimmend Heinrich bei seiner Anerkennung und nachmals bei der Kaiserkrönung ablegte und den wir oben kennen lernten. Daß er kein Lehenseid war, ist sonnenklar, selbst die darin enthaltenen Verpflichtungen entstammten einem kaiserlichen Vorrechte, der Schirmvogtei über die Kirche. Man darf daher zweifeln, ob Clemens bereits 1309 und vielleicht selbst noch 1312 wirklich darunter einen Lehenseid verstand. Anders steht es natürlich mit der Bulle von 1314. Da jene Formel zu wenig Inhalt bot, stellt der Papst in dem zweiten Teil der Bulle alle von Heinrich eingegangenen Verpflichtungen zusammen und gipfelt in dem Satz: „Er nannte uns seinen Herrn!" Eine kecke Verdrehung einer ergebenen, aber allgemein üblichen Ansprache!

Die ahnungslose Unvorsichtigkeit, mit welcher Heinrich sich einst des doppelsinnigen Wortes bedient hatte, wurde so an ihm gestraft. Schon einmal gab

vorzuschreiben oder gar den Kaiser aus Rom wegzuweisen. Denn Rom ist die Hauptstadt des Kaiserreichs und gehört zum Kaiserreich und von ihm erhält der Kaiser seinen Namen. Die Berufung auf die Schenkung Konstantins ist widerlegt durch spätere geschichtliche Thatsachen. Auch Sizilien gehört dem Reiche, denn die Kanonisten geben selber zu, der Kaiser sei der Herr der Welt.

Schließlich wird dem Papste nochmals das Recht bestritten, unter gewissen Bedingungen die Kaiserkrönung zu verschieben. Denn ihm steht die Bestätigung des Kaisers nicht zu, aber selbst wenn das der Fall wäre, hätte er nicht das Recht, Bedingungen daran zu knüpfen. Wenn nichts auszusetzen ist gegen die Person des Erwählten oder der Wähler oder die Form der Wahl, hat er sofort zu bestätigen.

Gestützt auf dieses Gutachten machte Heinrich am 6. August in der Kirche der Minderbrüder den Kardinälen neue Eröffnungen, welche einige Zugeständnisse enthielten, ohne im Rechtspunkt nachzugeben. Er erteilte Antwort auf alle Punkte der an ihn gestellten Forderungen.

Den Eid, welchen er vor seiner Krönung schwören sollte, Sizilien nicht anzugreifen, sei er nicht verpflichtet zu leisten, und er stelle den Kardinälen anheim, ihn darüber eines Besseren zu belehren. Er habe stets beabsichtigt, Rom sofort nach der Krönung zu verlassen, um sich seinen anderen Aufgaben zu widmen, aber er sei wegen der dortigen Unruhe geblieben, was ja auch dem Sinne des Papstes, der Frieden wünsche, entspräche. Sobald sie ihm daher mitteilen würden, es scheine ihnen für die Kirche nützlich, die Völker zurückzuziehen, wolle er es thun; sie möchten daher für einen friedlichen Zustand in der Stadt sorgen. Wenn Johann der Kirche gehorche, wolle er ihn ruhig abziehen lassen, er bitte aber um Auskunft, welche von den sonstigen Widersachern er nicht angreifen solle. Wegen der Streitigkeiten mit Robert wolle er selbst Botschaft an den Papst senden, so daß dieser zufrieden sein würde. Er sei bereit, zu verbriefen, daß aus den Vorfällen in Rom dem Papst und der Kirche in Zukunft kein Nachteil erwüchse, die Gefangenen freizugeben und die eingenommenen Festen, über deren Erwerb die Kurie übrigens schlecht unterrichtet sei, den Kardinälen zur Zurückstellung an die Eigentümer zu übergeben.

Zugleich gab er wie am 1. August eine Erklärung über das päpstliche Friedensgebot ab, doch in etwas milderer Form. Er wiederholte, er gedenke sich darin zu verhalten, daß er weder Gott, noch Papst, noch Kirche beleidige, aber er sei darüber verwundert, da er keinen Krieg gegen Robert geführt habe noch führe und jedem weltlichen Herrn Gerichtsbarkeit über seine Vasallen zustehe. Er erhebe Widerspruch, damit er nicht durch Stillschweigen sich und das Reich schädige.

„Ebenso steht in dem Briefe des Papstes, wie er selbst sagt, daß wir ihm zum Fidelitätseid verpflichtet wären. Wir glauben, manches wird deswegen geschrieben, weil zuweilen Falsches untergeschoben und die Wahrheit verschwiegen wird oder auch oft ein Irrtum der Schreiber sich einschleichen kann, und wir glauben auch nicht, daß jene Worte jemals mit Absicht des Herrn Papstes geschrieben worden sind. Aber wie es auch damit stehen mag, wir sind und wollen immer sein der Verteidiger und Vorkämpfer der heiligen römischen Kirche in

allen ihren Rechten, aber wir sind niemandem verpflichtet zum Fidelitätseid und haben niemals einen Eid abgelegt, durch welchen wir irgend jemandem zum Fidelitätseid verpflichtet wären, und wir wissen nicht, daß unsere Vorgänger, die römischen Kaiser, jemals diesen Schwur geleistet haben."

Clemens hat erst nach dem Tode Heinrichs eine Antwort erteilt durch die Bulle vom 21. März 1314. Ihr Inhalt ist folgender.

Die römischen Könige hielten es nicht für ihrer unwürdig, sich dem Papste durch einen Eid zu verpflichten, wie die Sitte des alten Brauches, welcher in den neuesten Zeiten wieder erneuert worden ist, und die in den heiligen Kanones aufgenommene Form des Eides bezeugen. Da Heinrich sich über den Ausdruck „Sacramentum fidelitatis" vor der größtmöglichsten Oeffentlichkeit beschwerte und eine Erklärung dagegen ablegte, sei der Papst genötigt, eine ausführliche Erörterung über die Sache zu geben. Die Bulle geht ausführlich auf die Geschichte von Heinrichs Anerkennung und Krönung ein. Sie teilt die Stelle des Prokuratoriums vom Juni 1309 mit, in welcher Heinrich selbst diesen Ausdruck gebrauchte; seine Bevollmächtigten hätten dann gemäß der Formel in den Dekreten, welche beginnt „Tibi domino", den Fidelitätseid geleistet.

„Bisher hat kein römischer Fürst das Bestehen des Fidelitätseides bezweifelt, aber der letzthin verstorbene Heinrich schien, indem er nicht den Inhalt und den Geist, sondern die nackte Bedeutung der Worte erfaßte, den Sinn verwirrte und den genannten Eid einzwängte, mit Neuerungssucht zu behaupten, daß jener sich nicht erstrecke auf die Pflicht einer solchen Fidelität. Daher glaubten wir Sorge tragen zu müssen, der neuen Krankheit dieser Neuerung offen ein Gegengift der Wahrheit durch die Stimme einer Erklärung entgegenzustellen." Um für die Zukunft ähnliche Behauptungen abzuschneiden, „erklären und bestimmen wir, daß jener Eid als Fidelitätseid besteht und für einen solchen erachtet werden muß". Die Bulle zählt dann ausführlich den Inhalt der von Heinrich geleisteten Eidschwüre auf, „über welche Urkunden ausgestellt sind, in denen, wie in anderen angeführten Briefen, er uns seinen Herrn nannte. Es ist also offenbar, daß der ehemalige Kaiser Heinrich nicht wohl gesprochen hat, als er den Kardinälen antwortete, er habe niemals jemandem einen Fidelitätseid geleistet."

Clemens berief sich in erster Stelle auf den Schwur, welchen mit der von Otto I. gebrauchten Formel übereinstimmend Heinrich bei seiner Anerkennung und nachmals bei der Kaiserkrönung ablegte und den wir oben kennen lernten. Daß er kein Lehenseid war, ist sonnenklar, selbst die darin enthaltenen Verpflichtungen entstammten einem kaiserlichen Vorrechte, der Schirmvogtei über die Kirche. Man darf daher zweifeln, ob Clemens bereits 1309 und vielleicht selbst noch 1312 wirklich darunter einen Lehenseid verstand. Anders steht es natürlich mit der Bulle von 1314. Da jene Formel zu wenig Inhalt bot, stellt der Papst in dem zweiten Teil der Bulle alle von Heinrich eingegangenen Verpflichtungen zusammen und gipfelt in dem Satz: „Er nannte uns seinen Herrn!" Eine kecke Verdrehung einer ergebenen, aber allgemein üblichen Ansprache!

Die ahnungslose Unvorsichtigkeit, mit welcher Heinrich sich einst des doppelsinnigen Wortes bedient hatte, wurde so an ihm gestraft. Schon einmal gab

es einen ähnlichen Streit, als Papst Hadrian IV. Friedrich I. gegenüber die Kaiserkrone als „beneficium“ bezeichnete, ein Wort, welches auch „Lehen“ bedeutete. Damals merkte man die hinterlistige Absicht und zwang den sich lange sträubenden Papst zur Abgabe einer Erklärung, welche jeden Schatten einer Zweideutigkeit beseitigte. Uebrigens hatte jene Bulle von 1314 weniger den Zweck, den Toten ins Unrecht zu setzen, als für die Zukunft zu wirken, die Stellung des nächsten deutschen Königs, dessen Wahl alle Welt mit Spannung entgegensah, zu umschreiben. Sie erreichte ihren Zweck nicht. Die deutschen Fürsten selber haben unter Ludwig dem Baiern die päpstlichen Erklärungskünste verworfen, und spätere deutsche Könige brauchten das Wort „fidelitas“ weiter, lediglich in dem Sinne christlicher Demut.

Elfter Abschnitt.

Heinrich in Pisa. 1312—1313.

Nachdem die erste Aufregung geschwunden war, entschloß sich Heinrich, durch sein thatsächliches Verhalten dem Papste entgegenzukommen und Rom zu verlassen. Den Krieg gegen Robert aufschiebend wollte er erst Toscana friedlich oder mit den Waffen zur Unterwerfung bringen. Für das erstere boten von den Florentinern angeknüpfte Verhandlungen einige Aussicht, für das zweite dienten die Geldmittel, welche König Friedrich lieferte. Heinrich betrat noch einmal Rom, um dort sein Vorhaben kundzuthun, und zog am 20. August ab, unbelästigt von den Feinden; doch ließ er eine Schar unter dem Grafen Hugo von Buchegg zurück. Zum Mißvergnügen der Deutschen, welche am liebsten nach Pisa zurückgekehrt wären, wandte er sich durch das Gebiet von Perugia, welches er gründlich verwüstete, nach dem ghibellinischen Arezzo, das ihn aufnahm, „wie den Bräutigam im Brautgemach". Hier versprach er den Kardinälen, welche jedoch nur Briefe sandten und eine persönliche Zusammenkunft vermieden, die in Rom zurückgelassenen Truppen zurückzuziehen. Sie waren dort nicht mehr nötig, weil auch die Guelfen und Prinz Johann inzwischen die Stadt geräumt hatten, und in Toscana besser zu verwerten. Auch gab er die Zusicherung, sein Aufenthalt in Rom solle dem Rechte des Papstes und der Kirche an der Stadt keinen Eintrag thun und keines für Kaiser und Reich begründen.

Seine Absicht, gegen König Robert vorzugehen, hielt er unabänderlich fest, obgleich er sie für das nächste Jahr aufschob. Um dafür den Rechtsgrund zu schaffen, erließ er hier, wo er auf Reichsboden stand, eine feierliche Vorladung gegen ihn als Verletzer der kaiserlichen Majestät. Da es nicht möglich war, ihm die Vorladung persönlich zuzustellen, wurde sie an die Kirchenthür angeheftet; binnen drei Monaten sollte sich der Angeklagte dem Kaiser stellen.

Die Macht Heinrichs hatte sich wieder beträchtlich vermehrt durch Zuzug aus Deutschland und durch italische Ghibellinen, wenn sie auch der der Gegner an Zahl noch immer weit nachstand. So konnte er daran denken, Florenz selbst, welches jenen friedlichen Anerbietungen keine weitere Folge gegeben hatte, zu bedrängen,

und bei all ihrer Macht war die Stadt in größter Besorgnis. Er unterließ es jedoch, kriegerische Vorteile, welche er errungen, auszunützen. Ein fast sechswöchentliches Lager vor den starken Mauern erwies sich als erfolglos und brachte ihm nur Verluste durch Mangel an Lebensmitteln und durch Krankheit. Er selbst lag am Fieber so schwer danieder, daß die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten.

Ich unterlasse es, den weiteren, leider von schweren Verwüstungen begleiteten kriegerischen Unternehmungen zu folgen, da sie trotz großer Heldenthaten der deutschen Ritter nichts erreichten. Bei aller Bedrängnis blieb sein Sinn unerschütterlich auf der Fortführung des Kampfes im größten Maßstab bestehen. Er erklärte König Robert, der natürlich die Vorladung nicht beachtet hatte, für einen Feind des Reiches, gegen den einzuschreiten sei, und schleuderte seine Strafurteile gegen die aufrührerischen Toscanesen. Zugleich sandte er nach Deutschland an die Fürsten den Befehl, sich bei ihm am 1. Mai zu einem Reichstage einzufinden.

Um alles vorzubereiten, zog er Anfang März 1313 wieder nach Pisa. Die Stadt, durch mehrere inzwischen von den Guelfen erlittene Niederlagen erschreckt, setzte aufs neue ihre Hoffnungen auf den Kaiser, welchem sie die gewaltige Summe von 200000 Goldgulden zusicherte. Sie thaten Heinrich dringend not, denn eine neue Geldsendung aus Sizilien war völlig aufgebraucht. Das Heer befand sich in übelster Verfassung, durch Kampf, Not, Krankheit und Fahnenflucht fast aufgelöst. Selbst Robert von Flandern ließ in Tuscien von der bis dahin rühmlich bewahrten Treue und machte sich auf den Heimweg. Graf Amadeus von Savoyen und vor allen Heinrich von Flandern, dessen fröhliche Kriegslust nie und nimmer nachließ, der selbst in Pisa die von allen ersehnte Ruhe verschmähte und sofort wieder zum Streit auszog, harrten dagegen unerschütterlich aus, mit ihnen von geistlichen Herren Erzbischof Balduin und die Bischöfe von Basel, Trient, Butrinto. Alsbald ging Balduin nach Deutschland, um dort die Rüstungen zu betreiben und die kaiserlichen Kinder, den Böhmenkönig Johann, und Beatrix, die versprochene Braut des sizilischen Prinzen, zur Fahrt nach dem Süden abzuholen. Treulich hatte er alle Beschwerden und Sorgen des geliebten Bruders getragen und hoffte nun für seinen endlichen Sieg wirken zu können. Nicht einmal Heinrichs Grab hat er jemals wieder gesehen.

Ein Gedanke erfüllte Heinrichs ganzes Sinnen, der Krieg gegen Neapel. Er wollte im Bunde mit Friedrich von Sizilien, dessen Sohn, der künftige kaiserliche Eidam, ein Drittel des Landes erhalten sollte, das Königreich erobern. Die hohe Auffassung von der kaiserlichen Gewalt bildete sich immer fester in ihm aus, genährt von den Juristen, deren Sprüchen er bereitwillig sein Ohr lieh, weil sie in seiner Seele gleichgestimmte Saiten anschlugen. Konnte er sich doch nicht entschließen, den Pisanern und Genuesern, seinen wertvollsten Bundesgenossen, auf deren Flotten er bei dem beabsichtigten Kriege vor allem rechnen mußte, Zugeständnisse zu machen, welche ihm die Rechte des Reiches zu mindern schienen. Robert aber war der freche Verletzer der kaiserlichen Majestät, und ihn zu züchtigen erheischte Heinrichs Ehrgefühl gebieterisch. Er konnte und wollte ihm nicht Schweigen gebieten, und wie es graden ehrlichen Naturen oft

geht, er meinte, jeder müsse die Gerechtigkeit seiner Sache einsehen, und das erwartete er auch vom Papste. Merkwürdigerweise ist kein einziges über den zwischen ihnen obschwebenden Streit gewechseltes Schriftstück aus der langen Zwischenzeit seit der Erklärung von Tivoli und der sie ergänzenden von Arezzo bekannt; doch wissen wir, daß der Verkehr zwischen beiden weiterbestand. Wahrscheinlich war Clemens in Verlegenheit und wir dürfen annehmen, daß er sich nicht zum schnellen Bruch entschließen konnte. Ohnehin hatte Heinrich Rom verlassen und sich nicht gegen Neapel unmittelbar gewandt; die Gründe, welche Clemens im verflossenen Sommer so mächtig erregten, waren damit behoben oder wenigstens nicht mehr so drängend. Im Gegenteil, während Heinrich es vermied, Robert anzugreifen, hatte dieser den Waffenstillstand nicht beachtet, sondern ununterbrochen den Guelfen in Ober- und in Mittelitalien starke kriegerische Hülfe geleistet. Auch vor Pisa lagen seine Galeeren, als Heinrich dort erschien, und versperrten das Meer. Daher hatte Clemens Roberts Verlangen, die Kaiserkrönung als unrechtmäßig zu verwerfen, nicht nachgegeben, sondern ihre Gültigkeit thatsächlich anerkannt. Als Heinrich sich Pisa näherte, kam ihm auch der Kardinal von Ostia mit ehrfurchtsvoller Begrüßung entgegen, ein Zeichen, daß er von der Kurie keine feindselige Weisungen hatte. Auch Kardinal Lucas bewahrte bis zu Heinrichs Tode mit diesem freundschaftliche Beziehungen. Um Clemens in geneigter Stimmung zu erhalten, versäumte Heinrich nicht, immer wieder von dem künftigen Kreuzzug zu sprechen, mit der hinzugefügten Andeutung, wie sehr das Verhalten Roberts diesen beeinträchtige. Aber eine völlige Aussöhnung mit dem Papst war doch nur dann möglich, wenn Heinrich jeden Gedanken der Rache an Neapel aufgab. Sobald er seine Absicht, sie zu nehmen, unzweideutig offenbarte, trieb er Clemens endgültig in das Lager der Gegner. Bald genug geschah das.

Nachdem er durch mehrere Rechtssprüche und Gesetze über das Verhältnis der kaiserlichen Majestät zu den Rebellen das Verfahren eingeleitet, hielt er am 26. April 1313 zu Pisa nach deutscher Sitte Gericht auf öffentlicher Straße vor dem Hause, welches er bewohnte, und fällte seinen Spruch.

„Robert, der Zögling der Niederträchtigkeit und Verderbnis, der Sohn Karls II. ruhmreichen Angedenkens, welcher sich König von Sizilien nennt, hätte, aus dem Fett des römischen Reiches fett und dick und groß geworden, jenem, dem er durch viele Lehen und Ehren des Reiches, welche er bisher innehatte und gegenwärtig unrechtmäßig behauptet, demütig gehorchen müssen. Aber das Gift der Ungerechtigkeit ausspeiend, Haß, Hinterlist und Betrug statt Treue vergeltend, maßte er aus dem schändlichen Laster der Undankbarkeit sich an, die Ferse der Empörung zu erheben und hört nicht auf, mit verhärteter Bosheit gegen den Stachel zu schlagen und von schändlichem Uebermut geschwollen überhebt er sich, seinen Sitz zu stellen gegenüber der kaiserlichen Majestät, welche er als seine Herrin und Lehrerin zu achten und zu ehren verbunden ist, und forderte sie heraus durch Schmähungen und Beleidigungen und wagt es, sie frech fortwährend herauszufordern."

Darauf werden ausführlich des Königs Uebelthaten geschildert, welche der Kaiser, da er den Gesetzen nicht unterworfen ist, hätte sofort strafen können.

vorzuschreiben oder gar den Kaiser aus Rom wegzuweisen. Denn Rom ist die Hauptstadt des Kaiserreichs und gehört zum Kaiserreich und von ihm erhält der Kaiser seinen Namen. Die Berufung auf die Schenkung Konstantins ist widerlegt durch spätere geschichtliche Thatsachen. Auch Sizilien gehört dem Reiche, denn die Kanonisten geben selber zu, der Kaiser sei der Herr der Welt.

Schließlich wird dem Papste nochmals das Recht bestritten, unter gewissen Bedingungen die Kaiserkrönung zu verschieben. Denn ihm steht die Bestätigung des Kaisers nicht zu, aber selbst wenn das der Fall wäre, hätte er nicht das Recht, Bedingungen daran zu knüpfen. Wenn nichts auszusetzen ist gegen die Person des Erwählten oder der Wähler oder die Form der Wahl, hat er sofort zu bestätigen.

Gestützt auf dieses Gutachten machte Heinrich am 6. August in der Kirche der Minderbrüder den Kardinälen neue Eröffnungen, welche einige Zugeständnisse enthielten, ohne im Rechtspunkt nachzugeben. Er erteilte Antwort auf alle Punkte der an ihn gestellten Forderungen.

Den Eid, welchen er vor seiner Krönung schwören sollte, Sizilien nicht anzugreifen, sei er nicht verpflichtet zu leisten, und er stelle den Kardinälen anheim, ihn darüber eines Besseren zu belehren. Er habe stets beabsichtigt, Rom sofort nach der Krönung zu verlassen, um sich seinen anderen Aufgaben zu widmen, aber er sei wegen der dortigen Unruhe geblieben, was ja auch dem Sinne des Papstes, der Frieden wünsche, entspräche. Sobald sie ihm daher mitteilen würden, es scheine ihnen für die Kirche nützlich, die Völker zurückzuziehen, wolle er es thun; sie möchten daher für einen friedlichen Zustand in der Stadt sorgen. Wenn Johann der Kirche gehorche, wolle er ihn ruhig abziehen lassen, er bitte aber um Auskunft, welche von den sonstigen Widersachern er nicht angreifen solle. Wegen der Streitigkeiten mit Robert wolle er selbst Botschaft an den Papst senden, so daß dieser zufrieden sein würde. Er sei bereit, zu verbriefen, daß aus den Vorfällen in Rom dem Papst und der Kirche in Zukunft kein Nachteil erwüchse, die Gefangenen freizugeben und die eingenommenen Festen, über deren Erwerb die Kurie übrigens schlecht unterrichtet sei, den Kardinälen zur Zurückstellung an die Eigentümer zu übergeben.

Zugleich gab er wie am 1. August eine Erklärung über das päpstliche Friedensgebot ab, doch in etwas milderer Form. Er wiederholte, er gedenke sich darin zu verhalten, daß er weder Gott, noch Papst, noch Kirche beleidige, aber er sei darüber verwundert, da er keinen Krieg gegen Robert geführt habe noch führe und jedem weltlichen Herrn Gerichtsbarkeit über seine Vasallen zustehe. Er erhebe Widerspruch, damit er nicht durch Stillschweigen sich und das Reich schädige.

„Ebenso steht in dem Briefe des Papstes, wie er selbst sagt, daß wir ihm zum Fidelitätseid verpflichtet wären. Wir glauben, manches wird deswegen geschrieben, weil zuweilen Falsches untergeschoben und die Wahrheit verschwiegen wird oder auch oft ein Irrtum der Schreiber sich einschleichen kann, und wir glauben auch nicht, daß jene Worte jemals mit Absicht des Herrn Papstes geschrieben worden sind. Aber wie es auch damit stehen mag, wir sind und wollen immer sein der Verteidiger und Vorkämpfer der heiligen römischen Kirche in

allen ihren Rechten, aber wir sind niemandem verpflichtet zum Fidelitätseid und haben niemals einen Eid abgelegt, durch welchen wir irgend jemandem zum Fidelitätseid verpflichtet wären, und wir wissen nicht, daß unsere Vorgänger, die römischen Kaiser, jemals diesen Schwur geleistet haben."

Clemens hat erst nach dem Tode Heinrichs eine Antwort erteilt durch die Bulle vom 21. März 1314. Ihr Inhalt ist folgender.

Die römischen Könige hielten es nicht für ihrer unwürdig, sich dem Papste durch einen Eid zu verpflichten, wie die Sitte des alten Brauches, welcher in den neuesten Zeiten wieder erneuert worden ist, und die in den heiligen Kanones aufgenommene Form des Eides bezeugen. Da Heinrich sich über den Ausdruck „Sacramentum fidelitatis" vor der größtmöglichsten Oeffentlichkeit beschwerte und eine Erklärung dagegen ablegte, sei der Papst genötigt, eine ausführliche Erörterung über die Sache zu geben. Die Bulle geht ausführlich auf die Geschichte von Heinrichs Anerkennung und Krönung ein. Sie teilt die Stelle des Prokuratoriums vom Juni 1309 mit, in welcher Heinrich selbst diesen Ausdruck gebrauchte; seine Bevollmächtigten hätten dann gemäß der Formel in den Dekreten, welche beginnt „Tibi domino", den Fidelitätseid geleistet.

„Bisher hat kein römischer Fürst das Bestehen des Fidelitätseides bezweifelt, aber der letzthin verstorbene Heinrich schien, indem er nicht den Inhalt und den Geist, sondern die nackte Bedeutung der Worte erfaßte, den Sinn verwirrte und den genannten Eid einzwängte, mit Neuerungssucht zu behaupten, daß jener sich nicht erstrecke auf die Pflicht einer solchen Fidelität. Daher glaubten wir Sorge tragen zu müssen, der neuen Krankheit dieser Neuerung offen ein Gegengift der Wahrheit durch die Stimme einer Erklärung entgegenzustellen." Um für die Zukunft ähnliche Behauptungen abzuschneiden, „erklären und bestimmen wir, daß jener Eid als Fidelitätseid besteht und für einen solchen erachtet werden muß". Die Bulle zählt dann ausführlich den Inhalt der von Heinrich geleisteten Eidschwüre auf, „über welche Urkunden ausgestellt sind, in denen, wie in anderen angeführten Briefen, er uns seinen Herrn nannte. Es ist also offenbar, daß der ehemalige Kaiser Heinrich nicht wohl gesprochen hat, als er den Kardinälen antwortete, er habe niemals jemandem einen Fidelitätseid geleistet."

Clemens berief sich in erster Stelle auf den Schwur, welchen mit der von Otto I. gebrauchten Formel übereinstimmend Heinrich bei seiner Anerkennung und nachmals bei der Kaiserkrönung ablegte und den wir oben kennen lernten. Daß er kein Lehenseid war, ist sonnenklar, selbst die darin enthaltenen Verpflichtungen entstammten einem kaiserlichen Vorrechte, der Schirmvogtei über die Kirche. Man darf daher zweifeln, ob Clemens bereits 1309 und vielleicht selbst noch 1312 wirklich darunter einen Lehenseid verstand. Anders steht es natürlich mit der Bulle von 1314. Da jene Formel zu wenig Inhalt bot, stellt der Papst in dem zweiten Teil der Bulle alle von Heinrich eingegangenen Verpflichtungen zusammen und gipfelt in dem Satz: „Er nannte uns seinen Herrn!" Eine kecke Verdrehung einer ergebenen, aber allgemein üblichen Ansprache!

Die ahnungslose Unvorsichtigkeit, mit welcher Heinrich sich einst des doppelsinnigen Wortes bedient hatte, wurde so an ihm gestraft. Schon einmal gab

es einen ähnlichen Streit, als Papst Hadrian IV. Friedrich I. gegenüber die Kaiserkrone als „beneficium“ bezeichnete, ein Wort, welches auch „Lehen“ bedeutete. Damals merkte man die hinterlistige Absicht und zwang den sich lange sträubenden Papst zur Abgabe einer Erklärung, welche jeden Schatten einer Zweideutigkeit beseitigte. Uebrigens hatte jene Bulle von 1314 weniger den Zweck, den Toten ins Unrecht zu setzen, als für die Zukunft zu wirken, die Stellung des nächsten deutschen Königs, dessen Wahl alle Welt mit Spannung entgegensah, zu umschreiben. Sie erreichte ihren Zweck nicht. Die deutschen Fürsten selber haben unter Ludwig dem Baiern die päpstlichen Erklärungskünste verworfen, und spätere deutsche Könige brauchten das Wort „fidelitas“ weiter, lediglich in dem Sinne christlicher Demut.

Elfter Abschnitt.

Heinrich in Pisa. 1312—1313.

Nachdem die erste Aufregung geschwunden war, entschloß sich Heinrich, durch sein thatsächliches Verhalten dem Papste entgegenzukommen und Rom zu verlassen. Den Krieg gegen Robert aufschiebend wollte er erst Toscana friedlich oder mit den Waffen zur Unterwerfung bringen. Für das erstere boten von den Florentinern angeknüpfte Verhandlungen einige Aussicht, für das zweite dienten die Geldmittel, welche König Friedrich lieferte. Heinrich betrat noch einmal Rom, um dort sein Vorhaben kundzuthun, und zog am 20. August ab, unbelästigt von den Feinden; doch ließ er eine Schar unter dem Grafen Hugo von Buchegg zurück. Zum Mißvergnügen der Deutschen, welche am liebsten nach Pisa zurückgekehrt wären, wandte er sich durch das Gebiet von Perugia, welches er gründlich verwüstete, nach dem ghibellinischen Arezzo, das ihn aufnahm, „wie den Bräutigam im Brautgemach". Hier versprach er den Kardinälen, welche jedoch nur Briefe sandten und eine persönliche Zusammenkunft vermieden, die in Rom zurückgelassenen Truppen zurückzuziehen. Sie waren dort nicht mehr nötig, weil auch die Guelfen und Prinz Johann inzwischen die Stadt geräumt hatten, und in Toscana besser zu verwerten. Auch gab er die Zusicherung, sein Aufenthalt in Rom solle dem Rechte des Papstes und der Kirche an der Stadt keinen Eintrag thun und keines für Kaiser und Reich begründen.

Seine Absicht, gegen König Robert vorzugehen, hielt er unabänderlich fest, obgleich er sie für das nächste Jahr aufschob. Um dafür den Rechtsgrund zu schaffen, erließ er hier, wo er auf Reichsboden stand, eine feierliche Vorladung gegen ihn als Verletzer der kaiserlichen Majestät. Da es nicht möglich war, ihm die Vorladung persönlich zuzustellen, wurde sie an die Kirchenthür angeheftet; binnen drei Monaten sollte sich der Angeklagte dem Kaiser stellen.

Die Macht Heinrichs hatte sich wieder beträchtlich vermehrt durch Zuzug aus Deutschland und durch italische Ghibellinen, wenn sie auch der der Gegner an Zahl noch immer weit nachstand. So konnte er daran denken, Florenz selbst, welches jenen friedlichen Anerbietungen keine weitere Folge gegeben hatte, zu bedrängen,

und bei all ihrer Macht war die Stadt in größter Besorgnis. Er unterließ es jedoch, kriegerische Vorteile, welche er errungen, auszunützen. Ein fast sechswöchentliches Lager vor den starken Mauern erwies sich als erfolglos und brachte ihm nur Verluste durch Mangel an Lebensmitteln und durch Krankheit. Er selbst lag am Fieber so schwer danieder, daß die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten.

Ich unterlasse es, den weiteren, leider von schweren Verwüstungen begleiteten kriegerischen Unternehmungen zu folgen, da sie trotz großer Heldenthaten der deutschen Ritter nichts erreichten. Bei aller Bedrängnis blieb sein Sinn unerschütterlich auf der Fortführung des Kampfes im größten Maßstab bestehen. Er erklärte König Robert, der natürlich die Vorladung nicht beachtet hatte, für einen Feind des Reiches, gegen den einzuschreiten sei, und schleuderte seine Strafurteile gegen die aufrührerischen Toscanesen. Zugleich sandte er nach Deutschland an die Fürsten den Befehl, sich bei ihm am 1. Mai zu einem Reichstage einzufinden.

Um alles vorzubereiten, zog er Anfang März 1313 wieder nach Pisa. Die Stadt, durch mehrere inzwischen von den Guelfen erlittene Niederlagen erschreckt, setzte aufs neue ihre Hoffnungen auf den Kaiser, welchem sie die gewaltige Summe von 200 000 Goldgulden zusicherte. Sie thaten Heinrich dringend not, denn eine neue Geldsendung aus Sizilien war völlig aufgebraucht. Das Heer befand sich in übelster Verfassung, durch Kampf, Not, Krankheit und Fahnenflucht fast aufgelöst. Selbst Robert von Flandern ließ in Tuscien von der bis dahin rühmlich bewahrten Treue und machte sich auf den Heimweg. Graf Amadeus von Savoyen und vor allen Heinrich von Flandern, dessen fröhliche Kriegslust nie und nimmer nachließ, der selbst in Pisa die von allen ersehnte Ruhe verschmähte und sofort wieder zum Streit auszog, harrten dagegen unerschütterlich aus, mit ihnen von geistlichen Herren Erzbischof Balduin und die Bischöfe von Basel, Trient, Butrinto. Alsbald ging Balduin nach Deutschland, um dort die Rüstungen zu betreiben und die kaiserlichen Kinder, den Böhmenkönig Johann, und Beatrix, die versprochene Braut des sizilischen Prinzen, zur Fahrt nach dem Süden abzuholen. Treulich hatte er alle Beschwerden und Sorgen des geliebten Bruders getragen und hoffte nun für seinen endlichen Sieg wirken zu können. Nicht einmal Heinrichs Grab hat er jemals wieder gesehen.

Ein Gedanke erfüllte Heinrichs ganzes Sinnen, der Krieg gegen Neapel. Er wollte im Bunde mit Friedrich von Sizilien, dessen Sohn, der künftige kaiserliche Eidam, ein Drittel des Landes erhalten sollte, das Königreich erobern. Die hohe Auffassung von der kaiserlichen Gewalt bildete sich immer fester in ihm aus, genährt von den Juristen, deren Sprüchen er bereitwillig sein Ohr lieh, weil sie in seiner Seele gleichgestimmte Saiten anschlugen. Konnte er sich doch nicht entschließen, den Pisanern und Genuesern, seinen wertvollsten Bundesgenossen, auf deren Flotten er bei dem beabsichtigten Kriege vor allem rechnen mußte, Zugeständnisse zu machen, welche ihm die Rechte des Reiches zu mindern schienen. Robert aber war der freche Verletzer der kaiserlichen Majestät, und ihn zu züchtigen erheischte Heinrichs Ehrgefühl gebieterisch. Er konnte und wollte ihm nicht Schweigen gebieten, und wie es graden ehrlichen Naturen oft

geht, er meinte, jeder müsse die Gerechtigkeit seiner Sache einsehen, und das erwartete er auch vom Papste. Merkwürdigerweise ist kein einziges über den zwischen ihnen obschwebenden Streit gewechseltes Schriftstück aus der langen Zwischenzeit seit der Erklärung von Tivoli und der sie ergänzenden von Arezzo bekannt; doch wissen wir, daß der Verkehr zwischen beiden weiterbestand. Wahrscheinlich war Clemens in Verlegenheit und wir dürfen annehmen, daß er sich nicht zum schnellen Bruch entschließen konnte. Ohnehin hatte Heinrich Rom verlassen und sich nicht gegen Neapel unmittelbar gewandt; die Gründe, welche Clemens im verflossenen Sommer so mächtig erregten, waren damit behoben oder wenigstens nicht mehr so drängend. Im Gegenteil, während Heinrich es vermied, Robert anzugreifen, hatte dieser den Waffenstillstand nicht beachtet, sondern ununterbrochen den Guelfen in Ober- und in Mittelitalien starke kriegerische Hülfe geleistet. Auch vor Pisa lagen seine Galeeren, als Heinrich dort erschien, und versperrten das Meer. Daher hatte Clemens Roberts Verlangen, die Kaiserkrönung als unrechtmäßig zu verwerfen, nicht nachgegeben, sondern ihre Gültigkeit thatsächlich anerkannt. Als Heinrich sich Pisa näherte, kam ihm auch der Kardinal von Ostia mit ehrfurchtsvoller Begrüßung entgegen, ein Zeichen, daß er von der Kurie keine feindselige Weisungen hatte. Auch Kardinal Lucas bewahrte bis zu Heinrichs Tode mit diesem freundschaftliche Beziehungen. Um Clemens in geneigter Stimmung zu erhalten, versäumte Heinrich nicht, immer wieder von dem künftigen Kreuzzug zu sprechen, mit der hinzugefügten Andeutung, wie sehr das Verhalten Roberts diesen beeinträchtige. Aber eine völlige Aussöhnung mit dem Papst war doch nur dann möglich, wenn Heinrich jeden Gedanken der Rache an Neapel aufgab. Sobald er seine Absicht, sie zu nehmen, unzweideutig offenbarte, trieb er Clemens endgültig in das Lager der Gegner. Bald genug geschah das.

Nachdem er durch mehrere Rechtssprüche und Gesetze über das Verhältnis der kaiserlichen Majestät zu den Rebellen das Verfahren eingeleitet, hielt er am 26. April 1313 zu Pisa nach deutscher Sitte Gericht auf öffentlicher Straße vor dem Hause, welches er bewohnte, und fällte seinen Spruch.

„Robert, der Zögling der Niederträchtigkeit und Verderbnis, der Sohn Karls II. ruhmreichen Angedenkens, welcher sich König von Sizilien nennt, hätte, aus dem Fett des römischen Reiches fett und dick und groß geworden, jenem, dem er durch viele Lehen und Ehren des Reiches, welche er bisher innehatte und gegenwärtig unrechtmäßig behauptet, demütig gehorchen müssen. Aber das Gift der Ungerechtigkeit ausspeiend, Haß, Hinterlist und Betrug statt Treue vergeltend, maßte er aus dem schändlichen Laster der Undankbarkeit sich an, die Ferse der Empörung zu erheben und hört nicht auf, mit verhärteter Bosheit gegen den Stachel zu schlagen und von schändlichem Uebermut geschwollen überhebt er sich, seinen Sitz zu stellen gegenüber der kaiserlichen Majestät, welche er als seine Herrin und Lehrerin zu achten und zu ehren verbunden ist, und forderte sie heraus durch Schmähungen und Beleidigungen und wagt es, sie frech fortwährend herauszuforbern."

Darauf werden ausführlich des Königs Uebelthaten geschildert, welche der Kaiser, da er den Gesetzen nicht unterworfen ist, hätte sofort strafen können.

Aber er zog es vor, Milde walten und das gerichtliche Verfahren eintreten zu lassen, um dem Schuldigen Gelegenheit zur Verteidigung zu geben. Robert verachtete jedoch die wiederholten Vorladungen und beharrte in Feindseligkeiten. Daher ist er schuldig des Verbrechens der verletzten Majestät. Er verliert alle Würden, Titel und Besitz jeder Art und wenn er in des Kaisers und des Reiches Hand kommt, verfällt er der Strafe der Enthauptung. Niemand darf ihm Beistand leisten, vielmehr kann jeder ungestraft seine Unterthanen, wenn sie ihm weiter gehorchen, angreifen, beschädigen und gefangen nehmen. Alle mit ihm eingegangenen Verträge sind aufgehoben, seine Vasallen und Unterthanen ihrer Eide und Verpflichtungen entbunden.

Der geächtete König erließ alsbald eine wutschäumende Entgegnung gegen diese „wortreichen Prozesse", welche der des Kaisertums Unwürdige, „da er ihn nicht mit Gewalt verletzen konnte, nach der Weise alter geschwätziger Weiber" gegen ihn gerichtet. Robert griff mit Geschick zurück auf die Zeiten, wo die Staufer Friedrich, Manfred und Konradin „die bittere Pest der Empörung und des Hasses gegen die Eiferer für die Kirche" aussäeten, und stellte Heinrich als deren Nachfolger hin. Er warf ihm die Behauptung, der Kaiser sei an die Gesetze nicht gebunden, als eines gerechten Herrschers unwürdig vor; sowenig wie er selbst über den Kaiser, könne dieser über ihn richten. Die Form jenes Richterspruchs höhnisch nachahmend, verkündigte er seinem Anhange: „Wir wollen jenen Heinrich als unsern Gegner, als den Feind der Kirche, den Ruhe- und Friedensstörer, unsern und unsers Rechtes Verfolger, den Lügner in Versprechungen, ja sogar Meineidigen, verfolgen mit unserer und unserer Freunde gesammelten ganzen Macht zu Lande und zu Wasser, gestützt auf das Ansehen der heiligen Mutter Kirche, welches zu haben wir fest hoffen, und wie es deren Interesse erfordert. Mögen auch seine kriegerischen Ritter, welchen man nachsagt, sie seien schneller als Vögel, nicht zaudern, und wiewohl er sich für den Herrn der gesamten Welt ausgibt, wird unsere Hand ihm furchtlos den Speer entgegenschleudern, bereit zur Verteidigung gegen alle Angreifer, und wird diese in Niederlage und Verderben stürzen."

Heinrichs Spruch erregte in Italien ungeheures Aufsehen. Als er sich nach Pisa zurückzog, wußten die Guelfen nicht recht, ob sie ihn als unschädlich gemacht oder als einen nur neue Kräfte sammelnden und für die Zukunft doppelt gefährlichen Gegner ansehen sollten. Bald erkannten sie zu ihrem Schrecken, wie die schlimme Auffassung ihrer Lage die richtige war. Um so enger schlossen sie sich untereinander und mit Robert zusammen und richteten ängstlich ihre Blicke nach Frankreich. Selbst Heinrichs Gegner in Deutschland, den geächteten Grafen Eberhard von Wirtemberg, riefen sie zum Beistand.

Schon früher hatte Philipp von Frankreich seinen Einfluß auf Clemens zum Schaden des Kaisers geltend gemacht. Heinrich, zu keinem Zugeständnis an seinen Nachbarn erbötig, ruhte nicht, dessen Uebergriffen, wenn auch nicht mit den Waffen, so doch wenigstens mit Erlassen entgegenzutreten. Es sind zwei Briefe vorhanden, welche die beiden Herrscher nach der Kaiserkrönung wechselten, aus denen die gegenseitige Spannung mit aller Schärfe spricht. Heinrich bedrohte Philipp, weil er unrechtmäßig im Südwesten Gebiet des Reichs

(die Stadt Lyon) an sich gerissen, mit schwerer Vergeltung, der Franzose aber wünschte ihm höhnisch „Wachstum am Ruhm der Wahrhaftigkeit", denn von alters her seien diese Gebiete das Eigen Frankreichs und er werde sein Volk zu verteidigen wissen. Die begonnenen Zetteleien in Italien setzte er fort.

An Philipp wandte sich Robert und schilderte die ihm und seinem Reiche drohenden Gefahren. Die verwandtschaftlichen Bande wurden zugleich enger geknüpft, indem der neapolitanische Thronfolger, welcher vordem Heinrichs Tochter heiraten sollte, nun sich mit einer Richte Philipps und seinen Sohn mit einer Schwester desselben verlobte. Daher schrieb Philipp am 12. Mai einen sehr dringenden Brief an Clemens und führte ihm die Gefährdung des allgemeinen Friedens, den dadurch bedingten Aufschub der Kreuzfahrt vor die Seele.

Bald darauf muß Clemens von der über Robert ausgesprochenen Acht gehört und die unzweideutigen Beweise erhalten haben, daß Heinrich beabsichtigte, Robert sein Königreich zu entreißen. Seine schwachen Hoffnungen, den Frieden zu erhalten, wurden so bis in den Grund erschüttert. Vielleicht hätte der Papst wenig dagegen gehabt, wenn Heinrich sich die Genugthuung verschaffte, Robert die Lehen, welche er thatsächlich vom Reiche trug, abzusprechen, um so mehr, da dem Kaiser kaum möglich war, die Provence zu erobern. Aber dieser ging viel weiter, als Clemens dulden konnte. Abgesehen von dem Todesurteil, welches an das über Konradin verhängte erinnerte, sprach Heinrich Robert allen Besitz ab, also auch das Königreich Neapel, über welches allein der Papst verfügen konnte. Heinrich betrachtete sogar die von Robert im Namen der Kirche ausgeübte Statthalterschaft in der Romagna als ihm anheimgefallen und erhob seine Prozesse auch gegen Bologna, welches nicht zu betreten der Papst ihm früher ausdrücklich zur Pflicht gemacht hatte.

So fest war man allgemein von der Ueberzeugung durchdrungen, der Papst meine es gut mit dem Kaiser, daß die ganze Welt sich erzählte und mit mancherlei romanhaften Ausschmückungen behauptete, Philipp von Frankreich habe Clemens zu entschiedenen Schritten veranlaßt. Es ist nicht unmöglich, daß letzterer, da der von ihm gebotene Waffenstillstand noch nicht ganz abgelaufen war, sich wirklich mit der Hoffnung trug, den Kaiser in Güte bewegen und ihn vom Aeußersten zurückhalten zu können. Er wollte sich, wie berichtet wird, mit der Absendung dreier Kardinäle begnügen, aber Philipps Boten machten dazu ein so schiefes Gesicht, daß er endlich am 12. Juni eine feierliche Bulle ergehen ließ.

Der Papst richtete sie an die gesamte Christenheit. Er, dessen pflichtmäßige Sorge es sei, die Rechte und den Besitz der Kirche zu wahren und im gedeihlichen Frieden zu erhalten, habe glaubwürdig erfahren, daß „einige" Krieg gegen das der Kirche gehörige und dem König Robert zu Lehen ausgeliehene Königreich Sizilien rüsteten. Um den schweren Schaden, welchen auch das heilige Land dadurch erleiden könne, zu verhüten, und da er bereit sei, jedem über den König sich Beklagenden Gerechtigkeit zu verschaffen, verbiete er allen, den König und sein Land anzugreifen oder den Angriff irgendwie zu unterstützen. Gegen alle Uebertreter deses Gebotes, auch wenn sie von priesterlicher, kaiserlicher oder königlicher Würde wären, verkünde er die Strafe der Exkommunikation und

belege ihre und ihrer Helfer Länder mit dem Interdikt und erkläre sie verlustig aller Gnaden, Rechte und Lehen, welche sie von der römischen und anderen Kirchen trügen, indem er sich vorbehalte, gegen sie anderweitig geistlich und weltlich einzuschreiten. Er lasse diesen Prozeß an die Thüren des Doms in Avignon anschlagen, damit er so allgemein bekannt würde.

Die Bulle war, wie nicht zu verkennen ist, in einem zwar bestimmten und klaren, aber für Heinrich möglichst schonenden Ton gehalten. Sie vermied, ihn zu nennen, obgleich sie ihn einbegriff. Besonders ist zu beachten, daß jener Strom von wüsten Verwünschungen, welcher sich sonst so breit in päpstlichen Bullen ähnlicher Art einherwälzte, ganz verstopft blieb. Clemens begnügte sich auch nicht, das Schriftstück in Avignon anheften zu lassen, sondern übersandte es an Heinrich durch zwei Minderbrüder, denen er noch ein besonderes Schreiben mit der gewöhnlichen, freundlichen Aufschrift: „Unserm teuersten Sohne, dem Kaiser Heinrich" mitgab.

Am 9. Juli überreichten die päpstlichen Boten dem Kaiser in seinem Wohngemach in Gegenwart des Kardinals Lucas und anderer Herren den Brief und lasen dann die Bulle vor. „Der Kaiser erwog die zur allgemeinen Verwunderung vorgelesenen Briefe mit etwas gesenktem Haupt, ohne ein Wort zu sprechen," erzählt Albertino Mussato, aber der Erzbischof von Pisa und ein Abt hätten gewaltig auf den Papst geschimpft. Der Kaiser gab dann die von den Notaren schriftlich aufgenommene Antwort: er habe gern die päpstlichen Ermahnungen angehört, aber er beabsichtige nicht, die Kirche zu kränken, wie seine ganze Sehnsucht nach dem heiligen Land gerichtet sei. Der Papst stehe unter dem Einflusse seiner Feinde; er werde später ausführlich Bescheid erteilen.

Eine Gesandtschaft bestehend aus den beiden Bischöfen von Trient und Butrinto bekam den Auftrag, den Papst eines Besseren zu unterrichten, und erhielt zu dem Zwecke eine ausführliche Anweisung.

Zur Einleitung sollten sie die ehemaligen Freundschaftsgefühle des Papstes wachrufen, ihm sagen, wie sehr sich der Kaiser durch die ihm erwiesenen Dienste verpflichtet fühle. Sicherlich gegen den Willen des Papstes sei mancherlei geschehen, zum Schaden der Kirche und des heiligen Landes, was gerächt werden müsse. Die Gesandten hatten das gesamte Verhalten Roberts, des ehemaligen Königs, urkundlich darzustellen, um daran die Bitte zu knüpfen, das Haupt der Kirche möge dem Kaiser, „seinem einzigen Schild, Vogt und Verteidiger, und dem größten Feinde der Widersacher der Kirche und des Glaubens" seinen Beistand leihen, damit nach der Niederwerfung Roberts das Reich befriedet und das heilige Land gerächt werde.

Dann sollten die Gesandten zu den Beschwerden übergehen und, wie es in ihrer Anweisung heißt, „lächelnd" vorausschicken: „Heiliger Vater! Unser Herr hat uns beauftragt, Euch zu sagen, daß er sich selbst etwas über Eure Heiligkeit beklage und es stärker thun würde, wenn er nicht die sicherste Hoffnung hätte, seine Klagen würden von Eurer Heiligkeit so abgestellt werden, daß er Euch aufs höchste zum Dank verpflichtet sein wird."

Die Wünsche Heinrichs, welche die Gesandten überbrachten, waren nicht gering. Außer der Aufhebung der letzten Bulle und anderer Verordnungen erbat

er die Abordnung eines Legaten mit größeren Befugnissen, als sie der gegenwärtige besaß. Dieser sollte alle kaiserlichen Unterthanen weltlichen Standes zum Gehorsam anhalten, die nicht Gehorchenden bannen und nötigenfalls gegen sie das Kreuz predigen, ebenso alle Geistlichen im Reiche, wenn sie nicht gehorchten, absetzen! Der Papst möge Robert alles Land der Kirche, welches er innehabe, entziehen und dort, wie auch in Rom, dem Kaiser förderliche Rektoren einsetzen. Heinrich begehrte ferner umfangreiche Bewilligungen aus den geistlichen Gütern und andere Vorteile, nur der Papst solle ihn und seinen Sohn bannen dürfen. Schließlich sollte dieser auch die Bewohner der Provence zur Unterwerfung unter den Kaiser bewegen.

Man traut den Augen kaum, wenn man dieses Schriftstück liest. Heinrich tritt auf, als wenn der Papst ganz und gar auf ihn und seine Erfolge angewiesen wäre, als habe er nur zu fordern, dieser nur zurückzunehmen und zu bewilligen. Da er sich einbildete, die Bulle vom 12. Juni sei nur das Werk seiner Feinde, übersandte er dem Papste aufgefangene Briefe des Königs Philipp an die Römer, um ihn zu entlarven.

Eine sehr merkwürdige Beleuchtung erhält dieser Gesandtschaftsauftrag durch die Erzählung des Bischofs Nicolaus von Butrinto, der ihn selber mit zu vollziehen hatte. Die Uebereinstimmung zwischen beiden erweist die Wahrhaftigkeit des Berichterstatters. Seine Worte mögen daher vollständig mitgeteilt werden, um so mehr, da sie uns die inneren Gedanken Heinrichs, seine Art, sich zu geben, lebendig vorführen.

„Ich will eines nicht auslassen, was ich von dem Kaiser hörte, als ich von ihm schied. Ich bat ihn heimlich mir zu sagen, was er mit den vielen Galeeren auf dem Meere zu thun gedenke, seitdem er gehört hatte, welche Prozesse gegen die, welche Apulien angriffen, geschähen. Ich redete ihm zu, soviel ich konnte, er möge sich höchlichst vor jeder Gelegenheit hüten, durch welche er der römischen Kirche Grund gebe, unmittelbar oder mittelbar gegen ihn vorzugehen, und sagte ihm vielerlei darüber. Da lachte er und antwortete gleichsam mich ermutigend, da ich mich sehr davor fürchtete: ‚Seid getrost! Wir haben den Rat unserer geschworenen Kleriker gehört, ob wir dadurch, daß wir uns verteidigen, Gott beleidigen, und ob wir verpflichtet sind, Gerechtigkeit zu üben und die Fehlenden zu strafen. Gemäß ihrer Antwort beleidigen wir Gott nicht, wenn wir dieses thun, sondern wir würden ihn mehr beleidigen, wenn wir das Gegenteil thäten. Wir haben nur noch nicht sicher entschieden, ob wir das Königreich (Neapel) betreten sollen oder nicht, und wir können uns nicht gut entscheiden, bis wir andere Nachrichten von König Friedrich haben.‘ Darauf fügte ich hinzu: ‚Und wenn er es rät und Ihr dringet ein, so wird Euch der Papst als gebannt erklären und nachher an Eure Absetzung gehen, wie es geschehen ist mit Friedrich (II.), welcher reicher, edler und mächtiger war und weniger Rebellen und mehr Freunde hatte; dennoch hat ihn schließlich die Kirche vernichtet.‘ Da sagte er: ‚Wenn Gott für uns ist, wird uns weder der Herr Papst, noch die Kirche vernichten, wenn wir Gott nicht beleidigen. Wir werden leicht mit dem Herrn Papst unsern Frieden machen, da wir genau seine Absicht kennen. Es ist lange her und er hat uns durch unsern Kämmerer Terricus

de Villeson wohl mitgeteilt, was er über uns im Herzen dachte.‘ Ich bat ihn, es mir aus besonderer Gunst zu meinem Trost zu sagen. Folgendes war der Inhalt seiner Worte. Heiliger Vater! wenn ich auch nicht genau die nämlichen Worte wiedergeben kann, so bin ich doch gewiß, daß die Meinung die gleiche ist. Euere Heiligkeit habe ihn zu Anfang so schnell approbiert, obgleich das vielen und Mächtigen mißfiel, und ihn so entgegenkommend mit einem Legaten versehen, damit in der Lombardei alle sehen könnten, welch aufrichtiges Wohlwollen Ihr für seine Machtstellung hegtet, auf daß alle recht schnell gehorchten; nachher habe er die Kommission, welche er für seine Krönung erbat, sofort erhalten. Dies hättet Ihr alles gethan, damit er in guten Stand gesetzt und durch ihn der Uebermut gewisser Leute gezügelt werde, welche sonst niemand wegen ihrer Thaten anzurühren wagt, und es könnte Aehnliches und noch Schlimmeres geschehen, wenn sie nicht gedemütigt würden. Jetzt weil ihm in Italien das Glück nicht lächelte und tagtäglich für seine Stellung gefürchtet würde und er arm wäre und unzählige Rebellen gegen sich hätte, zöget Ihr notgedrungen Eure Gnade von ihm zurück, weil Ihr offenbar fürchtetet, daß, wenn er mit Eurer Gunst, welche den anderen mißfällt, einfach unterläge oder irgendwie in seiner Macht Einbuße erlitte, Euch und der Kirche daraus großer Schaden und Nachteil entstehen möchten. Daher sagte der Kaiser, er sei sicher, wenn er den König Robert aus gerechten und angemessenen Gründen seiner weltlichen Güter beraube und wegen des begangenen Majestätsverbrechens, wie er es verdiene, enthaupten lasse, so müßte das Eurer Heiligkeit nicht mißfallen sondern gefallen, und Ihr könntet alles, was der römischen Kirche gehört, das Königreich und einiges andere frei in Eure Hände zurücknehmen und es einem von Eurem Geschlechte oder einem anderen, wem Euch gut scheint, übertragen.“

Heinrich wie Clemens täuschten sich in einander. Der eine meinte, der Papst könne sein Vorgehen, sobald der Erfolg es krönte, noch gutheißen, und der andere hoffte, der Kaiser werde noch rechtzeitig nachgeben. Heinrich stand noch unter der Auffassung, welche er von der päpstlichen Politik zu Anfang seiner Regierung gewonnen hatte. Damals konnte Clemens in ihm eine Stütze gegen Frankreich und dessen Anhang begrüßen, jetzt, wo die Angelegenheit Bonifacius' VIII. beseitigt war, bedurfte Clemens einer solchen viel weniger und hatte keinen Grund, sie übermäßig teuer zu bezahlen. Der Kaiser berücksichtigte nicht den eingetretenen Wandel aller Beziehungen und legte früheren vertraulichen Eröffnungen des Papstes einen tieferen Sinn bei, als sie hatten und haben sollten. Daher bildete er sich fest ein, Clemens werde die Zerstörung des Königreichs Neapel gern sehen, und auf dessen allbekannten Nepotismus rechnend suchte er ihn zu locken und auf seine Seite zu ziehen. Wie irrte er sich, wenn er dem geistlichen Herrn ein so kühnes Unternehmen zutraute! Es ging beiden wie zwei schlechten Spielern, welche die selbständigen Pläne des Gegners nicht zu fassen vermögen, sondern nur ihren eigenen im Sinne haben. Der Papst hielt Heinrich für einen vorsichtigen und zaghaften Mann, der Kaiser Clemens für einen kühnen Wagehals.

Die Zeit in Pisa verstrich unter angespanntester Thätigkeit, aber ein glänzender Erfolg schien sicher. Der Kaiser hoffte, eine Macht aufzubringen,

welcher seine Feinde nicht würden widerstehen können, und diese sahen mit Angst und Schrecken dem Kommenden entgegen. Schon trafen zahlreiche Ritter aus Deutschland ein, so daß Heinrich bald wieder gegen 2500 Krieger um sich zählte. Ihnen sollte ein starkes Reichsheer folgen. König Johann von Böhmen hatte als Reichsverweser im Januar zu Nürnberg einen großen Reichstag abgehalten, bei welchem, wie berichtet wird, fast alle deutschen Fürsten anwesend oder durch Gesandte vertreten waren. In Deutschland beachtete man nur die Erfolge, welche Heinrich errungen hatte, besonders die Kaiserkrone, welche als lange verlorener nationaler Schmuck mit Freuden begrüßt wurde. Man hatte so viel von den tapferen Kriegsthaten der Landsleute gegen die Welschen gehört, daß sich eine gehobene Stimmung geltend machte. Die rechtlichen Bedenken gegen den Zug nach Neapel kamen hier kaum zur Erwägung, genug, er galt der Rache. So erklärte sich der Reichstag zur Hülfe bereit; Zürich wurde zum Sammelpunkt der Scharen bestimmt, um mit Beginn der kühleren Jahreszeit den Vormarsch anzutreten.

Zwei Bräute wollten unter dem Schutz des Heeres dem fernen Süden zuziehen, die sechzehnjährige Katharina von Oesterreich, die künftige Kaiserin, und die achtjährige Beatrix von Luxemburg, welche dem Erbprinzen von Sizilien ihre Hand reichen sollte. Auch die greise Mutter des Kaisers machte sich auf den Weg, um den vereinsamten Sohn nach langer Trennung wieder an ihr Herz zu drücken und ihm die neue Gemahlin, Sohn und Tochter als Ersatz für die erlittenen Verluste zuzuführen. Sie geleitete ihr zweiter Sohn Balduin, dem sich Erzbischof Peter von Mainz mit großem Gefolge anschloß. Den Rhein aufwärts rückten diese Fürsten, während König Johann seine künftige Schwiegermutter, die ihm freilich gleichaltrig und um einige Jahre jünger als seine eigene Frau war, in Obhut nahm. Mitte August brach er von Prag auf und zog in Baiern ansehnliche Verstärkungen an sich.

Die Aufgabe des Reichsheeres sollte vermutlich die Bezwingung der Lombardei und Tusciens werden, denn bis es die Alpen überschritten hatte, mußten die Würfel im Süden schon gefallen sein.

Der Hauptangriff gegen Neapel war von der See her beabsichtigt. Eine starke Flotte der Genueser und Pisaner segelte in den ersten Tagen des August ab, um vereinigt mit der sizilischen, welche von Süden herankommend den Feldzug eröffnete, bei Terracina oder Gaeta zu landen. Am ersten September wollte der Kaiser mit dem Landheer in der Gegend von Ostia stehen, um dem König Friedrich von Sizilien die Hand zu reichen. Ganz Italien war in banger Erwartung; die Florentiner dachten schon daran, sich zu unterwerfen und König Robert plante die Flucht nach der Provence, da er sich vor seinen eigenen Unterthanen nicht sicher fühlte.

Zwölfter Abschnitt.

Der Tod Heinrichs VII. und Clemens' V. 1313—1314.

Der Kaiser durfte in stolzer Zuversicht dem Siege entgegensehen. — Am 8. August zogen seine Scharen aus Pisa, gegen 4000 Reiter und zahlreiches anderes Kriegsvolk, um den Marsch nach Rom anzutreten. Dort hatte seit dem Abzuge der fremden Scharen lange wüster Kampf der inneren Parteien getobt. Eine Zeit lang siegte das Volk, welches Heinrich zurückrufen und ihm die Herrschaft übergeben wollte. Da versöhnten sich die Adelsfamilien, Orsini und Colonna verjagten den trotzigen Volkskapitän Arlotti und teilten sich in das Stadtregiment. Immerhin waren hier keine ernstlichen Schwierigkeiten zu fürchten.

Heinrich hatte sich die letzte Zeit in Pisa nicht wohl gefühlt. Von jenem Malariafieber, das ihn im verflossenen Herbst an den Rand des Grabes brachte, waren krankhafte Zustände in seinem Körper zurückgeblieben, welche durch die Aufregung, die gewaltige Anstrengung, die heiße Jahreszeit gesteigert sich fühlbar machten. Durch strenge Enthaltsamkeit in Speise und Trank erreichte er eine zeitweilige Besserung. Den Rat der Aerzte, in Pisa zu bleiben, wies er zurück; wie sollte er bei dem höchsten Triumphe fehlen, sein feierlich gegebenes Versprechen, an dem bestimmten Tage zu erscheinen, nicht halten? So rückte das Heer schnell vorwärts, da die Flotte das hemmende Gepäck trug, auf Siena zu, welches man durch einen Handstreich zu nehmen hoffte. Er gelang nicht und schon meldete sich bei dem Kaiser wieder das Fieber, welches von bösartigen Geschwüren am Bein und in der Brusthöhle begleitet war. In den warmen Bädern von Macerata suchte er einige Tage Linderung der Schmerzen, aber seine Ungeduld ließ ihn nicht rasten. Weiter ging es, obgleich er schon nicht mehr das Pferd besteigen konnte. In Buonconvento, einem kleinen Burgflecken, brachen die Kräfte zusammen. Drei Tage lag er dort, gepeinigt von den Qualen des Fiebers, bis er nach Empfang des Abendmahls am 24. August gottergeben verschied.

Der jähe, furchtbare Schlag raubte seinen deutschen Gefährten die Besinnung. Ohnehin war damals, wenn ein plötzlicher, bedrohten Gegnern vorteilhafter Todesfall eintrat, das Volksgerede schnell fertig, ihn durch gewaltsame Weise, durch Vergiftung zu erklären. Hier häuften sich die Gründe, welche einen solchen Verdacht hervorzurufen pflegten, in ungewöhnlichem Maße. Schon an der Leiche Heinrichs entstand er, in Pisa bildete er sich weiter aus und mit seinen zurückkehrenden Begleitern fand er allgemeine Verbreitung in Deutschland. Der Dominikanermönch Bernardino de Monte-Pulciano, welcher dem Kaiser das Abendmahl reichte, sollte ihn vergiftet haben, indem er, wie meist erzählt wird, Gift, welches er an seinen Fingern unter den Nägeln verborgen trug, in den Wein brachte. Die fürchterlichen Wirkungen seien sofort hervorgetreten, aber der fromme Kaiser hätte sich geweigert, ein Brechmittel zu nehmen, um nicht den eben genossenen Leib des Herrn zu verunehren. Der angebliche Frevler entging der Wut der Deutschen, aber das Dominikanerkloster in Pisa wurde zerstört und selbst die Ordensbrüder in Deutschland hatten unter der gräßlichen Beschuldigung schwer zu leiden. Offen erzählte man sich oder flüsterte sich insgeheim zu, niemand anders als der Papst selber habe den Mord angestiftet, dem Priester die Weisung, so das Heiligste zu entweihen, erteilt. Es ist vollkommen überflüssig, auch nur ein Wort ernstlicher Erwägung dieser Vergiftungsgeschichte zu widmen.

Der Feldzug war zu Ende; niemand dachte daran ihn fortzusetzen. Ein Teil der Italiener zerstreute sich sofort, die anderen zogen mit den Deutschen nach Pisa zurück. Heinrich von Flandern mußte nun seinem Herrn den letzten Dienst erweisen, den entseelten Leib durch die Feinde zu geleiten. Da die Leiche in Verwesung überging, wurde in dem Dörfchen Paganino das Fleisch von den Knochen getrennt, wie das öfters geschah, und verbrannt. Endlich gelangte der traurige Zug nach Pisa, von unendlichem, aufrichtigem Jammer des Volkes empfangen.

Die Bürger erbaten sich die Ehre, die irdische Hülle des Dahingeschiedenen in ihren Mauern behalten zu dürfen. Am 2. September fand das feierliche Totenamt in den weiten Hallen des Doms statt, dann barg man die Gebeine in einem silbernen Sarge zur Seite des Hauptaltars, bis die kunstfertige Hand Tinos da Camaino den marmornen Sarkophag fertig stellte. Die Vorderseite schmücken die Bilder der Apostel, obenauf liegt die Gestalt des Herrschers, gehüllt in einen mit dem Reichsadler und dem luxemburgischen Löwen durchwirkten Mantel, das unbedeckte Haupt auf einem Kissen ruhend, die Hände über der Brust gekreuzt. Die Züge des in ewigen Schlaf versenkten Antlitzes zeigen mit hoher Kunst das getreue Bild dessen, welcher einst als Kaiser Heinrich VII. den Pisanern so teuer war, daß sie seine Reste als ihren kostbarsten Schatz verwahrten. Jahrhundertelang blieb der Sarkophag ungestört an seiner Stelle, bis ihn 1830 ungeschichtlicher Kunsteifer in den Campo Santo versetzte. Dort steht er heute zwar in einer der großartigsten Stätten, welche je Toten geweiht worden ist, aber unter zahllosen anderen Grabmälern fast verloren. Doch fesselt auch hier das Gebilde des Meisters; die feierliche Todesstille der Gestalt ergreift mächtig den Beschauer, allein mehr als auf das Kunstwerk richten sich die Ge-

danken auf den, dessen Asche es umschließt. Mitten im Siegeslauf sank Heinrich wie vom Blitze gefällt nieder, das fünfte kaiserliche Opfer, welches Deutschland Italien brachte, doch auch das letzte. Obgleich er seinen Vorgängern an Macht nicht gleichkam, an Begeisterung für seine Aufgabe, an unbezwinglichem Heldenmut stand er ihnen nicht nach. Er kämpfte gegen Italiener, aber andere italienische Hände bargen ihn liebevoll in seine letzte Behausung, welche sie voll dankbarer Ehrfurcht schmückten und zum dauernden Angedenken der Nachwelt überlieferten. Italienische Geschichtsschreiber priesen seinen hohen Sinn und der größte Dichter des mittelalterlichen Italiens flocht mit an seinem Ruhmeskranz. Das ist der versöhnende Schluß des großen Trauerspiels, dessen Held Heinrich VII. war. Unwillkürlich spinnen sich die Gedanken weiter. Heinrich wurde durch den Drang der Verhältnisse zum Vorfechter der ghibellinischen Idee, welche dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist. Er selbst unterlag, aber die Idee wirkte weiter, und auf ihr erhoben sich endlich das deutsche Kaisertum und das italienische Königreich. Heute stehen sie verbündet zusammen gegen Frankreich, die Macht, welche jenem bitteren Haß nachtrug und seine Erfolge zu verkümmern suchte. Das Königreich Neapel, welches der Kaiser zerstören wollte, besteht nicht mehr; dort gebietet der Nachkomme seines getreuesten Anhängers, des Grafen Amadeus von Savoyen, als König eines einigen Italiens und hat seinen Sitz in Rom aufgeschlagen, auf dessen Kapitol unter Heinrich VII. ein anderer Savoyer, Graf Ludwig, als Stadthauptmann saß.

Der Tod eines Friedrich II. hat kaum größeren Eindruck in Italien gemacht, als der Heinrichs. Seine Feinde jubelten in wildem Freudentaumel laut auf, denn die blasse Furcht war unverhofft von ihren zagenden Herzen genommen. „Die glückseligste Nachricht melden wir, welche der Herr Jesus Christus vom Himmel her für uns und die anderen Ergebenen der heiligen Mutterkirche, die wahren und gläubigen Christen, sorgend und zugleich seine eigene Sache vertretend neuerdings Euch Mitgläubigen und unseren Mitbrüdern bereitet hat zu so großer Freude, daß keine auf dieser Welt vollständiger sein kann. Denn jener grausamste Tyrann Heinrich, Graf von Luxemburg, welchen die Rebellen und alten Verfolger der Mutterkirche, die Ghibellinen, unsere und Eure treulosen Feinde, König der Römer und Kaiser von Deutschland nannten, der schon einen großen Teil der Lombardei und Tusciens unter dem Vorwande des Kaisertums verschlungen und in Flammen gesetzt hat, ist gestorben." So schrieben die Florentiner an die Lucchesen. Ueberall in den guelfischen Lagern äußerte sich in gleicher Weise die ungemessene Freude, mit Jubelfesten, mit Erleuchtung der Fenster und Straßen und kirchlichen Prozessionen. Es blieb nicht unbemerkt, daß einst am 24. August Konradin die entscheidende Niederlage erlitt, daher weihte man dem Heiligen des Tages, St. Bartholomäus, Altäre und Kapellen. Merkwürdig, daß derselbe später eine noch viel traurigere Berühmtheit erhalten sollte.

Bei den Ghibellinen herrschte Trauer und Niedergeschlagenheit. Friedrich von Sizilien erschien bald nach des Kaisers Beisetzung in Pisa, um dem Toten, den er nicht von Angesicht zu Angesicht hatte erblicken können, die letzten Ehren zu erweisen. An dem Sarge brach er in lautes Weinen aus. Sein Wunsch,

trotzdem den Krieg gegen Neapel im großen Maßstab weiter zu führen, ging nicht in Erfüllung. Die Deutschen sehnten sich nach der Heimat, selbst ein Heinrich von Flandern wollte nicht länger verweilen. Nur einige hundert Ritter und Reisige blieben im Solde der Ghibellinenliga. Auch die Stadt Pisa, welche ungeheure Summen fruchtlos aufgewandt und nun den Losbruch des guelfischen Sturmes gegen sich zu gewärtigen hatte, wollte sich nicht auf weiter aussehende Abenteuer einlassen. Die Mannen Heinrichs in Oberitalien, wie Werner von Homburg, zogen gleichfalls enttäuscht über die Berge zurück. König Johann erfuhr die Schreckensnachricht noch in Schwaben und kehrte sofort um, ebenso Peter von Mainz, denn die Wahl eines neuen Königs erforderte ihre Anwesenheit in Deutschland. Die Grabdenkmäler in Italien waren bald der einzige Ueberrest der Romfahrt Kaiser Heinrichs VII.

Obgleich die Regierung des Luxemburgers nur kurze Zeit gedauert und er davon nur einen geringen Teil in Deutschland zugebracht hatte, erhob man auch dort schmerzliche Klagen um seinen Verlust. Einstimmig preisen die Chroniken seine Trefflichkeit und seine hohen Tugenden; der tragische Tod, den man allgemein nichtswürdiger Bosheit der Feinde zuschrieb, erregte das Mitgefühl des Volkes, welches auf die Thaten des Helden, der seit langer Zeit wieder die Kaiserkrone errungen, mit freudigem Stolze geblickt. Lieder der fahrenden Sänger erzählten von seinen Kämpfen und seinem Untergang; schade, daß sie keinen Aufzeichner fanden. Peter von Mainz rief aus, seit fünfhundert Jahren sei keines Kaisers Tod dem Reiche so verderblich gewesen; er stellte damit seinen erhabenen Freund unmittelbar neben Karl den Großen, den Gründer des Kaisertums. Geradezu mit diesem vergleicht Heinrich ein Oesterreicher: „Seit der Zeit des großen König Karl stand keiner auf, der größer gewesen wäre als er, und keiner wurde ihm als gleich erfunden. An Gottesfurcht, an Eifer für die Gerechtigkeit, an frommer Sitte und thätiger Tugend stand er keinem Könige des alten und des neuen Testamentes nach."

Die Hochschätzung, welche Heinrich fand, spricht laut und klar für seinen Charakter als Mensch, und nichts ehrt ihn mehr, als daß selbst die feindlichen Kreise in Italien ihm in dieser Beziehung die Bewunderung nicht versagten. Zwar erhoben sie in der Hitze des Kampfes schwere Klagen gegen den Lebenden und das Gefühl der Erlösung von furchtbarer Gefahr riß sie zu unwürdigen Aeußerungen der Freude über seinen Tod hin, aber auch aus ihrer Mitte ertönt daneben manches warme Wort der Anerkennung, welche, nachdem die Erregung des Augenblicks sich gelegt, immer mehr zum Durchbruch kam. Den häßlichen Brief, welchen die Florentiner an Lucca schrieben, wiegt reichlich auf das gerechte Urteil ihres Mitbürgers Villani: „Er war weise, gerecht und leutselig, tapfer und in den Waffen geübt, rechtschaffen und fromm. Obgleich sein väterliches Erbe klein war, machte ihn seine Hochherzigkeit doch ringsum geachtet und gefürchtet, und er würde die großartigsten Thaten vollführt haben, wenn er länger gelebt hätte. Alle erfahrenen Leute hielten es für ganz sicher, daß wenn nicht Heinrichs Tod so schnell eingetreten wäre, er als ein Mann von so trefflichen Eigenschaften und so großem Unternehmungsgeist Apulien besiegt und König Robert seines Reiches beraubt haben würde. Hätte der Kaiser, wie man

erwarten mußte, Apulien besiegt, so würde er mit leichter Mühe ganz Italien und noch viele andere Länder dazu sich unterworfen haben."

Ob Villani mit diesen letzten Worten recht hatte, darf freilich bezweifelt werden; wie er dachten jedoch auch andere Zeitgenossen. Aber lassen wir fruchtlosen Streit über Nichtgeschehenes und suchen wir über Heinrich VII. ein Gesamturteil zu gewinnen.

Heinrich wird allgemein als Idealist betrachtet, der hochherzigen Sinnes sich selbstlos der Aufgabe widmete, das Kaisertum wiederherzustellen, als dessen letzter Vertreter. Aber da er seinen Beruf „im veralteten Sinne auffaßte", mußte der ideale Träumer vor der harten Wirklichkeit, der neuen Gestaltung der Dinge erliegen. Ich kann mich diesem Urteil nicht ganz anschließen.

Es ist richtig, daß Heinrich sich gleich von seiner Wahl an Italien als Feld seiner Thätigkeit ausersah. Trieb ihn dazu allein die heiße Sehnsucht nach der Kaiserkrone, und ergriff er von Anfang an sein Werk mit jener weitumspannenden Auffassung des Kaisertums?

Friedrich II. gilt als Realist voll starker Herrschertriebe, aber mit ihm hat Heinrich VII. manche Aehnlichkeit. Der Staufer begnügte sich, in Deutschland die Ruhe zu erhalten, was er durch Begünstigung der Fürsten zu erreichen suchte, und warf seine ganze Kraft auf Italien. Heinrich that desgleichen. Wenn von Anfang an sein Ziel nur darin bestand, das Kaisertum in seinem hehren Glanze zu erneuern, so mußte er, sollte man meinen, in Deutschland beginnen. Aber dort macht er gar keinen Versuch, er läßt die großen Kirchenfürsten walten, mit verschwenderischer Hand gibt er Reichsgut hin, wie er schon die Krone teuer bezahlte. Das gute Glück wirft ihm Böhmen in den Schoß, aber er führt nicht selber die Sache durch. Merkwürdig, daß ein Mann von großer Unternehmungslust, von zuversichtlicher Tapferkeit in Deutschland lediglich wie ein Friedensengel waltete. Doch nicht so ganz, sein Verhalten zu Oesterreich zeigte, daß er auch anders auftreten konnte, wenn nämlich die geistlichen Kurfürsten ihm dazu Raum ließen. Heinrich, das Schicksal seiner Vorgänger vor Augen, verzichtete darauf, diesseits der Alpen die königliche Macht zu vermehren, um nicht durch festes Eingreifen sich jene zu Feinden zu machen. Sein Thatendrang suchte ein anderes Feld, wo er sich ungehinderter regen konnte.

Er hätte dazu Frankreich ausersehen können, aber bei allen Beschwerden, welche er gegen Philipp erhob, kam er über einen Feldzug auf dem Pergament nicht hinaus. Nicht, daß ihn Rücksicht auf den Papst daran hinderte, denn mit diesem nahm er es in Italien nicht allzu ängstlich. Aber Frankreich gegenüber ließ sich nicht viel gewinnen, nur die Sicherung der Reichsgrenzen und Regelung der Verhältnisse in der Pfalzgrafschaft. Es ist auch zu beachten, daß er wenigstens dem Anschein nach anfangs nicht abgeneigt war, den Anjous Arelat zu überlassen.

So blieb nur Italien übrig, und gerne mag zugegeben werden, daß Heinrich auf die Kaiserkrone, welche nur dort zu holen war, das vornehmlichste Gewicht legte, daß das Freundschaftsbündnis mit dem Papst hier offene Bahn versprach. Aber das Diadem sollte nicht bloß seine Stirn schmücken, mit ihm wollte Heinrich zugleich reiche Mittel erwerben. Er ging über die Alpen mit geringer Macht, weil er einen guten Teil der Kräfte des Reiches für seinen

Sohn verwertete. Gleich vom ersten Augenblick an tritt er dort ganz anders auf als in Deutschland. Er predigt den allgemeinen Frieden, aber dieser bedeutet bedingungslose Unterwerfung, er will nichts von Ghibellinen und Guelfen wissen, weil beide ihm gleichmäßig dienen sollen. Gewiß, die Italiener hatten ganz recht, wenn ihnen der leibhaftig vor Augen stehende König nicht derselbe zu sein schien, welchen die frohe Botschaft verheißen hatte. Statt alsbald zur Krönung zu eilen, stürzte er sich in schwere Kämpfe, welche die Guelfen in ganz Italien zur Gegenwehr vereinigten. Zwei Gründe bewogen ihn: der verletzte Stolz und die Erwägung, daß Oberitalien ihm nur dann so gehorchen würde, wie es zur Behauptung der beabsichtigten Nutznießung erforderlich war, wenn er die Empörer niederwarf. Vielleicht überwog sogar der erstere Trieb, denn seit dem Mailänder Aufstand entfaltete sich das Wesen des Kaisers einseitig und sprengte die Fesseln, die ihm vorher Ueberlegung auferlegt hatte. Von den beiden Grundstoffen, welche seine Seele zusammensetzten, trat der weiche zurück und der starre, spröde gewann die Vorherrschaft. Sich bewußt, nur das allgemeine Beste und sein Recht gewollt zu haben, empfand er den Widerstand mit steigender Bitterkeit. Die Vorstellungen von kaiserlicher Pflicht und kaiserlichem Recht nahmen in ihm unter der Einwirkung der italischen Zustände, der ghibellinischen Anschauungen und Forderungen eine bestimmte feste Gestalt an, in sehr viel höherem Grade, als sie einst Kaiser Friedrich I. vertreten hatte. Die Idee der über die Gesetze erhabenen Majestät durchdringt allmählich seine ganze Auffassung; erst jenseits der Alpen wurde sie ihm lebendig. Das Bewußtsein unbegrenzter Berechtigung schmeichelte seinem Ehrgeiz und hob ihn hinweg über die Nöte des Augenblicks; in demselben Verhältnis, in welchem die Schwierigkeiten wachsen, steigt auch sein Cäsarengefühl. Der politische Grundsatz wird ihm zur seelischen Eigenschaft.

Aus dieser innerlichen Entwickelung der Gedanken und Empfindungen erklärt sich das weitere Auftreten Heinrichs. Seine Gemütsstimmung überreizt sich krankhaft in diesen Vorstellungen und beeinträchtigt das klare Erkennen der Dinge. Mag man das Idealismus nennen, aber was Heinrich auf Grund seiner vermeintlichen Rechte erreichen wollte, hatte auch einen sehr sachlichen Boden. Seine sonstigen Eigenschaften verquicken sich mit der ihn nun beherrschenden Gedankenrichtung. Offen und ehrlich, wie er war, entwickelt er vor der ganzen Welt seine Ansprüche, unbekümmert um den allseitigen Widerstand, den er dadurch hervorrufen mußte; sein angeborener Heldenmut erhebt sich zu deren rückhaltloser Durchführung, seine Frömmigkeit erweckt in ihm das Vertrauen auf die göttliche Hülfe und läßt ihm die Durchkämpfung seines kaiserlichen Berufes als Pflicht gegen Gott erscheinen. Aber daneben treibt ihn auch der Durst nach Rache an Robert.

Das Verhältnis zum Könige von Neapel brachte Enttäuschung, wie Entscheidung. Der wärmste Verteidiger dieses schöngeistigen Königs wird nicht leugnen können, daß er gegen Heinrich treulos verfuhr. Einige Entschuldigung mag man ihm zubilligen, nicht allein die der an sich gerechtfertigten Notwehr, sondern es ist auch zuzugeben, daß Heinrich gegen den König, der sich ihm ebenbürtig fühlte, von Anfang an hochfahrend und dadurch Verdacht erregend auftrat. Der aus-

schlaggebende Fehler in der gesamten Berechnung des Deutschen war das völlige Verkennen der Stellung, wie sie Robert besaß. Er mußte ihn entweder selbst unter den schwersten Bedingungen zum Freunde machen oder ihn als Feind betrachten und danach schleunigst handeln. Indem er beides nicht that, gab er dem schwankenden, mutlosen Mann Zeit zur Ueberlegung und Rüstung und machte ihm seine Erfolge möglich.

Die Selbsttäuschung und Selbstüberhebung, der Heinrich immer mehr anheimfiel, beeinträchtigte allmählich auch seine guten Eigenschaften. Einen Streich wie die Verhaftung der römischen Adeligen würde er vielleicht ein Jahr früher nicht geführt haben, die Verwüstung Tusciens ließ er geschehen, obgleich sein Herz sich zeitweilig dagegen empörte, und die letzte Botschaft an den Papst war in Bezug auf Neapel unehrlich.

Ich habe bisher noch nicht von den Beziehungen zu Papst Clemens gesprochen. In alter und neuer Zeit ist dieser mit Vorwürfen überhäuft und als die eigentliche Ursache von Heinrichs Untergang betrachtet worden; Dante schleuderte gegen ihn die Beschuldigung, daß er „den hohen Arrigo betrog", und die Stimmen, welche ihn des niederträchtigsten Giftmordes beschuldigten, hörten wir bereits. Indessen haben neuere Geschichtsforscher schon eine günstigere Meinung über Clemens ausgesprochen.

Wie auch die Absichten des Papstes beurteilt werden mögen, das ist zunächst festzuhalten, daß thatsächlich Heinrich, solange er lebte, keine wirksame Beeinträchtigung von ihm erfahren hat. Erst nach der Kaiserkrönung könnte von einer solchen die Rede sein, denn der Umstand, daß Clemens den Frieden mit Neapel wollte, hat bis dahin Heinrichs Bewegungen nicht gehindert. Das Gebot des Waffenstillstandes verletzte den Kaiser, aber es brachte keinen wirklichen Schaden, denn nach dem Süden vorzurücken war er damals, wo er Johann nicht einmal aus Rom vertreiben konnte, nicht imstande. Dann machte er den Feldzug nach Tuscien, traf seine Rüstungen in Pisa und begann den Vormarsch, alles wie es auch sonst geschehen wäre. Daran, daß Robert vor der Ankunft der Deutschen Rom hatte besetzen lassen, war Clemens sicherlich unschuldig; der einzige Vorwurf, der ihn treffen könnte, wäre demnach, daß er Robert nicht von Anfang an zur Ruhe zwang, sondern duldete, daß er die Guelfen in Tuscien unterstützte. Uebrigens steckte er auch hier nicht mit dem Anjou unter einer Decke. Anders als seine Vorgänger hat Clemens nie von dem Kaiser Abtretung von Gebieten verlangt, welche unbestritten dem Reiche unterstanden.

Eine unbefangene Erwägung zeigt vielmehr, daß Clemens dem deutschen Könige so viel Wohlwollen entgegengebracht und bewahrt hat, wie ihm nur irgend möglich war, daß er auf ihn ursprünglich große Hoffnungen setzte. Von ihm zu verlangen, er hätte mit der ganzen Vergangenheit des Papsttums brechen, sich allein in Heinrichs Arme werfen und ihm sich vollständig zur Verfügung stellen sollen, ist ungerecht und ungeschichtlich. Er wollte ehrlich die Befriedung Italiens, er verwehrte Heinrich in keiner Weise, die Rechte, welche das Reich noch besaß, sehr entschieden geltend zu machen, und daß er dessen Krönung guthieß, obgleich die von ihm zuletzt daran geknüpften Bedingungen nicht erfüllt wurden, war sogar weit mehr, als zu fordern und zu erwarten stand. Heinrich im

Gegenteil erschwerte es Clemens recht sehr, die freundliche Zuneigung zu erhalten. Daß der Luxemburger durch sein Auftreten das ohnehin schwache Hoffnungsflämmchen auf einen Kreuzzug, welches er gleichwohl immer genährt hatte, völlig erstickte, ist unbestreitbar.

Clemens wollte, das erscheint gewiß, sich in Heinrichs Kaisertum ein Gegengewicht gegen Philipp schaffen und Frankreichs und des verwandten Neapels Einfluß in Italien beseitigen, den Bonifacius VIII. so schwer hatte empfinden müssen. Denn dessen Schicksal schwebte dem ängstlichen Manne stets vor Augen. Daher trieb seine Politik in einem unaufhörlichen Wirbel, dem Wunsche, von Frankreich loszukommen und der Furcht, es zur Gewaltthat zu reizen; sie dreht sich in einem Zirkel ohne Ende. Als Heinrich trotz der päpstlichen Drohung mit Friedrich von Sizilien zusammen den Krieg gegen Robert begann, mußte Clemens sich entschließen, sie wahr zu machen. Um der Beschönigung, der Zug gelte der Person Roberts, nicht seinem Königreich und widerstrebe daher nicht der Bulle vom Juni 1313, ein Ende zu machen, erließ er Anfang September eine darauf bezügliche Verordnung zur Ergänzung der früheren. Bald darauf kam die Nachricht vom Tode des Kaisers und änderte die Lage vollständig.

Die Urteile über den Papst tragen nicht genügend dem Umstande Rechnung, daß der Tod Heinrichs für Clemens nicht lediglich Vorteile brachte. Er war jetzt Frankreich und Neapel ganz preisgegeben und er beeilte sich daher, beiden dienstwillig zu sein. Dazu kam die Sorge, wer und wie Heinrichs Nachfolger sein würde. Daher forderte er Ende des Jahres die deutschen Kurfürsten auf, sorgfältig die Person des zu Erwählenden zu prüfen, ob sie ausreichende Bürgschaft biete, daß nicht für die Kirche wiederum Beschwerden entstünden. Denn manche römischen Könige, von denen man hoffte, sie würden Verteidiger und Vögte der Kirche sein, seien nachher als grimme Verunrechter und Feinde erfunden worden.

Die Freundschaft, welche er einst für Heinrich hegte, war völlig vergessen, und es bezeichnet Clemens, daß er jetzt, wo er in Deutschland weder Schutz gegen das gefürchtete Frankreich noch Widerspruch finden konnte, auf einmal einen Ton anschlug, in dem nur die größten unter seinen Vorgängern geredet hatten, daß er sich gebärdete als der Oberherr des Kaisertums. Der Papst bot der Welt das seltsame Schauspiel, gegen das Kaisertum wie ein mächtiger Löwe zu brüllen und vor Philipp und Robert sich tief zu demütigen. Während er darüber nachsann, wie er beide beschwichtigen möchte, stieg der Qualm des Scheiterhaufens, welcher den Großmeister des Templerordens verzehrte, als furchtbarer Kläger gegen ihn zum Himmel empor.

Schon im Herbst ernannte er Robert zum Senator in Rom, was ihm gewiß schwer ankam, und im März 1314 zum Vikar aller Reichsländer in Italien, mit Ausnahme des genuesischen Gebietes. Zwar hat der Papst die letztere Bulle nicht mehr vollzogen, aber sie bleibt dessenungeachtet auf seiner Rechnung stehen. Er verlieh dem Könige von Neapel damit viel größere Macht, als dieser vor Heinrichs Erscheinen in Italien besaß. Bonifacius VIII. übertrug nur Tuscien der Verwaltung Karls von Anjou, nicht auch die Lombardei, und begründete seinen Schritt maßvoller mit der Pflicht, bei Erledigung des Reiches für den

Frieden zu sorgen, und mit der Gefahr, welche aus dem ungeordneten Zustand des Nachbarlandes für den Besitz der Kirche erwachse; Clemens erklärte schlechtweg: „wenn das römische Reich erledigt ist, gebührt uns die Leitung desselben!“ Gleichzeitig erließ er zwei Konstitutionen, welche er als ewig gültige Gesetze der von ihm angelegten kanonischen Rechtssammlung einverleibte. Die eine kennen wir schon, die Erklärung über den Fidelitätseid mit ihrem übermütigen Schluß: „Heinrich nannte uns seinen Herrn!“ Die andere erklärte die von dem verstorbenen Kaiser ausgesprochene Verurteilung Roberts für ungültig. Unter den zahlreichen rechtlichen Gründen, welche ihm als gelehrten Juristen leicht in die Feder flossen, sind einige zutreffend, aber nicht auf sie gründet er sein Schlußurteil. „Aus der Ueberordnung, welche wir ohne Zweifel über das Kaisertum haben, dann aus der Gewalt, in welcher wir, wenn das Kaisertum erledigt ist, dem Kaiser nachfolgen, und ebenso aus der Fülle jener Gewalt, welche Christus der König der Könige und der Herr der Herrschenden uns, freilich als Unwürdigen, in der Person des seligen Petrus verlieh, heben wir den Spruch mit allen seinen Folgen auf!“

Was Clemens hier beanspruchte, überschritt weit die von Heinrich angenommenen Rechtssätze: wollte dieser allem Weltlichen gebieten, stellte jener Kirche und Welt unter den Stab Petri. Er führte einen nagelneuen Rechtssatz über das Verhältnis des Papsttums zum Reiche ein. Der Papst brauchte bloß einen gewählten König nicht anerkennen, dann war er der Regent des Reiches, und ebenso, wenn er einen König absetzte!

Clemens kam nicht mehr in die Lage, seine von der Angst ihm abgepreßten Prahlereien vertreten zu müssen. Am 20. April 1314 starb er, das Papsttum widerwillig in Frankreich zurücklassend und damit seinen Nachfolgern eine schlimme Erbschaft aufbürdend. In demselben Jahre, am 29. November, sank auch Philipp der Schöne noch im besten Mannesalter ins Grab.

Beide überragte Heinrich an sittlicher Lauterkeit, und es ist leicht begreiflich, wenn Mit- und Nachwelt ihm ein ehrendes Andenken bewahrten. Ihm kam gerade der Gegensatz zu jenen zu gute und erzeugte eine gewisse Ueberschätzung. Er war nicht der reine Idealist, für welchen man ihn ausgibt, sondern sein Zug nach Italien ging von denselben eigennützigen Trieben aus, welche seine unmittelbaren Vorgänger nur nach anderer Richtung hin bewegten. Von diesen gleicht er am meisten Adolf von Nassau, hinter Rudolf und Albrecht steht er an staatsmännischem Geschick zurück. Nicht die rückhaltlose Hingabe an eine Idee, sondern eine gewisse Beschränktheit, das Unvermögen, sich von einmal ergriffenen Vorstellungen wieder loszureißen, ein übermäßiges Selbstgefühl veranlaßten seine Fehlgriffe. Man kann nicht sagen, daß die Aufgabe, welche er sich stellte, von Anfang an den Zeitverhältnissen nicht mehr entsprach; nur die Art, wie er sie anfaßte, war verkehrt. Er war auch keineswegs der letzte, welcher daran dachte, die Kaiserherrschaft in Italien wiederherzustellen; nach wenig mehr als einem Jahrzehnt versuchte sein Nachfolger genau dasselbe, und Ludwig vertrat die ghibellinische Auffassung noch ganz anders als Heinrich. Auch sein Enkel schlug dieselben Wege ein; obgleich in sehr verschiedener Weise seine Zwecke verfolgend, erreichte Karl IV. mehr als sein Großvater.

Gänzlich aussichtslos darf Heinrichs Unternehmen wohl nicht genannt werden, wenn er mit Mäßigung und Vorsicht vorging, wenigstens nicht für Oberitalien. Der Gedanke, Reichsvikare dort einzusetzen, war schon von Rudolf gefaßt worden, und in größerem Maßstabe durchgeführt, konnte er für das Reich fruchtbar werden. Die Lombardei wäre dadurch in kleine Fürstentümer, ähnlich wie es so viele in Deutschland gab, geteilt worden, welche dem Reiche Leistungen gethan hätten. Dazu war damals der rechte Augenblick, aber Heinrich entschloß sich zu dieser Maßregel nur ungern und in zu beschränkter Weise, weil er viel größere Rechte in den Städten ausüben wollte. Er fand den Boden für eine Ernte vorbereitet, aber er erschöpfte ihn sogleich. Zweifelhaft ist, ob er in Tuscien, wo die Verhältnisse anders lagen, da Florenz gar zu sehr überwog und die Begrenzung durch Kirchenbesitz an zwei Seiten störte, gleiche Erfolge erzielt hätte. Völlig irrig war jedoch seine Berechnung, durch den Feldzug gegen Neapel zum Ziele zu kommen, wenn auch Zeitgenossen an einen möglichen Erfolg glaubten. Ganz abgesehen davon, daß das Papsttum ihn in Deutschland selbst angreifen konnte, wäre er nicht imstande gewesen, die etwa gemachte Eroberung zu behaupten, denn sein eigener Bundesgenosse Sizilien hätte sie ihm sofort streitig machen müssen. Er starb in einem Augenblick, wo Italien vor ihm zitterte; das war für seinen Nachruhm die glücklichste Lösung des allzuweit gespannten Netzes, mit welchem er nur sich, niemanden anders gefangen hätte.

Drittes Buch.

Ludwig der Baier.

Erster Abschnitt.

Die Doppelwahl. 1313—1314.

Der König ist tot, es lebe der König!" heißt es in einem Erbreiche, wenn der Herrscher dahingeschieden ist. Anders in einem Wahlreiche, wenn nicht, wie früher in Deutschland, die Wahl mit dem Erbrechte zusammengeht. Rudolf von Habsburg suchte vergebens die alten Verhältnisse wiederherzustellen, sein Sohn Albrecht erzwang jedoch nach einer Zwischenregierung mit den Waffen die Nachfolge und als er starb, trat sein ältester Sohn Friedrich wenigstens als Bewerber auf. Er erzielte keinen Erfolg, aber unerwartet schnell kam die Gelegenheit, den Versuch zu erneuern, und diesmal mit besseren Aussichten. Er selbst war mittlerweile zum Manne herangereift, das schlimme Angedenken, welches sein Vater in gewissen Kreisen hinterließ, hatte die seitdem verflossene Zeit gemildert. Böhmen, dessen Besitz seiner Zeit die habsburgische Macht so bedrohlich vergrößerte, gehörte nun dem Sohne des verstorbenen Kaisers und bildete daher für den Oesterreicher auf dem Wege zum Throne kein Hindernis mehr.

Friedrich war damals etwa siebenundzwanzig Jahre alt. Er warb zur selben Zeit um Elisabeth, die Tochter des Königs Jakob von Aragonien, eine Nichte des Königs Friedrich von Sizilien, weil der Ruf ihrer hohen Schönheit und Tugend zu ihm aus den fernen Landen gedrungen war. Wahrscheinlich entstand der Plan dieser Ehe noch zu Lebzeiten Heinrichs VII., um die beabsichtigten verwandtschaftlichen Bande zwischen den drei Häusern Luxemburg, Habsburg und Aragon-Sizilien zu verstärken. Im Januar 1314 gelangte die Prinzessin endlich nach ihrer weiten Reise in Kärnten an, begleitet von ihrer künftigen Schwägerin Katharina, welche die Nachricht von dem Tode des ihr bestimmten kaiserlichen Gemahls in die Heimat zurückführte. Der ihnen entgegeneilende Herzog hob die Decke des Wagens empor und reichte seiner schönen Braut die Hand, sie mit geziemender Anrede kurz begrüßend, dann wandte er sich mit Trostesworten an seine Schwester, froh, sie wohlerhalten wieder zu sehen.

Bei dieser Begegnung zeigt sich das weiche, gute Herz Friedrichs. Er war ein herrlicher Mann, wie der ihm später beigelegte Zuname „der Schöne" be-

sagt, tapfer und ritterlich, aber von dem Wesen seines Vaters hatte er wenig an sich. Bei ihm überwog durchaus das Gemüt, ein zartes, sich persönlich warm hingebendes, aber auch scheu vor dem rücksichtslosen Treiben der Welt sich zurückziehendes Empfinden, welches ihn unfähig machte, Schwierigkeiten und Gefahren mit festem Sinn hinzunehmen. Unglück stählte ihn nicht, sondern vermehrte seinen Hang zu schwermütiger Träumerei. Daher stand er in Abhängigkeit von seiner Umgebung und Familie; eigentlich war nicht er, sondern sein jüngerer Bruder Leopold, „die Blume der Ritterschaft", dessen kleiner aber gewandter Leib eine Seele von feurig verzehrendem Ehrgeiz barg, der Leiter des habsburgischen Hauses.

Als die Nachricht von der eingetretenen Erledigung des Königtums kam, standen die Habsburger unmittelbar vor einem Kampfe mit den Wittelsbachern. Wie dort die beiden Brüder Friedrich und Leopold stets die innigste Freundschaft verband, trennte hier die Geschwister Rudolf und Ludwig ein selten und dann nur auf kurze Zeit zurückgedrängter Haß. Anfänglich lag die Schuld bei dem älteren Bruder, einer unstäten, wie es scheint geistig und körperlich wenig begabten Natur, aber die Mutter Mechthild, welche den spätgeborenen jüngeren Sohn bevorzugte, erweiterte die die beiden Geschwister scheidende Kluft. Eine Tochter König Rudolfs bewahrte sie die Anhänglichkeit an ihr Geschlecht und nahm nach des Vaters, Ludwigs des Strengen Tode den Knaben an den Wiener Hof, wo er zusammen mit den Söhnen des Königs Albrecht aufwuchs.

Seit 1302 regierte Ludwig mit Rudolf gemeinsam, bis die gegenseitige Abneigung 1310 zu einer Landesteilung führte, welche die Quelle neuer Zwistigkeiten und schließlich eines Bruderkrieges wurde. Erst kurz vor Kaiser Heinrichs Tode fand er ein Ende, und die Versöhnung führte zur Feindschaft mit Habsburg. Ludwig nämlich als Vormund der niederbaierischen Herzogskinder, der Hinterlassenen des ruhelosen Otto III. und Stephans, hatte mit den österreichischen Herzögen ein Bündnis geschlossen, welches die Habsburg feindlichen Städte Niederbaierns zum Anschluß an Rudolf trieb. Daher verständigte sich Ludwig mit ihm und kündigte den mit Oesterreich geschlossenen Vertrag. Die Herzoginnen-Witwen und der Adel von Niederbaiern riefen dagegen Friedrich und Leopold zur Hülfe. Während diese vom Westen her vordrangen, zog ein zweites großes Heer, durch eine ungarische Hülfsschar verstärkt, vom Osten herbei, um sich mit ihnen zu vereinigen. Ludwig, der in dieser gewaltigen Gefahr die emsigste Rührigkeit entfaltete, während Rudolf unthätig zurückhielt, warf sich am 9. November 1313 bei Gammelsdorf den überraschten Oesterreichern entgegen und bot ihnen, obgleich sie an Zahl weit überlegen waren — vier gegen einen, heißt es —, den Kampf an. Gern nahmen sie ihn auf und eine Stunde lang schwankte der Sieg. Ludwig stürzte sich wacker in das Gewühl, die Seinen anfeuernd, bis endlich die Herren von Schlüsselberg, welche bisher klug zurückhaltend ihre Kräfte geschont hatten, hervorbrachen. Zuerst flohen die Ungarn, da sie ihre Pfeile verschossen hatten, bald war die völlige Niederlage der Oesterreicher entschieden. Gegen 350 Ritter fielen als Gefangene in Ludwigs Hände, aber bedeutungsvoller für ihn war der hohe Ruhm, welchen er an dem blutigen Tage erwarb. Weithin pries man in den ritterlichen und fürstlichen Kreisen den glück-

lichen Sieger; ohne es zu wollen und zu ahnen, hatte Ludwig sich die deutsche Königskrone erstritten.

Um diese warb wiederum, wie bei der letzten Erledigung des Reiches, sein Bruder Rudolf, und da er während Heinrichs Regierung mit Peter von Mainz und Heinrich von Köln enge Beziehungen angeknüpft hatte, hoffte er Erfolg. Um den über Oesterreich erlangten Vorteil, der freilich ohne sein Zuthun errungen war, auszunützen, begab er sich an den Rhein, wo er an den zu erwartenden Verhandlungen besser teilnehmen konnte.

Da niemand den Tod Heinrichs hatte voraussehen können, dauerte es längere Zeit, ehe die Wahlsache in rechten Fluß kam. Peter von Mainz zögerte, die Wahl auszuschreiben, vielleicht nur um Zeit für seine Absichten zu gewinnen, vielleicht auch aus einem andern Grunde. Die Wahl des jungen Böhmenkönigs stand jedenfalls in dem Kreise seiner Berechnungen, mochte er auch anfänglich daneben noch andere Möglichkeiten erwägen. Ein Minderjähriger konnte nicht gut gewählt werden, aber im August 1314 wurde Johann achtzehn Jahre! Dieses Alter galt in den fürstlichen Kreisen meist als Mündigkeitszeit. Das alte fränkische Recht, welches die Könige mit fünfzehn Jahren für volljährig erklärte, war vergessen und hätte auch für Johann nicht in Betracht kommen können.

Die geistlichen Kurfürsten hielten bereits im September 1313 eine Besprechung bei Koblenz, wahrscheinlich zu Rense, aber da sie sich nicht einigen konnten, vereinbarten sie einen neuen Tag, zu dem sie die weltlichen Amtsgenossen einluden. Am 2. Januar 1314 kamen nur die Erzbischöfe Balduin und Heinrich persönlich, außerdem Boten der Fürsten, welche die Krone begehrten. Genannt werden Johann von Böhmen, die Herzöge von Baiern und Oesterreich, der Graf Wilhelm von Holland-Hennegau und angeblich — denn sicher steckt in dem Namen ein Irrtum, vielleicht ein Lesefehler für Nassau — ein Graf von Nevers. Auswahl war also genügend vorhanden. Von den beiden Grafen hört man nichts weiter; wie es scheint, verdankten beide dem Kölner Erzbischof den Vorzug, für einen Augenblick hervortreten zu dürfen. Den Grafen Wilhelm wünschte Heinrich vermutlich wirklich, während der andere nur zur Aushülfe dienen sollte.

Daß Peter von Mainz, welcher durch eine Reise nach Böhmen am Erscheinen verhindert war, damals sich bereits für Johann von Böhmen entschieden hatte, ist so gut wie gewiß, und daß Balduin von Trier ganz und voll für seinen Neffen eintrat, selbstverständlich. Johann stand also genau so, wie früher sein Vater; es kam darauf an, ob es wiederum gelingen würde, den Kölner zu gewinnen, dann folgten schon weltliche Fürsten nach. Aber Heinrich blieb diesmal in seiner ablehnenden Haltung fest, daher ging die Versammlung ohne jedes Ergebnis auseinander.

Papst Clemens V. stellte sich mit seinen Ermahnungen ziemlich spät ein. Indem er die Kurfürsten aufforderte, keinen zu wählen, der sich nachher als Verfolger der Kirche erweise, wollte er vielleicht gegen Johann von Böhmen wirken. Da er bald darauf starb, vollzog sich der weitere Gang ohne Störung von außen, denn auch König Philipp unterließ es, irgend welche Schritte zu thun, da die in Deutschland gegen Frankreich herrschende Stimmung jede Hoffnung von vornherein vereitelte. Um so freier konnten die Wähler, nament-

lich die geistlichen, wieder ihren Eigennutz walten lassen und leider fiel die Kur danach aus!

Wie Herzog Friedrich bei der vorhergehenden Wahl eilig Frieden mit Heinrich von Kärnten machte, erkannte er jetzt die Notwendigkeit, sich mit Baiern freundlich zu vertragen, indem er im April auf die Vormundschaft über die niederbaierischen Herzöge verzichtete. Dafür gab Ludwig die Gefangenen von Gammelsdorf ohne Lösegeld frei. Beide besprachen auf einer freundschaftlichen Zusammenkunft die Königswahl. Es ist anzunehmen, daß Ludwig sich mit Friedrichs Bewerbung einverstanden erklärte. Doch hatte das nicht viel zu bedeuten, da Ludwig weder selbst nach der Krone trachtete, noch eine Wahlstimme ausüben konnte, weil er diese seinem Bruder Rudolf überlassen hatte. Wertvoller war, daß letzterer, der mittlerweile mancherlei vergebliche Anstrengungen gemacht und über seine eigene Parteinahme geschwankt hatte, sich bald darauf Leopold gegenüber für Friedrich verpflichtete, wie es heißt, um vieles Geld. Dasselbe that Markgraf Heinrich von Brandenburg, doch war streitig, ob ihm oder seinem Neffen Waldemar das Wahlrecht zukam. Ebenso war unentschieden, wer die sächsische Stimme führen sollte, ob Rudolf von Wittenberg oder Johann und Erich von Lauenburg. Letztere wie Waldemar standen bereits mit Köln im Einverständnis zu gemeinsamem Verfahren.

Dadurch stieg der Wert Heinrichs von Virneburg ungemein. Sein bisheriges Verhalten ließ erkennen, daß er in keinem Falle Johann von Böhmen küren wollte, am liebsten hätte er wahrscheinlich, wie sein Vorgänger Siegfried den Grafen Adolf von Nassau, auch einen der kleineren Reichsfürsten erhoben. Mit diesem Wunsche stand er jedoch allein, und Leopold trug kein Bedenken, ihm die ausgedehntesten Zusagen zu machen, welche alle bisher gemachten Wahlgeschäfte weit hinter sich ließen. Der Kölner wurde eigentlich von allen Pflichten gegen das Reich entbunden, erhielt große Gelder und sonstige dingliche Vorteile zugesichert, doch auch jetzt band er sich noch nicht völlig.

Der österreichische Weizen blühte lustig auf, aber Balduin und Peter hielten unwandelbar an Johann von Böhmen fest und das unsichere Rechtsverhältnis der weltlichen Kurhäuser erschwerte beiden Parteien ihre Werbungen. Als daher Anfang Juni die drei Erzbischöfe und Gesandte der Laienkurfürsten zusammentraten, ergab sich wohl Streit und Lärm, aber keine Einigkeit. Endlich wurde als endgültiger Wahltag der 19. Oktober angesetzt.

Da entschlossen sich Peter und Balduin, Johann fallen zu lassen. Sie bedurften seiner Stimme, um sie Friedrich gegenüber zu stellen; der Erfolg für ihn war außerdem unsicher. Sie erhoben dafür den augenblicklich berühmtesten Helden Deutschlands, den Sieger von Gammelsdorf, auf ihren Schild; vielleicht daß dieser in seinem Bruder noch eine unzweifelhafte Stimme an sich zog. Der Wittelsbacher wird sich nicht lange gesträubt haben, dem unverhofften Rufe zu folgen. Selbstverständlich, daß Peter, Balduin und Johann ihm ihre Stimme nicht unentgeltlich versprachen und nach allen Seiten hin sich die Ansprüche, welche sie zu machen hatten, überreichen Ersatz der Kosten u. dgl. verbürgen ließen. Alle Widerlichkeiten der beiden letzten Wahlen begleiteten auch diese.

Auch Habsburg war in der Zwischenzeit nicht müßig und betrieb zugleich

für den äußersten Fall kriegerische Rüstungen. Um Johanns Stimme zu entkräften, mußte Herzog Heinrich von Kärnten herhalten, der ja noch immer den Titel eines Königs von Böhmen führte.

So zogen zur festgesetzten Zeit die beiden Bewerber mit ihren Wählern und kriegerischem Gefolge Frankfurt zu. Da die Stadt, einen blutigen Zusammenstoß in ihren Mauern fürchtend, die Thore schloß, lagerte sich Ludwig am nördlichen Mainufer in der Vorstadt, Friedrich ihm gegenüber zu Sachsenhausen. Am 19. Oktober traten auf beiden Seiten die Fürsten zur Wahl zusammen, doch Peter von Mainz mit gewohnter Meisterschaft zog es vor, noch einen Tag zu warten, um jeden rechtmäßigen Schein auf seiner Partei zu haben. Bei ihm waren außer Ludwig Erzbischof Balduin von Trier, König Johann von Böhmen, die Markgrafen Waldemar und Heinrich von Brandenburg, von denen der letztere seinem Neffen Waldemar den Vorrang als Kurfürst überließ, und Johann von Sachsen-Lauenburg. Wenn man letzteren als den rechtmäßigen Vertreter der sächsischen betrachtete, fehlten von sämtlichen Wahlherren nur Köln und die Pfalz, in jedem Fall war die Mehrheit sicher. Der Mainzer, der für sich die Leitung der Wahlgeschäfte in Anspruch nehmen konnte, suchte jene beiden Stimmen dadurch rechtlich zu entwerten, daß er ihre Träger als trotz rechtmäßiger Vorladung zur festgesetzten Zeit ausgebliebene hinstellte.

Daher wurde die Wahlhandlung für einen Tag aufgeschoben, um „aus besonderer Gunst“ den Kurfürsten Heinrich und Rudolf, an welche deswegen Botschaft erging, noch Zeit zum Erscheinen zu lassen.

Auf der Seite Friedrichs hatte man es eiliger, da Mangel an Lebensmitteln drückte. Nur Pfalzgraf Rudolf, welchen der alte Neid vom Bruder ferngehalten hatte, der Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg und Heinrich von Kärnten umgaben den Oesterreicher, weil Erzbischof Heinrich von Köln sein Ausbleiben mit Kriegsgefahren entschuldigte und den Pfalzgrafen mit der Führung seiner Stimme beauftragte. Unter denselben Formen, welche bei der letzten Königswahl gebraucht wurden, rief der Pfalzgraf den Herzog Friedrich zum Reichsoberhaupte aus. Noch am selbigen Abend entließ der neue König den größten Teil seiner Begleitung und überschritt den Main, um nach Bonn zu Erzbischof Heinrich zu ziehen.

Die Gegner vollzogen am folgenden Morgen, dem 20. Oktober, in gleicher Weise die Wahl Ludwigs, für welchen der Erzbischof von Mainz den Kürspruch that. Von beiden Seiten wurden Urkunden abgefaßt nach dem Muster der 1309 Clemens V. überreichten, welche an den künftigen Papst gerichtet diesem die vollzogene Wahl kund thaten. Die österreichische flocht jedoch einen Satz ein, welcher die päpstliche Approbation erbat.

Obschon das Reich so manchen Gegenkönig gesehen hatte, war es bisher nur zweimal geschehen, daß die Wähler uneinig untereinander den erledigten Thron zwei Königen zusprachen, Otto IV. gegen Philipp von Schwaben und Alfons von Castilien gegen Richard von Cornwallis. Die traurigsten Zeiten Deutschlands wurden wieder heraufbeschworen und die Zukunft lag gleich düster vor aller Augen, schon führten ohnedies die Erzbischöfe von Köln und Trier miteinander offenen Krieg. Das größere Recht lag unzweifelhaft auf seiten Ludwigs,

dessen Mehrheit unanfechtbar war. Aber es gab kein Gesetz, welches diese als ausschlaggebend hinstellte. Seitdem die Kur auf die Sieben beschränkt war, erfolgten die Wahlen stets mit wenigstens scheinbarer Einstimmigkeit, wie in den Verkündigungen mit Nachdruck hervorgehoben wurde. Verwirren konnte auch die Zerreißung der sächsischen Stimme, die sonderbare Spaltung des wittelsbachischen Hauses, während das Recht des Kärntners gegenüber Johann, der zudem bei der Kur bereits volljährig war, nicht ernstlich in Frage kam.

Uebrigens gewann Ludwig bald noch andere Vorteile, welche bei dem Werte, den man auf Aeußerlichkeiten legte, für ihn günstig ins Gewicht fielen. Da Friedrich das Feld geräumt hatte, öffnete am dritten Tage die ihm ohnehin holde Stadt Frankfurt die Thore und erkannte ihn somit als rechtmäßigen König an. Die Wähler konnten Ludwig nach alter Sitte auf den Altar des heiligen Bartholomäus setzen und damit ihr Werk angemessen vollenden. Wenn es ihm noch glückte, in Aachen am Stuhl Karls des Großen gekrönt zu werden, erreichte er einen mächtigen Vorsprung vor seinem Widersacher.

Daher bemühten sich der Baier wie der Oesterreicher gleich eifrig, Eintritt in die alte Reichshauptstadt zu erhalten. Der Erzbischof von Köln leitete aus seinem Rechte, die Krönung zu vollziehen, auch die Befugnis ab, über die Gültigkeit der Wahlen zu entscheiden; da Friedrich persönlich zu ihm gekommen war, lud er Ludwig nebst seinem Anhange vor sich und verlangte von Aachen Einlaß. Die Stadt erteilte ihm gar keine Antwort, wie sie schon vorher ein Schreiben, welches Friedrich selbst an sie richtete, ablehnend beschied. Daher vollzog Heinrich am 25. November die Krönung in seiner Stadt Bonn.

Die Aachener zogen vor, den Baiern anzuerkennen und einzulassen. Zufällig an demselben Tage wie Friedrich empfing der Baier die Krone von dem Erzbischofe von Mainz, welcher durch unwahre Behauptungen dem Trierer den ihm gebührenden Vorrang streitig machte. So wurde Friedrich von dem berechtigten Erzbischof, aber am ungehörigen Ort, Ludwig an herkömmlicher Stelle, aber von dazu nicht befugten Erzbischöfen gekrönt. Die Reichsinsignien, an deren Besitz die herkömmliche Volksauffassung den rechten König erkannte, hatte Friedrich in seiner Gewalt.

Für das Reich wäre eine einstimmige Wahl Friedrichs wohl das Beste gewesen, und wenn sie nicht zu erreichen war, wenigstens die Johanns von Böhmen. Mit Ludwig kam wiederum ein neues Geschlecht zur Herrschaft, welches die von den vorangegangenen erreichten Erfolge wahrscheinlich zu bestreiten und für sich zu wirken suchte. Das unheilvolle Drehen im Kreise fand kein Ende, und je länger es dauerte, desto tiefer fraßen sich die von früher her mitgeschleppten Schäden im Körper des Reiches ein, desto mehr schwand die anfänglich vorhandene Möglichkeit einer Heilung.

Zweiter Abschnitt.

Die Persönlichkeit Ludwigs. Der Anfang des Kampfes ums Reich. 1314—1315.

Nur ein Kampf, gewissermaßen ein Gottesurteil, konnte unter diesen Umständen Entscheidung bringen. Dieser blieb in der Hauptsache den Königen selbst überlassen, weite Teile des Reiches verharrten ihm gegenüber völlig teilnahmlos, namentlich der ganze Norden. Die dortigen Fürsten nahmen von dem Könige ihre Lehen, um die Rechtstitel zu wahren, Bistümer, Klöster und andere ließen sich ihre Privilegien bestätigen oder neue erteilen, die Masse des Volkes wurde davon nicht berührt. Das Königtum bildete freilich die ideelle Grundlage des öffentlichen Rechtes und des Friedens und deswegen konnte man es nicht entbehren, aber weder in Liebe noch in Leid kam es für das alltägliche Leben in Betracht. Die eigenen Pfade, welche der Norden schon so lange wandelte, schnitten sich immer tiefer ein, wie die Wege zwischen den landesüblichen Wallhecken, so daß er den Blicken Süddeutschlands fast ganz entschwand. Obgleich man Ludwig anerkannte, verwerteten Fürsten und Städte ihre Kräfte in eigenen Kämpfen.

Nach dem Westen und dem Süden zu wuchs die allgemeine Teilnahme an den Geschicken des Reiches, wie es die bisherige geschichtliche Entwickelung und die größere Nähe des Heimatlandes der Gegenkönige mit sich brachten. Hier war es den Fürsten und den Städten nicht so gleichgültig, wer die Reichsrechte auszuüben hatte, und ihre Selbstzwecke trieben sie zu regerer Parteinahme. Aber eben deswegen überwog hier der Eigennutz alle anderen Rücksichten. Weder Ludwig noch Friedrich fand seine Anhänger deswegen, weil diese ein höherer Gedanke, die Sorge für das Reich und dessen Recht, herbeigeführt hätte. Wer etwas für einen von beiden that, dachte zuerst an seinen Vorteil, und da er seine Hülfe als außerordentliche Leistung betrachtete, verlangte oder erwartete er dafür Bezahlung und Entgelt. Wohl drückten manchem der Ritter in den beiden Heereslagern Treue und Hingabe für den Herrn das Schwert in die freudige Hand,

aber ihr Eifer galt der Person, nicht dem Könige an sich. Trotzdem muß man sich hüten, die Schale des vaterländischen Zornes, welche über die damaligen Deutschen ausgegossen zu werden pflegt, allzu voll zu messen. Jenen Zeiten erschien ein innerer Krieg nicht entfernt so furchtbar wie uns, er galt im Gegenteil unter Umständen für durchaus berechtigt. Jetzt gab es keinen Ausweg, ihn zu vermeiden, und so nahm man ihn hin. Der Baier und der Oesterreicher mochten ihre Kräfte messen, bis einer obsiegend allein die Krone davontrug, ihr Streit galt als ein persönlicher. Wer sich daher beteiligte, suchte sich möglichst gegen Schaden und Verlust zu decken, und wer sich fernhalten konnte, that es mit Freuden. Daß er ein Schimpf für die Nation war, lag außerhalb der herrschenden Anschauungen.

Die Hausmacht Ludwigs war bei weitem geringer als die Friedrichs, welche im Osten und Westen an die baierischen Lande stieß; doch besaß er im Reich größeren Anhang. Zu ihm standen die Köln feindlichen Fürsten des Niederrheins und die mächtigsten Reichsstädte. Doch hegten die im Elsaß und in Schwaben gelegenen zum größeren Teil habsburgische Gesinnungen.

König Ludwig hatte bereits das dritte Jahrzehnt seines Lebens überschritten. Seit 1309 war er vermählt mit Beatrix, der Tochter des schlesischen Herzogs Heinrich III. von Glogau. Sie war die Schwester der Gemahlin des verstorbenen Herzogs Otto III. von Niederbaiern, welcher auf der Heimkehr von seinem verunglückten ungarischen Abenteuer sich die Gattin aus dem fernen Osten mitbrachte. Vielleicht begleitete damals Beatrix die Schwester zur Hochzeitsfeier und gewann das Herz des jungen Baiernfürsten. Sie gebar ihm zwei Söhne, Ludwig und Stephan, und drei Töchter, starb aber schon im zwölften Jahre ihrer glücklichen Ehe.

Ludwig bot eine prächtige Erscheinung, welche jedermann mit hoher Bewunderung erfüllte. „Die Natur hatte ihn gleichsam, wie das bei den Bienen vorkommt, von vornherein zum Herrschen geschaffen." Hoch und schlank gewachsen, mit muskelkräftigen, ebenmäßig gebildeten Gliedern, schritt er schnell und lebhaft elastischen Schrittes einher, den Körper so straff aufgerichtet, daß der volle glänzende Nacken etwas über das Kreuz hervortrat. Das Haupthaar dunkel mit rötlichem Anflug, fiel in krausen Locken herab. Breite und scharf gezeichnete Augenbrauen hoben die frische blühende Farbe des vollen Gesichts, welches die Heiterkeit der Seele wiederstrahlte und immer fröhlich zu lächeln schien. Den größten Reiz verliehen ihm die tiefbraunen, großen, glänzenden Augen — Rehaugen nennt sie ein Zeitgenosse —, unter breiter offener Stirn schauten sie hell und mild hervor und gewannen die Herzen derer, auf welche sie sich richteten. Der Mund, dem eine etwas zurückgebogene Unterlippe einen leichten Schwung verlieh, und das rundliche Kinn paßten sich trefflich dem Ganzen an, nur die Nase störte einigermaßen den Eindruck, denn ihre länglichgeformte Spitze hing von der breiten Wurzel etwas nach dem Munde über. Im späteren Alter wurde der Scheitel freilich kahl und ließ Ludwig den vollen Bart, welchen er früher trug, unter dem Schermesser fallen.

Der König liebte es, eine Lanze in der Hand zu tragen, wenn er seines Weges einherging, „wie ein zweiter Romulus". Sein ganzer Körperbau war

für Krieg und Jagd geschaffen; im Freien fühlte er sich am wohlsten, und das Jagdgefährt oder den leichten Nachen zu lenken verstand nicht leicht jemand besser als er. Die lustige Reiherjagd ergötzte ihn so, daß er dem Rat der Stadt Lübeck, welche das kostbare Getier aus anderen Ländern einführte, um zehn Edelfalken ersuchte, versprechend, ihm nicht so bald wieder mit solchen Bitten lästig zu werden. Er nahm gern kräftige Nahrung, vermied jedoch reichlichen Genuß der Getränke. Auch geschlechtlichen Ausschweifungen blieb er fern. Fröhliche Gesellschaft war ihm Bedürfnis und gar gern trat er in den lustigen Reigentanz ein; seine zweite Gemahlin Margarete, ein zierliches Frauchen, nahm er wohl im häuslichen Kreise auf den starken Arm und tanzte mit ihr im Zimmer umher. Nur hielt die Heiterkeit nicht immer in Gefahren und Schwierigkeiten stand, denn Ludwig besaß, wie man solche Gemütsanlage zu nennen pflegt, ein sanguinisches Temperament. Leicht in seinem Innern bewegt, wechselte er zwischen frischem Angeregtsein und Niedergeschlagenheit, aber immer fand er die natürliche Heiterkeit glücklich wieder. Auch der hypochondrische Zug, welcher solchen Naturen häufig eigen ist, fehlte ihm nicht ganz, wie er stets vor Vergiftung Angst hatte und daher täglich ein Mittel dagegen einnahm, welches erst sein Leibarzt, dann er selber sich bereitete.

Gewiß ist, daß Ludwig von Haus aus einen starken Hang zur Frömmigkeit hatte; er hielt viel auf regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes und auf Fasten; Kirchen und Klöster verdankten ihm viele Verleihungen. In tiefer Waldeinsamkeit gründete er das Kloster Ettal, welches außer den Mönchen dreizehn ausgediente verheiratete Ritter mit ihren Frauen aufnahm. Sie standen unter einem ritterlichen Meister; Kleidung, für die Männer nur blau und grün, für ihre Ehehälften nur grün, und Hausordnung schrieb er selbst ihnen vor. Ihm schwebten dabei Vorbilder aus den Werken Wolframs von Eschenbach im Sinne. Er kannte und schätzte also die deutschen Dichtungen und die Vorliebe für diesen Meister weist auf eine gewisse mystische Richtung seines Gemüts, die ja so oft im echten deutschen Blut liegt.

Eigentlich wissenschaftliche Bildung besaß der Herrscher wenig; von dem Lateinischen verstand er vielleicht nicht mehr als die Kirchengebete. Er selber sagt von sich, allerdings mit bestimmter Absicht, er sei ein Kriegsmann und wisse nichts von gelehrten Dingen.

In seinem Wesen fällt ein unruhiger Trieb auf, der ihn nie lange an ein und demselben Orte weilen ließ; den größten Teil seiner Regierungszeit brachte er auf Fahrten durch sein Land und das Reich zu.

Ueber seine sonstigen Eigenschaften gehen die Urteile der Zeitgenossen, wie die unserer Geschichtschreiber ziemlich weit auseinander.

Als er den Thron bestieg, wußte man im Reiche von ihm kaum mehr, als daß er ein glücklicher Krieger war, und erwartete von ihm ein dem entsprechendes Auftreten. Auf seinem bisherigen Leben lastete der Bruderzwist, an dem er jedoch nicht allein die Schuld trug; er hatte dabei manchmal leidenschaftliches Ungestüm gezeigt. Die Oesterreicher aber hefteten ihm den Makel der Untreue gegen Herzog Friedrich an, dem er seine Beihülfe zur Erlangung der Königskrone versprochen hätte, um sie dann selbst an sich zu reißen.

Der unheilvolle Kampf begann und schleppte sich acht Jahre lang ohne endgültige Entscheidung hin. Wiederholt schien es, als ob die feindlichen Heere sich in offener Feldschlacht messen würden, aber da die übliche Kriegführung sich mit der Berennung einzelner Burgen, der Verwüstung des flachen Landes und kleineren dabei unvermeidlichen Gefechten zu begnügen pflegte, weil der offene Reiterkampf zu kostspielig war, hielt es jedesmal eine der beiden Parteien, da sie des Siegs nicht sicher war, für geraten, sich zurückzuziehen. Gleich im Frühjahr 1315 standen sich Baiern und Oesterreicher bei Speier gegenüber, doch Ludwig, der vergeblich Zuzug vom Niederrhein her erwartete, wich dem Kampfe aus. Ein Elsässer soll dort einen Mordanschlag auf Ludwig geplant haben, den er mit einem feinen aus Stahl gefertigten Bogen, welchen er leicht bei sich verbergen konnte, erschießen wollte; der Verbrecher büßte nach langer Haft mit dem Tode. Einige Monate später wich Friedrich, der von Westen her in Baiern einfiel, vor seinem Nebenbuhler zurück.

Ludwig sah sich in seinen Bewegungen gehemmt durch die fortdauernde Feindseligkeit mit seinem Bruder, der die Ehre der Familie hinter seinen gekränkten Stolz zurücksetzte. Geschlossene Vereinbarungen hatten keine Dauer, bis sich die baierischen Stände durch die wirren Zeiten gezwungen zu selbständigem Handeln erhoben. Dadurch erreichten sie einen bald steigenden Einfluß auf die Geschicke ihres Landes und Fürstenhauses. Sie sprachen sich für Ludwig aus, so daß dieser die Waffen gegen Rudolf kehrte und freilich unter schweren Verwüstungen ihn zur Flucht nach dem Rhein nötigte. Dort brach die Widerstandskraft des schon Kränkelnden zusammen; er ließ sich 1317 eine Abfindung gewähren und starb endlich 1319, bis zuletzt seine Verbindung mit Oesterreich festhaltend. Rudolf hinterließ zwar von seiner Gemahlin Mechtild, der Tochter Adolfs von Nassau, drei Söhne — der älteste, mit Heinrichs VII. Tochter verlobt, war früh gestorben —, aber gemäß früheren Vertrags nahm Ludwig die Alleinregierung über Oberbaiern und die Pfalz an sich, und obgleich der älteste der niederbaierischen Herzöge, Heinrich, nunmehr selbständig wurde, blieb dieser Familienzweig sein getreuer Bundesgenosse.

Zum großen Glück für Ludwig erlitten am Schluß des Jahres 1315 die habsburgischen Waffen eine gewaltige Niederlage und der stolze Leopold eine Demütigung, deren tiefer Eindruck nie mehr ganz aus seiner Seele wich. Wir müssen unsere Blicke auf die ersten Anfänge eines neuen politischen Gemeinwesens richten, welches auf dem Boden des Reiches und seinem Rechtsgrunde entstanden sich schließlich ganz von ihm trennte.

Dritter Abschnitt.

Die Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft. 1315.

Fast sechs Jahrhunderte sind seit den ersten unscheinbaren Anfängen dahingegangen, bis die Bildung der heutigen Eidgenossenschaft zum Abschluß gelangte. Die Entwickelungsgeschichte ist eine sehr merkwürdige; man weiß kaum zu sagen, ob mehr von innen oder mehr von außen her die treibenden Kräfte kamen, welche Länder von so verschiedener Naturbeschaffenheit, von so mannigfachen Lebensbedingungen und von so entgegengesetzten Nationalitäten zu einem politischen Ganzen zusammenführten. Als die erste Grundlage gelegt wurde, war ein solches Ergebnis nicht zu erwarten. Die einen Gebiete gehörten zu Burgund, andere zu Schwaben, andere standen außerhalb eines größeren Verbandes. Die politischen Beziehungen der einzelnen jetzt vereinten Gegenden entbehrten damals durchaus eines einheitlichen Mittelpunktes, sie liefen nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Ueberaus bunt waren auch die Herrschaftsrechte verteilt; neben unmittelbarem Reichsgebiet gab es zahlreiche weltliche Herren vom großen Grafen hinab bis zum freien Edelmann, dann mehrere Bistümer und Abteien, in einigen Gebirgsthälern Gemeinden, welche so gut wie unabhängig dastanden, in den ebeneren Teilen Reichsstädte und Landstädte von größter Mannigfaltigkeit in Verfassung und Stellung. Eine Zeitlang konnte es scheinen, als ob es Savoyen gelingen würde, vom Süden her vordringend sich mehr und mehr zum Herrn zu machen, aber ihm trat das Haus Habsburg entgegen mit gleichen Bestrebungen und zwang den Nebenbuhler zum Stillstande.

Durch die Erwerbung der Donauländer und den zeitweiligen Besitz der Reichsgewalt erhielten die Habsburger für ihre Vergrößerungspläne auch in diesen Landen zunächst belangreiche Förderung, aber die Familie wurde doch auch ihrem ursprünglichen Boden entfremdet und auf einen andern gewiesen, der bald in erster Stelle ihre Thätigkeit in Anspruch nahm. Die Besitzungen im Westen,

wenn sie auch weiter hoch geschätzt wurden, traten mehr zurück und die Mittel, welche sie darboten, fanden oft im fernen Osten ihre Verwendung, so daß sie nicht an Ort und Stelle zu nutzbarer Verwertung kamen. Wichtiger war noch ein anderes. Die Kämpfe, welche die Habsburger nun führen mußten, teils um die Krone selbst zu besitzen, teils um sich vor Beeinträchtigung der gegnerischen Könige zu schützen, wirkten auf ihre Stellung an der Aar und dem oberen Rhein mächtig ein und zogen diese in den Wechsel der großen Politik. Adolf wie Heinrich VII. konnten hier leichter eingreifen, eher den Nebenbuhlern Schwierigkeiten erwecken, als in deren Herzogtümern. Das war einmal bedingt durch die geographische Lage, noch mehr aber dadurch, daß die Könige hier Reichsgerechtsame zur Verfügung hatten, durch welche sie Widerstand zu erregen und zu begünstigen vermochten. So kam es, daß die Habsburger gerade durch ihr Königtum und dessen Folgen auf ihrem anfänglichen Machtgebiet erst gehemmt und zurückgehalten, schließlich aus ihm fast ganz verdrängt wurden.

Am 1. August 1291 wurde ein Bund geschlossen, der, wie es am Schluß der Urkunde heißt: „wenn es Gott will, für immer dauern wird". Die Leute des Thales von Uri, die Gesamtheit des Thales von Schwiz und die Gemeinde der Leute in den Bergen des unteren Thales (Nidwalden) in Anbetracht der bösen Zeit, um sich und das Ihrige kräftiger verteidigen und im gebührlichen Stande besser erhalten zu können, gelobten sich in guter Treue gegenseitigen Beistand mit Hülfe, mit jedem Rat und Gunst, mit Leib und Gut innerhalb und außerhalb ihrer Thäler, mit ganzem Können, mit ganzer Anstrengung gegen Alle und Jede, welche ihnen oder einem von ihnen irgend welche Gewalt, Beschwerde oder Unrecht anthun und in Personen und Sachen Uebles planen. Wie auch der Ausgang sein möge, jede Gemeinde wird der andern zu Hülfe eilen, wenn es not thut, auf eigene Kosten, um Angriffe abzuwehren und Unrecht zu rächen, doch so, daß jedweder Mann nach seinem Stande seinem Herrn in gebührender Weise unterthan zu sein und zu dienen gehalten ist.

Der Bund war die Erneuerung eines älteren, dessen Brief verloren ist, der vereinbart wurde, als die furchtbaren Kämpfe zwischen Friedrich II. und dem Papsttum auch in diesen abgeschlossenen Thälern ihren Wiederhall fanden und die Leute von Schwiz, Uri und Nidwalden zusammen auf kaiserlicher Seite gegen den päpstlich gesinnten Grafen Rudolf von Habsburg von der jüngeren Linie standen. Die beiden ersteren Thäler verdankten Friedrich II. und dessen Sohne Heinrich die Anerkennung ihrer Rechtsfreiheit, während die „Leute in den Bergen" unter verschiedenen Grundherren standen, von denen die Habsburger die mächtigsten waren. In jenem Kampfe behauptete nur Uri seine Selbständigkeit, die Genossen mußten auf sie verzichten. Da gab der Tod König Rudolfs die Veranlassung zu dem neuen Zusammenschluß.

Die Rechnung war richtig, denn König Adolf in seinem Zwiespalt mit Albrecht anerkannte die Reichsunmittelbarkeit der Schwizer und Urner. Die Schlacht bei Göllheim brachte auch hier einen Rückschlag. König Albrecht bestätigte nicht die Urkunden seines Vorgängers, Schwiz und Unterwalden mußten sich wieder der fürstlichen Gewalt des Habsburger Hauses fügen, dessen alte Gerechtsame der König mit starker Hand wahrte. Das geschah ohne Kampf,

ohne Widerstand; keine einzige echte Nachricht liegt vor, welche Albrecht unrechtmäßiger und gewaltthätiger Handlungen überführte oder auch nur beschuldigte. Die Gemeinden warteten geduldig auf günstigere Zeiten und sie kamen mit der Thronbesteigung Heinrichs VII.

Da der König anfänglich mit den Söhnen seines Vorgängers im gespannten Verhältnis stand, unterließ er es, die Rechtsfrage genau zu prüfen und bekräftigte nicht nur Uri und Schwiz die von den Staufern und von Adolf erhaltenen Briefe über die Reichsunmittelbarkeit, sondern bestätigte auch in allgemeinen Worten die den Unterwaldenern von früheren Kaisern erteilten Freiheiten, — obgleich sie solche gar nicht besaßen — so lange sie ihm und dem Reiche getreu wären. Wichtiger noch war, daß er die drei Thäler, „um sie vor Beunruhigungen zu schützen", von jeder andern weltlichen Gerichtsgewalt entband und sie allein dem Reichsvogt unterstellte. Somit erteilte er allen drei Eidgenossen, welche damals bereits mit dem gemeinsamen Namen „die Waldstätte" bezeichnet wurden, die Reichsunmittelbarkeit, und sein früher Tod verhinderte ihn, auf das Andrängen der österreichischen Herzöge seine Verfügungen ganz oder teilweise zurückzunehmen, wie er es sonst vielleicht gethan hätte.

Die trotzig gewordenen Gebirgsleute von Schwiz und Unterwalden fügten ihren alten Herren manche Beeinträchtigungen zu und setzten sie in der Zeit der Thronerledigung weiter fort, ohne daß diese dagegen einschreiten konnten. Es war natürlich, daß in dem dann ausbrechenden Kampfe der Gegenkönige die Waldstätte zu Ludwig traten, welcher seinerseits der „Gesamtheit der Leute in Uri, Schwiz und Unterwalden" bereitwilligst entgegenkam. Indessen blieb es ihnen überlassen, die gewonnene Freiheit selbst zu verteidigen. Bald trat die Notwendigkeit heran. Im Herbst 1315 kam Herzog Leopold zornvoll und siegesgewiß, um die Waldstätte zu demütigen. Sein Heer, zu welchem der hohe und niedere Adel des Landes, die Truppen der Städte stießen, war zahlreich und wohlgerüstet. Mit Sorgen erwogen die Bedrohten die heranbrechende Gefahr, aber als der Herzog friedliche Unterhandlungen abwies, bereiteten sie unerschrocken die Verteidigung. Die Schwizer, welche der Hauptstoß treffen sollte, besetzten und befestigten die Engpässe, welche von Zug her, wo die Oesterreicher sich sammelten, in ihr Land führten, und hielten Tag und Nacht Wache.

Am Morgen des 15. November zog das feindliche Heer heran auf der längs dem Egerisee führenden Straße, ohne jede Vorsichtsmaßregel, an der Spitze ungestüm die schwergerüsteten Ritter, welche den Kampf mit den verachteten Bauern für ein leichtes Spiel hielten. Aber als sie an das Ende des Sees kamen, wo der enge Schornenpaß aufwärts führt, donnerten von der Höhe des Morgarten Baumstämme und mächtige Felsblöcke herab, zerschmetternd, verwirrend, die Bewegungen der Pferde hemmend, und ihnen nach brachen die Schwizer in die gelösten Reihen. Steigeisen unter den Füßen gaben den kühnen Männern festen Tritt auf dem steilen, glatten Boden, ihre gewaltigen Hellebarden wüteten furchtbar unter den Rittern, welche „wie die Fische im Netze gefangen waren" und sich kaum wehren konnten. Es war keine Schlacht, sondern ein Schlachten. Der Eidgenossen sollen kaum zwanzig, der Feinde gegen zweitausend oder noch weit mehr gefallen sein, denn viele fanden den Tod in

den kalten Fluten des Sees. Herzog Leopold selbst entkam; noch nach langen Jahren stand dem Minoriten und Geschichtschreiber Johann von Winterthur, der damals als Knabe seinem glücklich geretteten Vater jubelnd entgegensprang, das Bild des heimkehrenden Fürsten vor den Augen, wie der sonst so stolze Jüngling „gleichsam halbtot war vor übermäßiger Trauer". Die Schreckensbotschaft bewog auch den andern habsburgischen Heerhaufen, welcher in Obwalden eingebrochen war, eilig umzukehren.

Die drei Waldstätte bekräftigten gleich nach dem Siege von neuem ihren Bund; die Schlacht am Morgarten hatte ihm Sicherheit und Dauer gegeben. Im folgenden Jahre verlieh König Ludwig allen drei Landen umfassende Freiheitsbriefe.

Aus so kleinen Anfängen entstand die Schweizer Eidgenossenschaft, welche sich noch in demselben Jahrhundert rasch weiterbildete. Erst die Folgen machten diese Vorgänge, welche an sich weder durch räumliche Ausdehnung noch durch ihren Inhalt von besonderer Wichtigkeit waren, bedeutsam.

Die Eidgenossenschaft, welche sich später ganz vom Reiche trennte, nahm merkwürdigerweise ihren Ausgang gerade von dem Reichsgedanken, von der königlichen Obergewalt über die Fürsten, welche allein den Rechtsboden hergab zur Abschüttelung der sonst unzweifelhaften Ansprüche der Habsburger. Scharf und klar zeigt dieses Bild im kleinen die Züge, welche die gesamte Reichsverfassung damals trug. Der eine König verleiht Rechte, welche der zweite verwirft oder nicht beachtet, der dritte wieder anerkennt; sie alle kümmern sich nur darum, was ihr persönlicher Vorteil im Augenblick erheischt. Eine sorgfältige Prüfung der Rechtsfragen unterbleibt, so daß sie sich mehr und mehr verdunkeln und verwirren, und schließlich beruht das dauernde Ergebnis allein auf der eigenen Leistung der betreffenden Reichsglieder.

Mag man auch die Befugnis des Königs, bestehende Gerechtsame aufzuheben und zu ändern, noch so hoch anschlagen, jedenfalls waren hier die Verunrechteten die Habsburger, und wenn diese unterlagen, so trug ihr bodenloser Uebermut mehr dazu bei, als alle Tapferkeit der Schweizer. Deswegen ist deren Heldenmut nicht geringer anzuschlagen und ihr Auftreten gegen die ehemaligen Herren soll ihnen nicht zum Vorwurf gereichen. Wie die Schweizer, strebten auch sonst im Reiche abhängige Herren und Städte nach der Reichsunmittelbarkeit. In der Welt ringt alles vorwärts und empor und in der Geschichte besteht nie ein Recht länger, als es der Inhaber behaupten kann. Die neuere Zeit hat immer mehr Mitgefühl mit den um die Freiheit kämpfenden Bauern, als mit den erschlagenen Rittern gehabt. Das ist leicht begreiflich und wird immer so bleiben, selbst wenn die Thatsache, daß diese für das Recht fielen, jene Empörer waren, mehr zur allgemeinen Erkenntnis kommen sollte. Aber es ist eigentlich ein schöner Zug im Völkerleben, daß die obsiegende Macht nicht gern zugibt, daß sie im Unrecht war, sondern bestrebt ist, ihren Kampf als berechtigt und von dem gewaltthätigen Widersacher erzwungen darzustellen. Daher verschiebt sich ganz von selbst der wirkliche Hergang in der Erinnerung, nebensächliche Züge treten in den Vordergrund und verdecken den Gang der Dinge, wie er wirklich war. Ohne daß eigentlich eine Täuschung oder Ent-

stellung beabsichtigt ist, bildet sich eine solche von selbst. Um so leichter geschieht das, je weiter die Vergangenheit dem Gedächtnis entrückt wird, und es ist selbstverständlich, daß in den früheren Zeiten, wo die schriftliche Ueberlieferung gering und unzuverlässig war, ein solcher Vorgang sich unschwer vollzog. Schließlich vereinigen sich dann der Wunsch der lebhafteren Gestaltung, die dichterische Ausschmückung und die klügelnde Gelehrsamkeit, um ein angeblich geschichtliches Bauwerk zustande zu bringen, von dem der Forscher kaum noch einzelne Sparren als echt und ursprünglich bezeichnen darf.

Die Befreiung der Waldstätte erfüllte die mitwirkenden Zeitgenossen wie ihre Nachkommen mit gerechtem Stolz. Je glücklicher und freier sie sich fühlten, desto trüber erschienen ihnen die früheren Zeiten, welchen die Helden am Morgarten ein Ende bereiteten und das Gedächtnis bewahrte gewiß manche Geschichten, wie hart einst das von den Vögten geübte Herrenrecht auf dem Lande lastete. Die Bedränger waren die Habsburger und von diesen verfiel Albrecht wegen seiner Härte der Rache seines eigenen Neffen; damit war die Person gegeben, welcher auch die Schweizer alles Böse, was ihre Vorfahren erlitten, aufbürdeten, und dem ungütigen Herrn wurden schlimmere Diener beigegeben. Der Sieg über das mächtige Geschlecht erschien so wunderbar, daß er nur lange und in der Heimlichkeit vorbereitet sein mußte. So gab sich leicht eines aus dem andern, aber während dies alles nicht geradezu erfunden war, so wenig wie die Namen eines Walter Fürst, Werner von Attinghausen, Werner Stauffacher, trat dann durch die Verschmelzung der Tellsage ein völlig fremder Bestandteil hinzu.

Die Tellsage, welche wahrscheinlich in uralte Mythologie zurückreicht, war weit verbreitet, sie begegnet im skandinavischen Norden, wie am Rhein; in der Schweiz wurde sie mit den stolzesten Erinnerungen der Vergangenheit verflochten. Wenn wir auch nicht die Entstehung des ganzen Sagenkranzes verfolgen können, weil er langsam in dem Schoße des Volkes gewunden wurde, so zeugt doch die alte schweizerische Geschichtschreibung von seinem allmählichen Wachstum. Um 1470 erzählt das sogenannte Weiße Buch von Obwalden zuerst von dem „Thall“ und seinem Apfelschuß; bald wissen zahlreiche andere immer neue Einzelheiten zu berichten, das Ganze mehr und mehr zu formen und abzurunden, bis endlich in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Aegidius Tschudi das von seinen Vorgängern Ueberkommene mit glänzender Erzählungsgabe und feinem dichterischem Gefühl zu einem lebensvoll anmutenden Ganzen gestaltete, welches Schiller durch seinen Wilhelm Tell zum Allgemeingut machte.

Vierter Abschnitt.

Die Entscheidung. 1315—1322.

Wahrscheinlich hinderte die winterliche Jahreszeit Ludwig, die in Oesterreich herrschende Bestürzung sofort auszunützen, doch eröffnete er im folgenden Frühjahr 1316 mit Nachdruck den Feldzug gegen Franken und Schwaben. Erzbischof Balduin von Trier und im Sommer der Böhmenkönig führten ihm Verstärkungen zu. Der uns wohlbekannte Graf Eberhard von Wirtemberg war seit Heinrichs VII. Tode wieder wohlauf und in den Besitz seiner gesamten Herrschaft gelangt. Zusammen mit seinem Schwiegersohn Kraft von Hohenlohe, der beschuldigt wurde, den König Ludwig, als er vom Rhein her durch Franken zog, heimlich überfallen und durch Anzünden der Herberge in die ernsteste Lebensgefahr gebracht zu haben, bildete er den Kern der habsburgischen Partei. Die dortigen Reichsstädte hielten meist zu Friedrich. Ulm wäre beinahe einem Handstreiche zum Opfer gefallen. Ein Jude half den Anhängern Ludwigs heimlich bei Nacht in die Stadt, aber alsbald kam Zuzug herbei, vor dem sie weichen mußten. Von den größeren Gemeinwesen standen nur Augsburg in aller Treue und Eßlingen für einige Zeit zur baierischen Partei.

Vor letztere Stadt legte sich im August Friedrich von Oesterreich und suchte sie mit stürmender Hand zu nehmen. Da kam Ludwig herbei, welcher im Frühjahr Kraft von Hohenlohe bezwungen hatte. Mehrere Tage hielten die Streitmassen, bei denen auf beiden Seiten zahlreiche Fürsten und Herren standen, einander beobachtend gegenüber. Vor dem Zelte jedes Königs flatterte die Reichssturmfahne. Die feierliche Erteilung des Ritterschlages bereitete die streitlustigen Gemüter vor, sich der empfangenen Ehre alsbald würdig zu erzeigen; auch König Johann empfing ihn und zwar seltsamerweise von geistlicher Hand, von seinem Oheim Balduin, der die erzbischöflichen Gewänder mit einer kostbaren Rüstung vertauscht hatte. Vielleicht würden auch jetzt die Gegner ohne die Schwerter zu kreuzen sich getrennt haben, wenn nicht ein Zufall am Abend des 19. Septembers blutigen Zusammenstoß veranlaßt hätte. Troßknechte beider Parteien, welche die Pferde im Neckar tränkten, gerieten aneinander, der Lärm

rief die Herren herbei und so entspann sich ein planloses, aber erbittertes Gefecht. Manche Hitzköpfe sprengten in den Fluß, um an den Feind zu kommen, mitten in seinem Bette, wie an den Ufern wälzte sich der wirre Knäuel der Fechtenden hin und her. Als die Dunkelheit hereinbrach, brachte man Fackeln, welche mit ihrem ungewissen Glutschein zur heißen Arbeit leuchteten. Ein rechtes Ergebnis konnte aus dem wüsten Gemenge nicht herauskommen; die Heere wichen wieder voneinander. Unter den Gefangenen, welche Ludwig davonführte, befand sich auch unser alter Freund aus der Lombardei, Graf Werner von Homberg; hier hatte der wilde Recke wieder ihm ebenbürtige Gegner gefunden. Eßlingen war von der Belagerung befreit, trat aber nachher freiwillig zu Oesterreich über.

Das Jahr 1317 verging ohne größere kriegerische Ereignisse. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier nebst Johann von Böhmen erneuerten mit dem Könige, der an den Rhein kam, ihr Bündnis zum Widerstand gegen Friedrich auf Lebenszeit und diese Fürsten vereinbarten gleichzeitig mit den Städten am Nieder- und Mittelrhein einen Landfrieden namentlich zum Schutz des Handels. Heinrich von Köln, gegen welchen der Landfriede gerichtet war, blieb vom Hofe fern, aber da er vereinzelt unter Anhängern Ludwigs stand, von denen namentlich der Graf von Jülich ein gefährlicher Gegner war, und seine Bischofsstadt sich gleich anfangs zu dem Baiern geschlagen hatte, bedeutete seine ablehnende Haltung nicht viel. Im folgenden Jahre verabredeten die drei rheinischen Kurfürsten miteinander, gegenseitig ihr Bestes zu werben. Jeder könne dem, welchen er zum Könige gewählt, Beistand leisten, doch wollten sie sich dabei einander nicht schädigen. Sollte einer der zwei Gekorenen die alleinige Macht erringen, so werden seine Wähler dafür Sorge tragen, daß die des unterlegenen Königs bei ihren Ehren bleiben. Somit wurde der Niederrhein aus dem Thronstreit gezogen und der Kölner verharrte fortan in teilnahmloser Unthätigkeit.

Diesem Gewinn gegenüber drohte Ludwig ein Verlust. Die deutschfeindliche Adelspartei in Böhmen hatte bald nach Heinrichs VII. Tod ihr Haupt erhoben und den jungen König Johann genötigt, sämtliche Ausländer aus seinen Diensten zu entlassen und ihren Führer Heinrich von Lipa zum Oberstlandmarschall zu bestellen. Als dieser jedoch die königlichen Einkünfte beschränkte und durch eigenmächtiges Verfahren den Herrscher, wie einzelne Barone verletzte, ließ ihn Johann als Hochverräter gefangen setzen. Die Folge war ein Bürgerkrieg, welchen das persönliche Zwischentreten der Erzbischöfe Peter und Balduin und die Freilassung Heinrichs nur für kurze Zeit beschwichtigten. Als der König nämlich nach der Eßlinger Schlacht seine luxemburgischen Lande besuchte, führte Erzbischof Peter mit gewohntem Geschick die Regierung Böhmens, aber die herrschsüchtige Königin durchkreuzte seine guten Absichten und veranlaßte ihn, sein undankbares Amt aufzugeben. Elisabeth, von persönlichem Haß gegen Heinrich von Lipa getrieben, begann gegen ihn und seinen Anhang mit geworbenen Söldnern Krieg, der, mit schlechtem Erfolg geführt, Johann zwang nach Böhmen zurückzukehren.

Der König brachte eine reisige Schar aus Luxemburg mit, entschlossen, den Kampf so lange zu führen, bis er nicht nur die Gegner unterworfen, sondern auch die durch den Adel entfremdeten Krongüter zurückgewonnen hätte. Daher wollten die empörten Landherren ihn entthronen und schlossen, wie es nahe lag,

zu diesem Zwecke ein Bündnis mit Habsburg. Krieg, Hungersnot und Seuchen schwangen ihre furchtbare Geißel über Böhmen, dessen Bevölkerung fast gesamt gegen den König Partei nahm. Es war höchste Zeit, daß Ludwig seinem wichtigsten und treuesten Anhänger zu Hülfe sprang, denn griff Friedrich mit rechter Macht in Böhmen ein, ging wahrscheinlich so gut wie Johann auch dem Baiern die Königskrone verloren. Allerdings erreichte letzterer, der persönlich in Böhmen erschien, nur eine Aussöhnung Johanns mit den Aufrührern, welchen die größten Zugeständnisse gewährt wurden, aber er erhielt ihm wenigstens die Herrschaft und durchkreuzte die Hoffnungen Friedrichs.

Die Unordnung schwand jedoch nicht aus dem Lande, in welchem Heinrich von Lipa den maßgebenden Einfluß behielt, und der König trug selbst durch seinen Hang zum Leichtsinn und Vergnügen einen guten Teil der Schuld daran. Er fühlte sich so unbehaglich, daß er sogar Ludwig vorschlug, Böhmen mit der Rheinpfalz zu vertauschen. Elisabeth, durch deren Hand das Königreich an ihren Gemahl gekommen war, erhob entschiedenen Einspruch, aber ihre Feinde, vor allen Heinrich von Lipa, wußten Johann so zu umstricken, daß die Ehegatten sich völlig entzweiten und beinahe Krieg gegeneinander führten. Eine notdürftige Aussöhnung verhinderte das Schlimmste, aber ihr Verhältnis war auf die Dauer gestört. Johann ließ sich bald durch andere Dinge in Anspruch nehmen und verließ endlich Böhmen, um nach seiner Grafschaft Luxemburg zu gehen, wo es ihm allzeit besser gefiel, als in dem unruhigen Böhmen mit seinen trotzigen Adeligen und seiner verbitterten Gemahlin. Für die nächsten Jahre kam die böhmische Hülfe für Ludwig nicht sonderlich in Betracht.

Der Thronstreit zog sich bis 1319 hin, ehe wieder eine Partei sich zu größeren Kriegsthaten erhob. Ein Bündnis, welches die Niederbaiern mit Heinrich von Kärnten schlossen, kam Ludwig zu gute, wurde aber von den Oesterreichern wett gemacht, indem sie sich mit Salzburg, Passau und dem Grafen Heinrich von Görz verbanden und den Grafen Ludwig von Oettingen, der bis dahin treu zu Baiern gestanden hatte, zu sich herüberzogen. Im September unternahmen Friedrich von Salzburg und Leopold von Schwaben her einen großen Feldzug nach Baiern und es fehlte nicht viel, so hätten sie Ludwig von vorn und im Rücken gefaßt. Da außerdem beabsichtigter Verrat ruchbar wurde, räumten die Baiern das offene Feld und überließen das Land der furchtbaren Verwüstung der Feinde. Ludwig verzweifelte und erwog zaghaft insgeheim die Abdankung. Auch ein Feldzug, welcher im nächsten Sommer hauptsächlich mit rheinischen Streitkräften gegen den Elsaß unternommen wurde, endete mit einem unrühmlichen Rückzug.

Die Sache Ludwigs war im entschiedenen Niedergange. Schwerer fast als die unglückliche Kriegsführung traf ihn der am 4. Juni 1320 erfolgte Tod des Erzbischofs Peter. Wenn der Greis auf dem Sterbebette einen Ueberschlag machte über alles, was er in seinem mühevollen, von rastloser Thätigkeit erfüllten Leben erreichte, durfte er damit wohl zufrieden sein. Von der bescheidensten Stellung hatte er sich emporgeschwungen nicht nur zum Primas der deutschen Kirche, sondern auch zu dem einflußreichsten Manne in Deutschland. Trotzdem fuhr er wahrscheinlich in schweren Sorgen dahin, denn König Ludwig entbehrte

des Sieges, seine Pläne auf Mehrung des Besitzes seiner Kirche in Thüringen und Hessen waren nicht völlig geglückt und auch der Gang der Dinge in Böhmen mußte ihn beunruhigen. Doch des Errungenen blieb genug übrig, um für das noch Fehlende Trost zu gewähren. Peter war ein Mann von großen Gaben, ein gewandter Staatsmann und trefflicher Verwalter, auch von Charakter besser, als so manche seiner geistlichen Genossen. Zwar schlug er seinen und seiner Kirche Vorteil hoch an, und Gewinnsucht wirkte als mächtige Triebfeder bei seinen Handlungen. Wir sahen, wie er die Königswahlen ausnutzte, und er konnte es nie verschmerzen, daß er einst durch König Albrecht in große Unkosten geriet. Obgleich er das Erzbistum tief verschuldet übernahm und große Aufwendungen für politische Pläne machte, hinterließ er einen sehr bedeutenden Schatz. Er konnte dabei den Königen, namentlich Ludwig, beträchtliche Anleihen vorstrecken, für welche er Einkünfte bringende Pfandschaften erhielt. Doch beherrschte ihn nicht blinder Geiz, auch nicht das Streben, seine sehr zahlreiche Familie zu bereichern, welche er in seinem Testamente spärlich genug bedachte, während er den größten Teil seines Vermögens für Kirchen und fromme Stiftungen aussetzte.

Peter hegte, wie es scheint, für Heinrich VII., Ludwig und Johann, obschon er ihnen nicht umsonst diente, wirklich wärmere Empfindungen und namentlich das böhmische Land stand offenbar seinem Herzen nahe. Zur Wahl Heinrichs entschloß er sich zwar in erster Stelle aus sachlichen Gründen, aber er erwarb sich mit ihr ein entschiedenes Verdienst um Deutschland und er hat für die Könige, welche er erheben half, auch treulich gewirkt. Nur ein einziger Wechsel in seiner politischen Haltung ist ihm nachzuweisen, der gegenüber den Habsburgern, denen er sein erstes Emporkommen verdankte. Gegen sie bethätigte er fortan unversöhnliche Feindschaft und er vergalt den Haß, welchen ihm deren Partei entgegentrug, mit wirksamster Schädigung ihrer Macht. Einen tieferen Zweck, etwa die bewußte Verfolgung eines Reichsgedankens, welcher ihm das Habsburgische Haus für Deutschland und dessen Verfassung gefährlich erscheinen ließ, darf man in seinem Verhalten kaum suchen; ihn bestimmten vermutlich persönliche Gründe, wohl noch dieselben, welche den Umschlag seiner anfänglichen Hingabe in Feindschaft veranlaßt hatten.

Ein Kriegsmann ist Peter nicht gewesen. Dazu fehlte ihm die körperliche Anlage und die einfachen Verhälnisse, in denen er die erste größere Hälfte seines Lebens zubrachte, gaben weder Anregung noch Möglichkeit, etwa in ihm ruhende Neigungen solcher Art zu entfalten. Der deutsche Königsmacher wußte die Waffen des Verstandes besser zu führen, als die der äußeren Gewalt. Sein sittlicher Wandel war schlecht und recht, ohne Tadel, aber auch ohne asketische Ueberschwenglichkeit. Als Erzbischof verlangte er die sorgfältige Ordnung, in der er sein eigenes Leben führte, auch von seinen Untergebenen und hielt den Klerus zu Zucht und Gehorsam an.

Das Erzbistum bewahrte ihm trotz der hohen Geldforderungen, die er an seine Geistlichkeit gestellt hatte, ein dankbares Angedenken. Dem Stolz auf die Rolle, welche Erzbischof Peter gespielt, gab der ihm gesetzte Grabstein beredten Ausdruck. Er ahmte freilich nur ein älteres Denkmal nach, das des Erz-

bischofs Siegfried III., und mit geringerer Kunstfertigkeit. Dafür zeigt die Gedächtnisplatte Peters einen König mehr. Siegfried setzt den beiden Königen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland die Krone auf. Zu seiten Peters, dessen kleine Gestalt zur Riesengröße aufgereckt ist, stehen wie Zwerge rechts Kaiser Heinrich VII. und Johann von Böhmen, links Ludwig der Baier. Den beiden deutschen Königen drückt Peter mit kräftiger Armbewegung die Diademe auf die Häupter. Die Inschrift rühmt, wie er seine Kirche bereicherte, die Laster vermied, fromm und freigebig war, ein Argus in Ratschlägen. „Er gab die Zepter des Reiches Heinrich, dann Ludwig, das Böhmenreich Johann."

Die Neubesetzung des erledigten Stuhles, bei gegenwärtigen Umständen von noch größerer Wichtigkeit als sonst, zog sich lange hinaus. Das Mainzer Kapitel postulierte getreu der Politik, welche der Verstorbene verfolgte, alsbald Balduin von Trier, aber der Papst Johann XXII., von dessen Wahl noch zu berichten ist, entschied anders. Er neigte sich Friedrich dem Schönen zu unter dem Einflusse des Königs Robert von Neapel. Graf Hugo von Buchegg, welcher einst in Italien und Rom für Heinrich VII. gefochten, war nunmehr der Diener jenes erbittertsten Feindes des Luxemburgers. Die Verhältnisse hatten sich wunderbar umgestaltet. Katharina von Oesterreich, die hinterlassene Kaiserbraut Heinrichs VII., reichte 1316 auf Veranlassung der Brüder ihre Hand dem Erstgeborenen Roberts, und in ihrem Gefolge kam Graf Hugo nach Neapel, wo er hohe Gunst beim Könige erwarb. Deswegen empfahlen beide der Kurie den Matthias, Propst in Luzern, den Bruder Hugos, für den Mainzer Stuhl. Matthias erschien selbst in Avignon, wo er das bündige Versprechen ablegte, als Erzbischof dem König Friedrich und seinen Brüdern für die Dauer des Thronstreites beizustehen. Der Papst behauptete freilich später auf die Beschwerde Ludwigs hin, er habe Matthias gerade wegen seiner Parteilosigkeit erkoren. Ende 1321 zog der neue Erzbischof in seine Diözese ein, wo er ohne Schwierigkeit Aufnahme fand. Aber ehe seine Parteinahme recht ins Gewicht fiel, entschied das Schlachtenglück zu Gunsten Ludwigs.

Immer übler war mittlerweile dessen Lage geworden. Manche ehemaligen Freunde fielen ab, die nachgelassene Familie des Pfalzgrafen Rudolf verursachte ernste Schwierigkeiten. Im Herbst 1322 stand es mit ihm so schlecht, daß die Habsburger hofften, ihn durch einen gleichzeitigen Angriff von Osten und Westen her zu erdrücken. Leopold rüstete wie früher in Schwaben, Friedrich begleitet von seinem jungen Bruder Herzog Heinrich brach das Donauufer entlang in Baiern ein. Er führte mit sich eine stattliche ungarische Hülfsschar, in welcher sich zum Entsetzen der Baiern viele Heiden befanden; mit Ekel sah man die wilden Gesellen Hunde und Katzen braten und verzehren. Grausame Zerstörung begleitete den Zug, aber dadurch verzögerte Friedrich seinen Marsch, und da auch Leopold denselben Fehler beging, verstrich die beste Zeit, die beiden Heere zu vereinigen, unbenützt.

Friedrich drang bis Mühldorf vor, einem am Inn gelegenen Städtchen, welches rings von baierischem Gebiet umschlossen seinem Verbündeten, dem Erzbischofe von Salzburg gehörte, und nahm nordöstlich davon auf dem rechten Ufer eines kleinen Flüßchens, der Isen, welche unweit von Neu-Oetting, unter-

halb Mühldorfs in den Inn mündet, seine Stellung. Er gedachte dort seinen Bruder Leopold zu erwarten, aber die gewechselten Boten wurden durch die Leute des Klosters Fürstenfeld abgefangen.

Ludwig sammelte sein Heer bei Regensburg. König Johann führte ihm bedeutende Streitkräfte zu, bei denen sich auch der schlesische Herzog Bernhard von Fürstenberg mit zahlreichen Rittern befand. Auch Heinrich und Otto von Niederbaiern stellten sich ein, sowie der Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg und andere baierische und fränkische Grafen und Herren; Erzbischof Balduin schickte ebenfalls Mannschaft. Die königliche Kriegskasse war freilich leer und erst am Tage vor der Schlacht trafen so zahlreiche Verstärkungen ein, daß die Gesamtzahl dem feindlichen Heere gewachsen, wohl sogar überlegen war. Die Oesterreicher konnten über bedeutend stärkere Reiterei, die Baiern über weit mehr Fußvolk verfügen.

Am Abend des 27. September lagen sich die Heere gegenüber, durch die Isen getrennt. Zwischen ihr und dem Inn dehnt sich eine freie Ebene aus, die Vehwiese hieß sie damals, zum Kampfe wohlgeeignet. König Johann hatte in den zagenden Ludwig gedrungen, den Streit zu wagen, welcher unbedingt ausgefochten werden mußte, ehe die beiden Habsburger ihre Streitmächte vereinigten. Ein Herold ging hinüber in das feindliche Lager, um die Schlacht anzusagen, und meldete die Annahme zurück.

Die österreichischen Heerführer hatten, als sie die Stärke des baierischen Heeres übersahen, Friedrich geraten, der Entscheidung auszuweichen. Der aber entgegnete: er hätte so viel Witwen und Waisen gemacht, daß er des zum Heile der Christenheit ein Ende machen wolle, wie es ihm auch erginge. Des Nachts ritt er mit seinem Marschall durch das Kriegsvolk von Hütte zu Hütte und mahnte die Herren an ihre Treue. „Ihr Herren, ich traue euch wohl zu, daß jeder morgen mit den Seinigen ein Biedermann sei, wie ich und mein Bruder euch das zutrauen und ihr uns verbunden seid!“ Sie erwiderten, sie wollten das alle gern thun. Im baierischen Lager durchschritt ein königlicher Herold die Zelte, welche sich so weit ausdehnten, daß man von dem einen Ende die am andern brennenden Fackeln nicht sehen konnte, und rief aus: „O Gott! du hast uns von oben Hülfe gesandt; dein Name sei gepriesen in Ewigkeit!“ Alle antworteten: „Amen!“

Am folgenden Morgen, dem 28. September, dem Tage des böhmischen Schutzpatrons, des heiligen Wenzel, bereitete man sich beiderseits durch Messe und Abendmahl vor und ließ der geistlichen Weihe die ritterliche durch Erteilung des Ritterschlages folgen.

Das österreichische Heer stellte sich in vier Schlachthaufen auf, deren zweiten der König, welchem der Ritter von Geroldseck das Reichsbanner vorantrug, den dritten Herzog Heinrich führte. Die Ungarn nahmen eine gesonderte Stellung ein. Friedrich hatte sich nicht abhalten lassen, in prachtvoller Rüstung durch die königlichen Abzeichen jedermann kenntlich gemacht, in eigener Person an dem Gefecht teilzunehmen. Nicht so Ludwig, welcher verständigerweise sich dem Gewühl fernhielt. In einem blauen mit weißen Kreuzen gezierten Waffenrock hielt er abseits auf leichtem Pferde, umgeben von elf gleichgekleideten Rittern.

Der kampfesfreudige Böhmenkönig führte seine Scharen, die baierische Reiterei und die Reichstruppen durch Furten auf das rechte Ufer der Isen, so daß er den österreichischen Heerhaufen seitwärts von Osten her in die Flanke kam. Das Fußvolk und die Nachhut von etwa 800 Reitern blieben auf dem linken Ufer stehen.

Herzog Heinrich warf sich mit den Rittern aus Steiermark und Salzburg den Böhmen entgegen. Der junge Held stritt mit dem höchsten Ruhme, fünfhundert feindliche Ritter wurden sattellos gemacht, aber der Sieg war noch nicht gewonnen. Da führte König Friedrich die Ritter aus Oesterreich und die Ungarn heran. „Wie der Blitz, welcher dem Donner vorangeht, teilte er die Scharen und er und sein Bruder kämpften so tapfer, daß sie schneller als die Adler, stärker als die Löwen erschienen. Man erteilte ihm den Preis, daß es in dem ganzen Streit keinen besseren Ritter gab, als ihn." Fünfzig Feinde soll er mit eigener Hand getötet haben. König Johann selbst stürzte mit dem Pferde, aber ein österreichischer Ritter, der Ebsdorfer, half ihm verräterischerweise auf. Die furchtbare Wucht des Ansturmes brach jedoch an der festen Haltung des baierischen Fußvolks, welches inzwischen von dem andern Ufer der Isen herübergezogen war; die geschlagenen baierischen Ritter saßen ab und kämpften zu Fuß weiter; wie bei Göllheim strebte man vor allem, die Streitrosse der Feinde kampfunfähig zu machen.

Während so die Schlacht unentschieden hin und her wogte, nahte plötzlich eine frische Reiterschar. Die Oesterreicher glaubten, es sei Herzog Leopold, aber es war der Burggraf Friedrich von Nürnberg, welcher den rechten Augenblick abgewartet hatte. Wie so oft in den damaligen Schlachten entschied das Einbrechen einer noch nicht erschöpften, geschlossenen Masse in die im Kampfe aufgelösten Gegner. Die Ungarn flohen zuerst, bald folgten ihnen die anderen, so gut sie konnten. Die Baiern machten gegen 1400 Edele zu Gefangenen, unter ihnen Herzog Heinrich und den König Friedrich. Als unter ihm das Streitroß erstochen zusammenbrach, ergab er sich einem Edelknechte aus Franken, Eberhard von Mosbach, welcher ihn nicht erkannte und zu seinem Herrn dem Burggrafen führte. Der geleitete die kostbare Beute zu König Ludwig. Unter einem Baume stehend empfing dieser froh den einstigen Jugendfreund als seinen Gefangenen. „Herr Oheim, ich sah Euch nie so gern!" rief er Friedrich zu, der erwiderte: „Ich aber sah Euch nie so ungern!" Ludwig gelobte ihm alsbald Sicherheit des Leibes und Gutes.

Die Schlacht bei Mühldorf, in welcher auf beiden Seiten über 1000 Mann fielen, gehört zu den größten des späteren deutschen Mittelalters, und es ist bemerkenswert, daß in ihr das Fußvolk bereits eine so wichtige Rolle spielte. Für Baiern war sie von allerhöchster Bedeutung, denn ihr Verlust würde vielleicht den Untergang des wittelsbachischen Hauses und Besitzes herbeigeführt haben. Daher erhielt sie sich dort in der Erinnerung des Volkes und allmählich bildete sich um sie ein Sagenkranz. Jedes Kind kennt die Erzählung von dem alten Siffrid dem Schweppermann. Als er lange von dem Könige erwartet endlich zur Schlacht heranritt, zitterten ihm die Beine in den Steigbügeln, daß die Sporen klirrten zum Spott der übermütigen Junker. Aber ihm verdankte

der König den Sieg. Wie nun abends die müden Streiter mit Speise und Trank erquickt werden sollten, gab es nichts als Eier. Da sagte König Ludwig: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!"

Erst im fünfzehnten Jahrhundert findet sich diese Erzählung. Alle gleichzeitigen Berichte über den Streit — und wir haben deren mehrere und ausführliche — wissen nichts von den Leistungen Schweppermanns und erwähnen überhaupt seinen Namen gar nicht, auch aus anderen Gründen ist seine Beteiligung als durchaus unwahrscheinlich zu bezeichnen. Doch gab es einen Ritter Sifrid Schwepfermann, welcher 1337 starb und im Kloster Kastl nicht weit von Nürnberg begraben liegt. Er focht mit bei Gammelsdorf und erhielt als Entschädigung für den dort erlittenen Schaden von Ludwig eine Burg. —

Nachdem Herzog Leopold die Kunde von dem Geschick seines Bruders erhalten, wagte er nicht, den Kampf nochmals aufzunehmen; niedergeschlagen zog er nach Schwaben zurück, in Verheerung des Landes seinen Groll auslassend. Friedrich bezog als Gefangener die Burg Trausnitz an der Nab, sein Bruder Heinrich fiel dem Böhmenkönig zu, welcher ihn in unrühmlicher Weise seinen Haß gegen das Habsburger Haus entgelten ließ. Die anderen Gefangenen lösten sich allmählich durch überaus hohe Zahlungen. Reichlich lohnte überdies Ludwig seine Bundesgenossen und Getreuen.

Das Schwert hatte entschieden, das Gottesurteil war gesprochen; der Mühldorfer Sieg verschaffte Ludwig fast allenthalben die Anerkennung im Reich. Er unterließ es, den Vorteil weiter auszunützen und Oesterreich völlig zu demütigen; Friedrich in seinem Gewahrsam bot ihm genügende Sicherheit. Der bisherige Anhang Habsburgs löste sich auf und trat größtenteils auf Baierns Seite, die schwäbischen Reichsstädte und Grafen, die Bischöfe von Würzburg und Augsburg; selbst Erzbischof Matthias von Mainz ließ sich für gewaltige Geldsummen gewinnen.

Fünfter Abschnitt.

Die Mark Brandenburg. 1319—1324.

Da der Kampf um die Krone die neuen Könige beschäftigte, blieb Landgraf Friedrich der Freidige ohne Anfechtungen von ihrer Seite und konnte sich der Aufgabe widmen, die Brandenburger aus der Stellung zu verdrängen, welche sie in den thüringisch-meißnischen Landen noch immer besaßen; schien es doch am Anfang des Jahrhunderts, als ob diese Linie der Anhaltiner die Vorherrschaft im ganzen Norden erringen würde. Die Mark Brandenburg, die Lausitz und die Länder Bautzen und Görlitz, Teile von Schlesien, Mecklenburg, Pommern, vom Erzstifte Magdeburg, von Thüringen, Meißen standen unter ihrer Herrschaft und bis nach Franken hinein erstreckte sich ihr Besitz. Dazu kamen ausgedehnte Lehensrechte, namentlich über Pommern.

Ungemein fruchtbar hatte sich das Geschlecht Albrechts des Bären vermehrt. Um 1280 sollen nach einer späteren Erzählung nicht weniger als neunzehn männliche Glieder der Familie auf dem Markgrafenberge bei Rathenow mit schwerer Sorge erwogen haben, wie ihr Land nicht ausreiche, sie angemessen zu versorgen. Der Tod befreite sie von ihren Befürchtungen, einer nach dem andern starb schnell dahin ohne Nachkommenschaft, und so waren um 1315 nur noch vier männliche Sprossen vorhanden, Heinrich I., der eine Schwester des Königs Ludwig zur Gemahlin hatte und sich nach seinem Besitz in Thüringen oft Markgraf von Landsberg nannte, sein junger Sohn Heinrich II., Waldemar von der Johanneischen und Johann V. von der Ottonischen Linie. Als dieser und Heinrich I. auch dahingingen, vereinigte Waldemar, zugleich Vormund Heinrichs II., den gesamten brandenburgischen Besitz. Schon vorher nahm er eine große und allgemeines Aufsehen erregende Stellung ein, obgleich er, um 1290 geboren, noch in sehr jugendlichem Alter stand. „Er war von kleinem Wuchs, aber großer Körperstärke. Er benutzte mehr fremde Kräfte, als die seines Landes, denn er hegte viele Barone, Edele und Mächtige, welche aus verschiedenen Weltgegenden an seinem Hofe zusammenflossen. Er war außerdem im höchsten Grade eitel und prunksüchtig.“

Bis in die fernsten Gegenden verbreitete sich die märchenhafte Kunde von dem unbegrenzten Reichtum und der unerschöpflichen Freigebigkeit des Markgrafen durch das großartige Fest, welches er 1311 vor Rostock veranstaltete, als er sich von dem dänischen König Erich den Ritterschlag erteilen ließ. Mit den überschwenglichsten Worten berichtet darüber die Brandenburger Chronik, aber auch andere Geschichtschreiber, selbst aus Oesterreich, erzählen von dieser herrlichen Feier, welche zeigte, daß Norddeutschland an ritterlichem Glanz dem Süden keineswegs nachstand. Der Minnesänger Heinrich von Meißen Frauenlob widmete dem Markgrafen rühmende, künstlich gedrechselte Verse.

Jenes ungünstige Urteil über Waldemar erhält jedoch durch diese Zeugnisse Bestätigung. Der junge Fürst war wirklich eitel und prunksüchtig. Er hielt die Kräfte seines Landes nicht genügend zusammen, um Großes zu leisten; phantastisch, leidenschaftlich übereilt und jähzornig, wetterwendisch in seinem Verhalten und doch wieder eigensinnig, erregte er den Widerstand der benachbarten Herren. Während er früher den Fürsten in dem Kampfe gegen die Ostseestädte beigestanden hatte, trat er auf die Seite Stralsunds und rief so ein großes Bündnis gegen sich ins Leben, dessen Seele, sein ehemaliger Festgenosse König Erich von Dänemark, fast die gesamte nordische Welt gegen den Markgrafen vereinte. Waldemar erlitt im August 1316 durch den pommerschen Herzog Heinrich den Löwen bei Gransee eine Niederlage; nur durch die Aufopferung der Seinigen entging er der Gefangenschaft und mußte in dem endlich geschlossenen Frieden zu Templin Abtretungen machen. Auch Friedrich der Freidige ersah die günstige Gelegenheit; in dem begonnenen Kampfe verlor er zwar seinen Erstgeborenen, den tapfern Friedrich den Lahmen, aber erwarb Meißen zurück.

Trotz einiger Einbußen war Waldemars Macht ungeschwächt, als ihn am 14. August 1319 ein hitziges Fieber hinwegraffte. Seiner Lebensart entsprechend veranstaltete man ihm ein prachtvolles Begräbnis in dem Kloster Chorin. Da sein heißer, oft ausgesprochener Wunsch nach einem Erben ihm nicht erfüllt worden war, ging die gesamte Erbschaft auf den minderjährigen Heinrich II. über. Sein Recht war jedoch nicht unbestritten, und daher geriet das Land alsbald in Verwirrung und Not. Waldemars Witwe Agnes erhob Ansprüche, welche ihr Vormund Herzog Rudolf von Sachsen geltend machte; aber beide zerfielen bald miteinander, während für den jungen Heinrich Herzog Wartislaw von Pommern die Vormundschaft führte. König Ludwig suchte seinem Neffen freiere Bewegung zu schaffen, indem er ihn für mündig erklärte, aber gleich darauf, im Juli 1320, starb Heinrich und hinterließ die Mark Brandenburg einer traurigen Zukunft. Eine aussichtsreiche Entwickelung war damit jäh abgebrochen.

Wie die Wüstengeier über ein gefallenes Tier stürzten sich die Nachbarn auf das erledigte Land. Zwar war die Markgrafschaft ein Reichslehen, aber die Erzbischöfe von Magdeburg bestritten das, und für einzelne Teile waren die Rechtsverhältnisse auch sonst zweifelhaft. Die Fürsten von Mecklenburg, Pommern, Dänemark, Sachsen, Braunschweig, Magdeburg, Thüringen, Schlesien, Böhmen zerrten an dem unglücklichen Lande und rissen einzelne Stücke ab,

manchmal gerieten sie auch untereinander in Streit. Das klägliche Bild ins einzelne zu verfolgen bietet weder Genuß noch ersprießliche Belehrung.

Es war wieder einer der Fälle eingetreten, welche dem Königtum Gelegenheit gaben, wichtige Gerechtsame auszuüben und ihm daher selbst in den Zeiten der Schwäche Bedeutung bewahrten. Rudolf, Adolf und Albrecht hatten solche Gunst der Verhältnisse benutzt, sie sogar, wenn es nicht anders ging, künstlich geschaffen. Jetzt konnten freilich zwei Könige das Recht beanspruchen, über das erledigte Reichslehen zu verfügen, aber für diese Gegenden galt nur Ludwig; Friedrich hat wenigstens in der Hauptfrage keinerlei Schritte gethan. Doch auch Ludwig durfte, solange der Gegenkönig noch nicht besiegt und er selbst auf die Hülfe anderer angewiesen war, nicht unumwunden mit seinen Absichten hervortreten, und daher verstrich lange Zeit, ehe er einen Entscheid traf. Am unangenehmsten war ihm Rudolf von Sachsen, sein Gegner bei der Königswahl, der als Anhaltiner nicht ungerechtfertigte Ansprüche erhob und im Lande Fuß gefaßt hatte; daher zeigte er sich dessen Nebenbuhler Herzog Wartislaw von Pommern geneigt.

Gleich nach dem Tode Waldemars bemühte sich König Johann von Böhmen, die Oberlausitz wieder an Böhmen zurückzubringen. Mit dem Herzog Heinrich von Jauer, der ebenfalls Erbforderungen erhob, wäre er darüber beinahe in Kampf geraten, doch ein Vergleich überließ dem Schlesier Görlitz und Lauban, der dafür auf Bautzen und andere Gebiete verzichtete. König Ludwig erteilte Johann nach dem Tode des letzten Markgrafen Heinrich die Belehnung mit diesen Ländern und übertrug zur selben Zeit die Pfalzgrafschaft Sachsen und die Mark Landsberg, welche gleichfalls zum hinterlassenen Erbe gehörten, dem Grafen Bernhard von Anhalt. Ueber die Mark selbst verfügte er noch immer nicht.

Er that es erst, als der Siegeskranz von Mühldorf sein Haupt schmückte. Einen guten Teil von dessen Blättern hatte der Böhmenkönig gepflückt. Zeitgenossen erzählen, Ludwig habe ihm Hoffnungen auf die Mark Brandenburg gemacht; so unbegründet diese Behauptung auch sein mag, unwahrscheinlich ist es nicht, daß der phantastische Sinn Johanns sich eine solche Belohnung ausmalte. Kurz vorher hatte er zu Prag seine älteste neunjährige Tochter Margarete mit Herzog Heinrich von Niederbaiern vermählt und so die Häuser Wittelsbach und Luxemburg noch enger verbunden. Nach der Schlacht empfing er von dem deutschen Könige reiche Verleihungen, die dieser vielleicht zugleich als Abfindungen auffaßte. Er erhielt, allerdings auch zur Deckung älterer Forderungen Zölle und Pfandschaften, darunter die Stadt Eger, welche nun endgültig bei Böhmen blieb, und die Reichsstädte Altenburg, Zwickau, Chemnitz und Kaiserslautern. Da er beabsichtigte, seine Tochter mit Friedrich, dem Erben von Thüringen-Meißen zu vermählen, versprach Ludwig, diesem die Reichsbelehnung zu erteilen, also damit alle Ansprüche, welche er als Rechtsnachfolger Adolfs und Albrechts vielleicht hätte erheben können, aufgebend. Auffallend genug, daß wenige Monate später, im folgenden Jahre 1323, Ludwig selber diese Ehe durchkreuzte und Friedrich mit seiner Tochter Mechtilde verlobte und verehelichte. Guta, die Tochter Johanns, welche schon auf der Wartburg bei ihrer künftigen Schwiegermutter weilte, mußte nun entlobt wieder abziehen. Später

übertrug der deutsche König seinem Eidam auch das Pleißnerland und das Burggrafenamt von Altenburg, so daß diese Gebiete fortan dem Wettinischen Hause verblieben.

Der alte Friedrich der Freidige hat diesen glücklichen Ausgang der wechselvollen, schweren Kämpfe, welche seine ganze Regierung erfüllten, zwar noch erlebt, aber er war kaum noch imstande, sich daran zu erfreuen. Seit einigen Jahren unterlag der nicht viel über sechzig Jahre alte Fürst schwerem Siechtum und mußte seiner klugen Gemahlin, der erheblich jüngeren Elisabeth von Lobdaburg, die Regierung überlassen. Den schon Kranken erregte mächtig ein Festspiel von den zehn Jungfrauen, welches Geistliche und Scholaren in dem Tiergarten zu Eisenach aufführten. Als die fünf thörichten Jungfrauen vergeblich die göttliche Gnade erflehten, stürmte Friedrich erzürnt fort mit den Worten: „Was ist der christliche Glauben, wenn der Sünder nicht durch die Fürbitte Mariens und aller Heiligen Gnade erlangen kann?" Nach fünf Tagen der Aufregung traf ihn ein Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholte, noch lange Zeit brachte er in elendem Zustande zu. Erst 1324 starb er, seinen Sohn Friedrich, den Bräutigam der bairischen Mechtilde, in unmündigem Alter zurücklassend.

Die der böhmischen Prinzessin widerfahrene Behandlung war für ihren Vater geradezu ein Schimpf und üble Belohnung der geleisteten Dienste. Ludwig beging diese Handlung der Undankbarkeit, weil er an der Grenze der Mark Brandenburg einen ihm eng befreundeten Fürsten haben wollte, denn diese hatte er seinem ältesten Sohne Ludwig bestimmt.

Im Frühjahr 1323 übertrug Ludwig in Nürnberg dem achtjährigen Knaben die Mark mit der Erzkämmererwürde, mit den Herzogtümern Stettin und Demmin, dem Lande Stargard und der Grafschaft Wernigerode, wie sie durch den Tod Waldemars an das Reich gefallen war. Die Belehnungsurkunde wurde erst am 24. Juni 1324 ausgestellt; sie entbehrt jeder Zeugenschaft von Fürsten, welche bei so wichtigen Sachen üblich war. Dem Kinde wurde zugleich die künftige Frau ausgesucht, Margareta, die Tochter des dänischen Königs Christoph II., auch hier gab die Rücksicht auf die brandenburgischen Verhältnisse den Ausschlag. Ludwig bemühte sich auf jede Weise, seinem Sohne die Wege zu ebnen, und wollte selbst ihn in das Land einführen und zu Lübeck mit dem Dänenkönige eine Zusammenkunft halten. Christoph ließ bereits die prächtigsten Vorbereitungen zu seinem Empfange treffen, aber plötzlich kam die Nachricht, der deutsche König sei umgekehrt. Ludwig übertrug nunmehr dem wackern Grafen Berthold von Henneberg, dem erfahrenen Staatsmanne, der nach längerem Zögern sich von den Habsburgern abgewandt hatte, die Verweserschaft der Mark mit ausgedehnten Vollmachten. Ende des Jahres erschien Berthold mit dem jungen Fürsten in seinem neuen Wirkungskreise und suchte, soweit es möglich war, durch friedliche Mittel allmählich seinem Schützling den gesamten Bestand der Mark wieder zu erwerben.

Sechster Abschnitt.

König Johann von Böhmen.

Während König Ludwig über die Mark Brandenburg verfügte und die kleine Guta um ihren Bräutigam brachte, verweilte Johann in Frankreich. Er wohnte dort der Krönung seiner ältesten Schwester Marie bei, welche vor kurzem König Karl IV. geheiratet hatte. Er führte mit sich seinen erstgeborenen siebenjährigen Sohn Wenzel, den späteren Kaiser Karl IV., der an dem französischen Hofe seine Erziehung erhalten, zugleich aber auch von Böhmen entfernt werden sollte. Das Kind wurde bald mit Maria, der Tochter des Grafen Karl von Valois, vermählt.

Damals hat — so erzählt ein im allgemeinen glaubwürdiger Berichterstatter, der Venetianer Marino Sanudo — Johann mit Karl IV. über die Annahme der Kaiserwürde verhandelt und zwar im Einverständnis mit dem deutschen König Ludwig. Die französischen Räte verhielten sich jedoch ablehnend und ebenso zerschlugen sich andere auf das Arelat bezügliche Pläne.

Johanns Plan war kaum mehr als eine flüchtig aufgestiegene Luftblase. Daß der Baier daran beteiligt war, ist sehr wenig wahrscheinlich; vielleicht hat Johann sich nur anheischig gemacht, seine Einwilligung zu erwirken. Wie dem auch sein mag, Johann erscheint hier zum erstenmal als politischer Planmacher im großen Stile, wie er dann so oft aufgetreten ist.

Es ist nicht leicht, ein sicheres Urteil über diesen proteusartigen, vielgestaltigen Charakter zu gewinnen. Johann war offenbar eine reichbegabte Natur. Ihn zierte, namenlich in seiner Jugend, außerordentliche Körperschönheit, Liebreiz des Antlitzes mit zierlicher Gewandtheit des Leibes gepaart; wie ein Engel sah er aus. Welchen Umfang Wissen und geistige Ausbildung bei ihm erreichten, wissen wir nicht; wie das in seinem Geschlechte üblich war, hatte er in seinen Knabenjahren die Einwirkung französischer Sitte erfahren. Erst vierzehn Jahre alt, heiratete er die vier Jahre ältere Elisabeth, die Tochter des Königs Wenzel II. von Böhmen und erhielt als ihr Gemahl das Königreich. Wir kennen bereits die ersten Zeiten seiner Herrschaft, in denen er freilich wenig Selbständigkeit

entwickeln konnte, und wenn er es that, schuf er nur Verwirrung. Er gewann in dem Lande keine Beliebtheit und blieb der Fremdling, während seine Gemahlin und deren Kinder als die rechten Erben Böhmens galten. Auch Johann wandte sein Herz nicht seinem Königreiche zu und nahm von jeher gern jede Gelegenheit wahr, um sich aus ihm zu entfernen. In dieser gegenseitigen Nichtbefriedigung entfaltete sich sein Charakter sehr unvorteilhaft, und wie er sich seinen Neigungen frei überließ, verschärfte sich sein Mißverhältnis zur Königin und zu der Bevölkerung immer unerfreulicher.

Johann sprudelte über von Lebenslust. Er liebte den Krieg, obgleich er bei aller Tapferkeit keine Anlage zum Feldherrn hatte, da er zu einem solchen zu unruhig und lebhaft war, und pflegte die Ritterlichkeit mit all ihrer hellen Lust. Als „die Krone der Ritterschaft" galt er bis nach Frankreich und England und bis nach Preußen hin; der abenteuerliche Tod, welchen er selbst in der Schlacht bei Crecy suchte, zeigt am besten, wie er in diesen Dingen dachte. Natürlich, daß ritterliche Spiele und Turniere ihn hoch ergötzten, obschon er manchmal mit Unglück im Speerkampf ritt und schweren Körperschaden davontrug. Im Veranstalten glänzender Festlichkeiten, mit welchen die lebensfrohe Zeit sich kaum genug thun konnte, zeichnete er sich besonders aus und er suchte ihnen durch eigens ersonnene Vergnügungen besondern Reiz zu verleihen. So wollte er 1319 die Tafelrunde des König Arthur zur Darstellung bringen und erließ Einladungen durch das ganze Reich; aber so wenige Gäste entsprachen ihr, daß das Vergnügen sehr dürftig ausfiel. „Die Berge kreißen, es wird eine lächerliche Maus geboren; die Quellen brechen hervor, bald badet sich in ihnen ein Schwein", spottet deswegen unser wohlbekannter Chronist von Königssaal. Von ihm stammen überhaupt die meisten Nachrichten über Johanns Persönlichkeit; als schwärmerischer Verehrer der Elisabeth war er Parteimann, aber es ist nicht anzunehmen, daß er deswegen allzu gehässiger Uebertreibung verfiel, denn die einzelnen Züge des von ihm entworfenen Bildes finden anderweitig Bestätigung.

Das Volk sah sonst gern Pracht und Prunk, doch Johann that darin zu viel und gab wohl auch seine Würde als König preis. Als er einst bei einem Turnier auf dem Markte in Prag vom Pferde fiel und von den Pferdehufen arg getreten und mit Schmutz bedeckt weggeführt wurde, gab ein Teil der Umstehenden seinem Behagen darüber unverhohlenen Ausdruck. Das schlimmste war, daß noch andere Schattenseiten zu Tage traten. Johann ergab sich mancherlei Ausschweifungen. Er spielte Würfel und bezahlte manchmal seine Verluste nicht, wurde beim Spiel leidenschaftlich und mußte scharfe Gegenrede dafür hinnehmen. In der Nacht trieb er sich, nur von einem Diener begleitet, in den Straßen umher, nach unziemlichen Abenteuern lüstern. Sein eigener Sohn klagt, von den schlechten Gesellen in des Vaters Umgebung verführt worden zu sein.

Traurig und ein Unglück für das Land war das Verhältnis, in welchem das königliche Ehepaar zu einander stand. Elisabeth, eine scharfe und strenge Frau, voll Stolz auf ihre Abstammung aus dem alten böhmischen Königsgeschlecht, herrschsüchtig und durchgreifend, suchte den Leichtsinn ihres jungen Gemahls vergebens zu bekämpfen und zu bessern, so daß bald politische wie häusliche Gründe eine völlige Entfremdung herbeiführten. Elisabeth gebar in zehn

Jahren sieben Kinder, zunächst zwei Töchter, Margareta, die mit Herzog Heinrich II. von Niederbaiern vermählt wurde, und Guta, welche fünfmal verlobt war, bis sie endlich 1332 von ihrem sechsten Bräutigam, dem französischen Prinzen Johann, heimgeführt wurde; doch starb sie, ehe dieser den Königsthron bestieg. Dann folgten drei Knaben, Wenzel der spätere Karl IV., Ottokar, der früh starb, und Johann Heinrich, endlich zwei Zwillingsschwestern, deren eine, Anna, die andere überlebte und später den Herzog Otto von Oesterreich heiratete. Johann überwarf sich mit seiner Gattin derartig, daß er befürchtete, sie wolle ihm den jungen Wenzel als König entgegenstellen, weshalb er diesen nach Frankreich entfernte. Elisabeth sah sich genötigt, mehrere Jahre bei ihrer ältesten Tochter in Baiern zu leben; auch später, nachdem eine notdürftige Versöhnung erfolgt war, erhielt sie kaum den nötigen Lebensunterhalt. Den Kummer der vernachlässigten Gemahlin vergrößerte außerdem das anstößige Verhältnis, welches ihr Gatte mit der anderen Königin, Elisabeth, der Witwe der Könige Wenzel II. und Rudolf, unterhielt. Als dann Johann 1330 in Trient den Tod seiner von Gram verzehrten Gattin erfuhr, erschrak er freilich und legte Trauerkleider an, doch lange hielt seine Gemütsbewegung nicht vor. Nach vier Jahren heiratete er Beatrix, die Tochter des Herzogs Ludwig X. von Bourbon, welche ihm noch einen Sohn, Wenzel, den spätern Erben von Luxemburg, gebar. Die Böhmen und seine Söhne erster Ehe waren über diese zweite Heirat wenig erfreut.

Da Johann Geld in jeder Weise verschwendete und verjubelte, bedurfte seine Kasse steter Nachfüllung. Böhmen geriet unter einer solchen Herrschaft in noch tieferen Verfall, als ihn das ohnehin seit der Schlacht auf dem Marchfelde schwer heimgesuchte Land je erlebt hatte. Der Adel schaltete frei und willkürlich, die öffentliche Ordnung löste sich zeitweilig fast ganz auf, die Krongüter kamen abhanden oder wurden verschleudert. Karl IV. sagt selber, als er 1334 die Verwaltung übernahm, habe er nicht eine Burg gefunden, welche nicht mit sämtlichen Krongütern verpfändet gewesen wäre, so daß er wie ein Bürger in Stadthäusern wohnen mußte. Dabei erpreßte Johann wiederholt die schwersten Auflagen und sog dem Lande die letzten Kräfte aus. Alle Mittel wurden versucht, um Geld zu erlangen; selbst die Münze erfuhr zeitweilig eine arge Verschlechterung. Die Juden, welche er auch sonst viel benutzte, mußten oft herhalten. Einmal ließ der König in ihrer Synagoge nachgraben und fand dort wirklich eine große Summe. Sogar den Boden um das Grabmal des heiligen Adalbert im Prager Dom befahl er nach Schätzen umzuwühlen, freilich ohne Erfolg. Als der Sarg des heiligen Wenzel mit silbernen Standbildern geschmückt werden sollte, verpfändete er sie. So schwand die Liebe des Volkes zu ihm völlig dahin; nur in seltenen Fällen, wenn er von großen Erfolgen nach Prag kam, begrüßte ihn lauter Jubel, der aber stets alsbald verstummte. Denn Johann erschien in Böhmen nur, um Geld, möglichst viel Geld herauszuschlagen, von dem er den größten Teil fortschleppte, um es anderweitig zu vergeuden oder in politischen Unternehmungen zu verbrauchen. So kam es schließlich so weit, daß das ganze Land zitterte, wenn sein König sich wieder einmal blicken ließ. Gewöhnlich zog er in kürzester Zeit wieder davon, denn ihm behagte es überall besser als in seinem Königs-

reiche. „Man achtete seine Worte wie Baumblatt, und seine Privilegien galten so viel, wie das Wachs des Siegels wert war.“ Von Kirche und Geistlichkeit war er kein Freund; in das Vermögen der Klöster that er tiefe Eingriffe. Die Messe besuchte er, wie Peter von Zittau schweren Herzens klagt, nicht aus Andacht, sondern nur aus Anstand, aber er unterließ auch während derselben nicht sein Geplauder und Lachen. In seinen späteren Jahren hatte er einen großen Streit mit dem leidenschaftlichen Bischof Nanker von Breslau, einem vom Papste aufgedrungenen Polen, wegen des bischöflichen Schlosses Militsch, welches er erwerben wollte, weil es zur Sicherung des Landes gegen Polen wichtig war. Der Bischof drang mit Gewalt in das Gemach des Königs ein und verlangte die Rückgabe der Burg. „Das wird nicht so bald geschehen, wie Ihr denkt“, erhielt er zur Antwort. Nanker schleuderte ihm den Bannfluch ins Angesicht, aber ruhig sagte Johann: „Bei der Seele Gottes, was ist das für ein Priester! Der würde gern ein Märtyrer werden, wenn nur jemand Lust hätte, ihn dazu zu machen!“ Den Bischof ließ er unangefochten gehen, das Schloß behielt er. Auch dem Aberglauben huldigte er nicht; auf Träume gab er nichts.

Wie ein Irrlicht ist Johann durch sein ganzes Leben unstät herumgeflackert; nie duldete es ihn lange an einem Ort. Auf Reisen flog er mehr als er ritt. Verzweifelt jagten die Boten hinter ihm her, die wichtige Nachrichten bringen sollten. Der König war flinker als sie, und manchmal konnten sie gar nicht erfahren, welche Wege er, von plötzlicher Laune geleitet, einschlug. Er vermochte in kürzester Zeit Strecken zurückzulegen, um die ihn ein heutiger Gewaltreiter beneiden würde. Stets war er eifrig beschäftigt mit irgend einem Unternehmen, mochten es lustige Feste oder Kriegszüge oder diplomatische Verhandlungen sein. Namentlich die letzteren zogen ihn an, und wir werden davon noch übergenug zu berichten haben. Besonders gern kuppelte er Ehen zusammen. Es dürfte schwer sein, einen andern Fürsten zu nennen, dessen Thätigkeit eine so vielseitige und unermüdliche war, der so viele politische Fragen angegriffen hat, von einer schnell zur andern überspringend oder auch mehrere auf einmal betreibend. Ueberall hin wandten sich seine Blicke. Es gibt kaum irgend einen Teil des Abendlandes, der nicht irgendwie einmal in den Entwürfen oder Umtrieben des lustigen Luxemburgers seine Stelle gefunden hätte; kein wichtiger Streit erhob sich, ohne daß nicht Johann den Drang gefühlt hätte, seine Finger hineinzustecken. Das Deutsche Reich und viele seiner Fürstentümer, der Kampf zwischen Kaiser und Papst, dann der zwischen Frankreich und England, die Länder Ungarn, Polen, Preußen, Italien bildeten gleichmäßig den Gegenstand seiner rastlosen Geschäftigkeit. Unerschöpflich in Entwürfen nahm er sich kaum Zeit, einen auch durchzuführen; seine lebhafte Phantasie spiegelte ihm bald hier, bald dort möglichen Gewinn vor. Er kam dadurch in die Gefahr, seine geistige Kraft ebenso wie sein Geld zu verpuffen. Johann war ergriffen vom politischen Gründungsschwindel und ließ sich von ihm weidlich herumtummeln. Ein Fehlschlag störte ihn nicht, denn wohlgemut griff er nach einem andern Spielzeug seiner wechselnden Laune. Er wurde geradezu für andere zum Makler; kein Fürst könne mehr Geschäfte ohne den Böhmenkönig abschließen, sagten die Spötter. Er wußte offenbar oft selber nicht, wenn er mit beiden Beinen in eine schwierige Angelegenheit sprang,

wie er sie wieder herausziehen wollte. Seine Politik gibt daher dem Geschichtsforscher Rätsel nach Rätsel auf, die deswegen kaum zu entknoten sind, weil der, welcher sie stellte, sich selber nicht klar war, welche Lösung er finden würde, und den endlichen Ausgang dem guten Glück anheimgab. Und in der That war es ihm oft hold; seine Gegner behaupteten deswegen, Johann habe mehr Glück als Verstand. So ganz richtig war dieser boshafte Ausspruch doch nicht. Unter all dem windigen Treiben steckt oft ein sehr gesunder Gedanke und ein geschicktes Herausfühlen des springenden Punktes. Es wird sich noch zeigen, daß das endliche Ergebnis seines Lebens keineswegs gering anzuschlagen ist.

Man sollte annehmen, daß die Freundschaft, welche bisher zwischen Johann und Ludwig herrschte, durch die letzten Vorgänge hätte eine Störung erleiden müssen. Wie auch der Böhme in seinem Herzen denken mochte, sichere Anzeichen davon sind nicht vorhanden. Daß er nach seiner Rückkehr mit den Oesterreichern Frieden schloß, ist kein Beweis einer Feindschaft gegen den deutschen König. Seinen Gefangenen, den Herzog Heinrich, hatte er schon vorher der Haft entlassen; da aber dessen Bruder die Lösebedingungen für zu schwer erachtete, kehrte Heinrich, getreu seinem gegebenen Worte, nach Prag zurück. Endlich schlug für den hartgeprüften Jüngling die Stunde der Freiheit. Unter Vermittlung des Ungarnkönigs schloß Johann im September 1323 mit den Habsburgern einen Vertrag. Er gab Heinrich frei und erhielt dafür die Stadt Znaim zurück, einige Ortschaften als Pfand und die Papiere, welche noch von König Albrechts Zeit her Anrechte Oesterreichs auf Böhmen begründeten. Er behielt sich das Recht vor, weiterhin Ludwig Hülfe zuzuführen, doch nicht aus Böhmen und Mähren.

Nachher besuchte er Ludwig in Donauwörth und stürmte nach Frankreich zurück, um König Karl IV. Hülfe gegen die empörte Stadt Toulouse zu leisten. Sommer und Herbst 1324 tummelte er sich in Fehden am Rhein, in Westfalen und Lothringen herum. Böhmen, von König und Königin verlassen und von Hauptleuten verwaltet, verfiel in trostlose Zerrüttung. Indessen ließ Johann seine östlichen Aufgaben nicht ganz aus den Augen: von Luxemburg aus schloß er einen wichtigen Vertrag mit dem ehemaligen Böhmenkönig Herzog Heinrich von Kärnten. Er schürzte damit eine politische Verknüpfung von der weittragendsten Wirkung, welche sich durch die ganze Regierung Ludwigs zog und der Schlüssel zum Verständnis mancher rätselhaften Vorgänge ist. Wir müssen deswegen etwas in die folgenden Jahre vorgreifen.

Heinrich von Kärnten, durch Verschwendung und Ausschweifungen heruntergekommen und unfähig, das Gewicht, welches ihm seine Stellung von selbst gab, jemals mit Nachdruck geltend zu machen, bildete gleichwohl den Gegenstand zarter Aufmerksamkeit von seiten derjenigen, welche in ihm einen für die Zukunft wertvollen Schwiegervater erblickten. Der Witwer hatte keinen Sohn, sondern nur zwei Töchter, Adelheid und Margarete, also verheißungsvolle Erbinnen. Heinrich beabsichtigte freilich, eine dritte Frau heimzuführen, welche ihm aber auch Geld zur Deckung seiner Schulden mitbringen mußte. Johann ließ ihm schon 1321 durch Ludwig den Baiern seine Schwester Maria mit stattlicher Mitgift anbieten, aber der bigotte Wüstling war zwar als Schwiegervater, nicht jedoch als Ehemann verlockend. Die schöne Maria schützte Klostergelübde vor und

reichte dann ihre Hand dem französischen Könige. Jetzt nahm Johann den alten Plan wieder auf und bot dem Herzoge seine Muhme Beatrix von Brabant mit noch größerer Aussteuer an. Dagegen entsagte Heinrich seinen Ansprüchen auf Böhmen und versprach, eine Tochter, welche nach seinem Tode Kärnten und Krain erhalten sollte, mit einem böhmischen Prinzen zu vermählen. Leider hatte Beatrix denselben guten Geschmack wie Maria und lehnte den zugedachten Gatten, der schon die Hochzeitsfeierlichkeit mit aller Pracht rüstete, unter dem Vorwand ab, sie sei ihrer Eltern einzige Tochter und wolle sie nicht verlassen; übrigens starb sie später wirklich unvermählt. Jetzt übernahm es Herzog Albrecht von Oesterreich, dem liebebedürftigen Kärntner beizuspringen, und vermittelte im Dezember 1326 dessen Verlobung mit Beatrix von Savoyen, seiner Schwägerin, um durch diese Ehe den böhmischen Umtrieben entgegenzutreten. Aber Johann benutzte seine Verwandtschaft mit Beatrix, um sich einzudrängen, und indem er die früher angebotene Summe versprach, erreichte er wirklich, daß im Oktober 1327 sein fünfjähriger Sohn Johann Heinrich als Bräutigam einer Tochter Heinrichs an den Kärntner Hof abging. Der alte Herzog konnte endlich im Februar 1328 die Hochzeit mit Beatrix feiern.

Siebenter Abschnitt.

Papst Johann XXII.

Mehr als zwei Jahre vergingen nach dem Tode Clemens' V., bis die Glocken der abendländischen Christenheit verkündeten, sie habe wieder einen Papst. Wie ein halbes Jahrhundert früher nach dem Tode Clemens' IV. standen sich in dem Kardinal-Kollegium Italiener und Franzosen gegenüber, ohne zur Einigkeit zu kommen. Jetzt waren die Franzosen weitaus in der Mehrheit, aber auch sie zerfielen in zwei feindliche Parteien, da die Gascogner, meist aus den Anhängern und Geschöpfen des verstorbenen Papstes bestehend, für sich die höchste Würde beanspruchten. Die acht Italiener wünschten die Rückkehr nach Rom; freilich hatten sie keine Aussicht, durchzubringen, aber ebensowenig konnten die zwölf Gascogner die für die Wahl notwendige Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen erlangen. Das Konklave trat in Carpentras, dem Sterbeorte des letzten Papstes, zusammen. Doch die Angelegenheit rückte nicht vorwärts. Am 24. Juli 1314 fiel das Gefolge einiger gascognischer, mit Clemens V. verwandter Edelleute über die in der Stadt befindlichen verhaßten Italiener her, erschlug oder plünderte sie aus, wobei ein großes Feuer ausbrach, und zog dann mit drohendem Geschrei vor das Gebäude, in welchem die Kardinäle versammelt waren. Die Italiener unter diesen retteten sich mit Mühe; das Konklave war gesprengt, seine Mitglieder zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen.

Vergeblich bemühte sich König Philipp, die Kardinäle an einem anderen Orte zusammenzubringen; nicht nur er selbst, sondern auch sein Sohn und Nachfolger, König Ludwig X., starben, ehe ein neues Konklave zustande kam. Es drohte sogar eine zwiespältige Wahl. Von allen Seiten Europas ertönten Ermahnungen, der papstlosen Zeit ein Ende zu machen, und so griff der damalige Reichsverweser, Graf Philipp von Poitou, der nachherige König Philipp V., endlich mit List und Gewalt durch. Es war wenigstens geglückt, die Kardinäle in Lyon zu versammeln, allerdings nur durch die Zusicherung, es solle lediglich über einen zum Konklave geeigneten Ort beraten, sie aber nicht zum Wählen gezwungen werden, sondern frei wieder abreisen können. Allein unter dem

Vorwande einer Totenmesse für den verschiedenen König lockte Philipp die heiligen Väter in das Dominikanerkloster und ließ sie einsperren, mit dem Bedeuten, erst die erfolgte Verkündigung eines Papstes werde ihnen die Freiheit wiedergeben.

Gleichwohl vergingen vierzig Tage, bis der unerbittliche Zwang die gegenseitige Eifersucht erdrückte; erst am 7. August 1316 wurde der neue Nachfolger Petri, Johann XXII., erkoren.

Jakob Duèse, welcher seine hohe Würde solchen ihr wenig angemessenen Umständen verdankte, zählte bereits 72 Jahre. Er stammte aus einer wohlhabenden bürgerlichen Familie in Cahors in dem Nachbarlande der Gascogner, und stieg durch seine besonderen Fähigkeiten allmählich empor. Als er sein Glück in Neapel suchte, kam er in Berührung mit dem Hofe und wurde Erzieher der Kinder König Karls II., welcher ihm das kleine französische Bistum Fréjus verschaffte. Aber wie Jakob einst den ihm angeratenen Eintritt in den Franziskanerorden verschmähte, weil er die Aussicht auf eine größere Laufbahn abschnitt, zog er jetzt aus seinem bischöflichen Sitze nur die Einkünfte und blieb in Neapel, wo er vielfach in Staatsgeschäften wirkte. Endlich ernannte ihn König Robert zum Kanzler und Siegelbewahrer des Königreiches. Dadurch einflußreiche Persönlichkeit am päpstlichen Hofe geworden, erhielt Jakob 1310 das Bistum Avignon und 1312 den Kardinalshut. Die große Gewandtheit, welche er besaß, bewährte er unter den schwierigen Verhältnissen, welche das Pontifikat Clemens V. erfüllten, und er wußte sich nach allen Seiten hin zu empfehlen. Die Papstwahl erfolgte durch die Einwirkung des neapolitanischen wie des französischen Königs. Durch seine Vergangenheit und durch seine Heimat hatte Johann außerdem mit jeder der im Kollegium streitenden Richtungen gewisse Berührungspunkte, welche einen Ausgleich der Gegensätze ermöglichten.

Johann XXII. machte weder durch sein äußeres noch durch sein inneres Wesen einen gebietenden Eindruck. Er war sehr klein, nur fünf Fuß groß, kahlköpfig, dürftig und mager; sein farbloses Gesicht trug häßliche Züge, die Stimme klang dünn. Trotz seines Alters zeigte er quecksilbrige Lebendigkeit. Schnell sprudelten die Worte von seinen Lippen, welche im Reden unermüdlich waren. Als Mensch hatte er geringe Bedürfnisse; ihm genügte die einfachste Kost und wenig Schlaf. In den Nächten stand er auf, um zu beten oder zu arbeiten; meist las er am Morgen die Messe. Vergnügung und Zerstreuung waren ihm unbekannte Dinge. Er verließ als Papst seinen Palast in Avignon niemals, als um in die benachbarte Kirche zu gehen, so daß man für diese äußerste Zurückgezogenheit nach einer Erklärung suchte. Er habe bei seiner Wahl geschworen, ein Pferd oder Maultier nur zur Reise nach Rom zu besteigen. Daher sei er von Lyon nach Avignon zu Schiff gefahren, dort zu Fuß in seinen Palast gegangen und in diesem stets verblieben.

Johanns ganze Freude und Lust war die Arbeit, rastloseste, vielseitigste Thätigkeit. Die Zahl der Bullen und Briefe, welche er ausgehen ließ, ist ungeheuer groß und fast unübersehbar der Kreis der Geschäfte und Dinge, welchen er seinen Fleiß widmete. Seine Bullen, von denen er gewiß viele selbst entwarf, sind meist ganz geschäftlich gehalten, ohne den hochtönenden Stil, welchen Cle-

mens V. liebte; wahre Ungeheuer von langatmigen Sätzen schleppen sich hindurch. Sie lauten oft ganz wie die Notariatsinstrumente, die größte Qual des archivalischen Forschers. Die unerschöpfliche Regsamkeit seines Wesens machte ihn zu einem ebenso emsigen wie schnellen Arbeiter; auch die von ihm erteilten Audienzen nahmen einen raschen Verlauf. Sein brennender Geist suchte überall nach Nahrung für seine Geschäftigkeit. Leidenschaftlich verfolgte er den Gang der Dinge. Er forderte Berichte über Berichte; seine Briefe mahnen die Säumigen dringend, und dankbar nahm er erteilte entgegen, um sie sorgfältig zu prüfen. Gern trat er persönlich hervor. Hindernisse und Widerspruch entflammten seinen Zorn, dem er kräftigen Ausdruck gab; aber wer ihm Angenehmes sagte, fand freundliches Gehör und Gnadenbeweise.

Johann hat sich viele Feinde erweckt, welche über ihn die gehässigsten Urteile fällten und verbreiteten, doch er gab ihnen auch Stoff dazu. Milde und Güte des Herzens gingen ihm ab; wenn man ihm nachsagte, daß er den Untergang seiner Feinde schonungslos betrieb und sich über ihn freute, so war das richtig, wenn auch nicht der schlimmste Vorwurf, der ihm gemacht werden konnte. Die Erreichung des verfolgten Zweckes ging ihm über alles. Gegen die persönliche Teilnahme der Bischöfe an Kampf und Krieg hatte er nichts zu erinnern, wenn es nur der Kirche galt. Es lag in ihm ein Zug starrsinniger Härte und Unversöhnlichkeit, der unangenehm berührt. Nur wenn der Gegner gründlich gedemütigt war, neigte er zur Sanftmut; doch verstand er auch zu verzeihen, wenn sich damit ein politischer Vorteil erreichen ließ, besonders wenn dadurch einem Feinde Anhänger entzogen wurden. Seine Sprache im Kampf atmete rücksichtslose und unbeugsame Schärfe.

Mit der Behauptung, er sei unwissend in der Theologie, thaten ihm die Gegner jedoch unrecht. Johann hat zwar, wie es scheint, nicht den regelmäßigen Studiengang durchgemacht, wie er auch nicht den Magistergrad in der Theologie erlangte, aber seine Kenntnisse waren offenbar sehr umfassend und er bemühte sich stets, sie zu erweitern, selbst als ihm das Greisenalter das Augenlicht trübte. Johann kannte das kanonische Recht durch und durch, aber auch die anderen Wissensgebiete waren ihm durchaus nicht fremd. Den Universitäten erwies er große Gunst. Von den Pariser Professoren forderte er größeren Fleiß in der Lehrthätigkeit, gründliche Erledigung eines Lehrstoffes, ehe sie zu einem andern übergingen, sorgfältige Prüfung der zu Graduierenden und in der Theologie Vermeidung philosophischer Grübeleien.

Nur hatte er den Ehrgeiz, selbst als großer Theologe und dogmatischer Lehrer auftreten zu wollen, und dadurch rief er unendlichen Zwist hervor und brachte sich schließlich selber in die Gefahr, für einen Ketzer zu gelten. Er wollte eben alles thun, alles entscheiden. Indem er seine Person in den Streit hineinmengte, gab er ihm eine Wendung gegen das Papsttum an sich, und indem er auch hier jeden Widerspruch mit Erbitterung verfolgte, spitzte er die Gegensätze aufs Aeußerste zu. Zwar war es für ihn als Papst unvermeidlich, in der großen Frage, welche die ganze Kirche und alle gebildeten Kreise bewegte, von der Armut Christi — es ist darüber noch zu reden — Stellung zu nehmen, aber die heftige, nur seine eigene Meinung bis zum letzten Titelchen gelten

lassende Weise, in welcher er es that, war ein Fehler. Seine Bullen wurden zu gelehrten Abhandlungen. Doch hatte er daran nicht genug; er rührte überflüssigerweise auch Erörterungen über noch manche andere Lehrsätze auf.

Die Kirche wollte er nicht allein dogmatisch rein erhalten, sondern auch verbessern und ausbreiten. Die Ketzer wurden allenthalben verfolgt, die kirchlichen Missionen reichten bis ins Innere Asiens hinein, mit Kreuzzugsplänen trug sich Johann wie alle seine Vorgänger; sogar die schismatischen Griechen suchte er in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Im Anfang seines Pontifikates verbot er die Häufung von Pfründen, welche ohne Erfüllung geistlicher Pflichten nur als Einnahmequelle der Inhaber dienten. Die innere Verwaltung der Kirche erfuhr eine wichtige Ausbildung und Regelung, indem er eine ausführliche Kanzleiordnung erließ, welche lange Zeit nach ihm maßgebend blieb, und den geistlichen Gerichtshof, die Rota, umgestaltete und in feste Formen brachte. Die ausgedehnte Geschäftskenntnis, welche er sich in seinem langen Leben erworben, kam ihm dabei zu gute.

Die stärkste Seite des Papstes war die Finanzkunst. Seine Vaterstadt Cahors war von alters her eine der berühmtesten Geld- und Bankhalterstädte, und die Geschäftsluft, welche er in seiner ersten Jugend atmete, mag nicht ohne Einfluß auf seine spätere Entwickelung geblieben sein. Für seine umfassenden Entwürfe bedurfte er großer Summen, aber die Einkünfte, welche sonst der Kirchenstaat brachte, waren durch den wirren Zustand Italiens fast ganz abgeschnitten. Daher mußte die Allgemeinheit der Christenheit, besonders die Geistlichkeit, in die Lücke treten, und sie wurde gründlich herangezogen. Das Verfahren, welches Johann einschlug, war nicht gerade neu, aber er brachte es zur festen Ausbildung. Die wichtigste Einnahmequelle bildete die Vergebung der erledigten Bistümer und Benefizien. Jeder Neueingesetzte hatte die sogenannten Annaten, d. h. die Einkünfte des ersten Jahres an die päpstliche Kammer abzuführen. Je mehr Stellen frei wurden, desto einträglicher war die Sache: Johann vermied also, ein erledigtes Bistum einem Prälaten zu geben, da so nur einmalige Annaten eingekommen wären; er versetzte lieber einen andern Bischof dorthin und machte damit einen zweiten Stuhl frei, dessen neuer Inhaber auch diese Abgabe zahlen mußte, und so ließ sich dieses gewinnbringende Verfahren beliebig ausdehnen. Dabei erlegte jeder Beförderte außerdem für das Bistum oder für das erzbischöfliche Pallium eine bestimmte Taxe. Die Zahl der Bistümer wurde durch die Zerteilung einzelner französischer und durch die Errichtung neuer vermehrt, was der Papst mit dem Bedürfnis einer besseren Seelsorge begründete. Obgleich kirchenrechtlich die Wahl den Kapiteln zukam, übten die Päpste schon seit längerer Zeit die sogenannten Reservationen und Provisionen aus, welche oft das Recht der Kapitel beschränkten. Johann wandte sie in ausgedehntestem Maßstabe an, indem er die Besetzung aller kirchlichen Benefizien in Anspruch nahm, deren bisherige Inhaber vom Papste anderweitig befördert wurden. So konnte jede Ernennung in der höheren Hierarchie eine Menge Versetzungen herbeiführen, welche der Papst vornahm und für seinen Schatz einträglich ausnützte.

Selbst warme Verteidiger des Papsttums beklagten sich über den Gebrauch

der sogenannten Gnadenbriefe; für gewisse Summen, welche bis zu fünfzig Goldgulden stiegen, erhielten die Bewerber die Anwartschaft auf ein Benefizium, sobald es zur Erledigung kommen würde. Diese Gnadenbriefe waren sehr gesucht und wurden freigebig ausgeteilt. Auch das genügte noch nicht. Den Kirchen wurden für besondere Zwecke eigene Auflagen, Zehnten von allen Einnahmen und dergleichen auferlegt.

Unermeßliche Summen flossen in Avignon zusammen; die päpstliche Kammer hatte vollauf zu thun, die Gelder zu buchen, die Goldstücke zu wiegen und zu berechnen. Der Schatz, welchen Johann hinterließ, soll eine fabelhafte Höhe besessen haben. Der florentinische Geschichtschreiber Johann Villani hörte von seinem Bruder, der päpstlicher Bankier war und die Nachricht von den päpstlichen Kämmerern erfuhr, die Hinterlassenschaft betrage an Barem und Kostbarkeiten 25 Millionen Goldgulden. Danach hätte der größte Teil des europäischen Goldes in den Kassen Johanns gelegen. Andere Berichterstatter geben niedrigere Zahlen an; so viel ist jedenfalls sicher, daß Johann einen Schatz von ganz ungeheurem Umfange zusammenbrachte. Er ging weit über die Erfordernisse der Kirche hinaus, wenn man auch voll anschlagen mag, daß sie bei der politischen Machtstellung, die sie hatte und die zu wahren in den Pflichten damaliger Päpste lag, riesiger Geldmittel nicht entbehren konnte. Man muß jedoch sagen, Johann hat das gewaltige Vermögen nicht ausreichend verwertet. Zwar machte er in und für Italien sehr beträchtliche Aufwendungen, aber sie blieben zurück hinter dem, was er hätte leisten können. Wäre diese Goldflut rechtzeitig losgelassen worden, in Italien und auch in Deutschland, sie würde vermutlich alle der päpstlichen Politik sich entgegenstemmenden Hindernisse weggeschwemmt haben. So erreichte Johann nur wenig oder nichts und ließ seine beste Waffe ungebraucht im Kasten liegen. Bei der Klugheit, die er sonst besaß, bei der Entschlossenheit, mit der er im übrigen vorzugehen pflegte, darf man den Grund der Versäumnis in einer Charaktereigentümlichkeit suchen: Johann liebte das Geld nicht allein der Macht wegen, welche es verlieh, sondern auch seiner selbst willen; er erfreute sich an dem Besitz unermeßlicher Schätze, er war mit einem Worte geizig. Er scharrte unermüdlich zusammen, obgleich er für seine Person so gut wie nichts brauchte; nicht Speise und Trank, nicht üppiger Aufwand, der Glanz des Goldes, das Bewußtsein, es zu besitzen, machte ihm Ergötzen. — Er beklagte schmerzlich den Verlust des heiligen Landes: mit seinen Millionen konnte er ernstlich an die Wiedereroberung gehen, aber er gab nichts heraus als Bullen und immer neue Steuerauflagen.

Deutschland konnte von dem neuen Kirchenhaupte nach dessen Vergangenheit wie Gemütsanlage kein wohlwollendes Entgegenkommen erwarten; die besten Jahre seines Lebens hatte Johann in der deutschfeindlichen Luft des Neapolitaner Hofes verbracht, dem er seine Laufbahn verdankte. Es liegt eine Schrift vor, welche den Ideengang des Papstes wiederspiegelt.

Agustino Trionfo, ein italischer Mönch und Erzbischof, ungemein fruchtbar in Werken seiner Feder und ein gefeierter Theolog, widmete ihm eine Schrift: De summa potestate ecclesiae. Er ist der eifrigste Verfechter des Papsttums, der einzigen Gewalt, welche von Gott stammt. Die weltliche Macht der Kaiser,

Könige und Fürsten ist von Gott dem Papste übergeben, damit sie ihm diene. Er setzt sie ein, regelt und ordnet, richtet und verurteilt sie; ihm müssen Kaiser und Fürsten den Treueid schwören; an sein Gericht kann jeder Berufung einlegen. Nur soweit der Papst weltliche Gesetze billigt und bestätigt, haben sie Gültigkeit. Denn als Stellvertreter Gottes auf Erden hat er die geistliche und die weltliche Gewalt.

Der Papst kann, wenn es der Nutzen der Kirche erfordert, selbst den Kaiser wählen. Unter zweien im Zwiespalt gewählten gebührt ihm die Entscheidung. Zwar ist durch Gregor V. die Wahl den deutschen Kurfürsten übergeben worden, doch kann ihnen der Papst diese Befugnis entziehen, sogar ein erbliches Kaisertum einrichten oder die Kaiserwürde anderen Völkern übertragen. Selbstverständlich hat demnach der Papst den Kaiser zu bestätigen, und ohne seine Genehmigung kann keiner das Imperium des Abendlandes übernehmen. Der Kaiser muß sich vom Papste krönen lassen, ihm Treue schwören als Diener. Nur dann darf er Herrschaftsrechte ausüben, im deutschen Königreich kann er jedoch infolge der Wahl die Regierung antreten.

Der Papst kann den Kaiser absetzen, wenn er ungehorsam gegen die Kirche oder ketzerisch ist, ihn exkommunizieren, wenn das zur Besserung nötig erscheint, und die Unterthanen von ihrem Eide entbinden.

Achter Abschnitt.

Johanns Anfänge. Italien. 1316—1323.

Am Tage seiner Krönung, welche am 8. September 1316 in Lyon stattfand, verkündete der neue Papst der Christenheit und deren Fürsten seine Thronbesteigung. Seit jenen verhängnisvollen Vorgängen in Frankfurt waren fast zwei Jahre verflossen, Ludwig und Friedrich regierten als Könige und jeder hatte seinen Anhang. Johann sandte beiden das Rundschreiben und richtete an sie einen zweiten Brief, in welchem er sie in allgemeinen, farblosen Worten zur Eintracht mahnte. Er bezeichnete sie als Herzöge von Baiern und von Oesterreich, aber auch als „zu römischen Königen Erwählte". Seine späteren Briefe lassen meist den herzoglichen Titel weg und nennen beide gleichmäßig nur erwählte Könige. Sie selbst nannten sich in Briefen an den Papst Könige, ohne von ihm deswegen Widerspruch zu erfahren.

Johann hielt sich auch weiter einfach an die Sachlage, und er hat — soweit wir wissen — weder damals noch nachher an die beiden die Aufforderung gerichtet, ihm ihren Zwist zum Entscheid vorzulegen oder vor ihm die Rechte, welche jeder zu haben glaubte, zu erhärten. Er verharrte vielmehr in der Haltung des scheinbar parteilosen Zuschauers, ohne einen der Könige zu verwerfen oder anzuerkennen.

Es war natürlich, daß Ludwig wie Friedrich sich um die Gunst des Papstes bewarben. Da die Wahl schon so lange hinter ihnen lag und jeder sich am besten auf die Stellung berief, welche er augenblicklich einnahm, kamen jene damals ausgestellten Wahldekrete kaum noch in Betracht, um so weniger, da sie Johann gar nicht einforderte. Stimmeneinheit hatte keiner erreicht, und Friedrich that ohnehin gut, den geringeren Wert seiner Kur nicht weiter zur Sprache zu bringen. Die Urkunden blieben daher unbenutzt und liegen noch heute in den Staatsarchiven von Wien und München. Jeder mußte suchen, den Papst auf andere Weise sich geneigt zu machen, und mag seine Verheißungen gegeben haben. Da aber Johann seine Zurückhaltung nicht aufgab, gerieten die Verhandlungen ins Stocken, ohne jedoch völlig abgebrochen zu werden, und die auf dem deutschen Boden durch das Schwert auszufechtende Entscheidung erhielt erhöhte Wichtigkeit. Schließlich war es für Ludwig und Friedrich nicht unerwünscht, daß Johann, wenn er

einmal nicht zu gewinnen war, auch dem andern keine Hülfe gewährte; jeder konnte von sich sagen, er sei vom Papste nicht verworfen. Immerhin scheint es, daß Ludwig sich um Johann mehr bemühte als Friedrich, und solange Erzbischof Peter von Mainz lebte, hatte er an diesem einen weit geschickteren und thätigeren Fürsprecher, als der Oesterreicher an Heinrich von Köln.

Ohne Zweifel verfolgte Johann, wenn er hier ganz gegen seine Gewohnheit den Unthätigen spielte, einen bestimmten Plan. Während er Deutschland sich selbst überließ, entfaltete er eine fieberhafte Betriebsamkeit in Italien. Die dortigen Verhältnisse waren ihm durch und durch vertraut und daß sie fortdauernd der Mittelpunkt seiner Thätigkeit bleiben würden, ließ sich erwarten. Das war auch in der That der Fall; der Schlüssel zum Verständnis seiner ganzen Politik ist Italien. Gerade weil die Kurie außerhalb des Landes stand und Johann offenbar von Anfang an nicht beabsichtigte, nach Rom zurückzugehen, erforderte die Leitung der italischen Dinge doppelte Anstrengung, wenn nicht dort die päpstliche Macht ganz verfallen sollte. Italien war mit dem Kaisertum verknüpft und so bestimmte die Rücksicht auf die Halbinsel von vornherein auch die Haltung, welche Johann zu Deutschland einnahm. Seine Politik ist vom ersten Augenblik an aus einem Guß.

Zwei Wege ließen sich einschlagen, entweder der nochmalige Versuch, in dem Kaisertum eine Stütze zu gewinnen, oder der andere, diesem möglichst seinen Einfluß auf die Halbinsel zu entziehen. Gegen ersteren sprachen die Erfahrungen, welche die Kurie eben mit Heinrich VII. gemacht hatte, die deutschen Zustände mit dem Kronstreit, dessen schnelle Beendigung einen Kraftaufwand von päpstlicher Seite erfordert hätte, und die persönlichen Neigungen und Wünsche Johanns.

Er entwarf den Plan, in Italien die päpstliche Herrschaft zu befestigen und zu erweitern ohne das Kaisertum, und damit war ihm die Richtschnur zu seinem Verhalten gegen Deutschland gegeben. Solange dieses im inneren Kampfe lag, solange sich dort zwei Könige mit ungefähr gleicher Macht gegenüberstanden, brauchte er einfach keinem die Kaiserkrone aufsetzen, und dann stand nach seiner Auffassung, wie er sie von seinem Vorgänger übernahm, ihm als Papst die Verwesung des Landes zu. Er hielt sich an den soeben von Clemens V. aufgestellten Satz, wenn das Kaisertum erledigt sei, gebühre dem Papste die Regierung, unbekümmert darum, daß er nichts als eine unbegründete Anmaßung war. Nun war das Imperium wirklich unbesetzt, und solange er weder Ludwig noch Friedrich anerkannte, vermochte er nach seiner Rechtsanschauung über Italien zu verfügen. Es war Hoffnung, daß keiner von den Gegenkönigen den andern völlig überwand und dadurch in eine Lage kam, in welcher ihm der Papst die Kaiserkrönung nicht mehr gut verweigern konnte. Inzwischen wollte er seine Macht in Italien so befestigen, daß sie auch ein Kaiser nicht mehr erschüttern konnte.

Die Handlungsweise Johanns war pfiffig, aber kleinlich: dem großen Wurf eines Innocenz III. entsprach sie nicht. Das Papsttum hätte für seine Weltstellung mehr erreicht, wenn es versuchte, durch starkes Eingreifen in Deutschland sich das Königtum völlig unterzuordnen. Er verabsäumte die herrliche Gelegenheit, welche ihm bei seinem Pontifikatsantritt Deutschland darbot, oberstrichterliche Gewalt auszuüben. Dazu gehörte allerdings, daß er sich für Friedrich

oder Ludwig entschied und je nachdem den Auserkorenen sich fest verpflichtete. Nachher war es zu spät. Er wollte Deutschland in Schwäche erhalten und erwog nicht, daß das Papsttum schon mehrfach in der Lage gewesen war, ein starkes Kaisertum zu bedürfen. Johann faßte seine päpstliche Gewalt nicht geringer, als irgend einer seiner Vorgänger und übertraf schließlich alle an Hochmut, aber erst, als er die Dinge sich soweit hatte entwickeln lassen, daß er kaum noch obsiegen konnte. Er mißhandelte Deutschland, nicht um Frankreichs, nicht um Neapels willen, denen er wohl mehr zugethan war, aber die doch auch nur als Figuren in seinem Schachspiel standen; denn dieser avignonesische Papst verfuhr ganz selbständig. Er verwertete seine meiste Kraft für Italien und blieb ihm trotzdem fern, statt seine Schatztruhen über die Alpen zu führen und dort mit ihrem dämonischen Zauber zu wirken.

In Italien herrschte noch immer der alte Zustand der Verwirrung, des Kampfes zwischen Ghibellinen und Guelfen. In Oberitalien überwogen die ersteren; hier besaßen Can Grande in Verona und der alte Matteo Visconti in Mailand, welche das ihnen von Heinrich VII. verliehene Reichsvikariat festhielten, die größte Macht, während Robert von Neapel teils in Savoyen, teils in Mittelitalien die Vorteile, welche ihm des Kaisers Tod in den Schoß warf, zu bergen strebte. Robert hoffte, Italien unter seiner Herrschaft vereinen zu können, und der sicherste Weg dazu dünkte ihm der völlige Ausschluß der Deutschen zu sein. Er richtete noch an Clemens V. eine merkwürdige Denkschrift, welche in gleicher Weise von dem Haß wie von der Furcht, welche ihm Deutschland einflößte, beredtes Zeugnis ablegt. Er wünschte, dieses Reich gewissermaßen aus der Geschichte zu streichen. Der Papst möge daher, wenn er eine Königswahl nicht gänzlich verhindern könne, sie wenigstens nicht bestätigen, in keinem Falle den Gewählten mit der Kaiserkrone schmücken und ihn nach Italien kommen lassen. Allen Ernstes trug er sich mit dem Gedanken, der Papst möge die Verbindung Italiens mit dem Deutschen Reiche durch eine ausdrückliche Verfügung aufheben, und ließ sogar einen Entwurf ausarbeiten, der irrtümlich als eine von Johann wirklich erlassene Bulle gegolten hat.

Der Papst jedoch wollte keineswegs den Neapolitaner zum Herrn Italiens machen und bediente sich seiner nur soweit, als es der eigene Vorteil erheischte. Die Loslösung Italiens vom Reiche, von Deutschland auszusprechen, hätte ihm nur schaden können, er hätte damit die Rechtsgrundlage, auf welche er seine Politik aufbaute, zerstört. Jetzt konnte er die Regierung beanspruchen, weil das Kaiserreich erledigt war; hob er dieses für Italien ganz auf, worauf sollte er seine Ansprüche auf Ober- und Mittelitalien gründen und wer hätte solche, wenn er sie erhob, beachtet? Aber indem er anfänglich die Herrschaftsrechte des fehlenden Kaisers nur für Italien als sein Recht verlangte, erregte er den Anschein, als wolle er dieses Land von Deutschland trennen, und so hat man es dort auch aufgefaßt.

Gleich nach seiner Thronbesteigung ernannte Johann Gewaltboten für die verschiedenen Teile Italiens, welches, wie er sich aussprach, endlich zu Ruhe und Frieden gelangen sollte. Er beabsichtigte, ebenso vorzugehen wie einst Heinrich VII.; keine der beiden Parteien begünstigend, wollte er über beide herrschen. Seine Gesandten durchzogen, wie die deutschen im Jahre 1310, die Städte, meist ehren-

voll, aber ohne die damals herrschende Begeisterung aufgenommen und mit geringerem Erfolge. Die vom Kaiser erteilten Reichsvikariate erklärte er für erloschen und vollzog im Juli 1317 die schon von seinem Vorgänger erlassene Bulle, welche König Robert zum Reichsvikar in allen dem Reiche gehörigen Teilen Italiens ernannte; im April 1318 verhängte er über Matteo Visconti, Can Grande und Rainald Passerino von Mantua wegen ihres Ungehorsams Bann und Interdikt und lud sie zur Verantwortung vor. Im Frühjahr 1320 erschien als päpstlicher Legat Kardinal Bertrand, um auch die Waffen wirken zu lassen.

Die beiden deutschen Könige betrachteten sich, wie das ihnen zukam, auch als die Herrscher Reichsitaliens. Ludwig ernannte 1315 einen Generalvikar, der zwar seine Thätigkeit dort antrat, aber bald wieder verschwand. Friedrich that gleiche Schritte und schloß sich an Robert an, dessen Sohne er seine Schwester Katharina zur Gemahlin gegeben hatte in der Hoffnung, dadurch zugleich dem Papste näher zu treten. In der That schien diese sich verwirklichen zu wollen. Da der König von Neapel 1319 seinen Aufenthalt in Avignon nahm, wo er mehrere Jahre blieb, bot er für Oesterreich bequeme Anknüpfung mit der Kurie selbst, so daß, weil die italischen Dinge sich nicht nach des Papstes Wunsch entwickelten, Johann selbst daran dachte, von der habsburgischen Macht in Italien Gebrauch zu machen. Daher erwies er sich Oesterreich in der Besetzung des Erzstifts Mainz, wie wir sahen, und des Bistums Passau gefällig, und mit seiner Genehmigung schlossen Robert und Friedrich ein Bündnis zu gemeinsamer Unterstützung in der Lombardei.

Demgemäß rückte im Frühjahr 1322 Herzog Heinrich von Oesterreich mit starker Macht in Oberitalien ein, um an dem vom Papste gegen Matteo gepredigten Kreuzzug teilzunehmen. Die Stadt Brescia, hierzu von Johann aufgefordert, öffnete ihm die Thore, aber die ganze Unternehmung krankte an einem Mißverständnis. Johann betrachtete die Oesterreicher nur als „Helfer des heiligen Stuhles" und dachte nicht daran, seine bisherige Auffassung des deutschen Thronstreites ihnen zu Gunsten zu ändern. Friedrich und Heinrich meinten dagegen für ihren Dienst Gegenleistung beanspruchen zu dürfen; sie hielten sich außerdem für berechtigt, von den oberitalischen Städten, zunächst von Brescia, Huldigung zu fordern und mit den Feinden Verhandlungen zu pflegen. Als Heinrich mit seinem Begehren von Brescia abgewiesen wurde und einsah, wie wenig würdig die ihm zugedachte Stellung war, zog er voll Ueberdruß nach kurzem wieder heim; Oesterreich konnte seine Macht in Deutschland besser brauchen, als sie in päpstlicher Dienstbarkeit verzetteln. Sein schneller Entschluß kam allen unerwartet, so daß man nicht allein in Italien, sondern auch in Oesterreich Bestechung vermutete. Friedrich hatte, noch ehe er von Heinrichs Abmarsch von Brescia wußte, im guten Glauben an die Unternehmung hoffnungsreiche Botschaft nach Avignon gesandt, aber er billigte dann das Verhalten des Bruders. Er ließ ihn zwar bei dem päpstlichen Legaten entschuldigen und bot nochmals seine Vermittelung mit Mailand an, aber suchte daneben in Italien selbständig aufzutreten. Die beiden Brüder blieben treu bei einander, bis sie bald die gemeinsam erlittene Gefangenschaft gewaltsam trennte.

Johann scheint die Lösung eines Verhältnisses, welches nicht in den Rahmen

seiner bisherigen Politik paßte, gern gesehen zu haben; Friedrich wie Ludwig behandelte er weiter in alter Weise als gleich viel oder gleich wenig berechtigte Gegenkönige. Der Ausgang, welchen Heinrichs Zug nahm, erregte wahrscheinlich bei Ludwig die Hoffnung, den Habsburgern bei dem, wie er voraussetzte, erzürnten Papste den Rang abzulaufen. Er beklagte sich daher bei Johann über die zu Gunsten des Feindes erfolgte Besetzung der Bistümer und bat, indem er seine Ergebenheit und Wohlmeinung versicherte, um Anerkennung. Der Papst erwiderte ihm freundlich und beschwichtigend, aber auf die Bitte um Anerkennung gab er eine ausweichende, nichtssagende Antwort, er werde in der Wahlangelegenheit streng gerecht verfahren.

Da erfocht Ludwig den Sieg bei Mühldorf, welcher den Gegenkönig in seine Hand brachte und als ein Entscheid des Kronstreites gelten konnte. Sofort machte er Johann Mitteilung und bat wieder um seine Gunst. Der Papst ermahnte ihn, den Gefangenen, seinen „Miterwählten", mild zu behandeln und erbot sich zur Vermittelung, aber „im übrigen verharren wir unverbrüchlich auf unserer zuletzt abgegebenen Erklärung". Der Vorschlag, einen Vergleich zu übernehmen, war so gefaßt, daß ihn Ludwig nur als eine höfliche Redensart betrachten konnte, wie er es auch that; gleichwohl machte ihm Johann später daraus einen Vorwurf.

Ludwig nutzte, wie wir sahen, seinen Sieg nicht genügend aus, da er hoffte, nun ohne weiteren Kampf seinen Zweck zu erreichen, aber er versäumte sonst nicht, die neugewonnene Macht zu verwerten. Bis dahin hatte Friedrich in Italien, wenn auch nicht viel, doch jedenfalls mehr Einfluß ausgeübt als er, und es war notwendig, auch hier Habsburg zurückzudrängen. Ohnehin baten die Ghibellinen um Beistand, denn ihre Sache stand recht schlecht. Namentlich war Mailand, wo der alte Matteo die Signorie in die Hände seines Sohnes Galeazzo niedergelegt hatte, von den Verbündeten des Papstes arg bedrängt. Ludwig ernannte daher im März 1323 Berthold von Neiffen zum Reichsvikar. Alsbald geriet Berthold mit dem Kardinallegaten in Zwist, da dieser ihm jedes Recht bestritt, weil der Kirche allein die Leitung des Reiches zustünde. Berthold trat mit Festigkeit und Glück auf. Er verhinderte die Unterwerfung Can Grandes und befreite Mailand rechtzeitig von der Belagerung, als die Stadt schon nahe daran war, sich zu ergeben.

Johann sah den für sicher gehaltenen Erfolg aus seinen Händen gerissen und erkannte, daß der bisher eingeschlagene Weg nicht zum Ziele führte. Ludwig war zu gewaltig emporgediehen, und so blieb, um ihn von Italien abzuziehen, nichts übrig, als ihn unmittelbar zu bekämpfen und ihm solche Hindernisse in den Weg zu stellen, daß ihm die italischen Gelüste vergingen. Da er fühlen mochte, daß sein Ansehen in Deutschland durch die bisherige Politik gelitten hatte, ging er mit um so größerer Leidenschaft daran, den Fehler gutzumachen, und trat mit der alleräußersten Rücksichtslosigkeit auf, als ob ein deutscher König nichts anderes als ein beliebiger Bischof oder Abt wäre. Den einmal aufgegriffenen Kampf wollte er bis zum letzten Ende durchführen und er hat ihn bis zu seinem Tode nicht einen Augenblick fallen gelassen. Um Gründe war er nicht verlegen, er führte gleich grobes Geschütz vor.

Neunter Abschnitt.

Johanns erste Prozesse. 1323–1324.

Am 8. Oktober 1323 erhob der Papst gegen Ludwig seinen ersten „Prozeß“, wie man damals allgemein die Sache bezeichnete. Dem apostolischen Stuhle gebührt — so legte er den angeblichen Rechtsstand dar — die Prüfung der Wahl und Person eines römischen Königs, die Billigung, Zulassung, Zurückweisung und Verwerfung. Der in Zwietracht gewählte Ludwig hat ohne Zulassung und Billigung seiner Wahl und Person Namen und Titel des römischen Reiches und Königs sich angemaßt, obgleich keiner der Gewählten vor der päpstlichen Approbation dies thun durfte, da sie bis dahin nur „zu Königen Gewählte“, nicht Könige der Römer sind. Ludwig hat sich außerdem vermessen, die Rechte des Regnums und Imperiums auszuüben, obgleich bei Erledigung des Imperiums dessen Regierung der Kirche gehört, indem er Lehnseide entgegennahm und über Reichsgut verfügte, wie er die Mark Brandenburg seinem ältesten Sohne übergab. Er hat sogar dem Galeazzo Visconti und Genossen, obgleich sie wegen Ketzerei verurteilt waren, Beistand geleistet, als sie sich der Kirche, welche das Recht des Reiches und die Sache des Glaubens gegen sie geltend machte, widersetzten.

Daher fordert der Papst Ludwig auf, bei Strafe des Bannes binnen drei Monaten von der Regierung abzustehen, diese vor erlangter Bestätigung nicht wieder aufzunehmen, alles bisher von ihm Gethane als rechtswidrig zu widerrufen. Allen Unterthanen, geistlichen und weltlichen, gebietet er bei Strafe des Banns und des Verlustes ihrer Kirchen- und Reichslehen, binnen drei Monaten Ludwig den Gehorsam zu entziehen, ihre ihm etwa geschworenen Eide sind aufgehoben. Dieses Schriftstück ließ der Papst an die Kirchenthür von Avignon anschlagen, damit es so zur Kenntnis Ludwigs und aller Beteiligten gelange.

Es ist überflüssig, ein Wort über Ton und Haltung dieser Bulle zu verlieren. Bemerkenswert ist, daß Johann sich ausschließlich auf das angebliche Bestätigungsrecht stützt, denn daß die Wahl Ludwigs in Zwietracht erfolgte, wird nur gelegentlich bemerkt. Der Papst konnte nicht anders, nachdem er Jahre lang

die beiden Könige nebeneinander gewähren ließ. Auch jetzt verlangte er nicht, daß ihm die Wahl zum Entscheide vorgelegt werde. Er faßte die Sache so: Ludwig war bisher noch nicht anerkannt, trotzdem hat er Regierungsrechte ausgeübt, davon muß er ablassen. So konnte Friedrich ganz außer dem Spiel bleiben, obschon man fragen kann, warum verlangt Johann nicht dessen Freilassung? Aber dieser war ja auch nicht anerkannt und ging demnach den Papst nichts an. Johann wollte noch jetzt nicht festgestellt haben, wer von beiden der rechte König sei, sondern das Interregnum, wie er es faßte, aufrecht erhalten. Es kam ihm noch immer hauptsächlich auf Italien an, doch da er nun einmal im Angriff war, dehnte er seine Regierungsansprüche auch gleich auf ganz Deutschland aus. Der eingeflochtene Vorwurf, Ludwig begünstige Ketzer, diente nur zur Verschönerung, und doch wurde gerade er verhängnisvoll.

Die Bulle erging an die deutschen Bischöfe zur allgemeinen Verkündigung in ihren Sprengeln und an fürstliche und andere Personen, aber nicht an Ludwig. Eine mitten in den Text, an einer Stelle, wo sie leicht zu übersehen ist, eingeschobene Bemerkung: „es sei zu ihm der Zugang nicht sicher, um ihm persönlich Vorstellungen zu machen, durch welche er von seinem Thun abgebracht werden könne", begründet nicht diese äußerste Nichtachtung, sondern soll erklären, warum er verurteilt wurde, ohne daß der Papst ihn erst zur Besserung ermahnte. Denn der Prozeß ist keine Vorladung, sondern ein gefälltes Urteil; der König wird gar nicht zur Rechtfertigung aufgefordert. Es ist die denkbar schärfste Weise, zu der Johann griff, um aus den selbstgeschaffenen Verlegenheiten herauszukommen.

Ludwig wurde durch den Spruch des Papstes jedenfalls überrascht. In Nürnberg am 12. November beauftragte er den Großmeister des Johanniterordens in Deutschland Albert von Schwarzburg und zwei Magister als seine Gesandten, bei der Kurie zu erfragen, ob der angeblich gegen ihn gerichtete Prozeß des Papstes, der ihm weder eingehändigt noch genau bekannt worden, wirklich erlassen sei. Bewahrheite es sich, sollten sie den Papst um Verlängerung des Termins bitten, um durch eine feierliche und ausreichend unterrichtete Gesandtschaft gegen die ihm gemachten Vorwürfe sein Recht klarzulegen und eidlich zu erhärten und seine Unschuld zu erweisen.

Am 2. Januar 1324 richteten die Boten in Avignon ihren Auftrag aus und verlangten Vertagung der Angelegenheit um sechs Monate, auf daß ihr Herr „nach dem Rate seiner Fürsten und Edelen", wie sie hinzusetzten, seine Verteidigung führen könne. Johann erteilte seine Antwort fünf Tage später, und wenn er auch in der Hauptsache festblieb, zeigte er in der Begründung ein gewisses Schwanken. Offenbar hatte inzwischen die päpstliche Kanzlei eifrig nach Belegstücken gesucht, um des Papstes Behauptungen zu erhärten. Johann sprach seine Entrüstung aus, daß Ludwig noch immer die Regierung führe und berief sich auf Urban IV., welcher bei der zwiespältigen Wahl von Alfons und Richard entschied, beide sollten nur als Erwählte betitelt werden. Doch am Schluß seiner Rede bestritt er wieder einem Gewählten jedes Recht. Die Regierungshandlungen, welche er Ludwig vorhielt, betrafen, soweit sie der Papst jetzt näher bezeichnete, lediglich Italien, und er sprach nur von angemaßtem Imperium,

nicht auch vom Regnum. Denn das päpstliche Archiv wies nur zwei Bullen, eine von Clemens IV. und die bekannte von Clemens V. auf, welche zum scheinbaren Beweise der päpstlichen Sätze dienen konnten. Johann ließ sich dadurch nicht beirren und verharrte auf seinem früheren Spruch, nur gab er Ludwig noch zwei Monate, um seinen Gehorsam zu bethätigen, ehe der Bann ihn treffen sollte. Er, der gewiegte Jurist, mußte wissen, wie sehr er im Unrecht war, daher ließ er sich auf eine ernstliche Untersuchung nicht ein.

Die geringfügige Nachgiebigkeit war auch nur Schein. Die gegebene Zeit war viel zu kurz, um Ludwig die erbetene Verteidigung zu ermöglichen und Johann wies zudem eine solche unbedingt ab. Er mußte der öffentlichen Meinung wegen dem Umstande, daß der König Botschaft gesandt, einigermaßen Rechnung tragen, und die vordem angesetzten drei Monate waren eben abgelaufen.

Ludwig hatte ganz richtig gehandelt und mit der Gesandtschaft weder seiner Würde noch seinen Rechten etwas vergeben. Er erbot sich zur Rechtfertigung, zur Erweisung seines Rechtes, zu nichts mehr. Hätte er diese ruhige und zuversichtliche Haltung weiter bewahrt, würde er den Papst leichter ins Unrecht gesetzt haben.

Natürlich, daß diese schwere Angelegenheit Ludwigs und seiner Räte Gedanken lebhaft erfüllte, daß sie über die Rechtsfragen Klarheit zu gewinnen strebten und für die Verteidigung Stoff suchten. Aus diesen Erwägungen ging eine feierliche Erklärung hervor, welche der König am 16. Dezember im Hause des Nürnberger Patriziers Albert Ebner vor dem Bischofe Johann von Regensburg, den Pröpsten von Eichstedt und Bamberg und einigen niedrigeren Geistlichen ablegte und von einem Notar aufnehmen ließ.

Vorausgeht, wie eine Art von Glaubensbekenntnis, eine bündige und bestimmte Darlegung, wie der König seine Pflicht gegen Kirche, Papst und Reich auffaßte. Er ist getreu der Kirche, ihr Schützer gegen alle Feinde und bereit zur Besserung, wenn er gegen sie gefehlt hat. Dem Papste will er den Gehorsam erweisen, welchen er ihm schuldig ist, in der Weise, wie es seine Vorgänger thaten. Das Reich ist er gemäß dem geleisteten Eide in seinem Stand und Recht gegen jedermann zu erhalten gesonnen.

Dann wendet sich die Schrift den einzelnen Punkten zu. Trotz der Ehrfurcht, welche er Kirche und Papst stets erwiesen, habe letzterer gegen ihn leidenschaftliche, gehässige und beleidigende Prozesse aus unwahren Gründen gegen Recht und Vernunft erhoben. Dadurch werde ihm und dem Reiche Schaden zugefügt und Stoff zu Uneinigkeit und Spaltung gegeben; die Einheit der Kirche sei bedroht, wenn Unrecht daher fließe, wo die Quelle des Rechtes und der Gerechtigkeit entspringen müsse.

Seit unvordenklichen Zeiten und ohne jeden Zweifel stehe fest, daß der römische König lediglich durch die von den dazu berechtigten Kurfürsten oder deren Mehrheit vollzogene Kur und durch die am gehörigen Orte erfolgte Krönung König sei, dafür gehalten und so genannt werde und alle Rechte ausübe. So sei es auch bei ihm der Fall und zehn Jahre lang gewesen, der Papst habe ihn darum nie getadelt. Da er König sei, sei auch das Imperium nicht erledigt, denn es

habe einen König, welcher regiere und die Macht habe, Regnum und Imperium zu leiten, der nur noch mit der Kaiserkrone zu schmücken sei. Daher stehe dem apostolischen Stuhle nicht so glattweg, wie dieser behaupte, das Recht der Prüfung, Zulassung und Billigung der Wahl und Zurückweisung und Mißbilligung seiner Person zu. Sollte dem Stuhle, was er nicht glaube, solches zukommen, so könnte es nur dann statthaben, wenn die Angelegenheit in irgend einer Weise an ihn gebracht worden wäre, was gegenwärtig nicht der Fall sei, oder wenn er — der König — die Kaiserkrone oder seine Bestimmung für diese erbeten und auf Grund der geschriebenen Gesetze Zurückweisung seiner Person erfahren hätte. Aber selbst wenn in diesen Fällen seine Wahl zugelassen oder seine Bestimmung zur Kaiserkrone erfolgt wäre, so hätte das ihm nicht erst Recht, Namen und Titel gegeben — denn diese habe er durch die Wahl erlangt —, sondern nur sein Recht offen dargelegt, gebilligt und noch mehr empfohlen.

Ludwig stellt sich also ganz dem bisherigen Rechte entsprechend auf den Satz: Die rechtmäßig vollzogene Wahl macht den König, der dadurch die Regierung auch des Kaiserreiches erhält; der Papst kann wohl die Kaiserkrönung ablehnen, aber er kann dadurch nicht die Rechte des Königs aufheben. Seine Wahl ist gemäß Herkommen und Gesetz vollgültig; man könnte wohl den Papst auffordern, eine Wahl zu bestätigen, aber die Anerkennung seinerseits würde diese nur bekräftigen, die Verwerfung vermöchte das durch sie erlangte Recht des Königs nicht aufzuheben.

Ludwig wendet sich darauf zu den italischen Verhältnissen. Die Verurteilung der Visconti wegen Ketzerei sei ihm nicht mitgeteilt worden; manche würden Rebellen der Kirche genannt, welche getreulich den Beeinträchtigern des Reiches Widerstand leisteten. Seine dorthin gesandten Machtboten, welche mit dem Legaten zusammen Frieden stiften wollten, habe dieser schnöde behandelt und die dem Reiche gehörige Stadt Mailand zu erobern gesucht, was jene verhinderten. Sie handelten also nicht für die Visconti, sondern für das Reich, und erstere erhielten nicht Hülfe und Gunst, da sie von ihren Aemtern entfernt waren. — Nachdem nämlich Matteo die Signorie niedergelegt, war Galeazzo nicht ausdrücklich zum Reichsvikar ernannt worden. Berthold von Neiffen zog als Generalvikar die Signorie an sich und ließ sich von den Mailändern huldigen, während Galeazzo sich nur Beschützer und Verteidiger von Mailand nannte.

Von der Verteidigung ging Ludwig zum Angriff über. Den ihm gemachten Vorwurf, Ketzer zu begünstigen, warf er auf den Papst zurück; er wolle vor den Kardinälen oder einem allgemeinen Konzil beweisen, Johann sei Heger, Beschützer und Gönner der ketzerischen Nichtswürdigkeit, denn er gebe den von allen Seiten an ihn gerichteten Vorstellungen gegen die Franziskaner, welche Verräter an dem Beichtgeheimnis wären, kein Gehör, begünstige sie vielmehr. Er verrücke außerdem die von Gott gesetzte Weltordnung, indem er sich bemühe, das Licht der weltlichen Gewalt zu ersticken.

Als Vogt der römischen Kirche und König und Fürst des heiligen Kaiserreichs legt daher Ludwig von den Prozessen des Papstes an die heilige Kirche Berufung ein. Er stellt sich unter den Schutz des apostolischen Stuhles und da

es notwendig sei, wegen aller dieser Sachen ein allgemeines Konzil zu berufen, so bitte er darum. Er selbst wolle ihm beiwohnen.

Ein merkwürdiges Schriftstück, der erste Teil klar und sicher, der zweite nebelhaft. Daß letzterer von geistlicher Seite eingegeben wurde, ist offenbar. Die Pfarrgeistlichkeit lag seit langer Zeit in Streit mit den Bettelmönchen, welche die große Menge an sich zu fesseln wußten, und da sie die allgemeine Erlaubnis hatten, Beichte zu hören, jener gewaltigen Eintrag sowohl in der Seelsorge als in den Einnahmen thaten. Vor kurzem hatte ein Pariser Professor Lehren aufgestellt, welche sich gegen die Berechtigung der Bettelmönche richteten und von Johann als ketzerisch verworfen wurden. Die Personen, welche Ludwig zur Seite standen, gehörten sämtlich der Weltgeistlichkeit an, doch wirkten wahrscheinlich bereits andere Einflüsse mit, welche erst nach einigen Monaten greifbar hervortreten.

Die Anschuldigung der Ketzerei, welche Johann vor aller Welt hatte laut werden lassen, erregte den König aufs tiefste. Sie verletzte sein christliches Bewußtsein, aber sie konnte auch die gefährlichste Waffe gegen ihn werden. Daher der Versuch, sie Johann zurückzugeben. In aller Gedenken lebte noch die Erinnerung an Bonifacius VIII. und Philipp den Schönen. Wie dieser sich gegen den Papst geholfen hatte, indem er ihn als Ketzer darstellte und sich auf ein allgemeines Konzil berief, so sollte es nun Ludwig thun. Als Vertreter des Kaisertums war er dazu noch mehr berechtigt. Der Plan war kein glücklicher. Ludwig verließ mit ihm den festen Rechtsboden, welchen er sonst unter den Füßen hatte, trug in seinen Streit mit dem Papste einen fremden Bestandteil und gab, während er zum Angriff ausholte, die sichere Deckung der Verteidigung auf. Die Päpste hatten gerade dadurch ihre großen Siege über das Kaisertum errungen, daß sie es verstanden, den Streit als einen kirchlichen darzustellen und ihn so auf einen Kampfplatz zu ziehen, auf welchem sie unzweifelhaft überlegen waren. Jetzt gab der deutsche König selber Johann Gelegenheit, den ursprünglichen Grund des Zwistes zu verdunkeln und sich ihm gegenüber als den Verteidiger der Kirche aufzuwerfen, also eine Stellung einzunehmen, welche niemand bestreiten konnte.

Die Nürnberger Berufung ist nicht veröffentlicht und nicht zur Kenntnis des Papstes gebracht worden, obgleich Ludwig versprach, es zu thun. Vielleicht sah man rechtzeitig ein, daß der gegen Johann gerichtete Vorwurf nicht triftig war, vielleicht wollte man sie erst gebrauchen, wenn er die Gesandtschaft abschläglich beschied; sie war sozusagen auf Vorrat gearbeitet. Immerhin bekundete sie bereits die am königlichen Hofe vorhandene Neigung, sich nicht allein auf die Abwehr zu beschränken; ihre sonstigen Ausführungen zeigen die in Ludwig und seiner Umgebung herrschende Stimmung.

Als nun die Gesandtschaft aus Avignon zurückkam und die Antwort Johanns zurückbrachte, welche als vollkommene Ablehnung gedeutet werden mußte, entschloß sich der König, erst dann zu handeln, wenn Johann mit seiner Drohung Ernst machte, wenigstens that er keinerlei Schritte. Er brauchte nicht lange zu warten, denn sechzehn Tage nach Ablauf der zwei Monate, am 23. März 1324, gab Johann seine Meinung und Absicht aufs unzweideutigste zu erkennen.

Die wichtigste der an diesem Tage erlassenen Bullen verhängt über den deutschen König die Exkommunikation. Sie ist ein ungemein langes, ganz geschäftsmäßiges, gründliches Aktenstück, welches zunächst in breitem Auszug die früher in der Angelegenheit erlassenen Schreiben des Papstes mitteilt.

Der hartnäckige Ungehorsam darf nicht ungestraft bleiben, doch der Papst will lieber Milde als Strenge anwenden. Daher erklärt er Ludwig für gebannt, aber sieht ab von der Veröffentlichung der anderen Strafen, in welche dieser verfallen ist. Er ermahnt Ludwig, wenn er nicht alles Recht, welches ihm etwa aus seiner Wahl zustehe, verlieren solle, binnen drei Monaten Titel und Regierung, das Regnum und das Imperium aufzugeben, die Unterstützung der ketzerischen Rebellen in Italien zu unterlassen und alle seine angemaßten Anordnungen zu widerrufen. Darüber soll er eine öffentliche Urkunde ausstellen und überreichen lassen und persönlich oder durch Bevollmächtigte vor dem Papste erscheinen, „um den endgültigen Spruch und die Wohlmeinung, soweit sie unsere Pflicht zuläßt, zu hören und zu thun und zu empfangen, was die Gerechtigkeit raten wird". Das ist aber unabänderlich der letzte Termin, welchen er erhält.

Alle geistlichen Personen, welche gegen die früheren Befehle Ludwig angehangen haben, sind der Strafe der Suspension von ihren Würden verfallen, und wenn sie dem gegenwärtigen nicht gehorchen, werden sie exkommuniziert und abgesetzt. Den Laien, Fürsten und Städten, welche sich ebenso vergangen haben, ist vorläufig gnädig die verdiente Strafe geschenkt, aber bei weiterem Ungehorsam werden sie gebannt, ihre Länder dem Interdikt unterworfen und sie verlieren alle ihre Privilegien und Lehen, welche sie von Kirche und Reich haben. Alle Ludwig geleisteten Eide hebt der Papst auf, ebenso alle mit ihm geschlossenen Verträge. Von den verhängten geistlichen Strafen darf außer bei Sterbenden niemand lossprechen, als der Papst allein. Wie die früheren Prozesse wird dieser an die Kirchenthür in Avignon angeschlagen, wodurch er dieselbe Kraft erhält, als ob er dem erwählten Könige persönlich zugestellt wäre.

An demselben Tage erging eine Bulle gegen die Visconti, welche die von dem bereits verstorbenen Vater Matteo und seinen Söhnen begangenen Verbrechen lang und breit erzählte, gegen sie als die Feinde Gottes und gegen ihre Anhänger den Kreuzzug predigte und allen Teilnehmern denselben himmlischen Lohn verhieß, welcher den ins heilige Land zum Kampfe gegen die Ungläubigen Ziehenden von der Kirche zugesichert war. Auch gegen die Este wurde bald darauf der Kreuzzug angeordnet, über alle, welche ein Reichsvikariat ohne päpstliche Genehmigung führen, der Bannfluch ausgesprochen, ebenso namentlich über die von Ludwig gesandten Vikare, Berthold von Neiffen und Genossen als Begünstiger von Ketzerei.

Zehnter Abschnitt.

Die Sachsenhausener Appellation. Der Streit um die Armut Christi. 1324.

Gegen die Bulle des Papstes, welche das Reichsrecht und jede staatliche Ordnung aufhob, war eine Kundgebung des deutschen Königs unbedingt erforderlich und sie erfolgte am 22. April in der Hauskapelle des deutschen Ordens zu Sachsenhausen gegenüber Frankfurt. Diese Sachsenhausener Appellation, wie sie genannt wird, ist von gewaltigem Umfang, sie würde, wörtlich übersetzt, etwa zwanzig Seiten in unserem Buche füllen. Versuchen wir, ihren wesentlichen Inhalt knapper mitzuteilen, ohne ihr eigentümliches, unruhig hin und her springendes Wesen zu verwischen.

„Wir Ludwig von Gottes Gnaden König der Römer, allzeit Mehrer des Reiches, behaupten gegen Johann, welcher sich den zweiundzwanzigsten Papst dieses Namens nennt, daß er ist ein Feind des Friedens und sich bemüht, Uneinigkeit und Streit zu erregen, nicht allein in Italien, wie offenkundig ist, sondern auch in Deutschland, indem er die Prälaten aufreizt und die Fürsten antreibt, sie häufig durch Boten und Briefe auffordernd, daß sie gegen das heilige Reich und gegen uns Krieg erheben und nach Kräften sich empören müßten. Ganz offenbar ist er ein Säer der Zwietracht und ein Säemann des Unkrautes unter den Christgläubigen. Denn er soll öffentlich sagen, wenn unter den Königen und Fürsten der Welt Uneinigkeit herrsche, sei der Papst wahrer Papst und gefürchtet, und jeder fürchte ihn und thue seinen Willen. Damit überführt er offenkundig sich selbst, daß er dürstet nach dem Vergießen christlichen Blutes. Besonders aber soll er sagen, der Unfriede Deutschlands, der Fürsten, Edeln und des Volkes daselbst sei das Heil und der Frieden des Papstes und der Kirche. Obgleich sich daher in Deutschland infolge der Doppelwahl Mord, Totschlag, Wunden und Kriege und das Vergießen des Blutes Unschuldiger häufen, hat er niemals einen einzigen Brief oder irgend eine Botschaft gesandt, um diesen Gefahren und Uebeln zu begegnen, wiewohl er überall in

Deutschland viele Eintreiber und Sammler von Geld für sich hat, welchen er solches ohne jede Mühe auftragen konnte, wenn er gewollt und sich darum irgendwie gekümmert hätte. Er beweist damit, wie er gegen die Lehre, das Leben und das Beispiel Christi handelt, dessen Stellvertreter er sich lügnerisch nennt.

„In seiner Bosheit hat er die Gerechtigkeit so verkehrt, daß er gute Katholiken in der Lombardei und im übrigen Italien als Ketzer verurteilt, nur weil sie dem Reiche getreu sind; mit pharisäischem Hochmut glaubt er zu lösen, welche Gott bindet, und zu binden, welche Gott löst, willkürlich verfährt er mit den heiligen Gesetzen. Die Kirche verdankt, was sie heute hat, nur der Freigebigkeit des Kaisers Konstantin, aber der Papst stattet dafür dem heiligen Reiche schlechten Dank ab; er will es austilgen, wie sein gegen uns erhobener, auf Anmaßung und Unwahrheit gegründeter Prozeß, der eher ein Exzeß zu nennen ist, zeigt. Ohne uns vorzuladen, hat er uns verurteilt.

„Der Papst will auch die Kurfürsten und Fürsten des Reiches und die unerschütterlichen Gewohnheiten des Reiches verderben. Die Bistümer und Abteien verleiht er parteiisch und Unwürdigen, wenn sie nur Reichsfeinde sind; kein kaiserlich Gesinnter, mag er noch so geeignet sein, wird berücksichtigt. Die rechtmäßige, sogar von Zweidrittelmehrheit vollzogene Wahl nennt er eine zwieträchtige, behauptet Erledigung des Kaisertums und beansprucht dessen Regierung, eine ganz falsche und völlig unwahre Behauptung. Die Verleihung der Mark Brandenburg und andere Reichsgeschäfte erklärt er für widerrechtlich, was offenbar ungerecht, vermessen, schlecht und erlogen ist, aus der Tiefe der größten Bosheit fließt und gegen Gott, das Reich, unser Recht, die Gesetze des Reichs, die Würde und die Gerechtsamkeit aller Reichsfürsten und Unterthanen streitet. Wir sind schuldig und bereit, den katholischen Glauben gegen Ketzer zu verteidigen, aber wir dürfen nicht dulden, daß unsere Unterthanen und Vasallen, namentlich in Italien, durch mancherlei Bosheit, List, Betrug und Lügen als Ketzer erklärt werden, damit er sie vernichten kann. Das ganze Verfahren dabei ist ungesetzlich und fällt auf den Urheber zurück; wir aber sind durch unsern Krönungseid verpflichtet, unsere Unterthanen zu beschirmen". — Daran knüpft sich eine ausführliche Darstellung der Verhältnisse Italiens. „Das sind nicht Werke eines Papstes, nicht eines Stellvertreters Christi, wie er sich nennt, sondern eines grausamen und furchtbaren Tyrannen, welcher hinabgestiegen ist in die Tiefe des Bösen und mit ganzem Herzen unsern und des Reiches Untergang erstrebt".

„Auf gleicher Linie der Schändlichkeit steht das Verbot, uns zu gehorchen. Werden zwei zu Königen gewählt, so entscheidet nach uraltem Brauch zwischen beiden der Erfolg; Gott hat den Sieg uns verliehen. Doch war die Wahl Friedrichs an sich ungültig. Das gesamte Verfahren des Papstes erweist ihn als Reichsfeind, und doch beansprucht er, über uns zu richten. Niemals hat ein Papst behauptet, daß ihm bei erledigtem Throne oder einer zwiespältigen Wahl die Regierung des Imperiums gebühre, und Johann hat selber weder uns noch Friedrich, den er überhaupt unrechtmäßigerweise begünstigte, während acht Jahren die Leitung des Reiches bestritten. Bei erledigtem Reiche ist ohnehin der Pfalzgraf der rechtmäßige Verweser.

„Im Kardinalkonsistorium sprach er offen aus, er werde alle Zeit mit allen Kräften daran arbeiten, die eherne Schlange, das Kaisertum der Deutschen, zu zertreten, wie seine Thätigkeit tagtäglich beweist. Er will sich selber das Kaisertum anmaßen und wie ein schlauer Fuchs erweist er sich bald uns, bald dem Herzoge von Oesterreich günstig, um uns gegeneinander zu hetzen und um für sich, während wir kämpfen und uns gegenseitig schwächen, das Fett abzuschöpfen. Das ist der Gegner des Friedens, der Feind des Reiches, welcher kommt, nicht Frieden, sondern das Schwert zu bringen. Er hat nicht die Hand angelegt und sich nie bemüht, zwischen uns Waffenstillstand oder Frieden zu schaffen oder die Gerechtigkeit zu erörtern, denn er liebt die Kriege und dürstet nach Blut, um sich zu berauschen an unschuldigem Blut und durch die Ergreifung oder Zerstörung des Kaisertums seine Begierden und seine boshaften Gedanken zu sättigen."

Ludwig redete eine leidenschaftliche Sprache, aber wie es in den Wald hineinschallt, schallt es wieder heraus; Johann hatte sie reichlich verdient. Ohnehin schlug jene Zeit immer den vollsten Brustton an. In der Hauptsache hatte der deutsche König vollkommen recht, und die Zeichnung, welche er von des Papstes bisherigem Verhalten entwarf, war treffend. Aber das, was dem Volke gegenüber recht wirksam sein konnte, wurde fast erstickt durch die Ueberfülle nebensächlicher Dinge, und das Bestreben, auch das kleinste Titelchen gründlich zu verwerten, durch die Häufung und eintönige Wiederholung derselben Wendungen. In Stil und Satzbildung zeigten sich die Verfasser dem Kanzleistil Johanns nicht überlegen. Und mit diesem eigentlich politischen Teil ist die Appellation noch lange nicht zu Ende; die größere Hälfte folgt noch.

Sie enthält eine theologische Abhandlung, mit der die Leser nicht behelligt sein sollen. Die Sache, welche sie betraf, ist folgende.

Der Orden des heiligen Franziskus von Assisi beruhte auf dem Grundsatz der Armut, der Verachtung des Eigentums, den auch der heilige Dominikus für den von ihm gestifteten Orden annahm. Beide Bettelorden gewannen alsbald einen gewaltigen Aufschwung und erwarben große Reichtümer. Im Gegensatz zu dem früheren Mönchstum traten sie mitten in das Leben des Volkes, namentlich in den Städten, und zogen als allgemein beliebte Gewissensräte einen großen Teil der Seelsorge an sich. Indessen verfeindeten sich die beiden Orden und nahmen eine verschiedene Entwickelung; die Dominikaner, welche in der vornehmeren Welt Fuß faßten, im Besitz der Inquisition von großem Einfluß, pflegten mehr die Wissenschaft, die Franziskaner, die Minderbrüder, wie sie sich mit stolzer Demut zu nennen liebten, wirkten in den mittleren und unteren Kreisen namentlich durch Predigt und Beichthören. In dem Orden gab es verschiedene Richtungen, von denen die eine, die Spiritualen, schwärmerisch angeregt den Grundsatz der Armut in aller Schärfe, wie der Stifter es gethan, faßte. Unter ihnen machte sich eine Strömung geltend, welche zu der in der Fülle des Reichtums und irdischer Macht prangenden päpstlichen Kirche im deutlichen Gegensatz stand. Papst Cölestin V. war ein Vertreter und gewissermaßen Märtyrer dieser Ideen. In ihren Kreisen herrschten mystisch-apokalyptische Anschauungen, sie hofften auf eine geistige Kirche, während sie die bestehende als eine entartete und fleischliche betrachteten.

Indessen der gesamte Orden war durchdrungen von der Ueberzeugung, Christus und die Apostel hätten in jener Armut gelebt, wie sie die Regel des Franziskus vorschrieb, und die Streitfrage: ob Christus und die Apostel gemeinsam oder einzeln Eigentum gehabt hätten, wurde mit der unendlichen Feinheit der scholastischen Theologie gründlichst erörtert. Die Meinung war unzweifelhaft eine gute, aber man vergaß, daß der schwärmerische Grundsatz sich nur in einer ganz kleinen, örtlich beschränkten Gesellschaft ausführen ließ. Die Armutsfrage hatte besondere Bedeutung durch die praktische Anwendung auf das Vermögen der Genossenschaft, und die Päpste suchten die Schwierigkeit zu lösen, indem sie das Scheineigentumsrecht über sämtliche Güter des Ordens an sich nahmen, so daß ihm die bloße Nutznießung blieb. Die Minoriten glaubten sich im Zustande der evangelischen Vollkommenheit und machten sich durch ihren darauf gegründeten Hochmut viele Feinde, namentlich unter den Dominikanern. Daher brach unter Johann der Streit wieder los, und da das Generalkapitel der Franziskaner selbständig auftrat und die Lehre von der höchsten Armut Christi und der Apostel als rechtgläubig erklärte, griff es anmaßlich in die päpstliche Machtvollkommenheit ein. Johann führte in seiner gewandten Weise gegen den unbotmäßigen Orden den schweren Streich, daß er auf das der Kirche übertragene Eigentumsrecht an den Gütern des Ordens verzichtete und ihn so in Widerspruch zu seinem Grundsatz brachte. Die bereits hoch erregten Mönche legten gegen die Bulle Berufung ein, weil sie den bisherigen kirchlichen Bestimmungen widerstreite, so daß Johann endlich im November 1323 jene Satzung des Ordenskapitels für ketzerisch erklärte.

Schon vorher hatte der Papst über die Spiritualen, welche bei ihrem großen Anhang im Volke der Kirche ernste Schwierigkeiten bereiteten, schwere Verfolgungen verhängt; manche von ihnen mußten den Scheiterhaufen besteigen. Auch die eigentlichen Leiter des Ordens und diejenigen Mitglieder, welche sich innerhalb des kirchlich anerkannten Verbandes hielten, die sogenannten Fratres de communitate, standen jenen sonst unruhigen Brüdern feindlich gegenüber und hielten sich jetzt noch vom offenen Angriffe auf den Papst fern. Die Spiritualen dagegen in dem Schwunge ihrer apokalyptischen Begeisterung erklärten Johann für den Antichrist und für einen Ketzer und nahmen den Kampf gegen ihn mit aller Entschlossenheit auf. Durch den Bischof Emicho von Speier, welcher wegen der Beichtbefugnis mit den Ordensbrüdern einen erbitterten Kampf führte und sich dabei von den Spiritualen unterstützen ließ, kam der König mit diesen in Verbindung und ihrem Einflusse entsprang jene Stelle in der Nürnberger Erklärung, welche die Minoriten als Verräter an dem Beichtgeheimnis brandmarkte.

Inzwischen hatte Johann die Lehre von der höchsten Armut als ketzerisch verworfen und daher wurde in die Sachsenhausener Appellation eine lange Abhandlung über diese eingefügt, welche zum großen Teil einer Schrift des ehemaligen hochgefeierten Hauptes der Spiritualen, des schwärmerischen Petrus Johannis Olivi entnommen ist. Welche Personen Ludwig dazu bestimmten, ist ungewiß.

Wir wenden uns zur Sachsenhausener Schrift zurück. Die Auseinandersetzung über die Armut Christi schließt mit der bestimmten Erklärung: „Der

Papst ist in Wahrheit für einen Ketzer zu erachten". Ihr folgt noch ein Abschnitt, welcher die Geldwirtschaft Johanns zur Sprache bringt. Ungeheuere Summen scharre er aus der ganzen Welt zusammen, aber er verwende sie nicht zur Befreiung des heiligen Landes, welches zur Schmach der Christenheit den Sarazenen überlassen bleibe, sondern um christliches Blut zu vergießen.

Endlich erhebt Ludwig feierliche Berufung an ein allgemeines Konzil. Nicht aus persönlichem Haß gegen Johann, sondern aus Eifer für die Kirche, deren Schützer er sei, bringe er diese Dinge vor, von denen er eidlich bekräftigt habe, daß er glaube, sie seien wahr. Er schwört, sie persönlich gegen Johann auf einem allgemeinen Konzil vertreten zu wollen, welches er zu versammeln bittet, indem er das Reich und seine Fürsten unter den Schirm der Apostel Petrus und Paulus, des Konzils, der Kirche, des apostolischen Stuhles und des künftigen apostolischen, katholischen und rechtmäßigen Papstes stellt.

Als Zeugen sind genannt Graf Berthold von Hennenberg, einige Ritter und Mitglieder des deutschen Ordens, der königliche Protonotar Meister Ulrich und eine Anzahl von Kanonikern und Pfarrern, also kein einziger von den bedeutenderen geistlichen und weltlichen Fürsten.

Der König führte demnach seine bereits in Nürnberg kundgethane Absicht, Johann in seiner Stellung als Papst anzugreifen, weiter aus und mit noch größerem Nachdruck. Der Schritt war kaum wieder zurückzuthun, denn die Appellation bedeutete einen vollkommenen Bruch mit Johann und zerstörte den letzten Rest der etwa noch vorhandenen Möglichkeit, ein friedliches Abkommen mit ihm zu erreichen. Die neue Begründung der erhobenen Anklage auf Ketzerei war insofern besser als die fallengelassene vom 16. Dezember, da sie Hoffnung gab, den mächtigen Minoritenorden mit all seinem volkstümlichen Anhang zu gewinnen, aber der Gedanke an sich wurde dadurch nicht aussichtsvoller. Es blieb dabei, daß der König sich auf ein ihm fremdes Gebiet wagte und den Papst gegen sich in Vorteil setzte. Er hat es später selbst bedauert, daß er sich auf diesen „Barfüßerkrieg", wie er ihn nannte, einließ. Er entschuldigte sich damit, er habe in dogmatischen Fragen nie einen andern als den von der Kirche für recht anerkannten Glauben gehabt oder haben wollen. Da er aber meinte, jene gelehrten Minoriten wüßten besser zu beurteilen als er, was der richtige Glauben sei, wäre die Sache in die Interpellation aufgenommen worden, doch habe er nie beschwören wollen, daß die dort ausgesprochenen Lehrsätze die orthodoxen seien, da er vom Dogma nichts verstehe. Sein Eid habe nur der Bekräftigung der politischen Behauptungen gegolten, welche er voll auf sich nahm; nur durch böswillige Schuld des Notars sei die Stelle so gefaßt worden, daß sein Eid auch der Armutfrage galt. Nach Form und Inhalt war die Nürnberger Erklärung entschieden geschickter und schlagender gefaßt; sie sagte alles Notwendige einfacher und klarer. In nicht gelehrten Kreisen konnte die Sachsenhausener Schrift nur verwirren oder wenigstens nicht die rechte Wirkung haben. Gleichwohl wurde sie allenthalben, namentlich in den Städten, bekannt gemacht und ins Deutsche übersetzt. Die große Masse erfuhr erst durch sie, wie es zwischen König und Papst stand.

Im Hochsommer rief der König Berthold von Neiffen aus Italien zurück. Er that es nicht, um den Papst zu besänftigen, sondern er wollte diesem die

Möglichkeit abschneiden, noch fernerhin zu behaupten, Ludwig begünstige Ketzer. Seine eigene kirchliche Haltung sollte unanfechtbar sein, um Johann sicherer zu treffen.

In Avignon machte die Appellation Eindruck, und der Papst erachtete es sofort für nötig, den Umtrieben der Minoriten zu wehren und die deutschen Kurfürsten sich geneigt zu halten. Schon am 26. Mai warnte er sie vor den Söhnen der Schlechtigkeit, welche nach außen unter niedrigem Gewand den Schein der Religion zur Schau tragen, aber inwendig leer von der Wahrheit der Religion, voll Unrecht und Bosheit schändlicherweise die Werke des Vaters der Lügen nachahmen. Ihre Einflüsterung, er wolle durch die Prozesse gegen Ludwig die Kurfürsten des Wahlrechtes berauben, entspreche durchaus nicht seiner Absicht. Mit Vergnügen nahm er die ergeben lautenden Antworten Balduins von Trier und Johanns von Böhmen entgegen.

Der Papst, welcher sah, daß in Deutschland keineswegs der Abfall von dem Könige eintrat, welchen er geboten hatte, hielt es für geraten, die weltlichen Fürsten schonend zu behandeln, um sie zu gewinnen. Als er daher am 11. Juli wiederum eine lange Bulle an die Kirchthüre in Avignon anschlagen ließ, führte er seine am 23. März ausgestoßenen Drohungen nicht voll aus.

Der Hauptinhalt dieses neuen Prozesses ist die Erklärung, daß Ludwig von Gott jedes Rechtes, welches ihm aus seiner Wahl erwachsen könne, beraubt sei. Sie war nötig, um jeden Zweifel zu heben, daß der deutsche Thron nun erledigt sei; absetzen konnte der Papst den Baiern nicht, da er ihn gar nicht als König anerkannte. Wenn der Schuldige bis zum 1. Oktober nicht Buße thut, soll er in weitere Strafen verfallen und auch seiner Reichslehen verlustig gesprochen werden. Natürlich wiederholte der Papst die früheren Gebote, Ludwig nicht zu gehorchen; doch nur gegen die Geistlichen und die Städte, soweit sie Ludwig anhängen, spricht er unmittelbar Strafen aus. Die letzteren unterliegen dem Interdikt und jeder Bewohner für seine Person dem Bann, doch werden ihnen nicht ihre vom Reiche erhaltenen Privilegien abgesprochen, und ebenso ergeht gegen die Geistlichkeit nur Suspension und Exkommunikation, aber noch nicht die verheißene Absetzung. Die weltlichen Fürsten jedoch bleiben noch frei von Interdikt und Bann, in der Erwartung, daß sie bis zum 1. Oktober sich gehorsam zeigen. Ausdrücklich betont der Papst, er wolle das kurfürstliche Recht in keiner Weise verletzen, sondern unberührt erhalten. Die Sachsenhausener Appellation erwähnt er nicht, wahrscheinlich weil er nicht den kirchlichen Streit in die Reichs-Angelegenheit hineinziehen wollte. Er erledigte später die Armutfrage in einer besonderen Bulle.

Elfter Abschnitt.

Herzog Leopold und Frankreich. 1324.

Wenn die deutschen Fürsten nicht abfielen, halfen alle Bullen nichts; nur durch die Fürsten konnte von jeher das Papsttum den deutschen König besiegen.

Ludwigs Stand im Reiche war ein sehr günstiger. Da er seine Gemahlin Beatrix durch den Tod verloren hatte, wählte er als zweite Gattin die zarte Margareta, die Tochter des reichen Grafen Wilhelm III. des Guten von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, eines ausgezeichneten Herrschers, welcher eben den alten Streit mit Flandern um Seeland glücklich beendet hatte. Wilhelm erreichte nun auch die Anerkennung von seiten des Reiches, welche wie vorher seinem Vater auch ihm bis dahin fehlte. Dem Reichtum der Braut entsprach die glänzende Hochzeit, welche im Februar 1324 zu Köln stattfand. Dadurch wurde der Einfluß, welchen Ludwig schon im Nordwesten des Reiches besaß, verstärkt, wie die Uebertragung der Mark Brandenburg an seinen Sohn und die thüringische Verlobung seiner Tochter ihm den Nordosten eröffnet hatten.

Auch die Familienzwistigkeiten mit der Nachkommenschaft seines Bruders, des Pfalzgrafen Rudolf, schwanden, als dessen Witwe Mechtild, die habsburgisch gesinnte unversöhnliche Gegnerin des Königs, starb. Es blieb nur übrig, mit den Oesterreichern zu einer Einigung zu gelangen, und das hing vornehmlich an Herzog Leopold. Er, dem die Niederlagen von Morgarten und Mühldorf an der Seele nagten, war anfänglich zur Nachgiebigkeit nicht geneigt, und sein Geist wurde finster und leidenschaftlich. Man erzählt, nur mit Mühe habe man ihn abgehalten, das Schwert gegen die eigene Brust zu kehren, als er die Kunde vom Unglück des Bruders erfuhr. Er soll es Friedrich verargt haben, daß er nicht lieber, statt sich zu ergeben, den Tod gesucht; dessen Gefangenschaft schien ihm kein ausreichender Grund, dem verhaßten Baiern zu weichen. Nach der verlorenen Schlacht rüstete er sofort zum weiteren Kampf; mit Ingrimm sah er, wie die Reichsstädte sich meist Ludwig unterwarfen; unerbittlich ließ er sengen und brennen. Als die Baseler ihm zu Ehren Festlichkeiten

veranstalteten, nahm er widerwillig und nur gedrängt am Tanz teil und sein düsteres Antlitz erhellte kein Lächeln. Aber er konnte sich schließlich Verhandlungen über den Frieden nicht versagen.

Herzog Heinrich von Kärnten, durch seine Doppelstellung zu den Parteien dazu wohl geeignet, verabredete in denselben Tagen, in welchen König Johann und die Oesterreicher unter ungarischer Vermittlung sich versöhnten, in München einen Vergleich zwischen Ludwig und den herzoglichen Brüdern Leopold, Albrecht und Otto. Wirklich ergab sich auch ein Waffenstillstand, aber über die Frage, welche die Familienehre der Habsburger am meisten berührte, die Freilassung Friedrichs, behielt sich Ludwig freie Hand. Er verlangte als erste Bedingung die Auslieferung der Reichsinsignien, zu welcher sich Leopold verstand, in der Meinung, dafür den Bruder zu erhalten. Mit Stolz erblickten die Münchener diesen köstlichsten Schatz des Reiches in ihren Mauern. Aber nun kam der König mit neuen Forderungen, indem er verlangte, Leopold solle die Reichsstädte, welche sich ihm eidlich verbunden, ihrer Verpflichtung entlassen. Darauf wollte der Herzog nicht eingehen und begehrte die Kleinodien zurück, was Ludwig abschlug. Leopold erblickte in seinem Verhalten nur Lug und Trug; in wilder Wut aufschäumend rief er aus: „Wenn nicht alles erfüllt wird, was mir versprochen wurde, als ich die Reichsinsignien übergab, soll kein Friede und Eintracht sein, solange ich sie nicht wiederhabe und mein Bruder nicht befreit ist".

Ein neuer Krieg bereitete sich vor, dessen Aussichten für Leopold unerwartet günstige waren, weil jetzt Papst Johann seine Prozesse begann. Der natürlichste Verbündete für ihn war Oesterreich, und in der That knüpften die Herzöge Leopold und Albrecht die 1322 abgebrochene Verbindung mit der Kurie wieder an, welche sie im Mai 1324 besandten. Sie richteten an den Papst gewisse Anträge, welche ihrem Inhalt nach unbekannt sind, aber vermutlich die Anerkennung Friedrichs betrafen; daß er Gefangener war, bildete für eine grundsätzliche Entscheidung kein Hindernis. Doch das lag durchaus nicht in Johanns Politik. Er lehnte ab, zeigte sich indessen in anderen Dingen gefällig und suchte die Feindschaft gegen Ludwig rege zu erhalten: unwahr behaupte der Baier, wenn er der Kurie in gewissen Punkten nachgebe, würde diese es auch ihm und seinen Erben gegenüber thun.

Da tritt plötzlich ein sehr eigentümlicher Plan hervor, nämlich der, Karl IV. von Frankreich zum deutschen Könige zu machen. Wir erinnern uns, daß schon im vergangenen Jahre König Johann dem Franzosen die Erwerbung der Kaiserkrone vorschlug. Der Böhme scheint sich die Sache so gedacht zu haben, daß Karl Kaiser werden, Ludwig deutscher König bleiben solle; daß darauf die französischen Räte nicht eingingen, ist leicht erklärlich. Jetzt lag die Sache anders, jetzt sollte Karl auch die unentbehrliche Grundlage des Kaisertums, die deutsche Königswürde zufallen. Der Luxemburger war diesmal nicht beteiligt; er schlug sich die ganze Zeit über in Westdeutschland herum und die Eheverbindung mit Kärnten, die er gleichzeitig betrieb, stand in vollem Gegensatz zu den Interessen der Habsburger. Gewöhnlich gilt Papst Johann als Urheber des Planes, und dafür scheint auch manches zu sprechen. Ohne sein Mitwissen und seine Genehmigung konnten in diesem Falle beide Parteien nichts thun, aber daraus

folgt noch nicht, daß er die erste Anregung gab. Seine politische Einsicht mußte ihm ebenso wie seinen Vorgängern die Vereinigung der beiden Länder, welche Italien bedrohte, für gefährlich erscheinen lassen. Wenn er sie trotzdem sogar zu befördern schien, mochten bei ihm für den Augenblick andere Rücksichten überwiegen, der Wunsch, Oesterreichs brennenden Eifer gegen Ludwig nicht erkalten zu lassen, und die Unmöglichkeit, den französischen König durch eine schroffe Zurückweisung zu kränken.

Die höchste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der leidenschaftliche Leopold den Plan entworfen hat. Er wollte Rache an Ludwig, Rache an seinen anderen Gegnern und Ersatz für die erlittenen Verluste; dafür entschloß er sich sogar das Königtum seines Bruders preiszugeben. Er selbst konnte unmöglich als Gegenkönig auftreten, aber wenn das der Franzose that, so war natürlich, daß ihm dieser die erste Stelle, vielleicht die Reichsverweserschaft einräumte.

In Bar an der Aube trafen König und Herzog zusammen und schlossen dort am 27. Juli inhaltsschwere Verträge. Leopold bezeichnete das Reich als durch den Tod Kaiser Heinrichs und „die Beraubung des Rechtes der in Zwietracht Gewählten" erledigt, ein Ausdruck, der auf den gefangenen Friedrich nicht ganz paßte, aber der Kürze halber gewählt wurde. Er versprach darum seine Verwendung bei den Kurfürsten, daß sie Karl zum Könige wählten, verhieß für den in Frankreich üblichen Sold seine Hülfe gegen Ludwig, namentlich wenn dieser nach Italien zu ziehen beabsichtige, und verpflichtete sich, die Zustimmung seiner Brüder, auch Friedrichs zu beschaffen, widrigenfalls er sie bekämpfen würde. Dafür sagte König Karl dem Herzoge jährliche Geldunterstützung zu für den gegenwärtigen Krieg mit Ludwig und bis Friedrich befreit wäre, welche erst wegfallen sollte, wenn Karl nicht binnen zwei Jahren die Krone erlangte, sofern nicht der Papst eine Verlängerung fordere. Für die vom Herzoge zu leistenden Dienste und Auslagen, besonders zur Gewinnung der Kurfürsten, verhieß der König 20000 Mark Silber, aber erst innerhalb drei Jahren nach dem wirklichen Erfolg zahlbar. Ferner sollten die Habsburger zehn Reichsstädte, darunter Konstanz, Basel und Zürich, als Pfand für eine weitere Summe erhalten. Außerdem ließ sich Leopold noch besonders Unterstützung gegen seine persönlichen Feinde, die Thäler Schwyz und Unterwalden zusagen. Karl übernahm, die Willebriefe des Königs von Böhmen und des Erzbischofs von Trier zu den Verpfändungen zu beschaffen.

Die Verträge nahmen außer der Wahl durch die Kurfürsten noch eine andere Weise in Aussicht, auf welche der Franzose deutscher König werden könne, nämlich die Provision, d. h. die einfache Ernennung durch den Papst. Für diesen Fall bedang sich der Herzog eine größere Entschädigung aus, da ihm dann größere Schwierigkeiten entstünden!

Karl teilte dem Papste, an welchen auch Leopold über die Angelegenheit schrieb, den Inhalt des Vertrages mit. Johann antwortete befriedigt, aber drei Wochen später war er schon wieder in Sorge, Leopold möchte sich mit Ludwig auseinandersetzen.

In der That war der Vertrag von Bar ein totgeborenes Kind. Wie es kam, daß er zum Heil des Reiches scheiterte, ist unsicher. Die gleichzeitige Ge-

schichtsschreibung gedenkt der Vorgänge mehrfach, aber mit unter sich abweichenden und schwer zu vereinigenden Nachrichten. Am ausführlichsten weiß der Florentiner Giovanni Villani Bescheid, der in seinem gewaltigen Werke die große Politik seiner Tage mit allem Eifer verfolgte und viel Wahres, aber auch viel ihm nur durch Hörensagen Zugegangenes oder von ihm selber nach eigener Auffassung Zurechtgelegtes erzählt. Nach ihm verhandelte Karl in der Hoffnung, deutscher König zu werden, mit dem Papst und mehreren deutschen Fürsten und setzte die Zusammenkunft in Bar an, wo der König von Böhmen, ein großer Teil der Kurfürsten und andere geistliche und weltliche Herren aus Deutschland sein sollten. Als er jedoch dort mit großem Gefolge erschien, fand er ganz allein Herzog Leopold und zog deswegen erzürnt zurück. Von österreichischer Seite liegen zwei Berichte vor. Nach dem einen bemühte sich Leopold, das römische Reich an die Franken zu bringen, denen es einst gehört hatte, damit ihm das Vikariat übertragen würde und sich so die Befreiung seines Bruders leichter ergebe. „Da er keinen Erfolg hatte, schied man voneinander unter gegenseitigen Geschenken, während die Franken den Ruhm und die Macht der Deutschen bewunderten". Der andere erzählt folgendes: „Der Franke und Leopold waren in Bar zusammengekommen, wo sie vieles und namentlich gegen Ludwig verhandelten. Es waren auch geistliche Fürsten, Boten des Papstes und des Franzosen und Leopold in Rense eingetroffen. Dort fuhren sie allein in einem Schiff auf den Rhein und verhandelten lange über die Erhebung des Franzosen zum Kaiser. Aber durch Berthold von Buchegg, den Komtur von Mainz, wurde es vornehmlich verhindert".

Die mit großem Gepränge veranstaltete Begegnung zu Bar konnte der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgehen, aber der Zweck wurde natürlich von den Beteiligten in Geheimnis gehüllt. Man streute aus, der französische König habe den berühmten Herzog von Angesicht zu Angesicht sehen wollen, und das Volk erzählte sich, wie der mit aller Pracht umgebene Franzose erstaunt gewesen, als er in dem mit unscheinbarem grauem Gewande und einem bunten Spitzhute bekleideten kleinen Manne den überall hochgepriesenen Helden erblickte. — Anderweitig gestaltete das Gerücht die ganze Sache so um, der französische König habe Ludwig angeboten, ihm gegen Bezahlung der Schulden und Ueberlassung der Einkünfte das Königtum abzutreten.

Darin stimmen alle Nachrichten überein, daß der Plan sich alsbald zerschlug und zwar, weil niemand Lust hatte, ihn durchzuführen. Jener Tag zu Rense mag stattgefunden haben, aber wann, ob nicht vielleicht schon vor dem zu Bar, ist ganz unsicher, und ebenso, welche Beteiligung er fand, ob wirklich Herzog Leopold persönlich und Boten des Papstes anwesend waren. Von den geistlichen Kurfürsten dürfte höchstens Heinrich von Köln gekommen sein, während Berthold von Buchegg den von Mainz vertrat. So viel ist klar, von den deutschen Fürsten war nichts zu erhoffen. König Karl zögerte, Geld unnütz auszugeben, und stellte auch in Bar die erste Zahlung erst für das künftige Jahr in Aussicht, womit Leopold nicht gedient war, und dessen Brüder wollten, wie sich alsbald zeigte, die Rechte des gefangenen Friedrich nicht aufgeben. Auch der Papst that keine entschlossenen Schritte, um die französische Herrschaft in Deutschland

zu fördern. Wie anders pflegte er sonst seine ernstlichen Absichten zu betreiben. Er hat es später bedauert. Er versuchte Leopold bei dem französischen Bündnis festzuhalten und schalt Karl IV. wegen der Lässigkeit, mit welcher er die Sache geführt, aufs gründlichste aus, als in Deutschland eine ihm sehr unangenehme Wendung eingetreten war. Das Zwischenspiel hatte nicht allzuviel zu bedeuten.

Der für den 1. Oktober angekündigte weitere Prozeß des Papstes blieb aus. Nicht daß sich die Stimmung Johanns gegen Ludwig gemildert hätte, offenbar bewog ihn die Rücksicht auf die deutschen Laienfürsten. Er hätte über sie nunmehr Bann und Interdikt verhängen müssen, und das wagte er nicht, weil er besorgte, sie dadurch in das feindliche Lager zu treiben.

Zwölfter Abschnitt.

Die Verhandlungen zwischen Ludwig und Friedrich. 1325—1327.

Es scheint, daß Ludwig noch vor Ablauf des Jahres 1324 mit den Habsburgern und deren Anhang Verhandlungen anknüpfte, aber der Kriegszustand hörte deswegen nicht auf. Mitten im Winter zog der König vor die Stadt Burgau zwischen Ulm und Augsburg, von welcher aus die Oesterreicher die Umgegend und die ihm anhängenden Bürgerschaften schwer schädigten. Obgleich er fast drei Monate vor der Feste lag, trieb er die Belagerung mit so wenig Nachdruck, daß man allgemein darüber erstaunte. Schließlich entwich er, nachdem er viele Verluste erlitten und sein Heer sich erheblich vermindert hatte, schimpflich vor dem in Eile heranrückenden Leopold. Dadurch erlitt sein Ansehen einen schweren Stoß. Inzwischen arbeitete die päpstliche Partei eifrig gegen ihn. Die Bischöfe von Mainz, Würzburg und Straßburg verbündeten sich im März 1325 zu Durlach mit den österreichischen Herzögen, „zum Schutz ihrer Länder und Unterthanen und namentlich zu Ehren und zu Dienst unserem heiligen Vater dem Papste und dem Stuhl zu Rom", lebenslang gegen den Herzog Ludwig von Baiern und verabredeten, auch die rheinischen Reichsstädte zum Stillsitzen zu bewegen. Aber wenige Tage vorher, am 13. März war auf Schloß Trausnitz zwischen Ludwig und Friedrich ein Uebereinkommen getroffen worden.

Ludwig handelte mit kluger Berechnung der Verhältnisse. Sollte die Feindschaft des Papstes ungefährlich gemacht werden, so mußte er sich mit den Habsburgern auseinandersetzen, das Gegenkönigtum beseitigen. Seine Lage war zwar keineswegs eine besonders gefährliche, aber er durfte nicht darauf rechnen, jene so besiegen zu können, daß sie ihn anerkannten. Die Thronentsagung Friedrichs schien seinen Brüdern ein zu hoher Preis für dessen Befreiung; wären sie dazu bereit gewesen, so hätte bereits Mühldorf den Frieden gebracht. Unter diesen Umständen besaß die Person Friedrichs für Ludwig nicht mehr den Wert, wie vordem; es kam ihm mehr auf die herzoglichen Brüder als auf den König an.

Niemand war geeigneter, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen als Friedrich selbst; seine Freigabe war die erste Bedingung einer möglichen Einigung. Freilich war ein solcher Schritt nicht ohne manche Bedenken, aber daß Ludwig sie überwand und sich auf die Ehrenhaftigkeit Friedrichs und seiner Familie verließ, ehrte beide Teile in gleicher Weise.

Friedrichs Geist hatte sich in der nunmehr fast zwei und ein halbes Jahr dauernden Haft noch mehr verdüstert. Ihn quälte die Angst, sein Besieger möchte ihn ermorden lassen. Selbst Visionen scheinen ihn befallen zu haben; er erblickte einen Dämon, der ihn durch die Lüfte davontragen wollte, aber er wies das höllische Gespenst zurück und suchte Zuflucht bei seinem Beichtiger. Ihm bot die Königskrone kaum noch einen Reiz. Er würde in dieser Stimmung gewiß freudig jede Bedingung eingegangen sein, welche seinen Kerker öffnete.

Ludwigs Getreuester, der Graf Berthold von Henneberg, und Dietrich von Pilichdorf, der Marschall von Oesterreich, welcher die Gefangenschaft seines Herrn teilte, vereinbarten den Vertrag. Die Beichtväter der beiden Fürsten, der Augustinerprior Konrad aus München und der Prior Gottfried von Mauerbach, nahmen ebenfalls an den Verhandlungen teil. Wir besitzen nur eine und zwar von Friedrichs Seite ausgestellte Urkunde.

Friedrich verzichtet für die Lebenszeit Ludwigs gänzlich auf das Königreich und wird sich von niemand, auch nicht von dem, der sich Papst nennt, bewegen lassen, nach ihm zu streben. Sämtliche fünf österreichische Herzöge erkennen Ludwig als König und ihren rechten Herrn an, nehmen von ihm ihre Lehen, geben zurück, was sie von Reichsgut inne haben, und verpflichten sich ewiglich zum Beistand gegen jedermann, namentlich gegen den, der sich Papst nennt, und alle dessen Helfer und Gönner, solange er gegen König und Reich ist. Sie sollen auch schaffen, daß alle Fürsten und sonstigen Leute, welche bisher in ihrem Dienste des Krieges wegen standen, den König anerkennen, und ihm dazu nötigenfalls beholfen sein. Friedrich soll seine Tochter Elisabeth mit Stephan, dem Sohne Ludwigs, verloben und sie dem Könige einantworten; den zur Ehe nötigen Dispens wollen sie gemeinsam von dem römischen Stuhle erwirken, wenn er mit einer Person besetzt sein wird, von der solchen zu erbitten sich fügt. Alle Gefangenen werden freigelassen und über die einzelnen Punkte Schiedsrichter eingesetzt. Friedrich wird die Sühne zu den Heiligen beschwören und bringt er sie nicht zustande, sich bis zum 24. Juni wieder als Gefangener auf der Trausnitz einstellen.

Gegenversprechungen hat Ludwig vielleicht erst gemacht, als er in der österlichen Zeit auf die Burg kam. Es ist darüber keine Urkunde vorhanden, aber wahrscheinlich erhielt Friedrich irgend eine schriftliche Aufzeichnung, da er doch seinen Brüdern bestimmte und in ihrem Inhalt verbürgte Anträge überbringen mußte, wenn er sie gewinnen sollte. Nach einer Nachricht sagte Ludwig den Habsburgern das erste Fürstentum zu, welches dem Reiche ledig werden würde, wobei er vielleicht an Kärnten dachte. Außerdem stellte er sehr wahrscheinlich in Aussicht, Friedrich, sobald dessen Thronentsagung zur Thatsache geworden, zum Mitregenten anzunehmen, so daß dieser die Reichsregierung führen sollte, während Ludwig nach Italien zog und die Kaiserkrone erwarb. Es war

ein sonderbares und schwer ausführbares Vorhaben, noch schwieriger dadurch, daß es in Feindschaft zum Papste durchzusetzen war. Denn der Trausnitzer Vertrag Friedrichs verlangte von den Habsburgern auch den Abfall von Johann.

Ein gemeinsames Abendmahl, bei welchem die bisherigen Gegner die Hostie teilten, und der Friedenskuß besiegelten die Aussöhnung und den Eidschwur, dann zog Friedrich der Heimat zu. Abgehärmt von der kummervollen Zeit, mit einem langen Bart, den er sich zum Zeichen der Trauer hatte wachsen lassen und erst daheim wieder ablegte, erschien Friedrich den Seinen wie ein Fremder. Freudevoll begrüßten ihn die Oesterreicher, aber seine Gattin, welche während der langen Trennung unter schweren Bußübungen die Gnade des Himmels für ihren Gemahl erfleht hatte, konnte ihn nicht mehr mit ihren Augen erblicken; sie war inzwischen erblindet, wie man glaubte, durch die vielen vergossenen Thränen. Leopold, auf den alles ankam, war nicht anwesend, da er in den österreichischen Vorlanden weilte, wo er unbeirrt auch in der Folgezeit seinen Anhang zum Kampf gegen Ludwig verstärkte. Für ein gutes Zeichen konnte dagegen gelten, daß Friedrichs jüngster Bruder Otto die niederbairische Prinzessin Elisabeth heiratete.

Leopold berichtete alsbald an den Papst, wohl auf die erste Kunde von der Entlassung Friedrichs und noch ohne nähere Kenntnis der Bedingungen. Johann erschrak gewiß gewaltig und beeilte sich, um jeden Preis entgegenzuarbeiten. Er forderte Leopold auf, eine Begegnung mit Ludwig, den er zu größerer Wirkung der Hinterlist verdächtigte, zu vermeiden, und erinnerte ihn an die mit Frankreich geschlossenen Verträge. Zu gleicher Zeit schrieb er an Friedrich, erklärte sofort den etwa geleisteten Eid für ungültig und verbot ihm bei Strafe des Bannes in die Gefangenschaft zurückzukehren! Daß eine ehrenwerte Natur, wie die Friedrichs, solche Zumutung mit Abscheu zurückwies, ist selbstverständlich. Er bemühte sich redlich für Ludwig und kehrte bald zu diesem nach Baiern zurück, aber nicht als Gefangener, sondern als Freund. Tisch und Bett teilten die beiden miteinander; dem Papste, als er davon hörte, war diese unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft ebenso widerwärtig wie unbegreiflich.

Leopold, mit welchem Ludwig und Friedrich Ende Juni persönlich verhandelten, verharrte in Feindseligkeit und fortwährender Verbindung mit dem Papste, mit welchem er eifrigen Briefwechsel pflegte. Johann bemühte sich, den Riß zwischen den Brüdern zu vertiefen und, indem er Friedrich als Lügner bezeichnete, in Leopold den Verdacht zu erwecken, jener wolle ihn täuschen. Alle Hoffnungen des Papstes beruhten auf Leopold, obgleich er auch sonst durch das ganze Reich und darüber hinaus die Feindschaft gegen den verhaßten Baiernherzog zu entfesseln suchte.

Auch Ludwig wollte durch größere Zugeständnisse den starren Sinn Leopolds erweichen. Die enge Freundschaft mit Friedrich, dem er sogar für den Fall, daß er selbst außer Landes wäre, und für den seines Todes die Sorge für Familie und Land übertrug, dauerte unvermindert fort. Daher entschloß er sich, schon jetzt Friedrich als Mitregenten anzuerkennen. Am 5. September wurde in München die merkwürdige Urkunde ausgestellt.

„Wir Ludwig und Friedrich, von Gottes Gnaden römische Könige — thun kund —, daß wir im Namen Gottes, Gott und seinen Heiligen zu Lobe, der Kirche zu Rom zu Ehren, römischem Reiche zu Frommen und der heiligen Christenheit zu Friede und Schirm — uns miteinander vereinet und verbunden haben ewiglich, daß wir das römische Reich, dazu wir beide erwählt und geweihet sind, mit allen seinen Würden — all die Weile miteinander gleich wie Eine Person, besitzen, haben, pflegen und handeln sollen. — Wir sollen auch gleiche Ehre haben auf der Straße, in der Kirche und an aller Statt und uns beide römische Könige und Mehrer des Reiches schreiben und nennen und uns Brüder heißen und schreiben an einander und auch als Brüder leben".

Mit peinlichster Genauigkeit wird auseinandergesetzt, wie in der gesamten Regierungsthätigkeit die vollkommene Gleichberechtigung durchzuführen sei. Fahre einer von ihnen nach Welschland, so übe er dort, der andere inzwischen im Reich die volle Gewalt aus.

Der Plan war in Anbetracht der schwierigen Lage nicht ungeschickt. Die Oesterreicher erhielten so die Genugthuung, daß ihr Bruder wirklich die Krone trug und Reichsrechte ausübte und der Abzug Ludwigs nach Italien, den er beabsichtigte, gab jenem wenigstens für die nächste Zeit die volle Regierung in die Hand. Möglich, daß Leopold einen Augenblick geschwankt hat, ob er nicht zugreifen solle, aber ihn hielt sein Verhältnis zum Papste zurück, der ihm fortwährend allerhand Gefälligkeiten erzeigte. Ging der Herzog auf den Septembervertrag ein, so mußte er zugleich vom Papste abfallen, denn die Fahrt Ludwigs nach Italien konnte nicht anders betrachtet werden als ein Feldzug gegen Johann. Man muß dem Herzoge Gerechtigkeit widerfahren lassen und darf ihn nicht tadeln, wenn er zu einem solchen seine ganze bisherige Haltung umwerfenden Schritt sich nicht entschließen, seinen Haß gegen Ludwig nicht so völlig ablegen und zu ihm plötzlich Vertrauen fassen konnte. Ein Ausgleich zwischen Ludwig und Johann war nicht denkbar; wenn nun der Papst auch Friedrich bannte und ihm sein durch die Wahl erlangtes Recht absprach, würde Ludwig, auf den Habsburg dann allein angewiesen war, den Vertrag gewissenhaft durchführen? Der Herzog mochte sich erinnern, daß, wie er wenigstens die Sache faßte, Ludwig ihn schon einmal getäuscht hatte.

Dazu kam, daß es nicht bei Ludwig allein stand, die Doppelregierung durchzuführen, sondern daß auch die Fürsten, namentlich die Kurfürsten mitzureden hatten. So wenig Sicheres auch über die mit ihnen auf wenigstens zwei Versammlungen gepflogenen Verhandlungen bekannt ist, so viel ist klar, daß der ungewöhnliche Gedanke ihnen nicht zusagte. Da entwarf Ludwig einen gewagten, aber geschickten Plan. Gelang es die deutschen Fürsten und vor allen Leopold zu überzeugen, daß auch Friedrich nicht die mindeste Aussicht hatte, vom Papste anerkannt zu werden, so waren die bösen Schliche Johanns entlarvt, die Oesterreicher von ihm losgerissen.

Am 7. Januar 1326 erklärte Ludwig in Ulm, von dem Königreich zurücktreten zu wollen, es sei mit oder ohne Wollen der Reichsfürsten, wenn Friedrich vom Papste bestätigt würde. Friedrich gelobte dafür, wenn er die Anerkennung erhielte, bei Ludwig, seinem Kinde und seinem Schwiegersohn von Meißen zu bleiben

und ihnen gegen allermänniglich beholfen zu sein, ihnen ihre Länder, namentlich die Mark Brandenburg, zu bestätigen und die festgesetzte Heirat zwischen seiner Tochter und Ludwigs Sohne zu vollziehen. Sollte er jedoch bis zum 25. Juli nicht bestätigt sein, „so sollen wir beide bei dem Reiche bleiben, wie unsere Briefe besagen, die wir darüber gegeben haben"; Friedrich will dazu das Einverständnis seiner Brüder schaffen. Der Vertrag hatte gleich gute Wirkung. Leopold und der Pfalzgraf Adolf, welcher bisher ebenfalls seinem königlichen Vetter die Anerkennung versagte, machten mit Ludwig Frieden, und dieser kettete Leopold noch fester an sich, indem er ihm durch Friedrich, der persönlich den grollenden Bruder im Elsaß aufsuchte, Reichspfandschaften übertragen ließ, welche den im Barer Vertrage durch den französischen König verheißenen an Wert gleichkamen.

Da starb am 28. Februar Leopold in Straßburg, erst etwa vierunddreißig Jahre alt. Die ungeheure Aufregung der letzten Jahre scheint den festen Körper zerrüttet und den Geist überreizt zu haben, das Leben hatte ihm zwar Heldenruhm, aber sonst nur Fehlschläge geboten. Die Aerzte warnten ihn, einen beabsichtigten Kriegszug nach dem Oberelsaß zu unternehmen, da die Anstrengungen ihn töten würden, aber der ruhelose Mann führte ihn aus und zurückgekehrt nach Straßburg erlag er dort im Hause der Herren von Ochsenstein einem hitzigen Fieber mit jähem Ende. Dem Volke war seine von innerer Glut verzehrte, düstere Erscheinung unheimlich; man raunte sich zu, er habe mit dem Teufel verkehrt und jenen Dämon, welchen in Trausnitz die krankhafte Phantasie Friedrichs erblickte, dorthin gesandt, um den Bruder zu befreien. Sein Wappen hing man zum ewigen Angedenken im Münster auf, den Leib brachte man nach Kloster Königsfeld und setzte ihn neben dem der Mutter bei. Leopold hinterließ von seiner Gemahlin Katharina von Savoyen nur zwei kleine Töchter, von denen die eine späterhin den Herrn von Coucy, die andere den Herzog Bolko von Schweidnitz-Jauer heiratete. Nur erstere war mit Nachkommenschaft gesegnet, mit einem Sohne, der später Erbansprüche auf schwäbische Güter erhebend über einen Teil Oberdeutschlands furchtbares Elend brachte.

Leopold schied in einem Augenblicke, wo sich ihm die Möglichkeit bot, die ungesunde Politik, in welche ihn die Verhältnisse getrieben, zu verlassen. Hätte er noch länger gelebt, würde vielleicht Papst Johann späterhin keinen Anlaß gehabt haben, seinen Tod schmerzlich zu bedauern, wie er es jetzt that. Er wollte gerade dem Herzoge den Kirchenzehnten im Erzstift Salzburg zum Kriege gegen Ludwig überweisen.

Wie gewaltig der plötzliche Verlust des Bruders den König Friedrich ergriff, läßt sich nachempfinden. Der ältere Bruder stand immer unter dem Einfluß des thatkräftigen Leopold und war gewöhnt, seiner Leitung zu folgen. Jetzt blieb er ohne seinen Beistand unter den schwierigsten Verhältnissen zurück. Die verzweifelte Klage: „Was nützt es mir zu leben ohne dich? Warum hast du mich verwaist in dem Treiben dieser Welt gelassen?" ist kaum dichterische Ausschmückung des sie überliefernden Schriftstellers, sie entspricht dem Wesen des unglücklichen Habsburgers und klingt aus der Tiefe seiner gebeugten Seele zu uns.

An die Stelle Leopolds in der Habsburger Familie trat Herzog Albrecht II., der noch nicht dreißig Jahre zählte. Ein stattlicher schöner Mann und wohl

unterrichtet, da er in seiner Jugend zum Geistlichen bestimmt war, und er wäre in der That fast Bischof von Passau geworden, festen Charakters, aber nicht so leidenschaftlich wie sein verstorbener Bruder, sondern ruhig und umsichtig. Er belagerte gerade die Stadt Mühlhausen, als er die Todeskunde erfuhr, aber er ließ sich durch sie nicht stören.

Das plötzliche Hinscheiden des Mannes, an dessen Entschlüssen in der letzten Zeit alles gehangen hatte, brachte notwendig in den Gang der Dinge eine Stockung. König Ludwig wartete still in seinem Herzogtum ab, was die Habsburger thun würden, während König Friedrich Ende März nach dem Rhein zu seinem Bruder Albrecht zog. Er trat als König auf und stellte als solcher Urkunden aus.

Die Reichsfürsten, soweit sie nicht in Gleichgültigkeit verharrten oder den wunderbaren Zeitläuften ratlos gegenüberstanden, mußten daran denken, ihre eigenen Interessen zu wahren. Wir wissen, daß sie dem Plan einer Doppelregierung widerstrebten. Matthias von Mainz und Heinrich von Köln waren Gegner Ludwigs, während Balduin von Trier die päpstlichen Prozesse gegen den Baiern nicht hatte veröffentlichen lassen. Balduin handelte im Einverständnis mit seinem Neffen. Johann empfand, seitdem er Ende 1324 gegen die Stadt Metz Krieg geführt, wieder das Bedürfnis, die Bewohner seines Königreiches zu schröpfen und zog deswegen nach Prag. Wie er dem Papste schrieb, wollte er einen Kreuzzug unternehmen. Nach kurzem Aufenthalt stürmte er nach Innsbruck, um seinen Lieblingsgedanken, die kärntnische Verlobung, durchzusetzen, dann ging es wieder nach Luxemburg und Limburg, wo der König an einer Fehde des Bischofes von Lüttich gegen dessen Hauptstadt teilnahm, aber schnell sprang er ab, um nach Würzburg zu jagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach zogen ihn dorthin die Reichsverhältnisse. Im Frühjahr war er wieder in Luxemburg. Dabei blieb er im regen Verkehr mit dem Papste, der in der Verlegenheit, welche ihm die deutschen Dinge bereiteten, seine Anhänglichkeit hoch schätzen mußte. Die Hoffnung, welche der König Johann auf Kärnten hegte, machte ihn gewiß den Aussöhnungsversuchen zwischen Baiern und Oesterreich abgeneigt, und daher mochte es kommen, wenn er und Balduin sich mit der Kurie dieserhalb in Verbindung setzten.

Papst Johann antwortete dem Trierer Erzbischof am 9. März, ehe er den Tod Leopolds erfuhr, — wahrscheinlich kannte er auch den Ulmer Vertrag vom 7. Januar noch nicht — er könne sich nicht genug wundern, wie ein verständiger Mensch, der seine Prozesse gegen den Baiern wisse, sich einzubilden vermöge, daß die Eintracht, welche zwischen den Oesterreichern und dem Baiern hergestellt sein solle, ihm angenehm sein dürfte. Sie sei überhaupt nur drei oder höchstens vier von ihnen bekannt, allen anderen aber, wie man sage, verborgen und unklar. Daher enthalte sie offenbar Verwerfliches und Unziemliches und der Kirche und den kurfürstlichen Rechten Schädliches, besonders da der Baier anders darüber spreche, als die Oesterreicher; auf zwei Kurfürstenversammlungen habe er deren Angaben ausdrücklich widersprochen. — Die letztere Behauptung mag wahr sein, denn die Unklarheit und Neuheit der beabsichtigten Reichseinrichtung mochte leicht abweichende Aeußerungen der beiderseitigen Bevollmächtigten ver-

anlassen. Sonst war Johann durch Leopold unterrichtet, aber er fürchtete, daß auch dieser von Friedrich nicht die volle Wahrheit erfahren habe, und er bezweckte mit seinem Schreiben nicht, die Luxemburger aufzuklären, sondern sie aufzureizen.

Ob die Absicht Ludwigs, dem Throne unter gewissen Bedingungen zu entsagen, den Reichsfürsten bekannt wurde, ist zweifelhaft und sogar unwahrscheinlich. Aber für die Luxemburger genügte die weitere Annäherung zwischen Wittelsbach und Habsburg, welche der Ulmer Vertrag mit sich brachte, um sie besorgt zu machen, und durch den Tod Leopolds wurde das stärkste Hindernis gehoben, welches einer baldigen Vereinigung der gegnerischen Häuser im Wege stand. Um der drohenden Gefahr der Vereinzelung zu entgehen, beeilte sich daher Balduin, mit dem Papste Frieden zu machen, indem er als reumütiger Sünder Vergebung und Absolution wegen seiner bisherigen Parteinahme für Ludwig erbat. Gerne gewährte sie Johann am 12. Mai; den einzigen geistlichen Kurfürsten auf bairischer Seite glaubte er so gewonnen zu haben. Dies war auch für den Fall wichtig, daß die beiden anderen sich nunmehr im österreichischen Interesse für die Versöhnung mit Ludwig bemühten. Der Zwiespalt im Reiche, welcher die Grundlage von Johanns Politik bildete, war in neuer Gestalt wieder glücklich hergestellt. König Johann weilte damals in Paris, wo er die Krönung der zweiten Gemahlin Karls IV. mitfeiern half. Es mochte ihm nicht schwer werden, den Franzosen gegen Habsburg einzunehmen. — Die Ueberlieferung über diese Zeit ist eine so dürftige, daß sie der Forschung fast unlösbare Rätsel auferlegt. Vergebens sucht man den Schleier zu lüften. Nur zu vermuten ist, daß Ludwig dem Luxemburger bei einer persönlichen Zusammenkunft beruhigende Erklärungen über sein Verhältnis zu Oesterreich gab. Doch blieb Johann mit dem Papste im engen Verkehr und erhielt nochmals von ihm die Zusicherung, bei den Verhandlungen mit Oesterreich sollten seine Rechte nicht beeinträchtigt werden.

Die Habsburger hatten bisher keine Schritte bei der Kurie gethan, um Friedrichs Anerkennung zu bewirken. Indessen planten sie schließlich eine feierliche Gesandtschaft nach Avignon zu senden; Herzog Albrecht selbst sollte Friedrich vertreten, ihm der Graf von Buchegg für den Erzbischof von Mainz und der Graf von Virneburg für den von Köln zur Seite stehen. Statt dessen sandten sie nur zwei Eilboten ab. Bis zum 25. Juli sollte vertragsmäßig Friedrich die päpstliche Bestätigung erlangt haben, sonst durfte Ludwig die Thronentsagung zurückziehen, und es ist wahrscheinlich, daß er demgemäß die Habsburger drängte. So that rasches Handeln not, und die beiden Boten erhielten den Auftrag, von Johann schleunigste Bestätigung Friedrichs zu erfordern.

Der Papst hatte es damit nicht so eilig. Mündlich erklärte er den Gesandten: „Wir sind bereit, pünktlich und schnell mit dem Beirat der Kardinäle, wie es die Wichtigkeit des Geschäftes erfordert, Gerechtigkeit zu gewähren und zwar gnädig und günstig, soweit es geschehen kann ohne Beleidigung Gottes und Schädigung der heiligen Kirche und ohne Unrecht gegen die Kurfürsten, wenn es in angemessener Weise verlangt wird".

Am 3. August gab er diese Antwort dem Herzoge Albrecht schriftlich und teilte sie zugleich den habsburgisch gesinnten Fürsten, den Erzbischöfen von Mainz

und Köln und dem Herzoge Heinrich von Kärnten mit, aber auch dem von Trier und dem böhmischen Könige, letzterem mit dem Hinzufügen, er werde in der Angelegenheit nichts ohne seine Zustimmung thun.

Johann entschloß sich endlich nachträglich, um die Oesterreicher nicht völlig zurückzustoßen, eine bestimmte Zeit zu setzen, zu welcher sie die anfänglich beabsichtigte feierliche Gesandtschaft mit allem Erforderlichen ausgerüstet senden sollten. Zur selben Zeit erschien bei der Kurie eine Gesandtschaft von Reichsstädten, wahrscheinlich um den Papst zu bitten, die zerrütteten kirchlichen Zustände in Deutschland zu bessern, unter denen die Bürgerschaften besonders zu leiden hatten; jedenfalls waren die Absender habsburgisch gesinnt, vielleicht standen sie unter der Führung von Mainz. Sie kamen mit Geleit und Genehmigung des französischen Königs. Johann verwies sie auf die bevorstehenden Verhandlungen mit Friedrich, aber als sich die Stadtboten entfernt hatten, erhielt er eine Aufforderung Karls, die Angelegenheit hinauszuschieben. Der Papst erfüllte das Verlangen ungern, denn, wenn er auch nicht an eine wirkliche Anerkennung Friedrichs dachte, wollte er die Habsburger und ihren Anhang hinhalten und die Bürger, nachdem er ihnen einmal die bestimmte Auskunft gegeben, nicht durch plötzliche Sinnesänderung sich entfremden; er hatte allen Grund, die deutschen Städte, welche ihm noch getreu waren, zu schonen. Aber seine Politik hatte ihn in gewisse Abhängigkeit von Frankreich und den Luxemburgern gebracht. Er hielt es sogar für notwendig, nachträglich Karl die von den österreichischen Herzögen überreichte Bittschrift mitzuteilen, um sein Verhalten zu rechtfertigen, indem er bemerkte, Herzog Albrecht sei mit der Antwort nicht zufrieden gewesen und scheine den Erzbischof von Trier und den Böhmenkönig auf seine Seite ziehen zu wollen. Karl möge danach seine Maßnahmen treffen. An den Bischof von Straßburg, den festen Bundesgenossen Habsburgs, richtete er gleichzeitig ein Schreiben, welches seine ablehnende Antwort mit der ungenügenden Begründung und Form des Antrages erklärte, aber durchblicken ließ, der Papst erwarte eine weitere Botschaft.

Eine solche kam nicht. Johann klammerte sich jetzt an den Erzbischof Balduin und den Böhmenkönig an, die einzigen von den großen Reichsfürsten, welche er sich nicht entfremdet hatte, die aber Bundesgenossen höchst unzuverlässiger Art waren und damals auch von Ludwig als gute Freunde betrachtet wurden. Zum zweitenmal hatte er die Gelegenheit unbenützt gelassen, ein von ihm abhängiges deutsches Königtum aufzurichten, statt dessen die bisherige Gegnerschaft Ludwigs, die österreichische Partei, aufgelöst oder gelähmt.

Ludwig hatte richtig gerechnet. Der Ulmer Vertrag war hinfällig geworden, Oesterreich vom Papste getrennt.

In den Januartagen 1327 traf Ludwig mit Friedrich in Innsbruck zusammen. Ludwig kam wahrscheinlich nicht um Friedrichs willen dorthin, sondern Heinrichs von Kärnten wegen, auf welchen Papst Johann bis dahin fest gebaut hatte. Der Herzog schloß gerade damals seine durch Albrecht von Oesterreich vermittelte Verlobung mit Beatrix von Savoyen ab. Ludwig gestattete, daß ihm in Ermangelung von Söhnen seine Töchter oder Bruderstöchter oder ein Gemahl derselben im Herzogtum nachfolgen sollten. Wie wir wissen, war Johann von

Böhmen flink bei der Hand, die Oesterreicher beiseite zu drängen; vielleicht stand Ludwig dahinter. Jedenfalls erreichte der König seine Absicht, den Kärntner der Kurie abspenstig zu machen, ein Erfolg von doppelter Wichtigkeit, da dieser die Brennerstraße in seiner Gewalt hatte.

Mehrere Tage besprachen sich die beiden Könige und sollen nicht sehr freundschaftlich voneinander geschieden sein. Ludwig wünschte einen neuen Vertrag, der nicht zustande kam. Er wollte offenbar die großen Zugeständnisse, welche er in München gemacht hatte, nicht weiter bestehen lassen, und das ist ihm nicht zu verdenken. Die Habsburger selber hatten sich dagegen ablehnend verhalten und die gebotenen Vorteile nicht benutzt, jetzt lagen die Dinge so, daß Ludwig keinen Grund hatte, sich zu seinem Nachteil für die Mitregentschaft Friedrichs im Reiche und bei dessen Fürsten zu bemühen. Friedrich beharrte vermutlich auf seinem Rechte. Leute melancholischer Natur sind meist reizbar, wenn sie Zurücksetzung fürchten. Er hatte nicht die Fähigkeit und nicht die Neigung, die Macht wirklich auszuüben, aber er wollte sie jetzt um keinen Preis aufgeben. Aehnlich stand es später mit Rudolf II.

Ludwig beabsichtigte, den Fürsten die Lage der Dinge auf einem Reichstage vorzutragen. Dazu ist er nicht gekommen, denn unerwarteterweise wurde er selbst zu ganz anderen Unternehmungen hingerissen. Als er damals aus Innsbruck ausritt und den Weg über den Brenner nach Trident einschlug, ahnte er nicht, daß er erst nach drei vollen Jahren auf derselben Straße wieder in seine Heimat zurückkehren würde.

Daher blieb das Verhältnis in der Schwebe. Friedrich führte den Titel als römischer König weiter, aber er übte nicht die Rechte eines solchen aus. Für das Reich kam er nicht weiter in Betracht, denn niemand fand sich, der sein Königtum angerufen hätte. Der Thronstreit war so gut wie entschieden.

Dreizehnter Abschnitt.

Die Zustände im Reich. Der Defensor Pacis. Engelbert von Admont.

Der Kampf um die Krone endete als ein Zweikampf zwischen Ludwig und Leopold und deren persönlich verpflichteten Anhängern, denn auch die Reichsfürsten, welche anfänglich Anteil nahmen, zogen sich nach der Mühldorfer Schlacht zurück. Da gaben die Prozesse Johanns neuen Anstoß, und natürlich waren die Freunde Oesterreichs, auch wenn sie nicht die weltlichen Waffen führten, geneigt, von den ihnen in die Hand gedrückten geistlichen Streitmitteln Gebrauch zu machen. Daher liegen für die ersten Jahre des neuentbrannten Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum genauere Nachrichten meist nur aus den Gegenden vor, in welchen die Häuser Oesterreich und Baiern unmittelbaren Einfluß übten, aus Süddeutschland und vom Rhein. In Süddeutschland, wo der eifrige Erzbischof Friedrich von Salzburg den Anfang machte, wurden die päpstlichen Prozesse allmählich in allen Bistümern veröffentlicht, ausgenommen Augsburg, Freising und Eichstedt. Die fügsamen Bischöfe fanden jedoch manchmal Widerspruch. So wünschte die Stadt Straßburg die Bekanntmachung nicht, und in Bamberg überwarf sich das Kapitel vollständig mit seinem Hirten. Der Papst selber trug in die Bistümer immer neuen Stoff zum Streit und schuf sich feindliche Parteien, indem er, wo es ihm aus politischen oder anderen Zwecken nutzbringend erschien, das Wahlrecht der Kapitel nicht zuließ, sondern ohne weiteres ihm beliebige Bischöfe einsetzte, welche oft genug sich mit Gegnern zu messen hatten.

Von den geistlichen Kurfürsten gehorchte Matthias von Mainz nach anfänglichem Widerstreben; er brach seine Verbindungen mit Ludwig ab und verkündete die Prozesse. Auch die Stadt Mainz stand vorläufig ganz auf Johanns Seite, von dem sie dafür die wärmsten Dankesworte erhielt. Ebenso die Stadt Köln, als sie die Bekanntmachung durch Erzbischof Heinrich endlich gestattete; man sieht aus diesen Schreiben recht, wieviel der Kurie gerade an den Städten

lag. Auch der Klerus in Aachen konnte es wagen, den päpstlichen Befehl auszuführen. Selbst einzelne weltliche Fürsten dieser Gegend, wie Gerhard von Jülich und Dietrich von Kleve, standen in der Gunst der Kurie. Im Bistum Lüttich war der Bischof päpstlich, die mit ihm verfeindete Stadt natürlich entgegengesetzt gesinnt. Balduin von Trier zögerte lange, bis er 1326 die uns bereits bekannte Unterwerfung vollzog. Wahrscheinlich erfolgte auch da noch nicht die Verkündigung der Sprüche gegen Ludwig, da dieser sonst nicht so sicher auf den Erzbischof gebaut hätte; erst später verstand sich Balduin dazu.

Dagegen hielt Emicho von Speier unerschütterlich zu Ludwig, auch der Abt Heinrich von Fulda gab erst 1327 den über ihn verhängten Kirchenstrafen nach. Bischof Johann von Meißen verhängte gleich nach Ludwigs Exkommunikation das Interdikt über die in seinem Bistum gelegenen Länder des Thüringer Markgrafen, des Schwiegersohnes des Königs; Meißen stand unter Magdeburg, dessen Erzbischof Burchard erbitterter Feind der Wittelsbacher war. Der rücksichtslose Kirchenfürst lag von jeher mit seiner Hauptstadt in bitterstem Zwist und bekämpfte sie gleich heftig mit weltlichen und mit geistlichen Mitteln. Nach dem Erlöschen der Anhaltiner bemühte er sich in jeder Weise, seine Macht auf Kosten der Mark Brandenburg zu vergrößern, und als Ludwig diese seinem Sohne verlieh, wurde er der eifrigste Bundesgenosse des Papstes. Die Bürgerschaft von Magdeburg schlug sich sofort auf die wittelsbachische Seite und auch einige Suffraganbischöfe weigerten sich, die Prozesse zu verkündigen, namentlich der Bischof Johann von Brandenburg, welcher den erzbischöflichen Boten gefangen setzte, aber bald starb. Auch die Bürgerschaft von Berlin hielt treu zum Markgrafen. Dort erschien im Sommer 1325 Probst Nikolaus von Bernau, der Ratgeber des Herzogs Rudolf von Sachsen, welcher ebenfalls auf Grund erhobener Ansprüche Ludwigs Feind war, um den Rat von dem Landesherrn abzuziehen. Die Bürger drangen mit Gewalt in die Behausung des Probstes, schleppten ihn heraus, ermordeten den furchtbar Mißhandelten vor der Marienkirche und verbrannten die Leiche. Bald darauf traf Erzbischof Burchard ein gleiches Schicksal. Im Vertrauen auf seine Anhänger ritt er in Magdeburg ein, von den Konsuln ehrfurchtsvoll begrüßt. Aber nach einigen Tagen ließ der Rat ihn gefesselt in den Keller des Rathauses werfen, wo er erschlagen wurde.

Fielen hier zwei Anhänger des Papstes aus politischen Gründen der Volkswut zum Opfer, so mußte zur selben Zeit ein großer Teil der Mark Brandenburg in entsetzlichster Weise durch die Maßnahmen des heiligen Vaters leiden. Johann hatte die Fürsten von Schlesien, von Pommern, von Mecklenburg und den polnischen König Wladislaw Lokietek aufgefordert, die Mark anzugreifen. Die Geistlichkeit in Polen entzündete zur Beutelust den Fanatismus, indem sie die Bannbullen gegen Ludwig verkündete und der für den Kampf mit den Ungläubigen verheißene Ablaß galt auch gegen die Unterthanen des Brandenburger Markgrafen. Wladislaw führte Anfang 1326 auch die heidnischen Scharen Litauens gegen die Mark, wo sie gräßliche Verwüstungen anrichteten. Nichts wurde geschont, weder Kirchen noch Klöster, noch deren Insassen; massenhaft wurden die Bewohner des flachen Landes gemordet oder in hoffnungslose Ge-

fangenschaft fortgeschleppt. Bis nach dem Süden Deutschlands drang grauenerweckend die Kunde von diesen Ereignissen.

Abgesehen von dem Osten wurde damals, wie es scheint, die Allgemeinheit der Bevölkerung nicht von tiefer Erregung ergriffen, in den meisten Gegenden kümmerte man sich wahrscheinlich um die päpstlichen Erlasse ebensowenig, wie vorher um den Thronstreit. Das Interdikt, welches der großen Masse erst den bestehenden Streit fühlbar machte, lastete nur auf einzelnen Gegenden, wo besonders feurige Vorkämpfer des Papsttums es verkündigt hatten, noch nicht allgemein auf den Ländern, welche den Wittelsbacher anerkannten. Ludwig hat, als er im Februar des folgenden Jahres dem Könige von Sizilien schrieb, Deutschland sei in trefflicher Ordnung und die Fürsten, wie die niederen Stände gehorchten seinem Willen, mit Absicht die Lage sehr günstig dargestellt, aber allzuweit von der Wahrheit entfernte er sich nicht. — Der Streit der Minoriten mit dem Papste dauerte inzwischen weiter, obgleich der Ordensgeneral Michael von Cesena und die bedeutendsten Führer des Ordens sich noch nicht zum Bruche entschlossen hatten und der Papst seinerseits die äußersten Schritte gegen sie vermied. Die Spiritualen suchten, wie wir wissen, Schutz bei Ludwig, auch der auf einem Provinzialkapitel zu Konstanz abgesetzte Provinzial von Oberdeutschland, Wilhelm von Thalheim, kam an den königlichen Hof, ebenso Ubertino da Casale, das angesehenste Mitglied der Partei. Ludwig zum Widerstand gegen Johann entschlossen sammelte diese Streiter um sich, weil er die geistlichen Waffen, welche Johann gegen ihn kehrte, wirkungslos machen wollte. Dadurch wurde er der Mittelpunkt aller Bestrebungen, welche sich gegen das Papsttum richteten, und außer den Minoriten schlossen sich ihm noch andere mit Johann zerfallene Männer an, unter ihnen Marsiglio de Mainardinis aus Padua.

Marsiglio, Geistlicher, aber nicht Mönch, war Professor der Pariser Universität, an welcher er 1312 das Ehrenamt des Rektors bekleidete. Kenntnis der Welt und der politischen Verhältnisse, selbständiges Durchdringen der philosophischen, medizinischen und theologischen Wissenschaften, verbunden mit einem leicht beweglichen Geiste, führten ihn zu einer Auffassung von dem Verhältnisse zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, welche mit dem System der Kirche völlig unverträglich war. Die Pariser Universität bot ihm nicht die Möglichkeit, seine Meinungen zu vertreten, und so entschloß er sich, nach Deutschland zu gehen. Mit Glücksgütern nicht gesegnet hoffte er wahrscheinlich im Dienste Ludwigs, dessen Leibarzt er alsbald wurde, eine glänzende Zukunft sich zu erschließen. Wir wissen über den Charakter des Paduaners nichts Näheres, können also die Beweggründe, welche ihn nach München führten, nicht beurteilen; aber so viel steht fest, daß er seine Ansichten bis zum Tode festgehalten, sie nie widerrufen hat. Wie er auch gewesen sein mag, sein großes Werk bleibt dasselbe. Mit ihm kam sein Freund und Amtsgenosse, Johann von Jandun, ein Franzose.

Von ihnen rührt ein Werk her, dessen gewaltige Bedeutung Mitwelt und Nachwelt in gleicher Weise anerkannten. Von den einen bewundert, von den anderen verabscheut, ist der „Defensor pacis“ — so lautet der Titel — eines der gedankenreichsten Bücher, welche je über den das Mittelalter und die neuere Zeit bewegenden Streit zwischen Staat und Kirche geschrieben worden sind.

Obgleich von bedeutendem Umfange, scheint es rasch, nicht vor dem Jahre 1326, hingeworfen zu sein, aber sonst ist das Werk die Frucht ausgedehnter, durch mühsame Forschungen erworbener Gelehrsamkeit und der zum Abschluß gebrachten Denkarbeit langer Jahre. Wie weit der Anteil des Johannes von Jandun reicht, ist nicht festzustellen. Marsiglio spricht stets nur von sich als Verfasser und sicher hat er das meiste geschrieben; er nahm, wie es scheint, einige von Jandun verfaßte Abschnitte auf, ohne zu beachten, daß sie sich nicht immer ganz mit seinen Ansichten deckten.

Der „Verteidiger des Friedens“ ist kein zum schnellen Lesen geeignetes Buch, sondern Ware schwersten Gewichts. Der Stil vermeidet durchschnittlich lange Sätze, knapp und scharf stehen sie nebeneinander in einer eigentümlich gedrängten Form. Manchmal geht die Rede mit Lebendigkeit einher. Der Einfluß der scholastischen Philosophie, wie sie die Zeit beherrschte, macht sich natürlich in Gestalt und Beweisführung geltend, aber der Verfasser liegt nicht vollständig in ihren Banden. Ihm sind nicht die Begriffe das Maßgebende, sondern die Gedanken, welche sich stets über das übliche Beiwerk erheben und es sich unterordnen. Soviel er auch aus dem großen Meister, dem Aristoteles, entnimmt, er durchdenkt es selbständig und braucht es nur als Werkzeug, welches seine Hand frei leitet. Die wichtigste und liebste Quelle seiner Anschauungen sind das Neue Testament und daneben die älteren Kirchenväter. Dagegen sind die geschichtlichen Kenntnisse Marsiglios sehr gering; er erörtert zwar mehrmals ganz treffend, wie sich gewisse Verhältnisse geschichtlich bildeten, aber da stützt er sich nicht auf durch Geschichtschreiber überlieferte Thatsachen, sondern er spricht aus einer selbst gebildeten innerlichen Anschauung heraus, welche ihm scharfes Denken eingab. Daher kommt es auch, daß eine andere Schrift von ihm: De translatione imperii, welche notgebrungen auf geschichtliche Thatsachen eingehen mußte, recht unbedeutend ausgefallen ist.

Mit vollem Bewußtsein seiner eigenen geistigen Bedeutung erklärt der Verfasser in dem einleitenden Abschnitt Grund und Zweck seiner Schrift. Er sieht sich genötigt, für seine Zeit eine neue Staatslehre zu begründen, denn Aristoteles reicht nicht aus, weil man es mit Verhältnissen zu thun hat, welche, als jener schrieb, noch nicht vorhanden waren.

Der Friede ist jedem Reiche notwendig, aber zu den Ursachen, welche Aristoteles schon als störende bezeichnete, ist jetzt noch eine ganz besondere und bisher nicht erkannte hinzugetreten. Jeder einzelne Mensch hat die Pflicht, für die Allgemeinheit zu sorgen, „vor allem aber der, welchem der Gnadengeber das Verständnis dieser Dinge in höherem Maße eingeflößt hat, und er wäre ein undankbarer Sünder, wenn er sein Wissen und Können nicht gebrauchte“. „Daher habe ich aus dem mir von oben her erteilten Geiste des Verständnisses dieser Dinge und der Zuversicht in Ehrfurcht vor dem Verleiher, in Liebe zur Verbreitung der Wahrheit, in Begeisterung für das Vaterland und für die Bruderpflicht, um mitleidig die Unterdrückten zu erhalten, die Unterdrücker von ihrem Irrwege zurückzurufen und diejenigen, welche solches dulden, obgleich sie entgegentreten müssen und können, wachzurufen, mein Buch geschrieben, in besonderem Hinblick auf dich, als den Diener Gottes, welcher dieses Werk vollenden wird, hochberühmter Kaiser Ludwig, dem durch altes, besonderes Recht der Abstammung

und durch deine ausgezeichnete Heldenart und herrliche Kraft fest eingepflanzt ist der Trieb, die Ketzereien zu vertilgen, die katholische Wahrheit und jede andere erstrebenswerte Zucht zu heben und zu erhalten, das Laster zu fällen, den Eifer nach Tugenden zu verbreiten, Zwist zu ersticken und überall Frieden und Ruhe zu schaffen und zu vermehren."

Der Verfasser ist sich bewußt, daß er für sein Werk nicht nur Widerspruch, sondern auch gewaltthätige Verfolgung finden wird, zunächst von dem römischen Bischofe und seinem Anhange, dann infolge der Gewohnheit Falsches zu hören und zu glauben, wie sie manche Bischöfe und Geistliche in die Seelen der meisten einfachen Gläubigen eingepflanzt haben, endlich durch den Neid derer, welche, auch wenn sie glauben, daß er die Wahrheit sage, nicht vertrügen, daß sie ein anderer vor ihnen dargelegt hätte. Aber nichts werde ihn zurückhalten, denn der Psalmist sagt: „Der Herr ist meine Hülfe und ich werde mich nicht fürchten; was soll mir der Mensch thun!"

Das erste Buch behandelt den Staat und seine Einrichtung. Der Staat besteht „des gut lebens willen", d. h. damit seine Mitglieder die Tugenden üben. Er enthält mehrere Abteilungen, welchen die Pflege der verschiedenen Zweige des Gesamtlebens obliegt, nämlich Ackerbau, Handwerk und Künste, Kriegswesen, Geldwesen, Richtertum. Da nun der Mensch ein doppeltes Dasein führt, ein irdisches und ein himmlisches, ist außerdem das Priestertum da, um die menschlichen Handlungen, welche durch Einsicht und Begierde eingegeben werden, zu regeln, damit das Menschengeschlecht zum besten Leben der künftigen Welt geleitet werde. Die Priester haben also die Pflicht, die Vorschriften des christlichen Evangeliums zu lehren und die Sakramente zu verwalten, damit ein künftiges, seliges Leben erreicht werde. Gleich von Anfang an macht demnach Marsiglio das Priestertum zu einer dem Staate dienenden Einrichtung und erklärt dessen Bestehen mit dem Bedürfnis der Gesamtheit.

Die Verteilung und Sonderung jener Gruppen muß geschehen durch eine treibende Kraft, welche als Gesetzgeber bezeichnet wird; er bildet zuerst die regierende und richterliche Gewalt und durch diese die übrigen Teile. Da nun die regierende Gewalt die bürgerlichen Handlungen leiten muß, ist dafür eine Regel erforderlich, das Gesetz. Gesetzgeber ist das Volk oder die Gesamtheit der Bürger oder deren Mehrheit, welche in allgemeiner Versammlung die Bestimmungen trifft. Bürger ist jeder, welcher Anteil hat an der bürgerlichen Gemeinschaft, ausgeschlossen sind nur Kinder, Unfreie, Fremde und Weiber. Die Gemeinschaft verkündigt, ändert und erklärt das Gesetz, sie erteilt auch durch Wahl die Regierungsgewalt, deren eigentliche und alleinige Ursache sie ist. Sie setzt ein und bestimmt die Aemter und die Gliederung des Staates.

Der Regent ist die vollziehende Macht. Die Gesamtheit ist gleichsam der lebendige Körper, der Regent das Herz, der edelste Teil, welcher die übrigen in richtiger Thätigkeit erhält. Das Fürstentum hat die Vollmacht zu richten, zu befehlen und die Sprüche der Bürgerschaft auszuführen, welche ihm diese überträgt, aber nach der Richtschnur des Gesetzes. Es erteilt auch die Aemter und hat für deren richtiges Verhältnis zum Staat zu sorgen. Denn nicht jeder kann z. B. nach Belieben Krieger oder Priester werden, weil dann das Gleich-

gewicht gestört würde. Die Allgemeinheit weist ihm als Unterstützung in seiner Thätigkeit eine gewisse Anzahl Bewaffnete zu, die jedoch nicht so stark sein darf, daß sie ihr selbst schädlich werden kann. Klugheit und Gerechtigkeit müssen die vornehmlichsten Eigenschaften sein, auf welche bei der Wahl der Regierenden in erster Stelle zu sehen ist.

Marsiglio entscheidet sich nach eingehender Erörterung dafür, daß die Regierer nur für ihre Person, nicht mit Nachfolgerecht ihrer Nachkommenschaft zu wählen seien, denn dann wird stets der Tüchtigste erhoben und eine Gleichmäßigkeit im Charakter der Herrscher hergestellt.

Die Regierung muß eine einzige sein, aber wenn es in größeren Städten und in einem Königreich mehrere Leiter gibt, muß einer von ihnen der oberste Herr sein. Der Regierende steht unter der Aufsicht einer Gewalt, welche seine Thätigkeit gemäß den Gesetzen mißt, da er sonst Despot werden würde. Das ist der Gesetzgeber oder ein von ihm Beauftragter. Sie können den Vorsteher des Staates strafen und sogar absetzen, aber sollen nicht zu kleinlich verfahren.

Die Ruhe des Staates, auf welcher sein Bestehen begründet ist, wird bedingt durch die gute Gliederung, infolge deren jeder Teil die ihm zukommenden Werke gemäß der Vernunft und seiner Bestimmung verrichten kann; sie hängt also von der gesunden Zusammenwirkung aller Teile ab. Da die pflichtschuldige Thätigkeit des Regenten die bewegende und erhaltende Ursache des bürgerlichen Wohlbefindens ist, ist sie auch die Ursache der Ruhe. Was also ihre Thätigkeit hemmt, wird zur Ursache der Unruhe oder Zwietracht des Staates.

Eine solche ist gegenwärtig verderblich wirksam im italischen Reiche. Marsiglio berichtet nun, wie das Priestertum und das Papsttum sich entwickelt haben. Christus setzte als Lehrer des evangelischen Gesetzes, welches unter unmittelbarer Einwirkung der göttlichen Kraft aufgezeichnet wurde, und als Diener der Sakramente gemäß demselben zuerst die Apostel ein und übertrug durch den heiligen Geist die Gewalt dieses Geheimnisses, welche die priesterliche heißt. Durch diese verlieh er ihnen und ihren Nachfolgern in diesem Amte, nicht aber anderen die Kraft, durch bestimmte Worte Brot und Wein in seinen wirklichen Leib und Blut zu verwandeln, die Gewalt, die Menschen von Sünde zu lösen und zu binden, also die Gewalt der Schlüssel, und gestattete ihnen, sich andere mit gleichem Vermögen zu Nachfolgern zu setzen. Das ist die durch unmittelbare göttliche Handlung geschaffene Priestergewalt.

Es gibt aber auch eine durch menschliche Verleihung gegebene, welche erfolgte, um Streit zu vermeiden, nachdem die Zahl der Priester sich schon vervielfältigt hatte, nämlich die hervorragende Stellung eines einzelnen über die anderen, um sie in der Kirche beim Gottesdienst zu leiten und über gewisse weltliche Güter zu verfügen, welche zum Gebrauche der Priester bestimmt sind. Sie steht ihrem Ursprunge und Wesen nach den sonstigen Staatsämtern gleich.

„Unter den Aposteln war Simon Petrus, welcher zuerst von Christus die Verheißung der Schlüsselgewalt erhielt. Dieser kam später nach Antiochia und wurde dort durch das Volk Bischof. Von dort ging er aus unbekannten Gründen, über welche verschiedene Meinungen bestehen, nach Rom und stand dort den Gläubigen als Bischof vor, bis er zusammen mit Paulus enthauptet wurde.

Aus dem Vorrechte, welches dieser Apostel offenbar vor den anderen hatte, versichern einige römische Bischöfe, namentlich seit der Zeit Konstantins, sie stünden in jedweder richterlichen Gewalt allen übrigen Bischöfen und Presbytern der Welt vor, und einige neuere von ihnen erklären das auch in Bezug auf alle weltlichen Fürsten, Gemeinwesen und einzelne Personen, obgleich sie es nicht gleichmäßig und nicht bestimmt von allen sagen, wie von dem Kaiser und dessen Ländern und Unterthanen. Daß sie gerade letzteres behaupten, scheint von der konstantinischen Schenkung herzurühren. Da aber diese aus mancherlei Gründen nicht zureicht, so haben neuere Päpste diese richterliche Macht über den ganzen Erdkreis sich unter einem andern, allumfassenden Titel beigelegt, dem der plenitudo potestatis, welche nach ihrer Aussage Christus dem Petrus und seinen Nachfolgern auf dem römischen Bischofssitz als seinen Stellvertretern übertragen hat. Denn wie sie und mit Recht sagen: Christus war König der Könige und Herr der Herrscher, aller Personen und Dinge, obgleich daraus nicht folgt, was sie hineinlegen wollen."

An Clemens V. und Bonifacius VIII. wird gezeigt, daß die Päpste sich die Herrschaft über das römische Reich, wie über alle Fürstentümer beilegen.

„Auf diese Weise fortschreitend haben die römischen Bischöfe und zwar zuerst unter dem Schein, den Frieden zwischen den Gläubigen zu suchen, manche gebannt, welche ihrem Spruch nicht folgen wollten, darauf gegen sie ein thatsächliches und persönliches Urteil gefällt, gegen einige, welche ihnen, wie die Italiener, weniger widerstehen können, mit größerem Nachdruck, gegen andere, wie gegen Könige und Fürsten, deren Macht sie fürchten, mit geringerem. Zu diesen aber schleichen sie allmählich heran und suchen fortwährend heranzuschleichen und bemühen sich mit der Anmaßung von Gerechtsamen zugleich das Ganze zu erlangen, weshalb den Fürsten, den Römern und ihren Völkern ihre heimlich näherkommende Hinterlist verborgen blieb. Denn allmählich haben die römischen Bischöfe eine Gerechtsame nach der andern in Besitz genommen, namentlich bei Erledigung des Kaiserthrones, so daß sie nun sagen, sie besäßen die vollständige zwingende weltliche Gerichtsbarkeit über jenen Fürsten. Der letzte von ihnen verkündet allgemein, er habe die höchste Gerichtsbarkeit über Lehen und andern weltlichen Besitz. — Das ist der Grund der Unruhe, welche schon so lange Italien quält; der römische Bischof bemüht sich in jeder Weise die Erhebung oder Einsetzung eines Kaisers und seine Thätigkeit im Reiche zu verhindern."

Das zweite, um das Vierfache umfangreichere Buch des Defensor pacis behandelt die Stellung und Rechte des Priestertums im allgemeinen und des Papsttums im besonderen.

Wie der Staat die Gemeinschaft aller Bürger, ist die Kirche die Gemeinschaft aller Gläubigen. Daher werden die Priester bestellt und nötigenfalls abgesetzt von der Gemeinheit. Jeder Geistliche, welcher das weltliche Gesetz verletzt, verfällt demnach dem weltlichen Gericht, von dem keiner, auch Bischöfe und Papst nicht, befreit sein kann. Gemäß dem Gebot der evangelischen Armut kann der Priester kein unbewegliches Eigentum besitzen, auch über bewegliches hat er kein freies Bestimmungsrecht. Ueber die Temporalien, welche zum Unterhalt der Geistlichen und Armen gestiftet sind, steht dem

Staate oder Stifter das Verfügungsrecht zu und sie unterliegen den bürgerlichen Lasten.

Die Priester sind die Diener des göttlichen Gesetzes, welches zur Erlangung des ewigen Heils gegeben ist. Insofern unterscheiden sie sich von den Laien, doch nur für diese ihre Thätigkeit gilt die Bezeichnung geistlich (spiritualis), keineswegs für alle sonstigen Handlungen und die Güter der Priester, da diese dem weltlichen Gesetz unterstehen. Eine richterliche Strafgewalt kommt ihnen nicht zu, sie dürfen nur durch Lehre, Rat und Warnung wirken. Ueberhaupt kann in dieser Welt niemand durch Strafe gezwungen werden, die Vorschriften des evangelischen Gesetzes zu befolgen; erst im Jenseits wird Gott darüber richten. Auch die Exkommunikation kann nicht der Priester, sondern nur die Gemeinde der Gläubigen oder ihr Oberer oder ein allgemeines Konzil aussprechen. Christus hat zwar den Priestern die Verkündigung seiner Lehre und die Spendung der Sakramente übertragen, aber die Vergebung der Sünde steht in Gottes Hand, denn die Lossprechung von der Sünde, welche der Priester einem Reue nur Heuchelnden erteilt, ist ebenso unwirksam, wie ihre Verweigerung gegenüber einem wahrhaft Reuigen. Jede Gewalt, welche der Priester hat, verdankt er nur der Uebertragung durch den Gesetzgeber. Der Priester vermag also keinen Ketzer zu bestrafen; er kann ihn zwar als solchen erklären und seine Vermeidung anempfehlen, wie der Arzt einen Menschen als krank bezeichnet, aber die Strafe für Ketzerei liegt allein bei Gott. Nur soweit der Ketzer gegen das weltliche Gesetz fehlt, verfällt er dem weltlichen Richter.

Alle Priester haben gleiche geistliche Gewalt, die Bischöfe, der Papst keine höhere, als der einfache Geistliche. Also nicht in der geistlichen Würde, sondern nur in Aeußerlichkeiten sind die Geistlichen den Bischöfen untergeordnet, und diese sind wieder einander gleichberechtigt als Nachfolger der Apostel, unter denen kein Unterschied bestand. Petrus hatte über seine Genossen keine Obergewalt, also bedürfen auch die Bischöfe nicht der Bestätigung durch den Papst. Wie jeder Geistliche wird der Papst von dem Gesetzgeber, der Gemeinschaft der Gläubigen eingesetzt und von dem weltlichen Gericht gerichtet.

Denn der Vorrang des römischen Bischofs beruht nicht auf irgend welcher göttlichen und gesetzlichen Bestimmung, sondern ist auf geschichtlichem Wege seit den Zeiten Konstantins des Großen entstanden, und nur ein freiwillig erteilter Ehrenvorzug. Es ist sogar zweifelhaft, ob er wirklich der Nachfolger Petri war, da aus der heiligen Schrift nicht bewiesen werden kann, ob Petrus thatsächlich Bischof von Rom und ob er überhaupt dort gewesen ist. Ueber Paulus kann in beider Beziehung kein Zweifel sein, aber es ist höchst verwunderlich, wenn wirklich Petrus vor Paulus nach Rom gekommen und dort die in der Legende erzählten Vorgänge geschehen wären, daß weder die Apostelgeschichte des Lukas noch Paulus selbst etwas davon erwähnen.

Nur das allgemeine Konzil, die Vertretung aller Gläubigen, vermag dem Papste einen Vorrang über andere Bischöfe zu erteilen, der sich aber auch nur auf die Geschäfte des Konzils beziehen kann. Nur dieses hat Glaubenszweifel zu lösen; da ihm die höchste Gewalt in der Kirche zusteht, kommt ihm auch die Auslegung der Bibel und der Glaubenslehre zu; außerdem vermag es allein

einen Fürsten oder ein Volk mit dem Bann oder dem Interdikt zu belegen. Berufen wird es von der Gemeinschaft, also von dem Gesetzgeber, oder wem jene die Befugnis erteilt.

Der katholische Glaube ist nur einer, dessen Grundlage die heilige Schrift bildet. Außer ihr und den Entscheidungen des allgemeinen Konzils braucht man keine Schrift für verbindlich zu halten, am wenigsten die Bestimmungen der Päpste. Die plenitudo potestatis, welche sie beanspruchen, beruht nirgends auf der heiligen Schrift.

Aus diesen Sätzen ergibt sich, wie ungerechtfertigt die Ansprüche der Päpste auf Gewalt über die weltlichen Fürsten sind. Die römischen Bischöfe begründen sie mit dem Titel, welchen sie sich beigelegt haben: „Nachfolger des heiligen Petrus". „Damit ihre Betrügerei nicht länger verborgen bleibe, rufe ich mächtig wie ein Herold der Wahrheit und sage euch, Königen, Fürsten, Völkern, Herrschaften und allen Zungen, daß die römischen Bischöfe mit der Gesellschaft ihrer Geistlichen und Kardinäle durch diese ihre Benennung, welche ihrer ganzen Begründung nach in offenbarster Weise vollkommen falsch ist, alle aufs schwerste beeinträchtigen. Denn sie suchen euch unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, wenn ihr duldet, daß sie bleibt und gesetzliche Kraft erlangt."

Marsiglio schildert, in welchem Zustande sich die Kirche befinde. Die kanonische Wahl der Bischöfe ist so gut wie aufgehoben, die Verleihung fast aller Benefizien hat der Papst an sich gezogen. Daher erhalten nicht mehr geeignete, dem Lande angehörige Männer die Stellen, sondern aus der Fülle seiner Macht, welche entweder mit ungenügender Kenntnis oder unter schlechten Einflüssen handelt, setzt der Papst Unwissende, Zuchtlose, sittlich Verdorbene ein, welche manchmal die Sprache ihrer Anbefohlenen gar nicht verstehen und ihr Amt nur nach Möglichkeit ausbeuten, obgleich es dort tüchtige Geistliche genug gibt. Auf theologisches Wissen wird keine Rücksicht genommen, lieber wählt man Juristen, welche verstehen weltlichen Besitz zu erraffen, namentlich bei der Ernennung zu Kardinälen finden sie den Vorzug. Die Bischöfe verstehen nicht dem Volke das göttliche Wort zu predigen oder die Ketzer, wenn solche vorhanden sind, zu widerlegen; die niedere Geistlichkeit ist meist ganz unwissend und kennt nicht einmal die Grammatik. Das schlechte Beispiel von oben vergiftet nach unten.

Ausführlich und mit scharfer, treffender Folgerung erörtert endlich Marsiglio das Verhältnis der Päpste zum Reich. Hier fließt ihm die Rede frei und leicht in breitem Strome dahin. Die scholastische Beweisführung tritt zurück und unterbricht nur gelegentlich die Darstellung, welche sich an den natürlichen Menschenverstand wendet und aus ihm ihre Gründe in reichster Fülle schöpft. Der Verfasser entfaltet seine ganze Größe; nie ist Mächtigeres gegen das mittelalterliche Papsttum geschrieben, nie der Uebergriff desselben in das weltliche Gebiet mit allen seinen Folgen schärfer und schlagender zurückgewiesen worden.

Lächerlich ist es, wenn die Päpste behaupten, für Christus und die Kirche zu kämpfen, indem sie bemüht sind, das römische Reich sich zu unterwerfen, um dann ihre Herrschaft über alle übrigen auszudehnen. Vortrefflich haben sie verstanden, die überflüssige Ergebenheit der Könige, welche die Krönung von Papstes Hand aus Frömmigkeit nachsuchten, auszunutzen. Nach seiner Weise Falsches

aus Wahrem und Schlechtes aus Gutem folgernd, schließt der römische Bischof aus dem Umstande, daß die Könige ihm freiwillig Ehrfurcht erwiesen, indem sie ihm die Wahl anzeigten, seinen Segen und seine Fürbitte bei Gott erbaten, die Wahl der römischen Fürsten hänge von seinem Willen ab. Das ist gerade so gut, wie das römische Fürstentum aufheben und die Wahl eines Fürsten für immer verhindern. Denn wenn das Regierungsrecht eines erwählten Königs abhängt von dem Willen des römischen Bischofs allein, so ist das Amt der Wähler ganz inhaltslos, da dann der durch sie Erwählte weder König ist noch König genannt werden kann, und er ohne Erlaubnis dieses Bischofs nichts von den Einkünften des Reiches verbrauchen darf. Was gibt ihm denn die Wahl der Kurfürsten für ein Recht, als den Vorschlag, wenn die Entscheidung von dem Willen einer andern einzelnen Person abhängt? Ein solches Recht können dem römischen Könige auch sieben Barbiere oder Triefäugige erteilen. Das soll nicht gesagt sein, um die Kurfürsten herabzusetzen, sondern um den, welcher sie ihres Rechtes berauben will, lächerlich zu machen. — Wenn der Bischof zugleich listig erklärt, er wolle die Kurfürsten in ihrem Rechte nicht kränken, so heißt das, einem ein Auge ausschlagen und ihm zu versichern, man wolle ihm nicht schaden. Er will einfach dem Erwählten unerlaubte Eide abpressen, welche dem bei der Wahl geschworenen widersprechen, und da niemals jemand, der nicht weichmütiger als ein Weib oder offenbar meineidig ist, sie ablegen wird, so wird ein Erwählter nie König oder Kaiser werden. Das Reich wird also ewig ledig bleiben und da der römische Bischof in diesem Fall die Regierungsrechte beansprucht, wird auch jede Fürstengewalt aufhören. Denn ihre Unterthanen werden jederzeit gegen deren Sprüche an die Kurie Berufung einlegen, und da diese die nicht Gehorsamen bannen wird, tritt völlige Auflösung ein.

Nun sagt allerdings der römische Bischof, natürlich wie immer seine Sorge und Liebe für das Volk vorschützend, er müsse die Bestätigung der Wahl haben, damit nicht etwa ein den Seelen schädlicher Ketzer den Thron besteige. Aber an der Wahl nehmen ja drei christliche Erzbischöfe teil, welche zudem von Christus die gleiche Gewalt haben, wie der von Rom, und vier gläubige Laienfürsten. Daß diese sich irren oder alle sieben eher von schlechter Absicht bewegt werden sollten, als die einzige Person des römischen Bischofs, ist nicht wahrscheinlich. Der könnte jeden Beliebigen nach Willkür für einen Ketzer erklären und jede Wahl unmöglich machen. Für alle Fälle ist das allgemeine Konzil der Kirche da.

So bestreitet der gegenwärtige Papst das Königtum Ludwigs, selbstverständlich unter frommer Maske. Dieser Heuchler, dieser schlechteste Baum, welcher Früchte jeder Bosheit, des Aufruhrs und der Zwietracht trägt, wie allen fühlbar ist, will einen tugendhaften, unschuldigen, katholischen und bewährten Mann mit seinen schmachvollen Worten unter dem falschen Schein der Frömmigkeit und Christenliebe in Verruf bringen. Er wird sogar noch weiter gehen. Das schandbarste ist, daß er die Unterthanen zur Empörung veranlaßt und durch seine Diener, welche dafür Benefizien erhoffen, von dem geleisteten Eide entbindet. Das ist nicht apostolisch, sondern teuflisch. Jeder, wer seine Sinne beisammen hat und gebrauchen kann, muß sich sagen, daß kein Priester von einem Eide

entbinden kann ohne vernünftigen Grund, und daß der Streit, welchen der Bischof gegen Ludwig führt, nicht vernünftig, sondern ungerecht ist.

Das furchtbarste aber ist, daß der römische Bischof alle Schafe Christi, welche ihm nach seiner Behauptung anvertraut sind, verwirrt und verschlingt. Er predigt das Kreuz gegen die Getreuen des römischen Fürsten, gegen sie sei ein Kriegszug Gott ebenso angenehm, wie gegen die Heiden über dem Meere. Auch mit Geld kann man den Ablaß gewinnen. So brechen die Bethörten in ein fremdes Land ein, erschlagen und berauben dessen rechtmäßige, ihrem Herrn getreue Verteidiger, verüben alle Schändlichkeiten. Die Verantwortung dafür trägt der, welcher sich Christi Stellvertreter auf Erden nennt.

Hier liegt also die Ursache der Friedensstörung. Schon lange hat sie Italien verwüstet und diese furchtbare Pest will sich in alle anderen Staaten und Königreiche schleichen und wird sie, wenn ihr nicht gewehrt wird, anstecken wie Italien. Deshalb müssen alle Fürsten und Völker ein allgemeines Konzil berufen und durch dieses den römischen Bischof verhindern, sich Nachfolger Petri zu nennen, damit er nicht weiter das Volk verführen kann, man muß ihm die Gewalt entziehen, geistliche Aemter, Temporalien und Benefizien zu erteilen. Dazu sind durch das göttliche Gesetz alle verpflichtet, welche Gerichtsbarkeit haben, am meisten die Könige, denn sie sind eingesetzt, Recht zu thun.

Eine Fülle von Gedanken, wie sie erst die neuere Zeit ausgesprochen hat, entwickelt der geniale Geist Marsiglios. Bei ihm ist blutwenig von den Anschauungen des Mittelalters, seiner eigenen Zeit, bemerkbar; in seinem Kopfe malte sich alles anders, als bei den übrigen Gelehrten, und er war sich des Gegensatzes bewußt. Der Hauptgedanke des Mittelalters, der der Universalität, hat für seine Erwägungen kein Gewicht. Obgleich er sich darüber nicht näher ausspricht, sieht er doch den Bestand von Reichen und Nationen nebeneinander ohne Unterordnung unter einem Mittelpunkt für naturgemäß an. Ein Imperium in dem gewöhnlichen Sinne kennt er nicht, er benutzt nicht die Sätze des weltlichen römischen Rechts, und obschon er Ludwig Kaiser nennt, leitet er aus diesem Titel keine Rechte ab. Er wäre auch dadurch mit seinen Grundgedanken in Widerspruch geraten; das deutsche Wahlkönigtum paßte zu diesem besser. Doch auch mit den Minoriten hat er nicht vollkommene Fühlung. Die Lehre von der Armut Christi verwertet er zwar, doch nicht als Grundpfeiler. Ihm kommt es hauptsächlich auf den Beweis an, daß die Ansprüche des Papsttums durchaus ungerechtfertigt sind, weniger darauf, die Berufung eines Konzils zu erreichen. Er wirft zwar Johann gelegentlich auch Ketzerei vor, aber ohne wesentlichen Nachdruck, und er nennt unter den Aufgaben, welche das Konzil lösen soll, nicht die, Johann als Ketzer zu bannen, wie es der König Ludwig selbst in der Sachsenhausener Appellation that. Die Verketzerung entsprach nicht der freien Bahn, welche er verfolgte, und gerade in dieser Richtung zeigt er sich am weitesten über seine Zeitgenossen vorgeschritten.

Daß Papst Johann die beiden Verfasser „Bestien aus dem Abgrund des Satans und dem Schwefelpfuhl der Hölle hervorgegangen“ nannte und ihr Buch als „die gottlosesten Irrtümer und schändlichsten Ketzereien enthaltend“ bezeichnete, ist nicht zu verwundern. Auch Papst Clemens VI. erklärte, er habe

kaum einen schlimmeren Ketzer gelesen; 240 häretische Aussprüche habe er aus seiner Schrift ausgezogen.

Das Werk scheint bald weite Verbreitung erlangt zu haben. Handschriften finden sich in Deutschland, Italien und England; daß einige von ihnen erst in späterer Zeit angefertigt sind, zeigt, wie es in Wertschätzung verblieb. Auch Uebersetzungen ins Italienische und Französische fand es bereits im vierzehnten Jahrhundert, ob auch ins Deutsche, ist unbekannt, da keine erhalten ist. Aber damit ist nicht gesagt, daß es keine gegeben hat. Der Straßburger Fritsche Closener, der nach der Mitte des Jahrhunderts seine Chronik vollendete, berichtet: „In den Zeiten ward das Buch gemacht, das da heißet defensor pacis. Das beweiset mit redlichen Sprüchen der heiligen Schrift, daß ein Papst unter einem Kaiser sein und keine weltliche Herrschaft haben soll. Es beweiset auch der Päpste und der Kardinäle Habsucht und ihre Hoffart, die sie gewöhnlich treiben und mit falschen Sätzen beschönigen." Man ersieht aus diesen Worten, daß das Werk in weitere Kreise Deutschlands drang, wie auch andere Spuren beweisen. Natürlich, daß die Reformationszeit mit Begierde nach ihm griff; schon 1522 wurde es in stattlichster Gestalt in Basel gedruckt. Uebrigens hat Marsilius nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich in der Oeffentlichkeit seine Ansichten vorgetragen und verfochten.

Etwa gleichzeitig mit Marsiglio verfaßte ein hochangesehener deutscher Gelehrter, der der Beschaulichkeit zugewandte Engelbert, Abt des großen Benediktinerklosters Admont in Steiermark, eine politische Abhandlung: „Ueber Ursprung, Entwickelung und Ende des römischen Kaisertums", welche sich in manchen Beziehungen mit der Monarchie Dantes und mit dem Verteidiger des Friedens eng berührt, weil alle drei von den aristotelischen Voraussetzungen ausgehen. Und doch wie anders sind die Ergebnisse eines jeden. Freilich steht der Deutsche in Form wie Gedankeninhalt weit hinter dem Paduaner und dem Florentiner zurück. Seine Schrift ist ungemein schwerfällig und verworren; nur mit Mühe findet man manchmal heraus, ob der gründliche Untersucher eine bestimmte Ansicht teilt oder sie nur aufstellt, um sie zu bekämpfen; der leitende Gedanke, von allerhand krausem Rankenwerk umsponnen, ist oft tief versteckt und in einem Nebensätzchen vergraben. Deshalb hat auch seine Meinung in neuerer Zeit sehr verschiedene Deutungen erfahren. Da der Abt es möglichst vermeidet, Verhältnisse der Gegenwart anzuführen, ist selbst die Zeit der Abfassung ungewiß; wahrscheinlich schrieb er, nachdem König Ludwig gebannt worden war.

Engelbert betrachtet das römische Reich seiner Zeit als vollkommen gleich mit dem altrömischen und macht gar keinen Unterschied zwischen beiden, ebensowenig wie zwischen dem deutschen Königtum und dem Kaisertum. Er erzählt nun, im Freundeskreise sei die Rede auf das Kaisertum gekommen. Einige behaupteten, es sei in seinen Rechten und Kräften so herabgekommen, daß sein völliges Ende in kurzer Zeit zu erwarten sei. Dafür wurde als Grund angeführt: da das Kaisertum durch Gewalt die Reiche und Völker der Welt unterworfen, so werde es naturgemäß von anderen angegriffen und verkleinert, bis es bald ganz zerstört sein werde. Da er um seine Meinung gefragt worden sei, wolle er sie nun entwickeln.

Engelbert ist überzeugt von der Notwendigkeit des Imperiums, welches durch gerechte Eroberung gebildet worden ist. Der Zweck jedes Staats ist der Friede und diesen erreichte das römische Reich vollkommen unter Augustus, unter dem Christus geboren wurde. Alles Irdische muß jedoch sein Ende finden und zwar geschieht das entweder durch die Erreichung des Zweckes oder durch Verfall. Da nun das römische Reich die Erfüllung seiner Aufgabe überdauerte, trat der Niedergang ein. Dieser zeigt sich darin, daß das Kaisertum nicht mehr den Frieden schaffen kann; ist doch ein großer Teil der Kaiser von Augustus bis auf den letzten, Heinrich VII. im Krieg getötet oder durch Hinterlist, Schwert oder Gift ermordet worden. Das Kaisertum geht offenbar zurück, daneben sind schon eine Reihe selbständiger Staaten vorhanden, welche zwar in sich nicht berechtigt sind, aber doch und meist mit Gedeihen bestehen. Das ist der Vorbote des Antichrist! Die Gründe des Verfalls sind die Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit der Kaiser und daß mehrere von ihnen von der Kirche als Ungehorsame und Rebellen verworfen wurden, während doch das Imperium nicht außerhalb der Kirche bestehen kann, gerade wie die geistliche Gewalt nicht ohne die Unterstützung der weltlichen. Außer durch den Sturz des Kaisertums wird das Erscheinen des Antichrist außerdem noch zwiefach angekündigt werden: durch den Abfall der Völker vom Papsttum, und dieser wird veranlaßt werden durch die Heuchelei und den Geiz der Priester, und endlich durch die Lossagung der Gläubigen vom Glauben. Nach den Kirchenvätern und Prophezeiungen werden die Söhne Israels, aus der Wüste und von den Inseln und Küsten des Ozeans kommend, die christlichen Reiche vor der Ankunft des Antichrist verwüsten. Ihnen wird der letzte Kaiser fränkischen Stammes entgegentreten, aber besiegt Zepter, Kaiserkrone und Schild an einen dürren Baum jenseits des Meeres aufhängen und seine Seele Gott übergebend sterben. Dann wird der Antichrist alle Länder des römischen Reiches und der Erde unterwerfen.

Engelbert vermutet also das Kommen des Antichrist als nahe bevorstehend und seine Anspielungen auf die Zustände, welche ihn mit solcher Besorgnis erfüllten, sind unschwer zu verstehen. Mit seiner Befürchtung stand er nicht allein, denn der Glaube an einen baldigen Weltuntergang war damals weit verbreitet, und der ungesunde Zustand der Kirche, wie die allgemein herrschende Friedlosigkeit gaben ihm Nahrung.

Welch ein Unterschied zwischen ihm und Marsiglio; der eine ganz in mittelalterliche Vorstellungen versunken, erblickt Verderben, wo der andere den Anbruch einer neuen Zeit erhofft!

Vierzehnter Abschnitt.

Ludwigs Zug nach Italien. 1327.

In Italien dauerte der Krieg unaufhörlich fort, vom Papste, dessen kriegerischer Kardinallegat Bertrand eine rege Thätigkeit entfaltete, mit Nachdruck unterhalten, aber trotz einzelner Schwankungen blieben sich die Parteien an Stärke gleich. Die Hauptführer der Ghibellinen waren noch immer Can Grande della Scala von Verona, der grausame Passarino Buonacossi von Mantua und die Visconti von Mailand. Neben ihnen erhob sich als neuer Stern zu ungewöhnlichem Glanze Castruccio Castracane aus der Familie der Interminelli von Lucca. Sein Geschlecht hatte dem hochberühmten Uguccione della Faggiola, welcher nach dem Tode Heinrichs VII. von den Pisanern zum Signore berufen war, 1314 die Herrschaft in Lucca verschafft, aber Uguccione wollte Castruccio, dessen Kühnheit er kannte, beseitigen. Sein Sohn, der in Lucca gebot, ließ den Gefürchteten verhaften, um ihn in Fesseln nach Pisa zu bringen. Da brach plötzlich in beiden Städten ein Aufruhr aus, vor welchem Uguccione weichen mußte; er beschloß seine Tage in Verona. Castruccio wurde Herr von Lucca, er schloß sich erst Friedrich dem Schönen, dann Ludwig dem Baiern an, von welchem er 1324 den Vikariat erhielt.

Castruccio war damals etwas über 40 Jahre alt, ein schöner, stattlicher Mann mit blondem Haar und bleichem Antlitz. An Kriegsruhm kam ihm kein Italiener gleich. Gewandten und starken Körpers stürzte er sich mit feurigem Ungestüm in den Kampf und manche schwere Wunde trug er im Handgemenge davon; auch über seine linke Wange zog sich eine mächtige Narbe. Alle Anstrengungen und Entbehrungen des Feldzuges teilte er mit dem gemeinen Mann, unbekümmert um Hitze oder Kälte, mäßig im Genuß, mit geringer Kost zufrieden, die er meist stehend einnahm. Denn seine grenzenlose Thatenlust gönnte ihm keine Ruhe; in stetem Nachsinnen schritt er einher. Castruccio besaß nicht allein glänzende Tapferkeit, er war auch Feldherr. Große Festungsbauten führte er aus und verschmähte im Falle der Not nicht, selbst beim Aufwerfen von Verschanzungen mit zuzugreifen, er legte Wege und Brücken an, um seine Stel-

lungen zu sichern und schnelle Märsche ausführen zu können. Mit Adlersfittichen brause er heran, meinten die Feinde. Er verstand es, für den Kampf günstige Oertlichkeiten zu wählen, den Gegner durch Späher auszukundschaften. Seine Stadt regierte er als Tyrann mit Härte und schonungsloser Grausamkeit gegen alle, in welchen er etwaige Gegnerschaft argwöhnte, aber er sorgte emsig für ihr Gedeihen und brachte sie zu neuer Blüte. Obgleich ohne wissenschaftliche Bildung, besaß er die Gabe der Rede; größte Schlagfertigkeit und scharfer Witz zeichneten seine Antworten aus. Abergläubische Einbildungen erschienen ihm lächerlich, gutem Rat blieb dagegen sein Sinn nicht verschlossen. Als Ghibelline hielt Castruccio es mit den Minoriten und er hat auch später auf dem Totenbett seine kirchlichen Ansichten nicht geändert. Sogar die Feinde konnten ihm ihre Achtung nicht versagen; einer von ihnen bezeichnet ihn geradezu als einen Ehrenmann, obschon Castruccio sich der politischen Ränke ebenso bediente, wie alle seine Zeitgenossen. Machiavelli rühmte ihm nach: „Er war nicht geringer als Philipp, der Vater des großen Alexander, und als Scipio; ohne Zweifel würde er beide übertroffen haben, wenn statt Lucca Macedonien oder Rom sein Vaterland gewesen wäre."

Die Guelfen und namentlich Florenz erhielten an ihm einen rastlosen und furchtbaren Gegner, der durch die Einnahme von Pistoja und andere Eroberungen seine Macht vergrößerte. In ihrer Not entschlossen sich die Florentiner, den Herzog Karl von Kalabrien, den Sohn des Königs Robert von Neapel, als Signore zu berufen, der im Juli 1326 in die Stadt kam, aber sein Feldzug gegen den Herrn von Lucca verlief kläglich.

Um den Zug nach Italien zu beraten und vorzubereiten, berief Ludwig die Häupter der Ghibellinen nach Trient und zog im Januar 1327 von Innsbruck mit geringem Gefolge dorthin. Er beabsichtigte bald wieder nach Deutschland zurückzukehren, da er einen Tag nach Nürnberg berufen hatte, auf welchem er den Plan des Römerzuges und die Verhandlungen mit Oesterreich den Fürsten vorlegen und namentlich mit Balduin von Trier ein festes Bündnis schließen wollte. Ihn begleiteten Marsiglio, Johann von Jandun und die Minoriten, „der ganze Kothaufen von Apostaten und Schismatikern der Christenheit", wie Villani mit Abscheu sagt. Sie konnten ihm nach manchen Seiten hin nützlich sein. Die Italiener unter ihnen dienten, um Anknüpfung mit ihren Landsleuten zu erleichtern, die streitbaren Federn fanden in dem geistig bewegten, von einem gebildeten Bürgertum beherrschten Italien ein fruchtbareres Feld ihrer Wirksamkeit, als in Deutschland, die Minoriten hatten jenseits der Berge zahlreiche Gesinnungsgenossen. In den ghibellinischen Städten hielten trotz des päpstlichen Bannes Ordensbrüder den Gottesdienst ab, namentlich waren die entschiedenen Richtungen des Ordens, die Spiritualen hier in ihrer eigentlichen und ursprünglichen Heimat weit verbreitet. Noch lebten dort die mystischen Schwärmereien, welche das dreizehnte Jahrhundert wachgerufen hatte, und zwar in unmittelbarer Nähe von Rom selbst. Schon 1325 befahl Johann seinem Rektor in Tuscien gegen Viterbo und Castrum Corneti strafend einzuschreiten, weil sie zu dem gebannten Herzog von Baiern übergegangen wären, dessen Ankunft sie wie die des Messias erwarteten.

In Trient sammelten sich allmählich die italischen Ghibellinen oder deren Vertreter um Ludwig, auch König Friedrich von Sizilien schickte eine Gesandtschaft. Das schwierige Werk, den Kärntner und den Herrn von Verona zum Vergleich zu bringen, gelang nach großen Mühen, und damit war viel gewonnen. Die Italiener drangen in den König, sofort vorwärts zu gehen, und die Gunst des Augenblickes war in der That so groß, daß er ihren Wünschen nachgab. Alsbald ergingen nach Deutschland Weisungen und Befehle, die nötigen Unterstützungen über die Berge zu senden.

Die Würfel waren gefallen; was Ludwig so lange in seinem Sinne erwogen und geplant hatte, gestaltete sich plötzlich zur Wirklichkeit. Nicht wie sein Vorgänger, Heinrich VII., trat er die Romfahrt an. Der Luxemburger kam, geleitet von den Segenswünschen des Papstes, Ludwig beladen mit dem päpstlichen Fluch, im Bann der Kirche; jener hoffte die streitenden Parteien zum Frieden zu bewegen, Ludwig mit Hülfe der Ghibellinen die Guelfen zu besiegen; wenn auch er auf endlichen Frieden hoffte, wollte er ihn durch Kampf erzwingen. Die Macht, welche die Ghibellinen zur Verfügung stellten, war groß genug, um den Zug zu unternehmen, und auf das nötige Geld konnte Ludwig rechnen. Heinrich, obgleich seine Unternehmungen der Tod vereitelte, hatte den deutschen Namen wieder zu Ehren gebracht und den Gegnern furchtbar gemacht; seine Lorbeeren umschatteten auch das Haupt des Nachfolgers. Das Kaisertum hatte er für die Italiener aus einem Schatten wieder zum lebendigen Körper erhoben, und die Ideen, welche er geweckt, waren noch nicht wieder eingeschlafen. Dazu kam, daß jetzt nicht nur eine politische, sondern auch eine kirchliche Partei vorhanden war, welche dem deutschen König entgegenharrte. Endlich erregte der endlose Krieg, welchen der Papst in Oberitalien führen ließ, dort Verdruß und Widerwillen auch bei den Guelfen. Viele hofften, der Deutsche werde endlich die Möglichkeit bringen, von dem nutzlosen Blutvergießen aufzuatmen.

Es ist nicht unmöglich, daß Ludwig anfänglich im stillen hoffte, Papst Johann werde nachgeben, und Erfolge waren jedenfalls das beste Mittel, auf ihn zu drücken.. Dem drohenden Verlust des Kirchenstaates gegenüber blieb der Papst vielleicht nicht gleichgültig. Gewiß wäre der König gern erbötig gewesen, sich mit der Kurie auszusöhnen, wenn sie irgendwie Bereitwilligkeit zeigte. Verharrte sie aber in Hartnäckigkeit, so mußte nun ohne und gegen sie gehandelt werden. Die Hauptsache war, nach Rom zu gelangen. Zuverlässig haben Marsiglio und seine Begleiter damals auf Ludwig großen Einfluß geübt, aber sie als die Urheber der Unternehmung überhaupt zu betrachten, ist nicht gerechtfertigt. Wohl mögen sie sich bereits mit dem Plan getragen haben, Johann seiner Würde zu entsetzen, aber der König bewahrte sich Freiheit der Handlung. Daß, wie Villani berichtet, bereits in Trient „der Priester Johannes“ exkommuniziert worden sei, erscheint unglaublich.

Mitte März brach Ludwig von Trient auf und erreichte in wenigen Tagen Bergamo. Er schlug den kürzesten Weg ein, wahrscheinlich über Riva und Lodrone, den Chiese hinunter, Brescia, das zu vermeiden war, in den Bergen oberhalb umgehend, ein beschwerlicher Marsch, welcher streckenweis nur zu Fuß

zu machen war. In Como, wo ihn, wie schon in Bergamo, lauter Jubel begrüßte, nahm er längeren Aufenthalt, um die deutschen Truppen und seine Gemahlin Margareta zu erwarten. Freudenvoll meldete er von dort seinem Schwiegervater, bereits hätten ihm mehr Städte und Schlösser, als einst dem Kaiser Heinrich, Huldigung geleistet und in Rom sei sein Anhang so stark, daß niemand seine Krönung verhindern könne.

Papst Johann hoffte zwar, seine und die guelfische Macht würde den Gegnern gewachsen sein, aber er hielt es für nötig, mit weiteren Prozessen gegen Ludwig vorzugehen. Am 3. April wurden wiederum die Domthüren zu Avignon mit riesigen Anschlägen bedeckt, welche der Welt seine Befehle verkündeten. Der Ton, in welchem Johanns Bullen gehalten sind, ist uns bekannt; es genügt, den Inhalt dieser neuen zu verzeichnen. Die eine spricht Ludwig alle Reichslehen, namentlich das Herzogtum Baiern ab, erklärt ihn als offenkundigen Gönner von Ketzern den Kirchenstrafen verfallen und befiehlt ihm, von der Begünstigung jener abzulassen. Die andere verdammt die Sachsenhausener Appellation, den Defensor pacis und sonstige kirchliche Verbrechen Ludwigs. Beide Bullen setzen ihm einen Termin zum 1. Oktober, um das Endurteil zu empfangen.

Der 9. April brachte die Fortsetzung, den Befehl an Ludwig, binnen zwei Monaten Italien zu verlassen und das Verbot, ihm zu gehorchen, die Aufforderung an seinen Sohn, die Mark Brandenburg aufzugeben, und die Verkündigung des Bannes über des Königs Begleiter, die Bischöfe Emicho von Speier und Gebhard von Eichstedt, den königlichen Kanzler, den Deutschordensmeister für Deutschland Konrad von Gundelfingen, Marsiglio und Johann von Jandun. Selbstverständlich folgten Weisungen an die deutschen Fürsten, Ludwig jede Unterstützung zu versagen.

Die erschreckten Florentiner hatten Zeit, sich zur Abwehr vorzubereiten, denn Ludwig wandte sich Mitte Mai von Como nach Mailand, wo er wieder drei Monate blieb. Zu Pfingsten empfing er in der Ambrosiuskirche die eiserne Krone, welche ihm, da der Erzbischof die unter dem Interdikt stehende Stadt verlassen hatte, die von Johann abgefallenen Bischöfe von Arezzo und Brescia aufsetzten. Der älteste Sohn Matteos, Galeazzo, erhielt die Bestätigung im Reichsvikariat, aber plötzlich erfolgte sein Sturz. Der König ließ ihn verhaften und in das feste Schloß Monza abführen. Galeazzo war in Mailand seiner Gewaltherrschaft wegen allgemein verhaßt und mit seinem Bruder Marco, obgleich dieser im Felde die wichtigsten Dienste leistete, zerfallen. Es scheint demnach, daß schon früher Ludwigs Argwohn erweckt wurde, auch Cangrande soll dabei thätig gewesen sein. Jetzt verweigerte Galeazzo hochmütig die Auszahlung des Geldes, zu welchem er sich verpflichtet hatte. Auch verräterische Briefschaften ließ der König später den ghibellinischen Häuptern vorlegen, als er vor ihnen sein Verfahren gegen den Visconti rechtfertigte. Zwar bestritten manche die Echtheit der Schriftstücke, aber die Treulosigkeit dieses Geschlechtes ist nicht zu bezweifeln. Galeazzo blieb in Haft, während seine Brüder wieder die Freiheit erhielten.

Die Stadt Mailand war mit der Beseitigung des Tyrannen wohl zu-

frieden, um so mehr, da ihr der König eine freie Verfassung gab. Auch sonst regte sich kein Widerspruch, die erste große Kraftprobe Ludwigs in Italien war geglückt.

Berichte, welche nicht ganz von der Hand zu weisen sind, erzählen, Ludwig habe um diese Zeit den Papst Johann ersucht, nach Rom zu kommen, um ihm die kaiserliche Krone aufzusetzen. Wenn das wirklich der Fall war, so stand dieser scheinbare Versöhnungsversuch mit den Verhältnissen in Rom in Verbindung.

Die Hauptstadt der Kirche litt überaus schwer unter der andauernden Entfernung des Papsttums, deren Folgen sich immer fühlbarer machten. Da ihr die Quellen der Betriebsamkeit, aus welchen die anderen italischen Städte trotz aller Drangsale der Zeit stets neue Mittel schöpften, völlig fehlten, war die Bevölkerung ausschließlich auf die Fremden angewiesen, welche in unaufhörlichem Strome dorthin zogen. Jetzt war er versiegt, denn die Geschäfte der Kurie wurden jetzt an einem anderen Orte betrieben, und auch für die frommen Pilger bot Rom ohne Papst weit weniger Anziehung. Zudem verwilderten die öffentlichen Zustände so, daß es bedenklich wurde, sich in diesen Strudel unaufhörlicher Unruhen zu wagen, denn das Regiment, welches der König Robert von Neapel durch Statthalter führen ließ, hatte keine Kraft. War es den Päpsten selber oft schwer genug, den trotzigen Adel zu bändigen, so fiel für diesen jetzt jede Schranke, er bemächtigte sich sogar der verlassenen Häuser der Kardinäle. Der Klerus geriet in gleiche Zuchtlosigkeit. Vergebens stellten die Römer dem Papste ihre Not vor und baten um seine Rückkehr; sie bekamen leere Vertröstungen. Als Ludwigs Einmarsch in Italien bekannt wurde, gingen nochmals die dringendsten Botschaften nach Avignon, aber Johann scheint die Gefahr unterschätzt zu haben. Und doch war sie groß genug. Denn Ludwig besaß so gute Verbindungen in der Stadt, daß er gleich von Anfang an sicher auf sie baute. Das Volk erhob sich, nahm die Engelsburg ein, schloß die Anjoviner aus der Stadt aus und errichtete ein demokratisches Regiment; Sciarra Colonna, der einst Bonifacius VIII. in Anagni überfallen, dann für Heinrich VII. gekämpft hatte, wurde Volkshauptmann. Trotzdem ging nochmals Anfang Juni eine Gesandtschaft nach Avignon ab: wenn der Papst nicht komme, trage er selbst die Verantwortung für das Unvermeidliche. Aber es war, als ob Johann absichtlich Augen und Ohren schloß.

Schon am 20. Juni schrieb Ludwig seinem Schwiegervater, das römische Volk lade ihn einmütig ein, zur Kaiserkrönung zu kommen und er werde alsbald seine Schritte dorthin lenken. Richtete er also damals wirklich an Johann die Aufforderung, in seine rechtmäßige Hauptstadt zu kommen, so geschah es, um äußerlich gerechtfertigt zu sein, wenn er sich ohne den Papst krönen ließ, um den Römern zu zeigen, wie er vergebens seine Bemühungen mit den ihrigen vereint habe. Jede etwaige Hoffnung, ein Einvernehmen mit dem Papste zu erzielen, hatte er inzwischen nach den Prozessen vom April aufgeben müssen; ernannte er doch selbst bereits Bischöfe. Ende Juli schloß er ein neues, dauerndes Bündnis mit König Friedrich von Sizilien, welches sich gegen alle und jede Feinde richtete und namentlich „gegen die ungerechten und hinter-

listigen Prozesse und Handlungen Jakobs von Cahors, welcher sich fälschlich Papst Johann XXII. nennt.

Mitte August, wo die schlimmste Hitze des Sommers ihrem Ende naht, brach Ludwig mit nicht unbeträchtlicher Streitmacht von Mailand auf, überschritt bei Cremona den Po und vollzog den Uebergang über den Apennin. Weder der päpstliche Legat noch die Florentiner setzten ihm Widerstand entgegen. In Pontremoli begrüßte ihn Castruccio, welcher reiche Geschenke und Lebensmittel für die Truppen mitbrachte, dann richtete sich der Marsch gegen Pisa.

Seit dem Tode Kaiser Heinrichs hatte diese altghibellinische Stadt manche Veränderungen erfahren. Es kam eine Partei in die Höhe, welche zwar nicht ausgesprochen guelfisch war, aber den Wunsch hatte, die Stadt von neuen Kämpfen und Opfern abzuhalten. Die Besorgnis vor Castruccio war für sie besonders maßgebend. Am liebsten hätte sie gesehen, wenn Ludwig von Pisa fernblieb, und war bereit, dafür hohe Geldsummen zu zahlen. Das Volk dagegen bewahrte seine alte Gesinnung. Ludwig versuchte vergebens durch Verhandlungen Einlaß in die Stadt zu erhalten; die Leiter nahmen die feindseligste Haltung ein und rüsteten sich zum Widerstand. Unmöglich konnte der König nach Rom weiterziehen, wenn er die Stadt unbezwungen in seinem Rücken ließ, und so begann er, von Castruccio unterstützt, am 6. September die regelrechte Belagerung. Florenz und sein Signore ließen den für sie so vorteilhaften Augenblick ungenützt verstreichen und brachten keinen Entsatz, während die Kriegskunst Castruccios große Erfolge erzielte. Daher erlangte die ghibellinische Partei in Pisa das Uebergewicht und bot am 8. Oktober die Unterwerfung an. Die Gegner und ein Teil des Klerus wanderten bald aus, so daß die Volkspartei völlig die Oberhand erhielt; die zurückgebliebene Geistlichkeit wurde mit Gewalt gezwungen, Gottesdienst zu halten. Leider gereichte, wie seinem Vorgänger, auch Ludwig die Armut, sein stetes Geldbedürfnis zum Fluche und seine gewaltigen Forderungen machten ihn, wie seine Deutschen den Italienern verächtlich.

Die Einnahme Pisas war ein neuer glänzender Erfolg Ludwigs. Es schien, daß er den von Kaiser Heinrich begonnenen Kampf als dessen Erbe in seinem ganzen Umfang zu Ende führen würde. Da, wo der Faden den Händen des Sterbenden entglitten war, nahm der Nachfolger ihn auf, indem er die Achterklärung gegen Robert von Neapel, welche Heinrich in Pisa erlassen, dort aufs neue verkündigte.

Castruccio, den der Herrscher in seiner Stadt Lucca besuchte, erhielt für seine großen Dienste den gebührenden Lohn, die erbliche Herzogswürde für die Gebiete von Lucca, Pistoja, Luna und Volterra; auf dem ihm verliehenen Wappen prangten als besondere Auszeichnung die blau-weißen Rauten Baierns.

Endlich Mitte Dezember wurde der Marsch nach Rom wieder aufgenommen und glücklich, nur durch die winterlichen Regengüsse und den Mangel an Lebensmitteln belästigt und gehemmt, gelangte Ludwig am 2. Januar 1328 in das ihn mit hellem Jubel begrüßende Viterbo. Karl von Kalabrien verlegte die Pässe nicht. Er hielt es vielmehr für geraten, schleunigst in das Königreich Neapel

zu eilen, um dessen Grenzen zu schirmen, und verließ das sorgenvoll erregte Florenz, zu dessen Schutz eine Reiterschar zurücklassend.

Johann XXII. hatte auch die letzte Botschaft der Römer abschläglich beschieden. Er blieb den Ereignissen gegenüber merkwürdig ruhig und rechnete noch immer darauf, daß Ludwig von selbst scheitern würde. Zwar zog der Papst in Deutschland von der Geistlichkeit Geld zum Kriege in Italien ein, aber er that nichts, um die Streitkräfte in Oberitalien zu vermehren und Ludwig von Deutschland abzuschneiden. Nur mit Briefen und Bullen führte er eifrigst den Krieg. Am 23. Oktober vollendete er die am 3. April begonnenen Prozesse, verurteilte den König als Ketzer, entsetzte ihn noch der Kur- und Pfalzwürde und sprach ihm all sein Eigentum, bewegliche und unbewegliche Güter ab. Ludwig war für ihn und die päpstlich Gesinnten fortan nur der Baier, dem der Papst nichts als diesen Namen, den er ihm nicht nehmen konnte, gelassen, und so ging diese Bezeichnung in die Geschichte über.

Ludwig stand sehr viel besser, als Heinrich VII. in demselben Abschnitt seines Römerzuges. Was jenem nie gelungen war, erreichte er ohne Schwertstreich, den Besitz der gesamten Stadt Rom. Den Zorn der Bürgerschaft gegen den sich ihr hartnäckig versagenden Papst vermehrte der Versuch König Roberts, die Stadt wie 1311 vor der Ankunft der Deutschen in Besitz zu nehmen. Sein Bruder Prinz Johann von Achaja erhielt wiederum den Auftrag, den er damals mit Glück durchgeführt hatte, aber die Ghibellinen trafen rechtzeitig Vorsichts- und Verteidigungsmaßregeln. Zwar drangen die Feinde durch einen Handstreich in den Vatikan ein, aber Sciarra Colonna warf sie in heißem Kampfe wieder hinaus.

Als Ludwig in Viterbo, in der Nähe der Stadt erschien, teilten sich die Meinungen der Bürgerschaft. Die kleine päpstliche Partei, welche den Einlaß verweigern wollte, konnte zwar nicht durchdringen, aber die Mehrheit beschloß, Bedingungen aufzustellen und schickte eine Botschaft nach Viterbo. Sciarra Colonna und die Seinen dagegen forderten Ludwig auf, ohne weiteres einzurücken. Ihr Rat wurde befolgt; während die Gesandten in leichter Haft zurückblieben, eilten leichte Truppen voraus, um den Weg freizuhalten, und so zog Ludwig am 7. Januar mit seinem Heere in die Stadt ein, ohne Widerstand zu finden, vielmehr mit Freuden empfangen. Er nahm für die ersten Tage seinen Sitz im Vatikan, dem Palaste des Papstes, dann bei S. Maria Maggiore im Quartier der Colonna, um dem Kapitol nahe zu sein.

Der entflohene päpstliche Legat legte auf die Stadt das Interdikt und viele Geistliche wichen davon. Der Domherr, welcher das Schweißtuch der heiligen Veronika unter seiner Obhut hatte, versteckte es im Pantheon, damit es nicht durch den Blick von Ketzern entweiht werde. Auch viele der zurückgebliebenen Priester und Mönche verweigerten die Abhaltung von Messen, aber es waren genug andere, namentlich Minoriten und aus dem Gefolge des Königs vorhanden, welche für den Gottesdienst sorgten.

Die Streitmacht, welche Ludwig mit sich führte, betrug gegen 5000 Reiter und wahrscheinlich mindestens die doppelte Anzahl von Fußtruppen. Der größte Teil bestand aus Italienern, doch waren auch viele Deutsche aus ver-

schiedenen Gegenden dabei. Von Fürsten umgaben ihren König nur wenige, sein Neffe Herzog Rudolf von Baiern, Herzog Heinrich II. von Braunschweig-Grubenhagen, der sich dann durch seine Reisen nach Konstantinopel und ins heilige Land den Beinamen „der Grieche“ erwarb, Herzog Bolko aus Schlesien, Herzog Ludwig von Teck und Landgraf Ulrich vom Elsaß, natürlich auch der immer zum Dienst des Königs bereite Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg, außerdem eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Grafen und Edeln aus Ober- und Niederdeutschland, aber kein einziger Bischof. Die meisten Begleiter standen dem Könige oder dessen Schwiegervater durch Verwandtschaft oder besondere Lehnspflichten nahe. Der ganze Römerzug war in noch höherem Grade, als der Heinrichs VII. ein persönliches Unternehmen des Königs, das Reich in seiner Allgemeinheit blieb ihm fern.

Fünfzehnter Abschnitt.

Kaiserkrönung. Der Gegenpapst. Abzug aus Italien. 1328—1329.

Ludwig war nach Rom gezogen, um die Kaiserkrone zu empfangen. Gegen den Willen des Papstes, ohne Mitwirkung von ihm Beauftragter, mußte die Feierlichkeit vollzogen werden. Das Recht auf den kaiserlichen Titel leitete Ludwig her von seiner Wahl durch die Kurfürsten, welche auch der Defensor Pacis als ausreichend betrachtete. Nach der Auffassung Marsiglios, welche Ludwig zu seiner eigenen machte und machen konnte, besaß der Papst nur ein Ehrenrecht auf die Krönung, und dieses hatte er durch seine Abwesenheit verwirkt. Warum war der Papst nicht dort, wo er sein sollte, wo sein Bischofssitz war? Vernachlässigte er seine Pflicht, konnte der Kaiser nicht an ihn gebunden sein. Hatte doch eben erst Heinrich VII. nicht aus der Hand des Papstes selbst die Krone empfangen, ein Vorgang, der Ludwig aufs beste zu statten kam. In jedem Falle war das eine Abweichung von dem alten Rechtszustande gewesen, welche gegen den Papst ausgebeutet werden konnte. Was Kardinäle vollziehen durften, vermochte auch jeder andere Bischof; die innere Weihe der Handlung war dieselbe. Nichts hinderte demnach den rechtmäßigen König, sich in anderer Weise sein Recht zu nehmen, ebenso wie er an Stelle des als Guelfe aus der Stadt gewichenen lateranensischen Pfalzgrafen den Herzog Castruccio mit dieser Ehrenwürde bekleidete.

Indessen waren die Römer zu berücksichtigen. An ihrem guten Willen hing für den Augenblick alles und ihre Mitwirkung ließ sich nicht umgehen. Sie betrachteten sich als die Herren ihrer Stadt, da die päpstliche Herrschaft erloschen war, und so mußte ihnen ein Anteil an der Krönung zufallen, welchen ihre Vertretung, vier gewählte Syndici, auszuüben hatte. Diesen wurde der Teil der Handlung zugewiesen, welchen sonst der Papst selbst vollzog, die Aufsetzung der Krone und die Anlegung der anderen Abzeichen, also nicht streng kirchliche Zeremonien.

Eine Wahl Ludwigs zum Kaiser durch das römische Volk hat, soweit wir wissen, nicht stattgefunden, sondern seine Berechtigung wurde von vornherein anerkannt. Allerdings versammelte er am 11. Januar ein allgemeines Parlament auf dem Kapitol, bei welchem in seinem Namen der Bischof Gerhard von Aleria in Corsica dem Volke den Dank für die erwiesenen Ehren aussprach und es der wärmsten Fürsorge versicherte. Die Versammlung antwortete mit einem Lebehoch auf ihren Herrn, den römischen König, dem sie die Signorie und Volkshauptmannschaft auf ein Jahr übertrug. Für die Krönung wurde der folgende Sonntag festgesetzt. Alles war ungewöhnlich, aber es ist nicht richtig, das Kaisertum Ludwigs auf die Erteilung durch die Römer zurückzuführen und darin eine Ausführung der Idee von der Volkssouveränität, wie sie Marsiglio aufstellte, zu erblicken.

Inzwischen bereitete sich die Stadt für die hohe Feier vor. Die Straßen wurden gereinigt und wegsam gemacht, mit Lorbeer und anderem grünen Gesträuch besteckt, die Häuser mit Teppichen behangen und jeder schmückte das seine mit den Zieraten, welche er besaß. Früh am Morgen des 17. Januar brach der Zug von Santa Maria Maggiore auf, um den weiten Weg nach dem St. Peter anzutreten. Voran zogen zweiundfünfzig Bannerträger, je vier für jedes Stadtviertel, die Pferde behangen mit Zindeldecken; ihnen folgten die fremden Ritterscharen. Dann kam das Königspaar auf weißen Rossen, in weiße Gewänder gehüllt, geleitet von den in schweren Brokatgewändern prunkenden vier Krönungssyndici.

Die Salbung vollzog der Bischof Jakob von Castello, dem der Bischof von Aleria Beistand leistete. Die Aufsetzung der Krone, die Umgürtung mit dem Schwert, die Ueberreichung des Reichsapfels und die damit zusammenhängenden Handlungen verrichteten die Kronsyndici, unter denen Sciarra Colonna die erste Stelle einnahm. Peinlich hielt man darauf, daß alles genau so geschah, wie bei den früheren durch den Papst vollzogenen Krönungen, daß alle Förmlichkeiten beachtet wurden. Auch den Erlaß der Gesetze gegen die Ketzer, über den Schutz der Kirche und der Witwen und Waisen, welche die Kaiser als erste Amtshandlung zu verkündigen pflegten, vergaß man nicht.

Von St. Peter zog der neue Kaiser nicht wie sonst nach dem Lateran, sondern erst auf das Kapitol, da diesmal das römische Volk, nicht der Papst, den Wirt machte. Das festliche Mahl dauerte bis zum späten Abend und so übernachtete das Kaiserpaar in dem Konservatorenpalast, um erst am folgenden Morgen den Lateran zu beziehen.

Das gesamte Fest verlief freudenvoll, ohne jede Störung, wie sie sonst so oft den Jubel gewaltsam unterbrach. Die Kaiserin Margareta meldete glücklich in ihre Heimat, wie der gütige Gott sie erhöht habe. Der Florentiner Villani aber schrieb in sein Geschichtsbuch: „In dieser Weise wurde zum Kaiser und König der Römer gekrönt Ludwig, genannt der Baier, durch das Volk von Rom, zur großen Schmach und Verachtung des Papstes und der Kirche von Rom, ohne irgend welche Ehrfurcht vor der heiligen Kirche zu bewahren. Und es ist zu bemerken, daß eine Anmaßung wie die des Baiern sich in keiner Chronik findet, alt oder neu, daß kein christlicher Kaiser sich je anders krönen

ließ, als durch den Papst oder seinen Legaten, wenn er früher oder später noch so feind der Kirche war, nur mit Ausnahme dieses Baiern. Diese Sache war sehr zu verwundern."

Ludwig hätte, nachdem der Hauptzweck seiner Fahrt erreicht war, sofort seine kampfbegierigen Scharen gegen das Königreich Neapel führen müssen. Er beabsichtigte es auch, und wenn er seinen Plan ausgeführt hätte, würde er, so meint Villani, keinen Widerstand gefunden haben. Aber während bisher alles aufs beste gegangen war, trat nun ein Hemmnis ein. Der Kaiser setzte sein ganzes Vertrauen auf Castruccio, den er mit Ehren überschüttete. Nur ungern hatte dieser seine Herrschaft verlassen, um mit nach Rom zu ziehen, und seine schlimme Ahnung erfüllte sich, denn der in Florenz zurückgebliebene Feldhauptmann Karls von Kalabrien eroberte am 28. Januar Pistoja. Sofort brach Castruccio mit seiner gesamten Macht auf und eilte zurück nach Pisa. Dort nahm er die Signorie an sich, erhob Gelder und drängte den kaiserlichen Statthalter beiseite.

Was Ludwigs Unthätigkeit in Rom veranlaßte, wissen wir nicht, ob er die Rückkehr Castruccios erhoffte oder abwarten wollte, bis der saumselige König von Sizilien seine Vorbereitungen zum Angriff auf Neapel vollendet hatte, oder ob schlechtes Wetter oder endlich Geldmangel ihn zurückhielten. Jedenfalls war sein langes Verweilen von ungünstigen Folgen. Die erste Begeisterung der Römer verrauchte, Streitigkeiten mit den fremden Truppen blieben nicht aus, die Einforderung einer großen Geldauflage erregte Unwillen. Die guelfische Partei gewann Boden und untergrub Ludwigs Stellung, der sich unsicher zu fühlen begann. Natürlich wurden die Anhänger Johanns verfolgt; Marsiglio von Padua erhielt die Leitung der geistlichen Dinge in der Stadt und seine Gegner sagten ihm nach, er hätte Papst werden wollen.

Johann XXII. hatte inzwischen, wohl noch ehe er Ludwigs Ankunft in Rom erfuhr, am 21. Januar das Kreuz gepredigt, indem er jedem Gläubigen, welcher in Person auf eigene oder fremde Kosten gegen Ludwig und seine Anhänger zu Felde ziehe oder aus seinen Mitteln Krieger stelle, den Ablaß erteilte, welcher den Kreuzfahrern ins heilige Land zukam. In allen Kirchen befahl er Opferstöcke aufzustellen, welche die Scherflein der Gläubigen zum heiligen Kriege aufnehmen sollten.

Es ist nicht unmöglich, daß dieser äußerste Schritt, welcher allein noch dem Papst zu thun übrig geblieben war, auf den davon Betroffenen einen mächtigen Eindruck machte, so daß Ludwig nun jede Rücksichtnahme beiseite warf.

Am 14. April versammelte er das Volk auf dem Platz vor dem St. Peter. Vor der Kirche war ein Gerüst errichtet, auf welchem der Kaiser im Ornate stand, umgeben von Geistlichen, Mönchen und Rechtsgelehrten. Er ließ drei Gesetze verlesen, welche er kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit gab. Das erste bestimmte, wer der Ketzerei oder des Majestätsverbrechens oder beider überführt sei, könne ohne vorhergehende Ladung von dem zuständigen Richter gerichtet werden; das Gesetz sollte auch — und das war allerdings eine Rechtsanmaßung — rückwirkende Kraft haben. Das zweite bedrohte alle Empörer

gegen den Kaiser und das römische Volk mit Gütereinziehung. Das dritte befahl den Notaren in ihre Urkunden die Regierungsjahre des Kaisers aufzunehmen, ein Versuch, sein Kaisertum entsprechend dem üblichen Brauche zur allgemeinen Anerkennung im bürgerlichen Leben zu bringen.

Ein neues Parlament trat am 18. April an derselben Stelle zusammen. In vollem kaiserlichen Schmucke, die Krone auf dem Haupte, Zepter und Reichsapfel in den Händen, nahm Ludwig auf dem Throne Platz. Nachdem Stillschweigen geboten, trat ein Mönch auf und rief dreimal, wie es Gerichtssitte war: „Ist ein Bevollmächtigter da, welcher den Priester Jakob von Cahors, der sich Papst Johann XXII. nennt, verteidigen will?" Niemand antwortete. Dann hielt ein deutscher Abt eine schöne lateinische Predigt über die Worte: „Dies ist der Tag der guten Botschaft". Endlich wurde eine lange Urkunde verlesen, welche das goldene Siegel des Kaisers und zur Zeugnisbekräftigung die der Geistlichkeit und der Stadtbehörde von Rom trug.

Sie enthielt die Verurteilung Johanns wegen Ketzerei und Majestätsbeleidigung. Mit Geschick und in einzelnen Teilen wirkungsvoll abgefaßt, würde sie in Wendungen und Anschauungen die Urheberschaft Marsiglios erkennen lassen, auch wenn uns nicht Albertino Mussato ausdrücklich berichtete, daß er ihr vornehmlichster Verfasser war. Doch mochten auch andere Berater des Kaisers ebenfalls Sätze nach ihrem Gutachten beitragen.

Da Ludwig gemäß des ihm von Gott verliehenen Kaisertums und der ihm dadurch erwachsenen Pflichten die Ausschreitungen des sich Papst nennenden Jakob von Cahors nicht dulden konnte, ist er nach Rom gekommen, wo er mit Gottes Hülfe durch das ihm besonders zugehörige römische Volk Krone und Zepter empfing und nun der Stadt und dem Erdkreis vorsitzt, um die Empörer zu züchtigen und seine Söhne zu schützen. Die Ursache der Empörung ist der sogenannte Papst, welcher überall in jeglicher unrechtmäßigen Weise Geld zusammenscharrt, angeblich für das heilige Land, aber es benutzt, um Zwietracht zu säen mit Hülfe Roberts und anderer gewissen Fürsten zur Zerstörung des Reiches. Er ist der mystische Antichrist, der Reiter auf dem roten Pferde, wie ihn die Offenbarung Johannis beschreibt. Denn er sendete Kriegsscharen zum Blutvergießen nach Italien, er gewährt keine Hülfe gegen die Sarazenen, verwendet solche von anderen gesandte für eigene Zwecke, ja er verschaffte den Ungläubigen Frieden, damit sie gräßliche Verwüstung in die Mark Brandenburg trügen. Er zerstört die evangelische Wahrheit und göttliche Ordnung, indem er die Rechte des Kaisertums an sich reißen will, die Bestätigung des erwählten Königs beansprucht und gegen diesen ungerechte Prozesse verhängt. Damit erweist er sich als Ketzer, ebenso durch die Auflösung der kirchlichen Zucht. Denn er beraubt die bischöflichen Kirchen des Wahlrechtes, setzt willkürlich Ungeeignete und Untaugliche als Bischöfe ein. Gegen das ausdrückliche Gebot Christi ist er fern von Rom und predigt gegen dessen unschuldiges Volk das Kreuz. Statt des Schwertes des Geistes gebraucht er das Schwert des Blutes. Als offenbarem Ketzer steht ihm keine Verteidigung zu, und er ist ein solcher durch die That, indem er die Vollendung der höchsten Armut in Christo leugnet, und durch eigenes Bekenntnis, welches sich ergibt aus seinen Prozessen, in denen er

der Ordnung Gottes widerstrebt und sich zugleich des Majestätsverbrechens strafbar macht. „Da er, seitdem er eines der beiden Verbrechen begangen, unwürdig sein stellvertretendes Amt führte und führt, erklären wir ihn als von Christus desselben beraubt.“ Durch Spruch kaiserlicher Macht enthebt Ludwig Jakob des römischen Bistums und des Papsttums, spricht ihm jeden Vorrang des geistlichen Standes und Amtes ab und unterstellt ihn dem Spruch der weltlichen Gewalt, so daß er, wo er ergriffen wird, als Ketzer die gebührende Strafe empfangen soll. — Diese war nach dem bestehenden Rechte der Tod.

Es war klug, den dogmatischen Streit über die Armut Christi, der in der Sachsenhausener Appellation so breiten Raum einnahm, mit wenigen Worten abzuthun. Man wählte lieber allgemein verständliche Gründe und die ganze Erklärung gewann dadurch. Aus kaiserlicher Gewalt verfügte Ludwig; er, nicht das römische Volk, sprach die Absetzung aus.

Ludwig verkündete in jener Urkunde bereits den Entschluß, demnächst für Stadt und Welt mit einem neuen Papst zu sorgen. Vorher erließ er das Gesetz, ein Papst müsse künftighin seinen dauernden Sitz in der Stadt Rom haben, von der er sich ohne Erlaubnis des Volkes und des Klerus nicht über zwei Tagereisen entfernen dürfe. Kehre er innerhalb des ihm gesetzten Termines nach dreimaliger Mahnung nicht zurück, so beraube er sich selbst seines Rechtes auf das Papsttum, und es sei ein neuer zu wählen.

Die Auswahl einer geeigneten Persönlichkeit scheint Schwierigkeiten gemacht zu haben, ein Mönch, den man zuerst auserlesen, zog es vor, die Stadt zu verlassen. Da ein Kardinalkollegium nicht vorhanden war, so wurde ein Wahlausschuß aus Klerus und Laien gebildet. Dieser entschied sich für Pietro Rainalducci aus dem Oertchen Corvara in den Abruzzen, niedriger Abkunft. Obgleich verheiratet, trat er in den Minoritenorden in das römische Kloster Aracöli ein, in welchem er sich damals schon seit Jahrzehnten befand. Er war beliebt als Prediger und Beichtiger, sein Ruf ein guter. Seine Gegner stachelten später seine ehemalige Frau auf, ihn als ihren Gatten gerichtlich wieder in Anspruch zu nehmen, was ihm natürlich viel Spott eintrug. — Offenbar leitete Rücksichtnahme auf den Franziskanerorden die Auswahl.

Am 12. Mai, dem Himmelfahrtstage, füllte sich wiederum der Platz vor dem St. Peter mit dem römischen Volke und Ludwig nahm im kaiserlichen Prunke seinen Thron ein. Er rief den Bruder Pietro heran und ließ ihn neben sich unter dem Baldachin Platz nehmen. Nachdem ein Prediger Ludwig als den Engel gefeiert, welcher die Welt von dem Herodes, Johann XXII., befreit, fragte der Bischof von Castello das Volk dreimal, ob es Pietro als Papst haben wolle. Es gab laut seine Zustimmung zu erkennen. Nachdem der Bischof das Wahldekret verlesen, rief der Kaiser Pietro als Nikolaus V. aus und schmückte ihn mit Fischerring und Mantel. Ein Hochamt und ein Festmahl schlossen die Feier.

Nikolaus bildete, so gut es gehen wollte, ein notdürftiges Kardinalkollegium. Der Kaiser, der einige Tage in Tivoli geweilt hatte, hielt am Morgen des Pfingstsonntags, dem 22. Mai, wiederum seinen Einzug in die Stadt, am Lateran von seinem Papst und den Kardinälen feierlich begrüßt. Gemeinsam zogen sie

zum St. Peter, wo Nikolaus durch den Bischof von Castello, der Kardinalbischof von Ostia geworden war, die Weihe und von Ludwig die Krönung erhielt. Der Papst setzte darauf, wie Villani erzählt, dem Kaiser die Krone auf. Wenn das richtig ist, kann es nur eine Feierlichkeit, nicht aber eine Erneuerung der Kaiserkrönung gewesen sein, da ja die ganzen Handlungen der letzten Zeit voraussetzten, daß Ludwig rechtmäßiger Kaiser war. Ludwig hat auch stets die Jahre seines Kaisertums vom 17. Januar ab gerechnet. — Daß Nikolaus wirklich Regierungshandlungen vornahm, sich gegen Johann XXII. wandte und dessen Anhänger verfolgte, war selbstverständlich; wozu wäre er denn sonst erhoben worden?

Damit war vorläufig die Reihe merkwürdiger Vorgänge abgeschlossen, die in alter und neuer Zeit Ludwig schwere Vorwürfe zugezogen haben, nicht allein von solchen, welche sie als Frevel am Papsttum ohne weiteres verwarfen.

Villani berichtet, selbst Deutsche aus dem Gefolge Ludwigs seien in der Ansicht, der Kaiser habe übel gethan, ihm fortan nicht mehr so ergeben gewesen, wie zuvor. Auch deutsche gleichzeitige Geschichtschreiber, die sonst Ludwig zugethan sind, verhehlen ihre Mißbilligung nicht. Daraus dürfte man jedoch nicht zu viel folgern; denn daß ängstliche Gemüter vor so ungeheuren Dingen zurückbebten, ist begreiflich. Zudem schrieben jene unter dem Eindruck des Mißerfolges, welchen Ludwig schließlich davontrug, und nichts beeinflußt mehr das nachträgliche Urteil, als der bekannte Ausgang. Und dieser wirkt zum guten Teil noch heute ein.

Man muß sich die Stimmungen und die Strömungen, welche in jenen Tagen Ludwig und seine Umgebung beherrschten, vergegenwärtigen, um diese Handlungen recht zu begreifen und zu beurteilen. Es ist nicht zu vergessen, daß der Papst, wie sich der Kaiser mit gutem Recht sagen durfte, den Streit angefangen, zuerst ihm den schwersten Schimpf, den es für einen Christen damals gab, die Bezeichnung als Ketzer angeheftet hatte. Die Sachsenhausener Appellation war die Antwort gewesen, allerdings eine sehr gewagte, aber Ludwig hatte nachher keine weiteren Schritte gethan, um Johann zu stürzen, auch die Berufung eines Konzils nicht betrieben. Nur die Abhaltung des Gottesdienstes erzwang er. In Italien ging er allerdings weiter, indem er Bischöfe einsetzte. Johann hatte jedoch vorher neue Prozesse erhoben und nun das Kreuz gegen ihn gepredigt, noch ehe er etwas von dem Einmarsche in Rom, von der Kaiserkrönung wußte. Nimmt man alles zusammen, so ist es nicht zu verwundern, wenn des Baiern Mut überwallte, die ruhige Ueberlegung zurücktrat und in ihm der Wunsch aufstieg, dem unversöhnlichen Gegner heimzuzahlen. Ihn umgaben Männer wie Marsilius und die Minoriten, welche Johann für einen Ketzer erklärten, welche mit Gründen bewiesen, daß ein Papst absetzbar sei, und neben diesen standen Laien, wie Sciarra Colonna, der gewissermassen ein persönlicher Beweis war, daß der Bann des Papstes keine Wirkung habe. Der Kaiser weilte in Rom, wo der erste Kaiser deutschen Geblütes den Papst abgesetzt hatte, aus dessen Hand er vorher die Krone empfing, und die Kirche hatte das anerkannt. Seine Theologen lehrten, der Papst sei nichts als der Bischof von Rom; dieser Bischof weilte gegen die kirchlichen Gesetze fern von seiner Gemeinde, und diese konnte, wie Marsilius meinte, über ihn richten.

Auf der andern Seite bestritt auch der Paduaner nicht ganz die Nützlichkeit des Papsttums. Der Zuschnitt der Kirche, des kirchlichen Lebens ließ einen Papst nicht entbehren; sollte man diesen riesenhaften Einfluß, den die Kirche besaß, in den Händen eines Todfeindes lassen? Sollte Ludwig nicht für den Papst, der ihm fluchte, einen Papst einzutauschen suchen, der ihn segnete? Johann zerrüttete das Reich, das Kaisertum, dem doch die Pflicht oblag, für die Kirche als Schirmvogt zu sorgen. Hatte da nicht der Kaiser vor Gott die Pflicht, dieses sein eben durch Gottes Zulassung gewonnenes Amt auch auszuüben?

Auch seine Anhänger konnten Berücksichtigung verlangen. So manche italienischen Bischöfe, ein Teil des Minoritenordens hielten zu ihm, die gesamten Ghibellinen Italiens standen unter dem Bannspruche Johanns. Sollte es da nicht geraten erscheinen, diesen allen einen neuen kirchlichen Anhalt zu geben?

Endlich wirkte auf den Kaiser noch ein anderer Einfluß ein, der der Römer. Die Stadt war zu ihm übergegangen, weil Papst Johann sich ihr versagte. Sie wollte wieder das Papsttum in ihrer Mitte haben. Der Zwang seiner Lage nötigte Ludwig, die Römer bei gutem Willen zu erhalten, und machte ihn bereiter, ihren Forderungen zu entsprechen. Da er beabsichtigte, gegen Neapel zu ziehen, mußte er unbedingt die Stadt behaupten. Der Herr der Stadt war aber der jeweilige Papst und Ludwig hat das grundsätzlich nie bestritten. Er gedachte also ein neues Papsttum zu schaffen, welches ihm zugleich Rom bewahrte. Damit fiel auch die bis dahin unentbehrliche Volksherrschaft wenigstens der Form nach weg.

Gewiß wäre der Kaiser, wenn er sich mit der Krönung begnügt hätte, manchen späteren Sorgen und Spöttereien entgangen. Die Frage ist eben nur, ob er das thun konnte, nachdem er überhaupt nach Rom gegangen war. Es ist auf Kaiser Friedrich II. hingewiesen worden, der trotz seiner gewaltigen Kämpfe nicht zu dem zweischneidigen Schwerte eines Gegenpapsttums gegriffen habe. Aber der Staufer war bereits gekrönter Kaiser, er beherrschte Unteritalien, hatte dagegen Rom nie in seiner Hand. Endlich hatte das Papsttum seiner Zeit eine viel stärkere Herrschaft über die Gemüter. Denn Ludwig konnte sich sagen, daß die Exkommunikation, welche so lange auf ihm lastete, ihm weder in Deutschland noch in Italien viel geschadet hatte. Eben deswegen durfte er hoffen, mit seinem Gegenpapste durchzudringen. Er rechnete auf den Zwiespalt in der Kirche, auf den Unwillen, welchen Johanns gesamtes Gebaren hervorgerufen hatte, vor allem auf den Minoritenorden. Was konnte auch Johann noch Schlimmeres über ihn verhängen, als er bereits gethan? Es war anzunehmen, daß die Ghibellinen, wie es auch teilweise wirklich geschah, Nikolaus anerkannten. So ganz aussichtslos stand demnach seine Sache nicht, wie wohl gewöhnlich gemeint wird. Erst die kriegerischen Mißerfolge der Folgezeit, dann die nicht zu erwartende Haltung des Hauptteiles des Minoritenordens erwiesen, daß er unrichtig gerechnet.

Daß Ludwig sich nicht leichten Herzens zur Absetzung Johanns entschloß, ist glaublich, und vielleicht ist so die lange Zwischenzeit zwischen dem 17. Januar und dem 18. April zu erklären. Aber es ist zu weit gegangen, ihn kurzweg

als Verführten, als ein willenloses Werkzeug seiner Umgebung zu betrachten. Freilich hat er sich späterhin mit deren Einwirkung zu entschuldigen gesucht, aber das war ein Notbehelf. Mag man seine Unkenntnis in theologischen Dingen noch so hoch anschlagen, seiner Versicherung, ihm seien Urkunden vorgelegt worden, welche Absetzung und Einsetzung eines Papstes begründeten, Glauben schenken, mag man sich auch lebhaft vorstellen, wie er in dem Wirrwarr von Vorstellungen und wirklichen und angeblichen Rechtsverhältnissen, die ihm unterbreitet wurden, manchmal ratlos dastand, die Tragweite seiner Handlungen an sich mußte ihm klar sein, wenn man ihn nicht allen Verstandes bar betrachten will. Daß er das nicht war, hat er sonst zur Genüge gezeigt. Auch die Hartnäckigkeit, mit welcher er noch späterhin in Pisa die angefangene Sache verfolgte, beweist seine persönliche Anteilnahme. Selbst das erscheint nicht richtig, ihn lediglich als Verfechter der Marsilianischen Umsturzideen zu bezeichnen. Unzweifelhaft war er von ihnen stark beeinflußt und sie treten in manchen Einzelheiten greifbar hervor, aber seine Maßnahmen sind weit mehr auf das Recht des Kaisertums begründet. Daß er sich dieses notgedrungen gegen den Willen des Papstes erkämpfen und im Gegensatz zu diesem ausüben mußte, bedingte erst manche besonderen Verhältnisse. Sein Kaisertum war keineswegs ein demokratisches, denn dem Volke von Rom gestand er nicht die Kaiserwahl zu, sondern nur eine Mitwirkung bei der Krönung; er verkündigte den Papst und setzte ihn ein, dem Volke blieb nur eine äußerliche Zustimmung. Ludwig war sogar weit mehr von mittelalterlichen Anschauungen getrieben, als von modernen; nicht die Grundgedanken des Defensor pacis, auch nicht die der Monarchie Dantes haben den eigentlichen Ausschlag gegeben. Ihm schwebte ein Kaisertum vor, wie das Ottos I., von dem ihm bewiesen wurde, daß er einen Papst rechtmäßig absetzte. —

Inzwischen hatte König Robert von Neapel den Kreuzzug gegen den Kaiser eröffnet. Seine Truppen nahmen Ostia und drangen plündernd bis San Paolo vor. Ende Mai begann auch Ludwig die kriegerischen Unternehmungen, um die Guelfen aus Latium zu treiben und Zufuhr von Lebensmitteln zu gewinnen, aber die Erfolge waren gering und die Deutschen, die einzigen Truppen, auf welche er sich sicher verlassen durfte, gerieten untereinander in Zwist. Ins Königreich Neapel einzubrechen, gelang nicht, da die Grenzen nun wohl gedeckt waren. In Rom wuchs die Unzufriedenheit unter dem Eindrucke der Not und des neu auflebenden Hasses gegen die Fremden, deren Unterhalt dem Volke zur Last fiel. Als Ludwig am 4. August mit seinem Papste die unhaltbar gewordene Stadt verließ, ertönten Schmähworte und Steine flogen in die Reihen der Abziehenden. Unmittelbar darauf rückten die Anhänger des Papstes Johann ein; das Kaisertum Ludwigs war hier bis auf die letzte Spur ausgewischt.

Ludwig suchte von Viterbo, dann von Todi aus, sich im Lande zu behaupten. Endlich erschien an der Küste das sizilische Geschwader, von dem Könige Peter, dem Sohne Friedrichs, befehligt. Lange hatte dieser gezögert und zum guten Teil das Mißgeschick Ludwigs verschuldet. Der Verlust Roms vereitelte den beabsichtigten Kriegsplan, und so gab es zwischen Ludwig und Peter, welche sich in Corneto trafen, unerquickliche Auseinandersetzungen.

Da kam die Nachricht, daß Castruccio plötzlich am 3. September gestorben war. Wie es heißt, war sein Verhältnis zu Ludwig seit seinem Abmarsche aus Rom getrübt, aber dieser übertrug ihm noch Ende Mai den Vikariat von Pisa. Des Kaisers Absicht war stets, gemeinsam mit dem Herzoge Florenz anzugreifen. Mit allem seinem kriegerischen Feuer betrieb Castruccio die Belagerung von Pistoja, welches sich im August ergeben mußte. Er bewährte so seinen alten Ruhm, die Florentiner zitterten wieder vor ihm, doch Villani berichtet, er habe aus Sorge vor dem Kaiser ihnen heimlich eine Vereinbarung angeboten. Die ungeheueren Anstrengungen, welchen sich der Held, die Hitze des Sommers nicht achtend, vor Pistoja unterzogen hatte, warfen ihn auf das Krankenlager und er sah sein Ende voraus. Er wies seinen Sohn an, ohne Verweilen und ohne Totenklage nach Pisa zu eilen, um sich die Herrschaft zu sichern, dann empfing er die Sakramente, aber er blieb dabei, daß er recht gehandelt habe zu Gunsten des Kaiserreichs und seiner Unterthanen.

Die Pisaner, welche die Herrschaft Castruccios mit Widerwillen ertragen hatten, riefen dringend den Kaiser herbei. Auch die sizilische Flotte segelte nach Pisa, aber da ein neues Unternehmen gegen Neapel nicht ausführbar war, kehrte sie bald zurück und erlitt durch einen Sturm schwere Verluste.

Lange Monate verweilte der Kaiser in Pisa. Der Tod Castruccios gab ihm die Möglichkeit, über dessen Herrschaften zu verfügen, da er dessen Söhne, auf denen der Verdacht des Einverständnisses mit den Guelfen lastete, nicht zur Nachfolge zuließ. Ihn drückte schwerer Geldmangel, der sogar den Aufruhr einer starken deutschen Söldnerschar herbeiführte, welche ihre Selbständigkeit bis über den Abzug Ludwigs hinaus behauptete. Auch sonst standen die Dinge in Italien nicht gut; manche früheren Anhänger gingen durch den Tod oder durch Abfall verloren. Trotzdem bangte Florenz vor ihm. Die beste Stütze blieb die Stadt Pisa, welche zwar große Opfer bringen mußte, aber auch Dank dafür erhielt. Der Kaiser übertrug ihr ausgedehnte Strecken an ihrer Küste, die davor liegenden Inseln und selbst Corsica und Sardinien. Letztere standen zwar unter päpstlicher Lehnshoheit, aber Ludwig nahm auch sonst im Kirchenstaate, soweit es ging, wenigstens die Mitherrschaft in Anspruch, wie sie sein von ihm abhängiger Papst gewähren mußte.

Ludwig hielt die bisher eingeschlagene Kirchenpolitik mit Entschiedenheit aufrecht. In Pisa fand er neue Bundesgenossen vor, den bisherigen Ordensgeneral der Minoriten, Michael von Cesena, den hochberühmten Gelehrten Wilhelm von Occam, Ordensprovinzial von England, und den früheren Ordensprokurator Bonagratia von Bergamo. Nach Avignon vorgeladen und mit der Verurteilung bedroht, hatten sie ihre Zuflucht zu Ludwig genommen.

Da das Generalkapitel des Ordens, welches im Mai 1328 zu Bologna stattfand, die vom Papste betriebene Absetzung Michaels verweigert hatte, war noch Hoffnung vorhanden, den Einfluß des mächtigen Ordens gegen Johann verwerten zu können, obgleich das Generalkapitel gleichzeitig die über den kaiserlichen Papst verhängte Exkommunikation bestätigte. Dann war jedoch unabweisbar, eben die Frage, welche den Orden bewegte und in Gegensatz zu Johann stellte, mit Nachdruck zu betonen und nachzuholen, was er in Rom möglichst

vermieden hatte. Jetzt, wo der Ordensgeneral selbst zu ihm stand, lag die Sache anders. Das Papsttum des Nikolaus bedurfte neuer Stützen und diese schien der Minoritenorden zu bieten. Der Kaiser fügte zu den bisher gebrauchten Waffen eine andere hinzu, weil sie jetzt besonders kräftig erschien und von der Notwendigkeit erfordert wurde. Daher überwand er die früheren Bedenken, sonst blieb er dem bisher eingeschlagenen Wege getreu.

Am 12. Dezember erließ er eine neue Urkunde, welche der äußeren Form nach eine bereits am 18. April in Rom erlassene bekannt gibt und ihre Beobachtung einschärft. Jene aber war eine eben erst verfaßte, ganz und gar theologischen Inhalts. Als Kaiser sei er verpflichtet, die Völker in dem rechten Glauben zu erhalten, aber gegen diesen habe Jakob von Cahors drei Dekretalen erlassen, welche acht ketzerische Irrtümer enthielten. Infolgedessen sei er seiner Würde von selbst beraubt.

Bald darauf, mit dem Beginn des neuen Jahres 1329 kam auch Papst Nikolaus mit seinen Kardinälen nach Pisa, von Kaiser und Stadt feierlich empfangen. Er bestätigte den Spruch vom 12. Dezember und ging mit Eifer gegen Avignon vor, selbst die Idee eines allgemeinen Konzils, welches Nikolaus nach Mailand berief, tauchte wieder auf. Die erhitzte Leidenschaft machte sich auf beiden Seiten in derber Weise Luft; in Pisa und anderwärts in Italien, wie in Avignon, warf der Pöbel Puppen ins Feuer, welche dort Johann, hier Ludwig vorstellten.

Am 11. April verließ Ludwig Pisa, um nach der Lombardei zu marschieren. Er beabsichtigte bald zurückzukehren, aber dazu kam er nicht, da Oberitalien genug Arbeit und Schwierigkeiten bot, und die Pisaner verjagten nach zwei Monaten die deutsche Besatzung. Zum zweitenmale binnen einer kurzen Spanne Zeit war ihnen ihre Anhänglichkeit an den Kaiser teuer zu stehen gekommen. Die Deutschen klagten das ganze Mittelalter hindurch über die Treulosigkeit der Italiener, und in neuerer Zeit hat man es ihnen nachgesprochen; aber wie oft mußten auch italienische Städte und Herren ihre Hingabe an die Deutschen schwer büßen! Nach langen und großen Opfern sich selbst überlassen, konnten sie nicht anders als durch Abfall ihren Untergang abwehren, und wenn sie daher von anfang an Mißtrauen hegten und Doppelzüngigkeit gebrauchten, handelten sie im Trieb der Selbsterhaltung. Die deutsche Herrschaft hat dem Lande wenig Segen gebracht; die einzigen, welche von ihr Vorteil gezogen hatten, die Päpste, waren trotzdem ihre eifrigsten Gegner.

Ludwig wollte die ghibellinischen Kräfte der Lombardei wieder zusammenfassen, und das that dringend not. Seitdem Passarino von Mantua von Ludwig Gonzaga, der sich zum Signore aufwarf, ermordet worden war, nahm Cane Grande die erste Stelle ein. Er hatte Padua durch Verrat in seine Hände bekommen, er begehrte auch Mantua und Mailand. Wir erinnern uns, wie Ludwig dort die Visconti abgesetzt hatte. Galeazzo war seitdem seiner Haft entlassen in dem Dienste Castruccios gestorben, sein Bruder Marco spielte in diesen Tagen mit Hülfe der von Ludwig in Pisa abgefallenen Söldner eine abenteuerliche Rolle in Lucca, Giovanni war von Nikolaus V. zum Kardinallegaten für die Lombardei ernannt worden und den Sohn Galeazzos, Azzo, der bereits an den

kriegerischen Unternehmungen in Tuscien Anteil nahm, hatte Ludwig wieder zum Reichsvikar von Mailand bestellt, durch sein Geldbedürfnis dazu genötigt. Aber bald zeigte sich seine Treulosigkeit. Er verlockte einen Teil des kaiserlichen Heeres in seinen Dienst zu treten, er entriß Monza dem Vikar und trat in Verhandlungen mit Johann XXII. Zwar begann Ludwig den Krieg gegen Azzo und belagerte Mailand, aber schließlich mußte er ihn wieder als Vikar anerkennen, um wenigstens Geld zu erhalten. Gleich darauf machte Azzo mit Johann seinen Frieden, welchen die schon früher abgefallenen Herren von Este vermittelten.

Ludwigs Kraft war gelähmt, während die wenigen Vorteile, die er noch behauptet hatte, verloren gingen; thatenlos saß er lange in Pavia. Wie so viele seiner Anhänger der Tod hinweggerafft hatte, starb damals mitten in neuen Erfolgen Cane Grande, ohne eheliche Kinder zu hinterlassen. „Er war der größte, mächtigste und reichste Tyrann, welcher seit Ezzelino von Romano in der Lombardei war, und einige meinen, er habe diesen übertroffen", sagt Villani. Sciarra Colonna, der kühne Mann, der einen Papst gefangen, einen Kaiser in Rom eingeführt und einen zweiten dort gekrönt hatte, war schon vorher gestorben, ebenso der zum Bischof von Ferrara ernannte Johann von Jandun.

Da gab ein von Parma veranlaßter Bund lombardischer Städte, welchen hauptsächlich die Furcht vor dem päpstlichen Legaten Bertrand bewirkte, noch einmal Hoffnung, die aber rasch wieder erlosch. Anfang Dezember verließ der Kaiser Parma und zog nach Trient, von wo er einst freudevoll die italienische Fahrt angetreten hatte. Er hatte nicht das Gefühl des Besiegten, er versprach in allernächster Zeit, in wenigen Wochen wiederzukehren, aber er zog über Meran in sein bairisches Land, welches er Ende Februar 1330 wieder betrat. Er hat Italien nicht mehr wiedergesehen. Seine Gemahlin Margareta war vorausgereist, um in Ruhe ihre Niederkunft zu erwarten. Sie gebar am 12. Mai einen Knaben, welcher nach dem Vater Ludwig genannt wurde und als der Erstgeborene nach der Kaiserkrönung den Beinamen „der Römer" erhielt.

Papst Nikolaus stellte sich, nachdem er vom Kaiser verlassen worden, unter den Schutz des Grafen Bonifacio Donaratico, der ihn mitleidig verbarg und, als er die Auslieferung an die Kurie nicht länger verweigern konnte, günstige Bedingungen für ihn vermittelte. Nachdem der Reumütige schon in Pisa seine Irrtümer abgeschworen, that er es nochmals im August 1330 in Avignon und erhielt Johanns Verzeihung. Er blieb in anständigem Gewahrsam, doch starb er bald.

Sechzehnter Abschnitt.

Deutschland während Ludwigs Abwesenheit. 1328—1330.

Während der Abwesenheit Ludwigs war das Reich eigentlich ohne Regierung. Zwar erließ er in Italien mehrfach Urkunden für Fürsten und Städte, die ihm deswegen Botschaft sandten, aber eine durchgreifende Gewalt übte er nicht aus. Trotzdem gelang es seinen Gegnern nicht, irgend bedeutende Vorteile zu erringen und sein Königtum aufs neue in Frage zu stellen. An Versuchen hat es freilich nicht gefehlt.

Friedrich von Oesterreich blieb, nachdem seine Zusammenkunft mit Ludwig in Innsbruck ergebnislos verlaufen, in seinen Landen, ohne sich mit Reichsangelegenheiten zu befassen. Der Tod seines Bruders Heinrich, des Mitstreiters bei Mühldorf, der nach seiner Rückkehr aus der böhmischen Gefangenschaft nie mehr eine rechte Gesundheit wiedergewann, war für den Tiefgebeugten ein neuer Schlag. Auf den Söhnen König Albrechts ruhte kein Segen; drei von ihnen waren schon in der schönsten Blüte des Lebens dahingegangen, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, und auch Friedrich blieben sie verfagt. Albrecht, auf den nach dem Tode Leopolds die leitende Stellung in der Familie überging, mußte seine erstgeborenen Söhne schnell dahinsterben sehen, so daß damals die einzige Hoffnung des Geschlechtes auf dem Nachwuchs des jüngsten Bruders Otto stand. Aber dieser, ein leidenschaftlicher, zwischen frommer Kirchlichkeit und fröhlicher Genußsucht wechselnder Mann, von der Regierung der Erblande ausgeschlossen, hegte gegen Friedrich und Albrecht bitteren Groll. So weit ging er darin, daß er sich 1328 mit den Königen von Ungarn und Böhmen verbündete und die Brüder zwang, ihm die Verwaltung der Vorlande zu überlassen.

Albrecht unterhielt mit der Kurie in Avignon gute Freundschaft. Er unternahm es Anfang 1328, indem er sich für den Gehorsam seines Bruders Friedrich verbürgte, den Papst um dessen Bestätigung als König zu bitten, aber er erfuhr schroffe Zurückweisung. Nicht besser glückte ein nochmaliger Versuch gegen Ende des Jahres.

Nicht daß Johann damals keinen Gegenkönig gewünscht hätte, aber Friedrich erschien ihm unbrauchbar, und nach dessen Vergangenheit mit Recht. Außerdem, sollte der Oesterreicher wieder heraufbeschworen werden, so konnte es nur geschehen, wenn der Papst ihn als König anerkannte, und einen rechtmäßigen König in Deutschland zu vermeiden, war ja der feste, bleibende Kern von Johanns Politik. Gelang es, die deutschen Kurfürsten zu einer Neuwahl zu bringen, so mußte Ludwig Italien verlassen, und das weitere ließ sich dann abwarten.

Darauf lief in der That Johanns Bestreben hinaus. Leider sind wir über das geheime politische Getriebe dieser Jahre so dürftig unterrichtet, daß sich kaum etwas mit Sicherheit ergibt.

Aus Briefen des Papstes, welche jedoch nur bruchstückweise bekannt sind, erfahren wir, daß am 12. April 1328 in dem mainzischen Gebiete geistliche und weltliche Kurfürsten zusammentraten und beschlossen, sich am 31. Mai in Frankfurt zur Wahl eines neuen Königs zu vereinigen. Sie kamen damit einem Wunsche Johanns zuvor, welcher die deutschen Fürsten am 5. April zu einer Neuwahl aufforderte. Indessen stellten sich Hindernisse ein, denn am 7. Mai gestattete der Papst dem Erzbischof Matthias von Mainz, den angesetzten Zeitpunkt auf sechs Wochen oder zwei Monate hinauszuschieben und wenn nötig einen andern Ort auszusuchen, indem er zugleich erklärte, alles dort Vorgenommene sei ohne Rücksicht auf dagegen sprechende Gesetze ebenso gültig, als ob es in Frankfurt geschehen wäre. — Endlich berichtet der bairische Geschichtschreiber Heinrich der Taube, Johann habe den Prior von Toulouse als Legaten nach Deutschland gesandt und den Kurfürsten, besonders Heinrich von Köln und Matthias von Mainz, welchen er besonderes Zutrauen schenkte, aufgetragen, einen andern König zu küren. Als aber die Fürsten zur angesagten Zeit zusammenkamen, hätten Balduin von Trier und Johann von Böhmen den Vorsatz verhindert, so daß der Legat ohne Erfolg zum Papste zurückkehrte.

Wenn Balduin und Johann persönlich auf einer Fürstenversammlung die Aufstellung eines Gegenkönigs hintertrieben, so kann das nur in den ersten Julitagen 1328 geschehen sein.

Wem die Krone zugedacht war, läßt sich nicht erraten, und wahrscheinlich gedieh der ganze Plan nicht so weit, daß er sich auf eine bestimmte Persönlichkeit verdichtete. Bekanntlich trug sich Karl IV. von Frankreich früher eine Zeitlang mit dem Wunsche nach der Kaiserkrone, und man vermutet daher, Johann habe sie auch jetzt dem Franzosen zuwenden wollen. In dem französischen Herrscherhause hatte sich aber ein wichtiger Wandel zugetragen. In einer kurzen Reihe von Jahren sanken nacheinander alle drei Söhne Philipps des Schönen in ein frühes Grab, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen; viele erblickten darin die Strafe des Himmels für die an Bonifacius VIII. verübten Frevel. Mit Karl IV. schloß am 1. Februar 1328 das kapetingische Geschlecht ab, und nachdem seine hinterlassene schwangere Witwe am 1. April einem Mädchen das Leben gegeben, bestieg als nächstberechtigter männlicher Erbe Philipp von Valois, der Enkel Philipps III., den erledigten Thron. Sein Recht wurde nicht allseitig anerkannt, da es sich auf den Ausschluß der weiblichen Linie

gründete, deren nächster Vertreter der noch unmündige Eduard III. von England war. In der That erhob für diesen seine Mutter, die Regentin Isabelle, die Schwester des verstorbenen Karls IV. Ansprüche. Daher war für Philipp VI. der Augenblick wenig geeignet, einem so weit aussehenden Ziele, wie die deutsche Krone war, nachzujagen und sich dadurch gefährliche Feindschaften zu erwecken. Er suchte vielmehr durch Glanz und Pracht Gunst und Freunde zu erwerben, und die Fürsten des Deutschen Reiches an der Grenze, von jeher meist mit Frankreich befreundet, nahmen teil an dem verschwenderischen Feste, mit welchem Philipp Ende Mai in Rheims seine Krönung beging. Natürlich fehlte auch der Böhmenkönig Johann nicht, der immer zur Hand war, wo helle Lust ihre Stätte aufschlug. Auch mit kriegerischen Lorbeeren wollte Philipp seine Krone schmücken. Von Graf Ludwig von Flandern gegen aufrührerische Unterthanen, namentlich die Bürgerschaft von Brügge, um Hülfe angerufen, entschloß er sich, dorthin alsbald einen Kriegszug zu richten. Da ihm hierbei auch Graf Wilhelm von Holland, der Schwiegervater Ludwigs von Baiern, große Dienste leistete, ist nicht glaublich, daß der Franzose gleichzeitig beabsichtigt haben soll, in Deutschland als Gegenkönig aufzutreten. Wohl wünschte er dort gute Freunde zu haben, namentlich unter den geistlichen Fürsten am Rhein, wie das von jeher das Bestreben Frankreichs war, auch wenn es sich nicht um eine Königswahl handelte.

Es mag wahr sein, daß die beiden Luxemburger einer Neuwahl im Reiche widerstrebten. Sie hielten ein gutes Einvernehmen mit dem Papste aufrecht, der auf sie noch immer seine Hoffnungen setzte. Johann ließ in seinem Königreiche unbehindert die Prozesse gegen Ludwig verkünden. Da der Papst auch die Oesterreicher von sich wies, mußte er auf Balduin und Johann um so größere Rücksicht nehmen. Sie spielten ein doppeltes Spiel und vermieden gleichzeitig den Bruch mit Ludwig, so ihre eigenen Interessen am besten wahrend. Wir wissen, was Johann an den Kaiser knüpfte, die kärntnische Erbschaftsfrage, welche ihn zugleich in der alten Gegnerschaft zu Habsburg erhielt.

Staunenswert ist in dieser Zeit die Regsamkeit Johanns, welche mit seinen Lebensjahren zu wachsen schien. Ihm, über den Böhmen so schwer und gerecht klagte, daß er die Kräfte des Landes erschöpfe, war es gelungen, Verhältnisse anzubahnen, welche eine bedeutende Machterweiterung seines Königreiches herbeiführten.

Das Heranwachsen und Erstarken des Deutschtums in Schlesien, namentlich in Mittel- und Niederschlesien, hatte eine Annäherung des dortigen Fürstentums an das Deutsche Reich herbeigeführt; einige seiner Glieder betrachteten sich geradezu als Reichsfürsten. Ganz von selbst stieg dadurch der Gegensatz zu Polen, mit welchem sonst noch viele Verbindungen vorhanden waren. Die deutschen Könige haben im allgemeinen diesen Verhältnissen nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, obgleich hier Gelegenheit war, dem Reiche weite Gebiete dauernd zu verknüpfen. Kaiser Ludwig, dessen erste Gemahlin eine Schlesierin war, stand mit diesen Landen in mancherlei Beziehungen und fand hier volle Anerkennung, aber auch er, mit anderen Dingen beschäftigt, griff nicht nachhaltig ein. Die häufigen Teilungen, welche innerhalb dieser piastischen Fürstentümer stattfanden und zu vielem Streit führten, erweckten das Bedürfnis nach

dem Schutz einer größeren Macht, und da man sich nicht an Polen anschließen mochte, bot sich die Anlehnung an Böhmen von selbst dar. Schon in den letzten Zeiten des Ottokarischen Hauses huldigten oberschlesische Teilfürsten dem Böhmenkönig, doch unterbrach der wirre Zustand, dem dann Böhmen anheimfiel, eine weitere Entwickelung.

Als König Johann Anfang 1327 nach Prag zurückkehrte, faßte er den Plan, die Ansprüche auf Polen, welche er von seinen Vorgängern ererbt hatte, aufzunehmen und mit kriegerischer Hand durchzusetzen. Führte er doch den Titel eines polnischen Königs. Zwar gelang das nicht, weil ihm der ungarische König Karl Robert in den erhobenen Arm fiel, aber sein thatkräftiges Eingreifen trug andere reiche Früchte. Sämtliche oberschlesischen Fürsten ergaben sich in die Lehnsabhängigkeit, das wichtigste Herzogtum Breslau verschrieb dessen Herzog Heinrich VI. dem Könige und behielt nur den Nießbrauch bis zu seinem 1335 erfolgten Tode. Damit war der weiterwirkende Anstoß gegeben, so daß in den nächsten Jahren alle schlesischen Herzogtümer, mit Ausschluß von Schweidnitz und Jauer, die böhmische Oberherrlichkeit anerkannten. Da Johann auch Görlitz kaufte, gewann Böhmen eine mächtige Stellung im Osten. Das Reich war dabei eigentlich zu kurz gefahren, aber dieser Anschluß Schlesiens an Böhmen kam dem Deutschtum zu gute, da er endgültig die völlige Trennung von Polen herbeiführte und für die Dauer sicherte.

Auch im Westen vollzog sich eine Aenderung, welche nicht nur die Macht der luxemburgischen Familie steigerte, sondern auch für das Reich und namentlich für den Streit zwischen Kaisertum und Papsttum von größter Bedeutung wurde.

Am 10. September 1328 war der Mainzer Erzbischof Matthias von Buchegg gestorben. An sich ein nicht untüchtiger Mann von sittlicher Reinheit, hinterließ er sein Stift nicht in günstigen Verhältnissen. Seine politische Stellung war bedingt durch die Abhängigkeit von dem Papste, welcher an den 30000 Gulden, die Matthias bei seiner Ernennung der päpstlichen Kammer zu zahlen versprochen hatte, den Faden besaß, an welchem er den Erzbischof lenkte. Eine Mahnung oder zu geeigneter Zeit ein Nachlaß verfehlten meist nicht ihre Wirkung auf Matthias, der sich nicht entschließen konnte, die Fessel zu zerreißen. Der Erzbischof versuchte zwar eine gewisse Selbständigkeit zu behaupten, aber es gelang ihm nicht, und schließlich kam er in völlige Abhängigkeit von Johann. Das Erzbistum Mainz nahm unter seiner Leitung bei weitem nicht den Rang ein, welcher ihm durch die geschichtliche Ueberlieferung gebührte und durch seinen Vorgänger Peter eine so glänzende Vertretung gefunden hatte.

Die Besetzung des Erzstuhles erfolgte diesmal mit überraschender Schnelligkeit. Das Kapitel postulierte, wie nach dem Tode Peters, alsbald einstimmig den Erzbischof Balduin von Trier, von dessen Reichtum und ausgezeichnetem Verwaltungstalent eine neue Blüte des Erzbistums und Lösung der vielfachen Schwierigkeiten nach außen, namentlich des fast nie ruhenden Streites mit Hessen erwartend. Balduin war bereit, dem zum zweitenmale an ihn ergangenen Rufe zu entsprechen, aber auch entschlossen, diesmal nicht zu weichen. Johann XXII. hatte sich, wie er das zu thun pflegte, noch zu Lebzeiten des Matthias die Ernennung des Nachfolgers vorbehalten. Matthias hatte zwei Brüder, die uns

bereits bekannt sind, den Grafen Hugo, der als Rat des Königs Robert von Neapel dem Papste wert war, und den Grafen Berthold, Komtur des deutschen Ordens in Mainz, der aber, da der Orden fest zu König Ludwig stand, seine Stelle niedergelegt und sich nach Basel zurückgezogen hatte. Als Bischof Emicho von Speier, der bis an sein Lebensende trotz päpstlichen Bannes getreu Ludwigs Sache vertrat, im April 1328 starb, ernannte Johann, ohne sich um die Wahl des Kapitels zu kümmern, sofort Berthold zum Bischof, aber ehe dieser seinen Sitz einnehmen konnte, starb Erzbischof Matthias. Alsbald eilte Hugo nach Avignon, um Mainz für Berthold zu gewinnen, und wie es scheint, erlangte er auch die Fürsprache König Philipps. Der Papst hatte aber bereits seinen Entschluß gefaßt; wie er selbst Philipp antwortete, müsse er darauf Rücksicht nehmen, daß der neue Erzbischof dem Böhmenkönige genehm sei. Er ersah dazu den Neffen des Kölner Erzbischofs, den Propst von Bonn Heinrich von Virneburg, dem er, obgleich er noch nicht die Priesterweihe erhalten hatte, die Vollmacht erteilte, die geistliche und weltliche Leitung der Erzdiözese anzutreten, namentlich auch das kurfürstliche Wahlrecht auszuüben. Der Papst trug sich wahrscheinlich noch mit der Hoffnung, einen Gegenkönig zustande bringen zu können, und muß dabei auch auf Johann von Böhmen gerechnet haben. Berthold erhielt zur Entschädigung das Bistum Straßburg. So eilig ging alles, daß das bloße Gerücht von dem Tode des dortigen Bischofs dem Papste genügte, um über das Bistum zu verfügen, denn Johann von Straßburg starb erst einige Wochen später, so daß eine nochmalige päpstliche Verfügung notwendig wurde.

Ob nun der Papst wirklich glaubte, Heinrich von Virneburg sei dem König Johann angenehm oder nur mit diesem Vorwand die Nichterfüllung des von Philipp ausgesprochenen Wunsches beschönigen wollte, jedenfalls war er bereits gebunden, als Balduin seine Bestätigung für Mainz erbat; vielleicht, daß er das Kommende voraussah und deswegen die schnelle und endgültige Ernennung Heinrichs vollzog. Als daher der Franzose und der Böhme für Balduin Fürbitte einlegten, wies er sie zurück und befahl dem Erzbischofe, von Mainz abzustehen, während er Heinrich in jeder Weise förderte.

Der Papst hatte, wenn er die Verwerfung Balduins mit kirchlichen Gründen erklärte, unzweifelhaft Recht. Der Vorgang war ungewöhnlich, die Vereinigung zweier großen Erzbistümer, deren Inhaber zugleich die kurfürstlichen Stimmen führten, durchaus unstatthaft. Die Freunde des Trierers wunderten sich selber über sein Vorgehen, man beschuldigte ihn der Habsucht und der Herrschbegierde. Er selbst verteidigte sich mit der Notwendigkeit, für den Frieden und das Gedeihen der ihm anvertrauten Kirchen zu sorgen, welche, wenn er sie nicht schütze, den schlimmsten Störungen unterworfen wären.

Der innere Zwist, welcher Deutschland zerriß, fand neue Nahrung. In so manchen Bistümern stritten bereits die vom Papste ernannten Bischöfe mit den vom Kapitel erwählten, aber der Kampf um Mainz übertraf die anderen an Bedeutung. Während das Kapitel und der größte Teil des Stiftes zu Balduin hielten, schlug sich die Stadt Mainz auf die Seite Heinrichs, welchen die ihrer von alters her überlieferten Politik folgende Bürgerschaft als den schwächeren

Herrn bevorzugte. Doch hatte die Stadt vorher auch König Ludwig nicht anerkannt, obgleich dieser in ihr einigen Anhang besaß. Balduin, dem sein königlicher Neffe zu Hülfe eilte, eröffnete gegen Mainz den regelrechten Angriff mit den üblichen Verwüstungen der Aecker und Weinberge und machte durch starke Befestigungen, von denen noch heute ein mächtiger Turm trotzig in den Rhein hinabschaut, die Stadt Eltville zum Stützpunkt der Kriegführung. Er suchte die belagerte Stadt von aller Verbindung nach außen und der Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Die Mainzer wehrten sich in häufigen Ausfällen und wollten vor allem verhindern, daß sich Balduin nicht unmittelbar vor ihren Mauern festsetzte. Draußen auf einer Höhe lagen das alte St. Albanskloster, mit hohen Türmen ausgestattet, das St. Jakobskloster und die Kirche St. Viktor. Wie es im Mittelalter und später noch oft geschah, trug die Bürgerschaft kein Bedenken, im Angesicht der drohenden Kriegsgefahr die kirchlichen Gebäude in Besitz zu nehmen und unschädlich zu machen. Bei dem Bemühen, die Türme zu zerstören, brannte das ganze St. Albanskloster nieder. Die verzweifelten Mönche griffen zu den Waffen, aber veranlaßten dadurch das erregte Volk nur zu Plünderung und wilder Verwüstung. Die Viktorskirche und das Jakobskloster, dessen Insassen weichen mußten, wurden in Festungen umgewandelt. Daß Papst Johann diese Ausschreitungen verzeihen würde, konnten die Bürger von Anfang an erwarten, da sie dessen Plänen dienten.

Wie diese Mainzische Angelegenheit war für Ludwig der Tod Friedrichs des Schönen von Vorteil. Von schweren körperlichen Leiden gequält zog sich der Gegenkönig Ende des Jahres 1329 auf das Schloß Gutenstein im Wiener Walde zurück, um in der Bergluft Genesung zu suchen. Doch schon am 13. Januar 1330 erlag er, wenig über vierzig Jahre alt, seinen Schmerzen, dem fürchterlichsten Grade der Gicht, wie man damals meinte, von Würmern zerfressen. Seine erblindete Gattin starb bald nach ihm; wenn ein Zeitgenosse einigermaßen Wahres berichtet, erlebte sie auch noch den Schmerz, daß die Liebe des Gatten zur ihr sich in tiefe Abneigung verwandelte, vielleicht eine Folge seines getrübten Geistes. Der Tod war für Friedrich eine Erlösung; Unglück auf Unglück hatte den weichmütigen Mann getroffen und ihm die Lebenskraft geraubt. Fast unbeachtet blieb sein Hingang, den selbst seine Brüder wenig beklagten. Der Verstorbene hatte sich verdüstert vom frischen Leben abgeschieden. So erhielt er auch einsam, fern von den anderen Gliedern seines Geschlechtes seine Gruft im Kloster Mauerbach.

Siebzehnter Abschnitt.

Kirchliche Zustände in Deutschland.

Kaiser Ludwig fand bei seiner Rückkehr nach Deutschland die Lage eher noch günstiger, als sie vor drei Jahren bei seinem plötzlichen Aufbruch war. Daß er aus Italien nicht eben sehr glücklich geschieden, erwog man nicht näher, genug, daß er als Kaiser heimkam, seit Friedrich II. wieder der erste auf deutschem Boden. Selbst seine römischen Thaten, die Absetzung Johanns, die Aufstellung Nikolaus' V., welche in früheren Zeiten die Gemüter in die mächtigste Aufregung versetzt hätten, schadeten ihm nichts. Es kam ihm freilich zu statten, daß das Gegenpapsttum bereits thatsächlich erloschen war, und er daher unterlassen konnte, für dieses Anstrengungen zu machen. Im allgemeinen betrachtete man in Deutschland Johann als rechtmäßigen Papst und Ludwig als rechtmäßigen König und Kaiser. Zwar schleuderte ihm Johann bei seinem Eintritt in Deutschland eine neue Bannbulle entgegen und legte auf alle ihm anhängenden Länder das Interdikt; doch erntete er keinen größeren Erfolg als früher.

Es ist schade, daß unsere Nachrichten über die inneren Verhältnisse Deutschlands, über den Anteil, welchen die große Masse an dem Kirchenkampf nahm, spärlich fließen. Aus der damaligen Geschichtschreibung läßt sich kein übersichtliches Bild gewinnen, doch spiegelt sich in ihr einigermaßen der Streit der Meinungen wieder. Obgleich die Verfasser Geistliche waren, tritt doch nur selten bei ihnen eine lebhafte Aufregung hervor; allerdings schrieben sie meist erst in späteren Jahren, nicht mehr unter dem unmittelbaren Eindruck der Tagesereignisse. Natürlich wurde ihre Anschauung durch das Verhältnis bestimmt, in welchem sie zu den minoritischen Kreisen standen. Der redselige Franziskaner Johann von Winterthur ist im Grunde mit Ludwig ganz einverstanden und hält den Papst Johann, von dem er schauderhafte Geschichten zu berichten weiß, wenigstens für den schuldigen Teil. Andere Erzähler, besonders die der kaiserlichen Partei angehörigen, gehen über die unangenehmen Dinge mit Stillschweigen oder kurzen Worten hinweg; auch

wenn sie sich mißbilligend äußern, thun sie es in glimpflicher Weise, ohne harte persönliche Angriffe auf Ludwig selbst. Aehnliches findet sich selbst bei Verfassern, welche grundsätzliche Gegner der Minoriten waren. „Merke wohl auf, wie schändlich und elend dieser schlichte Mensch, nämlich König Ludwig, durch schlechte Ratschläge verführt worden ist, so daß er, obschon er von diesen Dingen nichts verstand und kein eigenes Urteil darüber haben konnte, dadurch unglückseligerweise in fremde Schuld verfiel," sagt der Mindensche Dominikaner Heinrich von Herford. Nur vereinzelt wird in deutschen Geschichtswerken eine volle Schale Zorns über Ludwigs Haupt ausgegossen. Am wenigsten verdenkt man ihm die Kaiserkrönung, deren eigentümlicher Hergang in der Abwesenheit der Kurie von Rom ihre Erklärung fand.

Die Bischöfe waren in schwieriger Lage, aber unter ihnen trat kein einziger hervor, der Neigung gehabt hätte, sich zum Mittelpunkt einer allgemeinen leidenschaftlichen Bewegung gegen den Kaiser zu machen. Die Zahl der Bistümer mit zwei Bischöfen mehrte sich mit den Jahren; meist drangen die vom Papste bestellten nicht durch. Zwar wurden in nicht wenigen Diözesen die päpstlichen Prozesse verkündigt, aber mindestens ebensoviele standen entweder zu Ludwig oder hielten sich zurück. Die großen Ritterorden der Johanniter und der Deutschherren blieben getreu bei Ludwig, der aus ihnen manche einflußreiche Staatsmänner um sich hatte. Der ganze Streit spitzte sich in die Frage zu, ob Messe gelesen werden sollte oder nicht, und da über sie nicht lediglich die kirchliche Meinung, sondern auch äußere Gewalt entschied, spaltete sich in vielen Gegenden, namentlich in Süddeutschland, welches überhaupt viel tiefer von dem Streite berührt wurde als der Norden, die Geistlichkeit in eine singende und nicht singende. Ludwig selbst erließ darüber bald nach seiner Rückkunft scharfe Vorschriften. Er gebot allen weltlichen Fürsten und Gewalten, das bewegliche und unbewegliche Gut der Geistlichen, Mönche und überhaupt aller Personen, welche den Prozessen des Papstes gehorchten, einzuziehen und als Reichslehen zu halten. Die Städte wurden ermächtigt, das Gut der das Messelesen Verweigernden für den allgemeinen Nutzen zu verwenden; die Personen sollten gefangen und in Kerker gesperrt werden. Das strenge Gebot kam vielfach den Wünschen der Bürgerschaften entgegen. Unzweifelhaft fand in den meisten Städten Gottesdienst statt, wenn auch viele Geistlichen und Mönchsgemeinschaften es vorzogen, auszuwandern. Selbst die Gegner Ludwigs müssen zugeben, daß ihm der größte Teil des Reiches anhing, daß seine Rückkehr aus Italien mit Freuden begrüßt wurde.

Natürlich ging das alles nicht ohne viel Streit und Gezänk ab, aber glücklicherweise kam es nirgends zu einem wirklichen Kampf und Blutvergießen. Der Minoritenorden hatte sich zwar dem Papst gefügt, indem das Generalkonzil 1329 an Stelle des abgesetzten Michael von Cesena einen neuen Ordensgeneral wählte, doch verharrten viele Mitglieder, namentlich in Deutschland, im Widerstand. Sie versuchten, durch öffentliches Auftreten für ihre Ansichten Anhang zu gewinnen und, wie es scheint, entfalteten sie eine rege Thätigkeit. Gegen sie war im allgemeinen die Weltgeistlichkeit und der Dominikanerorden, doch keineswegs der gesamte, da auch in ihm die minoritische Anschauung von der

Armut Christi großen Anhang hatte. Johann von Winterthur gibt von diesen Zuständen einige Schilderungen, und was er innerhalb seines kleinen Kreises erlebte, mag sich in ähnlicher Weise auch anderwärts abgespielt haben. Zum Spott der Minoriten hätten die Dominikaner Christus malen lassen, wie er aus Kästchen und Täschchen Geld herausnahm, ja sogar an den Wänden der Klöster und an vielbesuchten Orten Christus abgebildet, mit dem einen Arm am Kreuz hängend, in der andern Hand Geldstücke haltend und in seine Börse steckend, um so dem Volke klar zu machen, daß er Eigentum besaß. In die Kirchen sei durch den Zwang, Messe zu lesen, ein bejammernswerter Zwiespalt gekommen. „Die eine Kirche öffnete, ohne sich um das Interdikt zu kümmern, zur Feier des göttlichen Lobes unerschrocken und sicher ihren Mund, die andere, sich dem Interdikt fügend, schloß die dem Herrn singenden Orgeln. Gegenseitig beurteilten sie sich schlecht, und was noch wunderbarer ist, diejenigen, welche schwiegen und die Thüren schlossen, verkehrten unter sich nicht, sondern sonderten sich untereinander ab; auch die Singenden vermieden sich gegenseitig. Diese beweinenswerte Trennung rührte nicht allein von der Verschiedenheit der Ueberzeugungen, mochten sie richtig oder irrig sein, sondern auch daher, daß die zu Rate gezogenen Rechtsgelehrten die Vorschriften des Kirchenrechtes verschieden auslegten."

Die Achtung vor der Kirche erlitt unter solchen Umständen einen schweren Stoß, ganz abgesehen davon, daß das Interdikt, wo es wirklich lange Jahre gehalten wurde, dazu beitrug, die Menschen den kirchlichen Uebungen und Pflichten zu entfremden. „Der Weltklerus wurde von den Laien viel verachtet; die Juden genossen mehr Achtung als die Geistlichen," ertönt eine Klage aus Süddeutschland. Auch wo nicht der Streit um die Armut Christi eine Rolle spielte, äußerte sich der alte Haß zwischen Weltgeistlichkeit und Bettelmönchen in heftigster Weise. Abt Peter von Königssaal berichtet als Augenzeuge von einem argen Lärm, der 1334 in Prag vorfiel. Die gesamte dortige Pfarrgeistlichkeit berief an einem Sonntag ihre Gemeinden in zwei Kirchen, wo eine von Bonifazius VIII. zum Nachteil der Bettelbrüder erlassene Bulle verlesen und über diese feierlichst unter Auslöschen von Kerzen und Glockengeläut der Bann ausgesprochen wurde. Da das Vorhaben ruchbar geworden war, hatten sich unter die Menge Mönche und deren Anhänger mit verborgenen Waffen gemischt. Unter wüstem Geschrei überhäuften sie die Geistlichkeit mit schmählichen Beschimpfungen, einige drangen zum Altar vor und rissen dem Vorlesenden die Schriftstücke aus der Hand. So entstand eine allgemeine Prügelei, man schleppte Steine herbei, um die Gegner niederzuwerfen, und zog die Messer. Leidenschaftlich stritten auch die Weiber mit, die Beginen für die Mönche, die anderen Frauen für die Geistlichen. Endlich löste sich das Gewirr. An den folgenden Sonntagen sprachen die Parteien in ihren Kirchen gegenseitig über die andere den Bann aus; die Bewegung verbreitete sich zum Schaden der Bettelmönche im ganzen Lande.

Auch anderwärts waren die Beginen, welche unser Erzähler als treue Freundinnen der Mönche erwähnt, die Parteigänger der Minoriten. Die Vereinigungen der Beginen und Begarden, von Frauen und Männern, besaßen bereits im dreizehnten Jahrhundert eine weite Verbreitung. Ihr Zweck war, gleich-

gesinnten Schwestern und Brüdern ein gemeinsames, der Frömmigkeit gewidmetes Dasein zu ermöglichen, ohne ein für das Leben bindendes Gelübde. Sie trugen dunkle, nonnenartige Gewänder. Da ihr Grundgedanke sehr allgemeiner Natur war und ihnen eine einheitliche Regel fehlte, bildeten sich unter ihnen Richtungen sehr verschiedener Art aus. Die einen Häuser boten das Bild ehrbarer frommer Zucht und Sitte, andere standen im üblen Ruf. Während viele Vereine und ohne Zweifel die meisten die Gebote der Kirche getreulich erfüllten und nicht über den von ihr vorgeschriebenen Kreis hinausschritten, setzten sich manchmal auch schwärmerische Ideen fest, welche der Freiheit des Denkens in religiösen Dingen weiten Spielraum boten; selbst ketzerische Gedanken erhielten hier Zuflucht und Pflege. Die Bezeichnung Begine und Begard galten daher oft für gleichbedeutend mit Ketzer. Dies und wohl auch die enge Verbindung der Beginen mit den Franziskanern und ihre Verwandtschaft mit den Tertiariern des Ordens gab dem Papste Veranlassung gegen sie einzuschreiten. Auch darüber gibt Johann von Winterthur eine hübsche und in ihren Einzelheiten eigenartige Schilderung. „Unzählige Herzen der Schwestern des dritten Ordens des heiligen Franciscus und vieler anderer wurden tief verletzt, denn sie mußten das geistliche Gewand ablegen und weltliches tragen. Viele, welche in ihren eigenen Häusern oder denen ihrer Eltern seit vierzig und mehr Jahren in grauen, schwarzen oder weißen Gewändern dem Herrn in Keuschheit und anderen Tugenden und in guten Werken dienten, wurden durch ihre Pfarrer gezwungen, rote oder gelbe, grüne oder blaue Kleider zu tragen und in diesen in den Kirchen zu erscheinen, und wenn sie es nicht in ganz weltlicher Weise thaten, waren die Pastoren damit nicht zufrieden. Wie argen Spott, Hohn, Frechheiten, Gelächter schamhafte und keusche Schwestern ertragen mußten, das weiß Gott! Sie wurden allen Menschen zum Schauspiel und Gerede gemacht. Wie erlitten manche große Beschämung, wenn sie öffentlich gemißhandelt wurden! Für viele zog es Verderben herbei, denn manche, welche lange ein eheloses Leben vor dem Herrn führten, brachen das Keuschheitsgelübde und kehrten zur Welt zurück, indem sie heirateten oder, was schlimmer ist, sich der Unzucht ergaben."

Verhängnisvoll für die Kirche war, daß es sich schließlich nicht allein um Verhältnisse des Augenblicks handelte, welche, hervorgerufen durch den Kampf zwischen Papst und Kaiser, mit dessen Aufhören wieder schwanden. Das Bürgertum mit seinem tief religiösen Grundzug wollte den Gottesdienst nicht entbehren und versagte ihn der Papst wider Recht, so galt es für die höhere Pflicht, ihn gegen dessen Willen wiederzugewinnen. Ein Zeitgenosse bemerkt ganz richtig, man habe nicht das Papsttum an sich verachtet, sondern die Frömmigkeit habe zur Auflehnung gegen dasselbe geführt. Aber für Papst und Papstkirche war nichts gefährlicher, als daß die Meinung entstand, auch wider oder ohne Papst sei Frömmigkeit und Geistlichkeit möglich. Griffen erst einmal solche Gedanken Platz, dann unterhöhlten sie den gesamten Bau der mittelalterlichen Kirche bis in seine Grundfesten.

Daher nahm die vorhandene grundsätzliche Gegnerschaft an Stärke zu. Mit furchtbarer Kraftanstrengung hatte die Kirche im dreizehnten Jahrhundert

die Einheit des Glaubens und des religiösen Denkens zu behaupten gesucht. Der Erfolg war jedoch nicht so durchgreifend, wie es scheinen mochte. Wenn auch die ungeheure Mehrzahl sich unbedingt zur kirchlichen Lehre bekannte und ihre Vorschriften zu befolgen strebte, immerhin blieb Widerspruch genug, bewußter und unbewußter, heimlicher und offener. Er war verschiedener Art und verschiedenen Ursprungs. Er traf entweder das gesamte Wesen der Kirche, indem er ihre Einrichtungen in Verfassung, Dogma und Heilsordnung ganz oder in entscheidenden Punkten verwarf, oder berührte nur einzelne Teile ihrer äußeren Erscheinung, welche einer hohen Auffassung ihres Zweckes und ihrer Bedeutung nicht zu entsprechen schienen. Die wissenschaftliche Forschung und die untersuchende Thätigkeit des selbstbewußten Denkens, wie sie Marsilius und ein Teil der Minoriten handhabten, das Ringen der erregten Gemüter nach Seelenheil, der Zorn über Entartung und Mißbräuche in der Kirche, das phantastische ungeschulte Grübeln, so verschiedenartig die Ergebnisse aller dieser Ursachen waren, konnten zu vollkommenem oder teilweisem Gegensatz führen, selbst ohne daß er beabsichtigt war.

Um die Kirche besorgte Männer klagten über das Zunehmen und Wachstum der Ketzer, welches die kirchlichen Wirren begünstigten, und abenteuerliche Geschichten wurden über sie erzählt. Die Ketzereien waren mannigfacher Art. Die über sie kirchlicherseits vorliegenden Berichte sind freilich mit Vorsicht aufzunehmen, da die Inquisitoren in die Angeklagten oft mehr hinein, als aus ihnen heraus fragten und von den Angeschuldigten die Bejahung bereits fertig formulierter Sätze erzwangen. Weit verbreitet war die alte Sekte des freien Geistes. Sie lehrte, der Mensch könne, wenn er sich aus der Aeußerlichkeit zur Innerlichkeit wende, Gott selbst werden, so daß Gott in ihm alles wirke. Die Mitglieder fühlten sich daher frei von gesetzlicher Gebundenheit und äußerlichem Werke, betrachteten die Vorschriften der Kirche als wertlos, ja sogar als schädlich. Sie verwarfen das Priestertum, die Messe, die Beichte, die Ehe; der mit Gott Geeinte mag ohne Bedenken jegliche Begierde des Fleisches befriedigen.

Die groben Ausschreitungen, deren sie sich auf ihren Zusammenkünften schuldig machten, legte man aber auch mit Unrecht anderen Richtungen zur Last, welche als ketzerische verfolgt wurden, da die Inquisitoren vielfach alle sogenannten Ketzer über einen Kamm schoren. Jedenfalls waren sie ungemein verbreitet, namentlich in den Städten, und selbst unter Mönchen und Weltgeistlichen hatten sie Anhänger und Freunde. Sie waren zum Teil wenigstens die Fortsetzung des Waldensertums und standen demnach untereinander in einem gewissen Zusammenhang. Gemeinsamer Grundzug waren die Meinungen, das kirchliche Priestertum sei für den Gläubigen mindestens entbehrlich und auch der Laie könne dessen Amt ausüben; die Erfüllung der äußeren Vorschriften der Kirche, der Gebrauch ihrer Gnadenmittel bedinge nicht die Seligwerdung. Damit verband sich der Zeit entsprechend mancherlei phantastisches Beiwerk. Solche Anschauungen, bei denen es darauf ankam, wie weit aus ihnen Folgerungen und welche gezogen wurden, schlossen an sich eine Beteiligung an dem allgemeinen kirchlichen Leben nicht aus und viele mochten sich eines bestimmten Gegensatzes

zu ihm kaum bewußt sein. Zwischen den beiden äußersten Endpunkten der streng-kirchlichen und der ketzerischen Lehren konnten viele Abstufungen bestehen. Der Mangel eines geordneten kirchlichen Gottesdienstes trug gewiß stark dazu bei, den Kreis derer, welche neben der ihnen versagten Kirche Ersatz und Befriedigung ihrer Herzensbedürfnisse suchten, zu erweitern.

Wenn die einen mehr oder minder eigenen Weg Einschlagenden auf den innerlichen Seelenvorgang im Menschen das hauptsächlichste Gewicht legten, fanden sie sich im Einklang mit einer mächtigen Geistesströmung, welche innerhalb der Kirche selbst bestand.

Das vierzehnte Jahrhundert ist die Blütezeit der deutschen Mystik, wie sie mit Recht heißt, nicht deswegen, weil ihre großen Meister in Deutschland geboren sind, — das könnte zufällig sein —, sondern weil sie deutsch ist in ihrem ganzen Meinen und Denken. Sie ist die Frucht der tiefen Religiosität unseres Volkes, welche über die äußerlichen Formen der Kirche hinaus einzudringen und sich zu versenken sucht in das hohe Geheimnis und die Wahrheiten des Christentums, welche den Menschen mit aller Innerlichkeit auf die Erfüllung mit der göttlichen Gnade, auf die Vereinigung mit Gott hindrängt. Die Mystik stellt den einzelnen Menschen mit eigener Verantwortlichkeit gewissermaßen Gott gegenüber und weist ihn darauf hin, selber den Zugang zu Gott zu finden. Nicht daß sie dabei in Gegensatz zur Kirche tritt oder daß sie, wie die Brüder des freien Geistes, die kirchliche Ordnung und Autorität, die Kraft der Sakramente leugnet, — diese sind ihr durchaus heilsam und notwendig und unentbehrliche Voraussetzung —, aber sie kennt noch ein höheres, als die bloße Erfüllung der kirchlichen Gebote. Sie verwirft nicht die Vermittelung, welche die Kirche durch das Priestertum ausübt, aber der wahrhaft zu Gott Emporringende muß zugleich streben, in seinem eigenen Innern die Freudigkeit und die Zuversicht des Göttlichen zu erfahren. „Er soll mit göttlicher Gegenwärtigkeit durchgangen und mit der Form seines gewinneten Gottes durchformet sein“.

Wie die Mystik das religiöse Leben erweckt und das erweckte vertieft, indem sie darauf dringt, daß die Seele Gott nur um seiner selbst suchen soll, so wirkt sie zugleich befreiend. Das äußere Werk an sich führt nicht zu Gott, wenn nicht auch eine wirkliche innere Wandelung des Menschen sich vollzieht. Dadurch trat sie, ohne es zu wollen, in Gegensatz zu der herrschenden Auffassung und der in der Masse verbreiteten Kirchlichkeit. „Die Kirchen machen die Leute nicht heilig, sondern die Leute machen die Kirchen heilig,“ predigte Tauler. Dem Menschen liegt eine persönliche Verpflichtung ob, welche ihm die Kirche nicht völlig abnehmen kann. Ihre äußeren Formen und Werke bereiten ihn vor, sie halten den Vorbereiteten auf der rechten Bahn, aber sie bewirken nicht allein das Heil, welches wohl auf ihrem Grunde emporwächst, aber zur vollen Reife noch ein Mehr bedarf. Die göttliche Gnade muß mitwirken, um die Seele in Gott zurückfließen zu lassen, aus dem sie ausgeflossen ist, und diese wird dem Menschen zu teil, wenn er sich sittlich und religiös erneuert. So verliert das Mittlertum der Kirche seine ausschließliche Wirkung und Berechtigung; dem religiösen Denken wird ein weiterer Spielraum eröffnet.

Da die Mystik Christentum und nicht Kirchentum pflegte, so konnten später

Katholiken und Protestanten sie für sich in Anspruch nehmen. Man hat auf der einen Seite von Vorläufern der Reformation gesprochen, auf der andern eine solche Bezeichnung höhnisch abgewiesen. Protestanten wie Katholiken nahmen eben, was an diesen Bestrebungen Tüchtiges und Zukunftsvolles war, für sich in Anspruch. In der That ist der Streit ein überflüssiger; er verkennt das Wesen geschichtlicher und geistiger Entwickelung.

Indem die Bekenner der mystischen Richtungen vornehmlichen Wert auf das innere Leben legten, wurden sie auf das empfindlichste berührt durch die Verweltlichung der Kirche, durch das Verderbnis, welches viele Diener derselben ergriffen hatte. Der Widerspruch dagegen konnte leicht zum treibenden Keil werden, welcher den anfangs feinen und unmerklichen Riß zum Spalt erweiterte.

Neben den universalen Formen, in denen der Gottesdienst sich hauptsächlich bewegte, hat die Mystik für das religiöse Bedürfnis nationale geschaffen. Ihre Meister predigten deutsch, in deutscher Zunge schrieben sie ihre Lehren und Meinungen nieder und schufen damit die deutsche Prosa. Mit wunderbarem Geschick haben sie die Sprache gehandhabt und ihr neues Leben eingegossen. Mag Eckhart den hohen Flug seiner tiefsinnigen Gedanken entfalten, oder Tauler hohe Kraft und herzliche Innigkeit paarend zur Buße ermahnen und die Vereinigung der Seele mit Gott preisen, oder Suso aus liebewarmem Gemüt die Herrlichkeit der Gottesminne ertönen lassen: lebensvoll, unerschöpflich reich an Wendungen und Bildern, unübertrefflich in der Wiedergabe der schwierigsten Begriffe und doch wieder unendlich einfach, oft von plastischer Bestimmtheit ist ihre Sprache. So fand durch sie das religiöse Leben eine eigenartige, dem deutschen Geiste entsprechende Entwickelung.

Köln und namentlich Straßburg waren die Brennpunkte ihrer Wirksamkeit, von denen die Strahlen nach verschiedenen Richtungen hin ausgingen, doch am meisten und am frühesten zündeten sie in Oberdeutschland. Geistliche und Weltliche beiderlei Geschlechtes haben mit inniger Hingabe gleiche Gesinnung gepflegt, in gegenseitigem Gedankenaustausch sich stärkend und fördernd.

Da die Mystik mit den Ansichten der für ketzerisch geltenden Sekten manche Aehnlichkeit hatte, wurden ihre Bekenner und Freunde nicht selten für solche gehalten und unterlagen den gegen die Begarden gerichteten Verfolgungen. So kam Eckhart, der tiefste Denker des deutschen Mittelalters, mehreremale in den Verdacht, seine Lehre stimme nicht mit dem Glauben der Kirche überein, und eben damals, im Jahr 1329, verdammte Papst Johann zwei Jahre nach des Meisters Tode eine Anzahl seiner Sätze. Dadurch fühlte sich der Dominikanerorden, dem Eckhart wie die anderen großen Führer des Mystizismus angehörte, verletzt. Merkwürdig, wie so gleichzeitig aus beiden Bettelmönchsorden gegen die herrschende Kirche eine Gegenströmung hervorging. Sie entsprang aus derselben Quelle, dem Widerspruch gegen die Verweltlichung der Kirche, aber der Mystizismus hat ungleich tiefer und dauernder gewirkt, als der Zank um die Armut Christi.

Der augenblickliche Kampf zwischen Kirche und Papst kam für die von Eckhart und seinen Schülern und Freunden beeinflußten Kreise nicht so sehr

in Betracht, wie für die Minoriten; sie nahmen daher zu ihm auch verschiedene Stellung. Allerdings besaß Ludwig unter ihnen manche warme, selbst begeisterte Anhänger, doch auch Feinde. Trotzdem konnte in der Tiefe, in dem Volke, namentlich dem städtischen, eine für ihn günstige Wechselwirkung nicht ausbleiben.

So gingen die mannigfachsten Bestrebungen neben und durcheinander, sich vielfach verschlingend; sie in einzelne bestimmte Formeln zu fassen, ist unthunlich. Genug, daß in den Tagen Ludwigs des Baiern sich ein Umschwung in der bisherigen einseitigen kirchlichen Gesinnung anbahnte, der den Uebergang in eine andere Zeit vorbereitete und zu einer fruchtbaren Belebung und Erweiterung des deutschen Geisteslebens führte.

Achtzehnter Abschnitt.

Ludwigs Wechselspiel zwischen Oesterreich und Böhmen. König Johanns Zug nach Italien. 1330—1333.

Während er noch auf italienischem Boden stand, hatte Ludwig sich bequemt, den Familienzwist mit seinen pfälzischen Neffen auszugleichen. Seitdem ihr Vater, der Pfalzgraf Rudolf von der Regierung zurückgetreten und bald darauf 1319 gestorben war, schaltete der König als alleiniger Herr in der Pfalz. Die drei erbberechtigten Brüder Adolf, Rudolf II. und Ruprecht empfanden das, als sie zu ihren Jahren kamen, mit Recht übel und der älteste zeigte eine Zeit lang seinem Oheim eine wenig freundliche Stimmung, doch starb er 1327. Rudolf begleitete Ludwig auf der Fahrt nach Rom und dort bereits wurde eine Ordnung der Angelegenheit ernstlich vorbereitet. Es war die höchste Zeit, sie zur Ausführung zu bringen, denn Ruprecht war schon entschlossen, sie mit den Waffen zu erzwingen, und trat in die engsten Beziehungen zum Papste, der den drohenden Zwiespalt in der königlichen Familie selbst mit Freuden nährte. Aber am 4. August 1329 kam in Pavia der wittelsbachische Hausvertrag zustande, welcher eine selbständige Pfalz schuf und diese auf vier und ein halbes Jahrhundert von Baiern trennte. Die Söhne und Enkel Rudolfs erhielten die Pfalz und einen Teil von Altbaiern, der einige Meilen nördlich von der Donau bis zum Fichtelgebirge sich erstreckend als wichtigste Städte Amberg und Sulzbach enthielt und später den Namen der Oberpfalz trug. Das Kurrecht sollte von den Pfälzern und den Oberbaiern abwechselnd ausgeübt werden, und zwar stand die nächstkommende Königswahl den Pfälzern zu. So zerfiel jetzt das wittelsbachische Haus in drei gesonderte Linien von der Pfalz, von Ober- und von Niederbaiern. Für die nächste Zeit blieb ihr gutes Einvernehmen gesichert, da auch die drei Herzöge von Niederbaiern sich bald darauf mit dem Könige verbündeten. Der älteste von ihnen, Heinrich, folgte als Schwiegersohn des Böhmenkönigs dessen Leitung.

Es konnte nicht fehlen, daß der erfindungsreiche Kopf des Luxemburgers die Gunst der Verhältnisse reichlich auszunützen suchte. Da der Papst darauf beharrte, Erzbischof Balduin für Mainz nicht anzuerkennen, hielt Johann zum Kaiser, ohne jedoch mit Avignon zu brechen. Für ihn bildete die schon mehrfach berührte kärntnische Erbfolgefrage einen weiteren Grund zur Freundschaft mit Ludwig; da die Ehe Herzog Heinrichs mit seiner so mühselig gewonnenen dritten Frau bis dahin keinen Kindersegen gebracht hatte, stiegen die Erbschaftsaussichten seiner Töchter. Wir erinnern uns, daß schon im Herbst 1327 Johanns damals fünfjähriger Sohn Johann Heinrich an den herzoglichen Hof gekommen war, um dort als Bräutigam einer Tochter erzogen zu werden. Als Ludwig aus Italien kam, versicherte er Heinrich wiederholt, daß in Ermangelung von Söhnen ihm seine oder seines Bruders Töchter oder auch ein Gemahl derselben in den Reichslehen folgen könnten. Doch behielt er sich vor, die Erbeinsetzung eines Gemahls sollte mit seinem Rat und Wissen geschehen. Er trug somit einen stattlichen Preis in seiner Hand, den er wahrscheinlich nicht so bald zu vergeben, sondern mit dem er gewinnbringend zu wuchern gedachte. Und ganz ohne Anteil an der reichen Erbschaft wollte er wohl auch seine Familie nicht ausgehen lassen.

Ludwigs Gedanken richteten sich ganz und gar auf Italien, wo er zusammen mit dem Böhmenkönig Ende April wieder zu erscheinen beabsichtigte. Aber der Plan mußte aufgeschoben werden, da den König Johann Krankheit behinderte und der Herzog Otto von Oesterreich eine höchst feindselige Haltung einnahm. Dieser warf sich, uneingedenk der Erfahrungen, welche sein Bruder Friedrich gemacht, ganz dem Papste in die Arme und versprach ihm den entschlossensten Widerstand gegen Ludwig zusammen mit seinem Bruder Albrecht. Daher wies er auch die Versuche Heinrichs von Kärnten, ihn mit dem Kaiser auszusöhnen, zurück und rüstete den Krieg, für welchen er Bundesgenossen suchte und fand. Der Papst pries ihn wegen seines Entschlusses und ließ sogar eine Wendung einfließen, welche der Herzog auf ein künftiges Königtum deuten konnte; er versprach ihm die weitgehendste Unterstützung. Freilich ist auch möglich, daß in des Herzogs Seele zuerst so stolze Gedanken emporkeimten und der Papst sie nur sorglich pflegte.

In diesen Tagen traf jedoch den Herzog Albrecht ein schweres Unglück, ihn befiel eine Lähmung der Hände und Füße, welche nicht mehr von ihm wich. Unfähig sich zu bewegen, den einst so stolzen Leib zusammengekrümmt, mußte er sich in einer Sänfte tragen lassen, aber seine Thatkraft bewahrte er ungeschwächt. Die Erkrankung schrieb man beigebrachtem Gifte zu, und da zur selben Zeit die Gemahlin des Herzogs Otto und einige Hoffräulein starben, erhielt der Verdacht Bestätigung. Vielleicht machten diese Schicksalsschläge die Herzöge einer friedlichen Verständigung mit König Ludwig geneigter.

Nun griff König Johann von Böhmen ein. Da ihm, als er von Luxemburg herankam, Herzog Otto bis nach Landau entgegenging, bestand offenbar schon eine Verabredung zwischen beiden. Johann konnte einen neuen Krieg im Reiche nicht wünschen, ebensowenig ein Emporkommen der Habsburger; es galt also, sie hinzuhalten. Der Vertrag, welchen er am 9. Mai mit Otto

abschloß, ist ein Musterstück von politischem Geschick, denn er band den Habsburger, ohne ihm einen besonderen Vorteil zu gewähren. Allerdings knüpfte er die engste Freundschaft zwischen beiden Familien, welche sich Beistand leisten wollten gegen jedermann, außer gegen Kirche, Reich und den König von Ungarn. Aber der Böhme verhinderte, daß Otto den Plan eines Gegenkönigtums weiter betreiben konnte. Denn wenn das Reich fürder ledig würde, wie es mit kurzen Worten heißt, so hat Johann zunächst das Recht, darum zu werben, wozu ihm die Oesterreicher dienen sollen; will er es nicht annehmen und die Herzöge streben darnach, wird er sie fördern.

Die Urkunde spricht nichts von der Sache, welche beide Fürsten jedenfalls am meisten erfüllte, von der Erbfolge in Kärnten. Vielleicht sind weitere Schriftstücke verloren, oder der Böhme verstand es, Otto hinzuhalten; so eng schloß er ihn an sich, daß der eben erst Witwer gewordene Johanns Tochter Anna zum Weibe begehrte. Der Oesterreicher erkannte, ohne mächtige Hülfe könne er den beabsichtigten Kampf gegen Ludwig nicht aufnehmen. Er ergriff daher die Sicherung, welche ihm Johann gegen einen vom Kaiser ausgehenden Angriff bot, und empfing wahrscheinlich dazu das Versprechen von Vorteilen, die ihm jener erwirken wollte.

Otto hatte sich mit der Kurie so tief eingelassen, daß er in eine mißliche Lage zu ihr kam, wenn er einseitig seinen Frieden mit dem Kaiser machte; auch die kirchlichen Ueberzeugungen, welche er bis dahin vertreten, mochten ihm den Wunsch nahelegen, nur einem vom Bann befreiten Reichsoberhaupte die Hand reichen zu müssen. Auch für Johanns heimliche Pläne war es nützlich, wenn Ludwig von keiner Seite mehr behindert war, und vielleicht erhielt dann Balduin die päpstliche Anerkennung für Mainz. Er verabredete mit Otto eine Botschaft an den Papst.

Während diese so in Landau berieten, kam der Kaiser durch Schwaben an den Rhein und traf in den letzten Maitagen mit Johann in Worms zusammen; auch Erzbischof Balduin erschien wohl in Person. Vieles und wichtiges, die ganze große Politik wurde besprochen, denn Ludwig kam mit Johann überein, daß dieser ihn im nächsten Herbst nach Italien begleiten sollte. Wenn demnach gleichwohl der Versuch gemacht wurde, eine Aussöhnung mit dem Papste anzubahnen, so ist klar, daß ihn weder Ludwig noch Johann ernstlich meinten. Gerade Italien hatte den Bruch herbeigeführt und ihn immer mehr vergrößert; nur wenn Ludwig Italien völlig aufgab und dem Papste dort freien Spielraum gab, war ein Ausgleich denkbar. Ludwig, der ohnehin noch in der letzten Zeit in kirchlichen Dingen volle Kampfesschärfe an den Tag gelegt hatte, ließ den Schritt geschehen, um Oesterreichs und der anderen Fürsten willen. Gewiß war er von der Erfolglosigkeit überzeugt, denn eben erst war ein wohlgemeinter ähnlicher Versuch gleich in den ersten Anfängen gescheitert.

Ludwigs Schwiegervater Wilhelm sah nämlich stets mit Betrübnis den Streit mit der Kirche und konnte sich daher nicht entschließen, für seinen Schwiegersohn, so sehr er ihn liebte, einzutreten. Als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, glaubte Wilhelm, der mit dem Papste eifrig Briefe wechselte, der geeignete Augenblick sei gekommen, da auch König Philipp von Frankreich seine

guten Dienste anbot. Mit stattlichem Gefolge zog er daher im März von Paris Avignon zu, aber unterwegs kam ihm die Botschaft, Johann wolle ihn weder hören noch sehen. Die schroffe Zurückweisung erbitterte den Wohlmeinenden aufs äußerste.

Für Ludwig konnte es nur vorteilhaft sein, daß der Papst so die eigenen Freunde zurückstieß. Daher gab er seine Zustimmung zu einer neuen Verhandlung; schlug sie fehl, wie zu erwarten war, durfte er davon für sich eine günstige Wirkung im Reiche erhoffen. Er erteilte daher am 24. Mai dem Erzbischofe Balduin und dem Könige Johann Vollmacht, ihn mit der römischen Kirche und der gesamten Geistlichkeit, in welcher der Papst inbegriffen war, zu vergleichen. Alsbald schrieben die beiden zugleich im Namen Ottos von Oesterreich an den Papst und meldeten eine Gesandtschaft an. Ludwig selbst richtete an Johann keinen Brief.

Die Boten der drei Fürsten machten dem Papste in Avignon folgende Vorschläge: Ludwig wird seinen ketzerischen Gegenpapst aufgeben, seine Berufung (an ein allgemeines Konzil) zurückziehen, alles zurücknehmen, was er gegen die Person des Papstes und die heilige Kirche gethan hat. Er wird anerkennen, daß er übel gehandelt und (mit Recht) gebannt worden sei und daher sich der Gnade und dem Erbarmen des Papstes erbieten. Alles verstehe sich dahin, daß er in seiner Ehre und seinem Stande, also im König- und Kaisertum verbleibe.

Daß diese Anerbieten dem Papste in keiner Weise genügten, kann ihm niemand verdenken. Er wies sie entschieden ab und forderte die Vermittler wiederum auf, für einen würdigen König Sorge zu tragen. Aber noch ehe sein ausführliches Schreiben in die Hand der Empfänger kam, war jede Aussicht auf ein Gegenkönigtum geschwunden.

Herzog Otto hatte vorsorglich seine Rüstungen fortgesetzt, und in der That drohte der Krieg auszubrechen. Als er mit starker Macht vor Kolmar zog, dessen Bürgerschaft sich in eine kaiserliche und österreichische Partei gespalten hatte, erschien der Kaiser gleichfalls mit starkem Gefolge in Hagenau. Doch nicht die Waffen entschieden, sondern die geschickte Vermittelung des aus Luxemburg herbeigeeilten Königs Johann. Am 6. August kam in Hagenau der Frieden zustande. Die Herzöge erkannten Ludwig als König und Kaiser an und erhielten für 20000 Mark die Reichsstädte Schaffhausen, Rheinfelden, Zürich und St. Gallen verpfändet. Da sich letztere widersetzten, gab Ludwig später an ihrer Stelle Breisach und Neuenburg am Rhein.

Damit waren die letzten bedeutenden Gegner Ludwigs gewonnen, und bald folgte auch fast der gesamte Anhang, welchen die Oesterreicher in den dortigen Gegenden hatten, ihrem Beispiele. Befriedigt konnte Ludwig nach Italien schreiben: „In ganz Deutschland ist kein Stoff zu Schwierigkeiten übrig und er kann auch in Zukunft nicht kommen. Hierzulande ist alles so wohl geordnet, und alle Fürsten gehorchen unserem Befehl genau und getreu, so daß jetzt nichts übrig ist, als daß wir zum Troste unserer Getreuen in Italien unsere und unserer deutschen Fürsten Kraft zusammenfassen und mit Gottes Hülfe glücklich das Gebirge übersteigen". Aber seine Absicht war nicht mehr auf einen alsbaldigen Aufbruch gerichtet. Den vollständig errungenen Sieg sollte ein großer allge-

meiner Reichstag verherrlichen, welchen er auf den künftigen Januar nach Frankfurt entbot. Erstaunt und bestürzt hörte der Papst von diesen Dingen. In einem langen Briefe warf er dem Könige Johann seine Undankbarkeit vor und verweigerte den Ehedispens für die Prinzessin Anna, welche Otto von Oesterreich heiraten sollte. Der Böhme kümmerte sich wenig darum.

Nachdem er sich vom Kaiser getrennt, zog er im September zu Herzog Heinrich von Kärnthen nach Innsbruck, wo nunmehr die Hochzeit zwischen dem noch nicht neunjährigen Prinzen Johann Heinrich und der zweiten Tochter Heinrichs, der zwölfjährigen Margaretha gefeiert wurde. Sie war auserlesen worden, weil ihre ältere Schwester Adelheid Kränklichkeit wegen für heiratsunfähig galt. Der junge Ehemann war ein schwächliches Kind; seine Frau ist bekannt unter dem Beinamen Maultasch, den ihr wahrscheinlich eine eigentümliche Bildung ihres Mundes zuzog.

Ludwig hatte den Plan gehabt, gemeinsam mit Johann nach Italien zu ziehen und letzterer suchte schon im Sommer dort Anknüpfungen. Er forderte Azzo von Mailand auf, des Kaisers Partei zu ergreifen, aber erhielt eine Ablehnung. Der Kaiser gab indessen den Gedanken auf, in nächster Zeit über die Berge zu gehen, vielleicht zum Leidwesen Johanns. Auf seinen beweglichen Geist mußte Italien einen mächtigen Reiz ausüben. Dort lagen seine Eltern begraben, und wenig hatte gefehlt, daß er schon im jugendlichen Alter als Sohn des gefeierten Kaisers im italienischen Lande kriegerischen Ruhm erwarb. Seitdem waren sechzehn Jahre dahingeflossen, für ihn reich an Erfolgen, und seine ritterliche Seele dürstete nach neuen.

Heinrich von Kärnthen, bei dem er weilte, stand mit Italien in regen Beziehungen. Er hielt an seinen alten Ansprüchen auf Padua fest und hatte selbst mit dem Kaiser zu Anfang des Jahres einen Feldzug gegen die Erben Cangrandes geplant, Grund genug für einen so thatenbegierigen Mann, wie Johann, sich in diese Verhältnisse hineinzumengen, sie näher anzusehen, um für seinen Sohn, den künftigen Herrn von Kärnthen und Tirol, im voraus zu wirken. Solche Gründe mögen ihn nach Trient getrieben haben. Seine Ankunft machte Aufsehen, da Ludwig selbst in Italien verkündet hatte, er werde mit seinem Freunde, dem Böhmenkönige, erscheinen. Der ruhelose Zustand, in dem das Land sich noch immer befand, die beständige Erwartung eines neuen deutschen Heeres, die Ungewißheit aller Dinge gaben jeder Neuigkeit Bedeutung und erweckten hier Hoffnungen, dort Sorgen. So regte sich der Wunsch und das Bedürfnis, hinter das plötzlich aufgetauchte Rätsel zu kommen; bald durchschwirrten Italien allerhand Gerüchte.

Johann hatte in Prag seine Ankunft für Weihnachten angesagt und hier in Trient empfing er die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin Elisabeth. Die von ihrem Vater König Wenzel II. ererbte krankhafte Anlage raffte die achtunddreißigjährige Frau hinweg aus einem Leben, das ihr wenig Freude gebracht hatte. Die Schuld daran trug zum guten Teil ihr Gemahl. Vielleicht empfand er das, als er die Nachricht erfuhr; er bezeugte seine Trauer in Miene und Kleidung. Lange hielt der ernste Eindruck kaum vor, der Augenblick bot ihm Veranlassung genug, seine Gedanken von ihm abzuwenden.

Es kamen zum Könige nach Trient mancherlei Italiener und die Stadt Brescia, namentlich von Mastino della Scala, dem Feinde Heinrichs von Kärnthen gedrängt, schickte eine Gesandtschaft und bot Johann die Herrschaft an. In die dargebotene Hand einzuschlagen, entsprach ganz seinem Charakter. Er that einen entscheidenden Schritt unbesorgt um die Folgen, ohne einen bestimmten Plan für die Zukunft. Italien öffnete ihm das Thor und er trat ein; das Weitere überließ er der Zukunft und seinem guten Glücke, das ihm bisher immer getreu war. Um Kaiser und Papst kümmerte er sich augenblicklich nicht viel; waren sie doch beide in erster Stelle auf ihn angewiesen. Faßte er festen Fuß in Italien, so wurde seine Freundschaft für beide nur noch wertvoller; daß sie sich gegen ihn verbinden würden, brauchte er nicht zu besorgen.

So entsprang dieses überaus merkwürdige Zwischenspiel der plötzlichen Eingebung des Augenblicks. Schon den Zeitgenossen war es ein Rätsel, welches sie sich in verschiedener Weise zu erklären suchten. Wir haben in dem Böhmen Peter einen Zeugen, mit welcher Verwunderung man in Prag die erstaunlichen Neuigkeiten des Tages vernahm. Zu Ende des Jahres 1330 faßte er zusammen, welche ungemeine Geschäftigkeit sein König während desselben entwickelte. „So pflegt er verschiedene Gegenden zu besuchen, daß ihn kein Bote so leicht finden kann. Neulich im September zog er nach Kärnthen; gegenwärtig weilt er in Trient, wo zu ihm viele Mächtige aus der Lombardei strömen. Das Gerücht erzählt, daß Mailand, Brescia und Arezzo sich ihm unterworfen haben. Dieser König hat soviel Glück, daß das gemeine Volk sich wundert; wie lange, weiß ich nicht, das weiß nur Gott." Zum folgenden Jahre erzählt er, wie Johann, statt nach Prag zu kommen, Italien betrat. „Dieser unvermutete Einmarsch und die wunderbare Sache erregt Fürsten, wie allen Völkern Staunen und Verwunderung. Besonders mißfällt sie dem Baiern Ludwig, denn er betrachtet sie als einen Eingriff."

Johann kehrte von Trient noch einmal nach Innsbruck zurück, um seine Rüstungen zu vollenden, und dort hatte er um den 11. Dezember eine Besprechung mit dem Kaiser. Ludwig kam nicht mit reinem Gewissen. Ende November brachte er zu Augsburg den Frieden mit Oesterreich zum Ende. Die noch schwebende Streitfrage wurde einem Schiedsgericht übergeben, dessen Sprüchen nachzukommen beide Teile gelobten. Dieses entschied nun, der Kaiser solle den Herzögen verbriefen, daß er ihnen, wenn Herzog Heinrich stürbe, das Herzogtum Kärnthen zu Lehen erteilen werde, wogegen Otto dem Kaiser behülflich sein solle zur Erlangung des Landes Tirol. Wollte der König von Böhmen oder sonst jemand einen von ihnen daran irren, so müssen sie sich gegenseitig beistehen.

Die Erwerbung Tirols für die Wittelsbacher wurde fortan der vornehmlichste Zweck des Kaisers. Er wollte ihn erreichen im Bunde mit dem bisher feindlichen Oesterreich gegen Johann, dem er zu Dank verpflichtet war. Ausdrückliche Zusagen über Kärnthen hatte er diesem zwar bisher nicht gegeben — wenigstens wissen wir nichts davon —, aber Johann durfte auf seine Willfährigkeit hoffen und konnte die vom Kaiser dem Herzog Heinrich gegebenen Zusicherungen zu seinen Gunsten auslegen. Der Augsburger Vertrag hob letztere

jedoch auf. War nun dieser Wechsel der Politik lediglich der Ausfluß vollendeter Treulosigkeit? Es ist zu Ludwigs Ehre anzunehmen, daß er bereits einige, wenn auch undeutliche Kunde von Johanns neuesten Plänen hatte und es für gut hielt, sich auf alle Fälle zu sichern. Eine dauernde Herrschaft des Böhmen in Italien war unmöglich, wenn er nicht Kärnthen bekam; in dem Bündnis mit Oesterreich suchte Ludwig einen Schutz gegen jenes Unternehmungen in Italien. Daß er dabei noch das besondere Geschäft wegen Tirol machte, ergab sich nebenbei, und was ihm Oesterreich zugestanden hatte, mußte unter Umständen vermutlich auch Johann gewähren.

Ob Ludwig oder Johann die Begegnung in Innsbruck veranlaßt hat, wissen wir nicht, ebensowenig, was sie verhandelten. Es mag recht lebhaft hergegangen sein. Die Augsburger Abmachung verhehlte Ludwig gewiß, aber Staatsgeheimnisse pflegen durchlässige Wände zu haben; ganz ohne Ahnung von der neuesten Wendung war Johann wohl nicht. Jedenfalls lief alles noch glimpflich ab, denn Ludwig unterließ für die nächste Zeit, die Italiener gegen Johann aufzureizen.

Noch vor dem Eintritt in Italien schrieb Johann dem Papste, er komme, um dort den deutschen Namen zu erhalten und Frieden zu stiften; er erbot sich, wenn er die Lombardei besitze und hier Rebellen gegen die Kirche finde, sie mit aller Macht zum Gehorsam gegen den Papst zu zwingen, der Kirche zur Wiedererlangung der ihr durch Tyrannen entzogenen Rechte behilflich sein und die Geistlichkeit schirmen zu wollen; allgemeine Versprechungen, ein Anklopfen, wie sich der Papst zu seinem Beginnen stelle. Johann XXII. hatte mit seiner italischen Politik bisher keine großen Erfolge erreicht, er war nicht viel weiter gekommen, als er zu Anfang seiner Regierung stand. Die Absicht des Kaisers, baldigst nach Italien zurückzukehren, hielt ihn ununterbrochen in Sorge, und so ungern er es thun mochte, schloß er mit König Philipp einen Vertrag, welcher diesem sehr bedeutende Zugeständnisse über Italien gemacht haben muß. Aber der Franzose war mit dem Gedanken eines Kreuzzuges gegen die Mauren beschäftigt, so daß er sich nicht ernstlich um Italien kümmern konnte. Als nun die Nachrichten von dem Böhmenkönig kamen, mochte der Papst sorglich alle Möglichkeiten erwägen. Der Luxemburger hatte sich nie wirklich feindlich zu ihm gestellt; konnte er nicht vielleicht jetzt gegen den Kaiser zu brauchen sein? Die gesunkene Hoffnung, dem verhaßten Gegner Schwierigkeiten zu bereiten, tauchte wieder auf, und Johann machte es wie Ludwig; er ließ die Dinge sich entwickeln. Als bald Anfragen aus Italien kamen, was es mit dem Böhmen für eine Bewandtnis habe, antwortete der Papst, derselbe komme nicht mit seinem Wissen und Willen, aber forderte nicht zum Widerstande auf. Auch den Legaten unterwies er, nicht voreilig einzuschreiten.

Daß dem Papste ein neuer Hoffnungsstern aufgegangen war, zeigte der Eifer, mit welchem er gleichzeitig die Arbeit in Deutschland wieder aufnahm. Er erneuerte die Prozesse gegen Ludwig, die Minoriten, Graf Berthold von Neiffen, den wiederum ernannten Reichsvikar für Italien, er schalt Herzog Otto von Oesterreich, daß er sich „mit dem Gliede des Teufels“ vereinigt habe und erklärte die geleisteten Eide für ungültig, er verbot den Besuch des vom Kaiser

anberaumten Reichstages. Den Herzögen von Pommern-Stettin, welche wegen der Mark Brandenburg in andauernder Feindschaft gegen Ludwig standen und dem Papst ihr Herzogtum als Lehn antrugen, erteilte er die Belehnung, ohne des Reiches Rechte mit irgend einem Worte zu erwähnen.

Am 31. Dezember hielt Johann seinen Einzug in Brescia, von den Bürgern als ihr Herr begrüßt; der furchtbare Kampf, welchen die Stadt vor noch nicht zwanzig Jahren gegen seinen Vater geführt hatte, schien dem Gedächtnisse entschwunden zu sein. Bald unterwarf sich auch Bergamo seiner Herrschaft, dann Cremona, Como, Pavia, Vercelli, Novara, Bobbio; auch in Mailand wurde er durch Ratsbeschluß als Herr anerkannt, doch blieb Azzo Visconti in seiner Stellung. Selbst Lucca, dessen Signore Gherardino Spinola von den Florentinern bedrängt wurde, nahm den königlichen Marschall als Statthalter auf. Auch Aloisio Gonzaga in Mantua und wohl auch die Scala in Verona schlossen sich Johann an. Die Städte Parma, Modena, Reggio, welche von der päpstlichen Herrschaft abgefallen noch immer mit dem Kardinallegaten Bertrand im Kriege lagen, schickten gleichfalls Botschaft nach Brescia, um ihre Unterwerfung anzubieten. Aber ihnen gegenüber griff Johann nicht so schnell zu, wie bei den anderen Städten.

Binnen kürzester Zeit waren glänzende Erfolge errungen; einige Städte, wie Brescia, Bergamo und Lucca, leisteten sogar Erbhuldigung. Auch Heinrich VII. und Ludwig hatten in Italien einen ähnlichen Empfang gefunden, und die Ursachen waren jetzt die gleichen. Allgemein ersehnte man den Frieden, und da sich stets genugsam zeigte, daß die Italiener ihn sich selbst nicht schaffen konnten, flogen der neuen Erscheinung, welche ihn zu bringen schien, alle Herzen entgegen. Aber zugleich dachte jede Partei, durch sie den Sieg über die andere zu erringen, denn nur in der Niederlage der Gegner erhoffte man den Frieden. Der Ruf: „Frieden, Frieden" bildete überall den Grundton in dem Jubel, der Johann umbrauste. Sein ritterliches Wesen, seine Schönheit, seine Freigebigkeit und die rastlose Thätigkeit, welche er zeitweise entfalten konnte, gewannen dem Könige leicht die Gemüter, und mächtig wirkte der Zauber des Geheimnisses, das ihn umgab. Er kam, ohne daß Kaiser oder Papst seine Ankunft verkündet, ihm offene Vollmacht erteilt hätten. In den Städten, in denen er nicht andere Rücksichten zu nehmen hatte, rief er die Verbannten zurück ohne Unterschied, ob sie Guelfen oder Ghibellinen waren; auch die unter Kaiser Ludwig verjagten Geistlichen setzte er wieder ein. Er verstand offenbar, seine Rolle gut durchzuführen; je nachdem es seinen Zwecken nützlich war, scheint er Andeutungen gegeben zu haben, als ob er mit Papst oder Kaiser im Einverständnisse wäre. Daher suchten ihn, dem zuerst das guelfische Brescia die Thore öffnete, auch Parma und dessen Bundesstädte auf, welche mit dem Legaten in voller Feindschaft lagen. In seinem Titel nannte er sich einfach Herr der Städte, welche ihm die Signorie übertragen hatte.

In Betreff der Städte, welche unzweifelhaft zum Reiche gehörten, wie auch der Papst nicht bestritt, konnte er sich einigermaßen mit schlauer Gewandtheit durchhelfen, aber wenn er auch Parma, Reggio und Modena in seinen Schutz und unter seine Herrlichkeit nehmen wollte, stieß er unmittelbar mit dem Papste zu-

sammen. Hier mußte seine Politik die große Feuerprobe bestehen, hier mußte er Farbe bekennen. Der päpstliche Legat Bertrand stand in der Nähe, gestützt auf Piacenza, Bologna und den größten Teil der Romagna. Mit ihm hatte der König frühzeitig Verhandlungen eröffnet. Am 2. März kam Johann nach Parma, mit Billigung des Legaten; aber alle Empfangsfeierlichkeiten, welche sonst einen Herrscher begrüßten, mußten unterbleiben. Am folgenden Tage freilich, als zudem die gute Nachricht kam, die Florentiner hätten die Belagerung von Lucca aufgegeben, ließ sich das Volk nicht mehr von Freudenbezeugungen zurückhalten und Johann übernahm darauf die Signorie. Jetzt, wo er ohne Kampf mit dem Legaten die Stadt innehatte, konnte er schon freier auftreten. Er blieb längere Zeit in Parma und vermied es, nach den so nahe liegenden Städten Reggio und Modena zu gehen; er berührte sie auch nur flüchtig, als er auf dem Wege zu dem Legaten Bertrand war, um die bisher gepflogenen Verhandlungen zum Abschluß zu bringen.

Am 16. April traf der König in Castelfranco auf bolognesischem Gebiete mit dem Legaten zusammen, zahlreiche Vertreter der lombardischen und tuscischen Städte, des Königs Robert von Neapel, der Visconti waren ebenfalls erschienen. Aber die Unterredung des Königs und des Legaten geschah ganz im Geheimen und wurde am Abend und an dem folgenden Tage in dem benachbarten Piumaccio fortgesetzt. Als Ergebnis wurde nur bekannt, ein herzliches Einvernehmen sei hergestellt; der vereinbarte Vertrag blieb geheim. Johann hatte jetzt eine gewisse Anerkennung durch den Papst gefunden; gelang es nun auch, den Kaiser dazu zu bewegen, durfte er von seinem kühnen Unternehmen gute Früchte erwarten.

Die Italiener flüsterten sich allerlei über die Absichten zu, welche der König und der Legat hegten; die geschlossene Freundschaft machte namentlich die Guelfen besorgt. Am meisten hatten diejenigen Recht, welche glaubten, die beiden wollten sich gegenseitig betrügen.

In Parma traf der König seinen Sohn Karl an, welchen er zu sich berufen hatte, um an ihm einen Stellvertreter zu haben, sobald er selber nach Deutschland zurückgehen mußte, was er jedenfalls schon beabsichtigte. Er blieb noch den Monat Mai über in Parma, vielleicht abwartend, ob sich ihm noch andere Städte unterwerfen würden; aber das geschah nicht, im Gegenteil, schon regte sich wieder Unzufriedenheit mit ihm. Es wurde daher Zeit, den Kaiser zu beschwichtigen, und so brach er am 1. Juni von Parma auf, um über den Brenner nach Deutschland zu ziehen. Die Fürsorge für den fünfzehnjährigen Sohn übertrug er dem Grafen Ludwig von Savoyen, zögernd, nicht mit gewohnter Schnelle legte er seinen Weg zurück.

Ebensowenig wie über die Pläne Johanns sind wir über die Gedanken Ludwigs unterrichtet. Wir sahen, wie der Kaiser vorsichtig die Herzöge von Oesterreich heranzog, aber die Zusammenkunft in Innsbruck führte nicht zum offenen Bruch mit dem Böhmen; nirgends erfährt man, daß Ludwig gleich anfangs Johann in Italien entgegenarbeitete, obgleich er es gekonnt hätte. Wie an den Papst, ergingen gewiß auch an den Kaiser Anfragen aus Italien, wie man sich zu Johann verhalten solle. Ein einziges bezügliches Schreiben und

erst vom 7. März 1331 an den Gonzaga in Mantua gerichtet liegt vor. Ludwig belobt ihn wegen seiner Treue gegen das Reich; um das Thun des Böhmenkönigs solle er sich nicht kümmern und ihm fortan in keiner Weise gehorchen oder willfährig sein. Er habe Herzog Otto zum Reichsvikar eingesetzt; eine Kriegsschar, aus kaiserlichem und österreichischem Volke gebildet, werde noch vor Ende März in Italien einrücken, und einer von ihnen beiden unmittelbar mit starker Macht folgen. Das klang feindlich, aber enthielt doch nicht geradezu den Befehl zum Widerstande.

Der Reichstag, welcher Ende Januar 1331 in Frankfurt stattfinden sollte, kam nicht zu Stande. Gewiß verhinderte ihn nicht das dagegen ergangene päpstliche Verbot, sondern Ludwig wollte wegen der italischen Verwicklung Baiern nicht verlassen; derselbe Grund fesselte Herzog Otto an Oesterreich und Wien. Am 3. Mai schlossen in München die Familie des Kaisers, er selbst, seine Söhne und sein Schwiegersohn, Landgraf Friedrich von Meißen mit den Habsburgern ein enges Verteidigungsbündnis auf Lebenszeit gegen jedermann, er sei geistlich oder weltlich, und um alle Sachen, wodurch sie seiner und des Reichs wegen in Krieg kommen würden. Zugleich verbriefte Ludwig die schon angekündigte Ernennung Ottos zum Reichsvikar; sein Amt sollte in Kraft treten, sobald der Kaiser über die Alpen oder den Thüringer Wald zöge. Unter letzterer Fahrt verstand Ludwig einen Kriegszug nach Brandenburg, den er schon öfters beabsichtigt hatte. Noch immer mußte sein Sohn, der dortige Markgraf, mit großen Schwierigkeiten ringen, und deswegen ersah Papst Johann stets jene Gegenden in erster Stelle als Feld für seine Wirksamkeit gegen den Kaiser; nur im Nordosten Deutschlands hatte der Papst noch einen Anhang, auf den er hoffen konnte. Herzog Rudolf von Sachsen stand zwar bereits im Begriff, mit dem Kaiser völligen Frieden zu schließen, aber wie wir sahen, hielten die Pommernherzöge ganz zu Avignon und entzogen sich ihrer Reichspflicht. Schuf Ludwig hier Ordnung, so hatte er die letzten Schwierigkeiten im Reiche überwunden. Da er diese Möglichkeit sich offen hielt, mußte ihm trotz sonstiger Vorsicht noch denkbar erscheinen, die italische Frage ohne Krieg lösen zu können.

Indessen erhob er wenige Wochen später zu Nürnberg vor einer Anzahl berufener Fürsten Klage über den Böhmenkönig, er schädige das Reich und ziehe dessen Besitz und Rechte in Italien an sich; er begehrte deswegen ihren Rat. Sie schlugen ihm vor, er möge sich dafür an den diesseitigen Ländern Johanns schadlos halten. Er veranlaßte daher, wie später der Notar des böhmischen Königs seinem Freunde, dem Abt Peter von Königssaal, versicherte, den Herzog Otto, mit den Königen von Ungarn und Polen ein Bündnis zum gemeinsamen Angriff auf Böhmen zu schließen, und so viel ist gewiß, daß der Herzog den Kriegsbund zu Stande brachte.

Am 21. Juli traf endlich der schon lange angekündigte und vergeblich erwartete König Johann in Regensburg beim Kaiser ein. „Diese beiden ziehen sich häufig auf eine mitten in der Donau gelegene Insel zu heimlichen Zwiegesprächen zurück und verhandeln mit den vertrautesten Räten zweiundzwanzig Tage lang ganz insgeheim ihre Geschäfte. Dort einigen sie sich in allen Dingen, was vorher allen unglaublich schien, und beschließen eine Ehe zwischen ihren

Erben". So erzählt Peter von Zittau, welcher die aufgeregten Tage in Regensburg miterlebte.

Von Urkunden, welche das Ergebnis der Verhandlungen waren, ist eher zu viel, als zu wenig bekannt. Diejenigen, welche einen Ausgleich der in der niederbaierischen Herzogsfamilie ausgesprochenen Streitigkeiten, von denen auch das Verhältnis zwischen Ludwig und Johann berührt wurde, bezweckten, machen keine Schwierigkeiten, desto mehr die anderen. Am 10. August versprach der Böhme dem Kaiser, die ihm von demselben verpfändeten Städte: Mailand, Bergamo, Novara, Pavia, Bobbio, Cremona, Parma, Reggio und Modena, die ihm und seinen Erben Huldigung geleistet, dieses Eides zu entlassen und dann einen neuen, nur auf die Pfandschaft gerichteten Schwur von ihnen zu nehmen. An demselben Tage erklärte er, der Kaiser habe ihm die neun Städte als Pfand für 120000 Gulden eingesetzt, deren Zahlung auf einmal in Wien erfolgen sollte. Zwei Tage später aber erledigte er den Kaiser des Pfandvertrages und erklärte, er habe dem Kaiser versprochen, diese Städte in seinem Namen zu verwalten; am dritten Tage endlich vereinigten sich beide, die Länder und Städte, welche sie beide in der Lombardei und Toscana haben, gemeinschaftlich zu beschirmen.

Daß diese Urkunden sich widersprechen, ist offenbar; zum Glück geben spätere Aufklärung. Der Kaiser hat die neun Städte damals wirklich dem Könige als Pfand gegeben; außerdem erhielt dieser Lucca als Reichslehn und Brescia als Eigentum. Da keine Aussicht war, daß Ludwig die gewaltige Pfandsumme jemals erlegte, nahmen die beiden wahrscheinlich eine andere Lösung in Aussicht. Jene Verlobung, von der Peter von Zittau gewiß mit Grund erzählt und welche nur eine Tochter Johanns für einen Sohn Ludwigs bestimmt haben kann und zwar die jüngste, Anna, obgleich diese Herzog Otto versprochen war, muß damit im Zusammenhang stehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach fällt in dieselbe Zeit eine Verabredung der beiden Fürsten, die Mark Brandenburg gegen Kärnthen und Tirol zu vertauschen. Trotz jenes Vertrages mit Oesterreich war also Ludwig nicht abgeneigt, seinerzeit die Kärnthner Erbschaft an Luxemburg fallen zu lassen. Ein ganzes Gewirr von verschlagenen und treulosen politischen Ränken lag in diesen Verabredungen eingeschlossen.

Was bedeuten nun aber die Urkunden der letzten Tage? Sie waren berechnet auf den Papst, den Johann nicht außer Acht lassen konnte, sie sollten darthun, daß ihm der Kaiser die Mitregierung in Italien übertragen habe. Johanns weitere Aufgabe war nun, Kaiser und Papst zu versöhnen, um so von beiden anerkannt seine Stellung in Italien zu behaupten oder sonst zu verwerten. In der That schlug Ludwig nicht ab, eine Aussöhnung mit Johann XXII. zu versuchen, und König Johann muß ihm Eröffnungen gemacht haben, welche sie als durchführbar erscheinen ließen.

Als Ergebnis würde demnach zu betrachten sein: Johann behält die italienischen Städte zum Pfande, bis ihm Kärnten und Tirol zu teil wird. Für diese Lande tauscht er die Mark Brandenburg ein und gibt seine Tochter dem kaiserlichen Sohne. Außerdem wird er Frieden zwischen Deutschland und Avignon vermitteln helfen.

Nach diesen langen Tagen schwang sich Johann wieder in den Sattel,

um sein vernachlässigtes Königreich zu besuchen, welches der König von Ungarn und Herzog Otto bedrohten. Ueber Taus, wo er einen Landtag hielt, ging er nach Prag, von dort nach dem Osten, um dem von dem polnischen Könige bedrängten Orden beizustehen. In Breslau raffte er von Christen und Juden schnell das nötige Geld zusammen, nahm dann Glogau mit Sturm, brach in Polen ein und belagerte einige Tage die Stadt Posen; mit rascher Wendung jagte er dann südwärts an die mährisch-österreichische Grenze und stellte sich mit seinem Heere den Feinden entgegen. Aber diese, obgleich in Ueberzahl, trennten sich, ohne einen Kampf zu wagen, und sofort trat Johann die Reise nach Frankreich an, welche er schon bei seinem Aufbruche aus Italien beabsichtigt hatte; in fünf Tagen legte er den weiten Weg von Prag nach Frankfurt am Main zurück.

Ludwig hatte inzwischen in der That, wohl unter der Hand, in Avignon anfragen lassen und die Forderungen erfahren, welche Papst Johann stellte. Er beauftragte am 14. Oktober zwei baierische Geistliche, Entschuldigung anzubieten, die kaiserliche Krönung zu erbitten und Frieden zu schließen, und richtete selbst an den Papst ein seiner Würde angemessenes Schreiben. In der Anweisung, welche für die Boten ausgearbeitet wurde, erklärte er sich bereit, die Minoriten und Marsilius von Padua mit der Kirche auszusöhnen und sie aufzugeben, wenn sie darauf nicht eingingen, eine nicht zu schwere zeitliche Buße zu übernehmen für seine Vergehen gegen den heiligen Stuhl, aber nicht wegen Sachen, welche den Glauben beträfen, und vom Papste oder dessen Vertreter sich nochmals krönen zu lassen, aber er wolle bis dahin seinen bisherigen Kaisertitel behalten. Außerdem versprach er, die den Päpsten von früheren Kaisern verliehenen Urkunden zu bestätigen und mit Frankreich und König Robert Freundschaft zu halten. Wahrscheinlich hielt er die rechte Zeit noch nicht für gekommen, denn es waren unbedeutende Zugeständnisse, und es scheint sogar, daß die Botschaft gar nicht nach Avignon abging. Er verharrte für die nächste Zeit in der gegen den Papst bisher eingenommenen Haltung.

Statt nach Brandenburg, wie er noch im Herbste beabsichtigte, zog der Kaiser Ende des Jahres an den Rhein, nach Frankfurt. Noch immer widerstand die Stadt Mainz dem Erzbischofe Balduin, der sein Ziel trotz der päpstlichen Abmahnungen unverrückt verfolgte. Für Ludwig war er der wertvollste Bundesgenosse. Daher verbündeten sich die beiden am 11. Dezember aufs engste; da einmal die Frage eines Vergleiches mit dem Papste lebendig geworden war, versprachen sie einander, sich nur gemeinsam mit ihm zu versöhnen. Die Stadt Mainz that Ludwig darauf in die Reichsacht und endlich im kommenden Sommer fügte sich die trotzige Bürgerschaft dem Erzbischofe. Auch König Johann kam auf seinem Schnellritt durch Frankfurt. Er versprach am 19. Dezember, keine weitere Stadt des Reiches ohne des Kaisers Willen an sich zu nehmen, ein Schiedsgericht sollte die Streitpunkte zwischen jenem und ihm schlichten. Mit verhängtem Zügel sprengte er alsbald weiter nach Paris, wo er schon am 2. Januar 1332 anlangte. Von Luxemburg nahm er seine Tochter Jutta mit, um sie ihrem Bräutigam, dem französischen Kronprinzen Johann zuzuführen.

Ludwig blieb lange Zeit in Frankfurt, wo seine Hofhaltung, wie es scheint, eine glänzende und vielbesuchte war. Von jeher besaß er in den Bürgerschaften großen Anhang und er vergalt ihre Treue mit zahlreichen Vergünstigungen. Da die Zersplitterung des Besitzes in Süddeutschland viel größer war, als im Norden des Reiches, kamen die Reichsstädte für die Bewahrung des öffentlichen Friedens in besonderen Betracht und bildeten in den Landfrieden einen wichtigen Bestandteil. So manche solcher Einigungen entstanden seit dem Beginn des Jahrhunderts, wenn sie auch, wie das in ihrer Art lag, nur auf Zeit geschlossen sich stets wieder auflösten und dann in anderer wechselnder Zusammensetzung erneuert wurden. Ludwig vereinigte nach seiner Rückkunft aus Italien eine große Zahl von Herren und Städten Baierns und Schwabens zu einem Landfrieden, aber er bemühte sich auch, die rüstige Kraft der Städte für sich und sein Haus zu gewinnen. So schloß er damals ein großes Bündnis zwischen sämtlichen zweiundzwanzig Reichsstädten Schwabens und seinen drei Söhnen und dem Lande Oberbaiern, an welchem von Fürsten nur der zuverlässige Bischof Ulrich von Augsburg teilnahm. Es sollte dauern zwei Jahre über den Tod des Kaisers hinaus, um einer etwaigen zwiespältigen Königswahl gegenüber einmütiges Handeln zu verbürgen. Man verpflichtete sich zum Beistand gegen alle widerrechtlichen Angriffe; der Kaiser gestattete den Städten, welche in sich einen geschlossenen Verein bildeten, sich gegen jedermann, der ihre Rechte verletze, zu wehren, außer gegen ihn selbst. Ludwig, wie die Städte hatten davon gleich großen Vorteil; unverbrüchlich hielten fortan die Bürger zu ihm.

Der Gedanke einer Versöhnung zwischen den beiden Häuptern der Christenheit lag damals gleichsam in der Luft. Da Ludwig jetzt der einzige und allgemein anerkannte Herr des Reiches war, schien sie leichter erreichbar als früher. Der fromme Sinn der Bürger sehnte sich nach dem ungestörten Genuß der kirchlichen Gnadenmittel und so wandten sich in den ersten Monaten des Jahres 1332 mehrere schwäbische Reichsstädte an den Erzbischof Balduin mit der Bitte um Vermittlung. Ihre Schreiben sind ein schönes Zeugnis der Anhänglichkeit an den Kaiser und der verständigen Auffassung. Tief beklagen die Bürger den traurigen Zwiespalt zwischen Priestertum und Reich, welche der Weltenschöpfer zu gegenseitiger Förderung eingesetzt hat. Gott und die Kurfürsten in rechtmäßiger Wahl haben zum hochheiligen Kaiser gesetzt den frommen, milden, wohlwollenden und gütigen Fürsten, welcher Christus im rechten Glauben getreu, katholisch und gottergeben ist. Ihm, den sie seine Pflicht trefflich erfüllen sehen, wollen sie bis zum Tode anhangen, gehorchen und niemals von ihm weichen. Aber jener Feind, der Satan, hat zwischen ihm und dem apostolischen Stuhl Feindschaft gestiftet, und daher bitten sie den Erzbischof, ein Ende der Zwietracht zu erwirken.

Auch Graf Wilhelm von Holland bemühte sich wiederum, Avignon und Deutschland einander zu nähern, und wie es heißt, mit Genehmigung des Papstes. Es ist nicht unmöglich, daß Johann damals für einen Augenblick zu einem Abkommen geneigt war, denn der Böhmenkönig schuf ihm vielleicht noch mehr Sorge, als dem Kaiser. Zog er doch sogar die Verlegung

des heiligen Stuhles nach Bologna in ernstliche Erwägung. Die Hauptsache war, jene beiden auseinander zu halten.

Als daher König Johann schrieb, er wolle nach Avignon kommen, um für Ludwig zu verhandeln, erhielt er die kühle Antwort: ehe er erscheine, solle er erwägen, ob er recht thue; sei er davon überzeugt, so möge er die Reise unternehmen. Dringend wird er ermahnt, die Gemeinschaft mit den Feinden der Kirche aufzugeben. Der Luxemburger ließ vorläufig seine Absicht fallen, er war zunächst beschäftigt, den Ehevertrag seiner Tochter abzuschließen. In ihm versprach er dem Könige Philipp Beistand gegen jeden, außer dem römischen Kaiser und König, sofern nicht dieser einen deutschen Reichsangehörigen gegen Frankreich unterstütze. Sollte er oder sein Sohn Kaiser werden, dann wolle er keine Ansprüche auf die Besitzungen des französischen Königs machen und in gewissen Fällen, selbst wenn er König würde, eine festgesetzte Hülfsschar zuführen. Daß Johann oder sein Sohn die deutsche Krone erhielten, war immerhin möglich; daß er sich aber nicht mit der Absicht trug, Ludwig baldigst zu verdrängen, ergibt die ausdrücklich bedungene Ausnahme. Der Böhmenkönig hatte ohnehin genug andere Sorgen.

Nachdem er die Hochzeit seiner Tochter gefeiert, stürzte er sich in den Kampf mit Brabant, während daheim sein Königreich durch den mit Ungarn und Oesterreich wieder ausgebrochenen Krieg schwer litt. Trotzdem wollte er erst nach Avignon gehen, aber der Papst verhielt sich wiederum so ablehnend, daß er vorzog, die Verhältnisse im Reiche zu ordnen. Dort war sein Schwiegersohn Heinrich von Niederbaiern in offenen Krieg mit dem Kaiser geraten, der ihn in seiner Feste Straubing belagerte; da in der wittelsbachischen Familie so oft Zwietracht ausbrach, ist nicht nötig, eine mit der großen Politik zusammenhängende Ursache anzunehmen.

Daß der Kaiser den in Frankreich Weilenden mit Mißtrauen betrachtete, ist natürlich. Er, der selber Johann gegenüber nicht ehrlich war, sondern mit ihm und Oesterreich zugleich rechnete, stets bereit, sein Spiel zu wechseln, mußte Aehnliches von seinem verschlagenen Freunde voraussetzen. Daher blieb er in der Deckung. Er hielt die Oesterreicher nicht von der Erneuerung des Krieges mit Böhmen ab und ohne sein Zuthun erfolgte Mitte Juli der Friedensschluß. Johann, der noch in Luxemburg weilte, erkaufte ihn mit einigen Abtretungen an Oesterreich und Ungarn, und da einmal eine größere politische Handlung kaum ohne eine Eheberedung vor sich gehen konnte, begehrte er die Tochter König Friedrichs, die junge Elisabeth zur Gattin. Schon im November sollte die Hochzeit sein, doch mußte vorher erst wegen naher Verwandtschaft die Erlaubnis des Papstes eingeholt werden. Die Verbindung bot zugleich den Habsburgern Ersatz dafür, daß Johann seine einst Otto verheißene Tochter Anna dem Sohne des Kaisers geben wollte.

Es erleichtert das Verständnis des Folgenden, wenn erst kurz erzählt wird, was sich inzwischen in Italien zutrug. Der junge Karl hatte einen schwierigen Stand. Mit geringen Mitteln versehen konnte er oder sein Schützer, Graf Ludwig von Savoyen, auch nicht viel leisten, und da er somit genötigt war, die Italiener stark in Anspruch zu nehmen, wiederholte sich das alte Stück: die Begeisterung für

ihn und seinen Vater erlosch und Geringschätzung trat an ihre Stelle. So gab es schon bald nach Johanns Abreise in Parma und der Nachbarschaft verdrießliche Störungen. Die großen Herren, welche nur notgedrungen sich den Böhmenkönig gefallen ließen, warteten darauf, ihn wieder abzuschütteln, selbst Feinde, wie Mastino della Scala und Azzo Visconti, der sich beeilte, seinen Frieden mit der Kirche vollständig zu machen, vereinten sich zu diesem Zwecke. Der erste große Schlag glückte dem Scaliger, welcher am 15. Juni 1332 Brescia überrumpelte, im September gelang es Azzo, Bergamo einzunehmen. Die Stadt Florenz lag mit Lucca und dessen königlichem Statthalter ununterbrochen in Fehde und hinter ihr steckte der König Robert; die Markgrafen von Este-Ferrara und andere schlossen sich bereitwillig an. So entstand im September eine große Liga, welche sich nicht allein gegen König Johann, sondern auch gegen den päpstlichen Legaten richtete, dem man schlimme Pläne zutraute. Die erste kriegerische Unternehmung, die Belagerung von Modena, mißglückte jedoch und Karl, obgleich ihn Ludwig von Savoyen treulos im Stiche gelassen hatte, errang am 25. November einen glänzenden Sieg bei San Felice. Aber dieser rettete nur aus der augenblicklichen Not; die Gegner, von denen Azzo Pavia und Vercelli einnahm, ließen nicht nach, und das neue Jahr 1333 begann nicht allzu hoffnungsreich.

Solange König Johann Italien nicht aufgeben wollte, durfte er mit Ludwig nicht brechen. Ohnehin verfolgte auch sein Oheim Balduin die krausen Züge des Neffen mit Mißtrauen und verband sich deswegen enger mit Ludwig. Am 17. August in Nürnberg versprach er Beistand mit ganzer Macht gegen seinen Neffen, wenn dieser sich widerrechtlich gegen das Reich oder den Kaiser setzen und diesen am Reiche irren wollte und die beiderseits gegebenen Briefe nicht hielte, und bekam dafür gleichfalls die Zusage unbedingten Beistandes. Ludwig überhäufte den Erzbischof, welcher auch den Zwist mit Niederbaiern schlichtete, mit Gunstbezeugungen jeder Art.

Gleich darauf kam Johann in Nürnberg an, wieder in wilder Hast. Sein erstes war, den Erzbischof zu begütigen, der darauf zwischen ihm und dem Kaiser vermittelte. Ueber die schon vor einem Jahre zwischen beider Kindern geplante Ehe wurden, vorbehaltlich des päpstlichen Dispenses, genaue Bestimmungen getroffen. König Johann verpflichtete sich, bis zum kommenden April den früheren Vertrag über die ihm verpfändeten italischen Städte auszuführen, d. h. sie von der ihm geleisteten Huldigung zu entbinden und eine neue, nur auf das Pfandverhältnis bezügliche zu veranlassen, widrigenfalls sie ohne Entgelt an den Kaiser zurückfallen würden. Er durfte von ihnen weder dem Papste noch Frankreich etwas versetzen. Der Krieg gegen die Scala wegen Brescia blieb ihm überlassen. Feierlich gelobten sich Ludwig und Johann, jeder dem andern und seinen Kindern getreu zu sein, nicht nach des andern Schaden an Leib, Gut und Ehre zu trachten. Zu gegenseitiger Bürgschaft bevollmächtigten beide Erzbischof Balduin, gegen denjenigen von ihnen, welcher den Bund bräche, dem andern mit ganzer Macht beizustehen.

Ludwig erscheint als der stärkere, dessen Geneigtheit Johann begehrt, seine Politik als eine feste und sichere. Peter von Zittau deutet an, er habe den Böhmenkönig beauftragt, ihn mit dem Papste auszusöhnen. Vermutlich machte

Johann diesen Vorschlag, welchen Ludwig annahm. Die Angelegenheit stand einmal auf der allgemeinen Tagesordnung, selbst der Franzosenkönig bot ihm seine Dienste an.

Auch mit den Oesterreichern bekräftigte Johann bald darauf in persönlicher Zusammenkunft zu Passau, wohin ihn der Kaiser begleitete, die bereits geschlossene Freundschaft. So sicherte er sich zwar den Frieden in Deutschland, um seine Macht ganz auf Italien werfen zu können, aber es zeigte sich bereits, daß es über seine Kräfte ging, diesseits und jenseits der Berge eine Rolle zu spielen. Ludwigs geschickte Politik hatte ihn zu binden verstanden. Desto nötiger wurde es, mit dem Papste persönlich eine Verständigung zu suchen, und so trat Johann, nachdem er in wenigen Tagen des Aufenthalts in Prag seine Taschen gefüllt, wieder die Reise nach Frankreich an. Ueber Paris erreichte er Avignon bereits am 10. November.

Er mag dem Papste vorher Eröffnungen gemacht haben, welche diesen geneigter stimmten und ihm selbst einen ehrenvollen Empfang bereiteten. Viele Tage dauerten die geheimen Verhandlungen. Der Papst war in einer schwierigen Lage, denn in der That hatte der Böhmenkönig durch seinen Einmarsch in Italien alle Verhältnisse so verwirrt und verwickelt, daß höchste Vorsicht rätlich erschien. Der Papst hatte stets die Bildung einer starken Macht in Italien zu verhindern gesucht. Er wußte, daß es mit Johanns dortiger Herrschaft zurückging, daß König Robert mit den Guelfen sich zu einem großen Schlage gegen ihn rüstete, aber noch war er nicht besiegt. Jene einseitig zu begünstigen, war einmal Italiens wegen bedenklich, da die Liga auch den päpstlichen Legaten bedrohte, noch mehr aber deswegen, weil sich dann der Luxemburger vielleicht ganz mit dem Baiern vereinigte. Johann konnte ihm die Urkunden von Regensburg vorlegen, in welchen ihm der Kaiser die Mitherrschaft über einen Teil von Italien zusagte. Er begehrte aber zugleich die Versöhnung mit Ludwig, kündigte wahrscheinlich eine bald zu erwartende Gesandtschaft desselben an. Daß alle seine Prozesse nichts verfangen hatten, vermochte sich der Papst nicht zu verhehlen, und gerade wie gleichzeitig der Bischof und die Stadt Konstanz, obgleich sie zum Kaiser hielten, vom Papste Aufhebung des Interdiktes verlangten, mochten andere deutsche Städte gebeten haben. Endlich kam Frankreich in Betracht. Freilich wissen wir nicht recht genau, wie König Philipp über Italien dachte, denn der politische Tagesklatsch, wie ihn Villani überliefert, ist nicht ohne weiteres glaublich. Dem Papste war es jedenfalls am liebsten, die Franzosen ganz fernzuhalten. Aber er war mehr und mehr in Abhängigkeit von Frankreich geraten, da er nirgends mehr zuverlässige Stützen hatte, und mußte auf Philipp ängstliche Rücksicht nehmen. Daher hatte er diesem Zugeständnisse von vermutlich nicht geringem Umfange gemacht. Von ihnen loszukommen, bot der Böhme gute Gelegenheit; da Philipp ihn gerade in diesen Sachen warm empfohlen hatte, glaubte Johann danach handeln zu dürfen. Weil er nicht gegen den Böhmen und den Kaiser zugleich kämpfen konnte, galt es, ersteren festzuhalten, aber unter guten Bürgschaften.

Aus allen diesen Erwägungen entsprang ein geheimer Vertrag, von welchem wir wenigstens den Entwurf kennen.

Der Papst erklärte sich bereit, Johann und seine Nachkommen mit den drei Städten Parma, Modena und Reggio zu belehnen, in der Erwartung, daß die Kirche von der Treue des Königs Vorteil haben und er seine früher gemachten Zusagen erfüllen werde. Johann versprach dagegen der Kirche und der Geistlichkeit Schutz und Freiheit; ohne Erlaubnis des Papstes wollte er weder in der Lombardei noch in Tuscien eine Herrschaft oder eine Hauptmannschaft annehmen. Vor allem — darauf legte die Kurie jetzt wie immer den größten Nachdruck — verpflichtete er sich, unter keinen Umständen Sizilien anzugreifen, und auch die Mailänder nicht, wenn sie ihm Schadenersatz — für Bergamo — geben würden. Er wird Ludwig dem Baiern nie anhangen, ihn nie unterstützen oder, solange er nicht mit der Kirche versöhnt ist, als König oder Kaiser anerkennen, vielmehr, wenn es nötig sei, der Kirche und dem Papst gegen ihn Beistand leisten. Johann versicherte zugleich, niemals Ludwig einen Treu- oder Lehnseid geschworen zu haben, was an sich richtig, aber nicht so bedeutungsvoll war, wie er vorgab. Sein Sohn Karl wird dem Papste Stadt und Gebiet von Lucca zur freien Verfügung übergeben. Von diesen Verabredungen ist der König von Frankreich in Kenntnis zu setzen, damit man wisse, ob er auf einer gewissen Abmachung bestehe, welche mit ihm über die Lombardei getroffen ist; wolle er, daß diese erfüllt würde, so müsse der König die drei Städte herausgeben.

Für den Papst entstanden keine bedeutenden Verbindlichkeiten, während er Johann große auferlegte. Die Abtretung von Lucca war eine schwere Sache, um so mehr, da der Besitzer der Stadt leicht den Weg nach Rom verlegen konnte. Aber König Philipp wurde durch den Vertrag sehr aufgebracht. Der Papst erwiderte ihm, die Uebereinkunft sei so „schwächlich" und so schwer zu erfüllen, daß sie nicht beunruhigen könne und erbot sich, sie auf Verlangen zurückzunehmen.

„Die Eintracht zwischen Papst und Kaiser brachte der König nicht ganz zustande", sagt der Königsaaler. Das war unter diesen Umständen sehr natürlich, obgleich Johann gewiß auch in dieser Hinsicht zu wirken suchte. Als die Gesandtschaft Ludwigs erschien, auch von den österreichischen Herzögen befürwortet, fand Johann ihre Anträge für ungenügend im Vergleich zu den Verbrechen des Baiern, ihre Forderungen für unvernünftig; er verweigerte eine Verhandlung, bis sie geeignetere Aufträge brächten. Die fraglichen Ehedispense erteilte er auch nicht; namentlich der für Johanns Tochter Anna mit Ludwig von Brandenburg wäre ein großes Zugeständnis gewesen.

Von Avignon, wo König Johann nach seiner Art auch durch verschwenderische Freigebigkeit für sich Stimmung zu machen suchte, kehrte er noch einmal nach Paris zurück und zog dann durch Savoyen über Turin nach Italien, begleitet von einer auserlesenen Streitmacht, in welcher sich zahlreiche kampfberühmte französische Herren befanden. Doch das Kriegsglück war ihm nicht hold, und als der Legat, welcher, um Ferrara zu erobern, sich jetzt ganz an ihn anschloß, am 14. April 1333 eine furchtbare Niederlage durch das ligistische Heer erlitt, schwand die Hoffnung auf Wiedergewinnung der verlorenen Plätze gänzlich. Es handelte sich für ihn nur noch darum, das bisher Behauptete zu bewahren oder möglichst vorteilhaft zu verwerten. Das Bündnis mit dem Legaten löste sich in gegenseitigem Mißtrauen auf. Bertrand verlor schließlich fast die ganze

Romagna und begab sich im Frühjahr 1334 nach Avignon zurück. Seine vierzehnjährige, mit riesigen Opfern an Blut und Geld betriebene Arbeit war vergeblich.

Johann, den sein ungeduldiger Geist fortdrängte, hätte gern seinen Sohn Karl in Italien zurückgelassen, aber dieser weigerte sich, die ihm zugedachte Aufgabe zu übernehmen, da er sie nicht mit Ehren durchführen könne. Der Prinz ging nach Böhmen, während Johann nur zurückblieb, um die ihm noch gebliebenen Städte für zum Teil große Summen zu verpfänden. Am 18. Oktober 1333 verließ auch er Parma und begab sich nach Luxemburg, wohin ihn der mit Brabant wieder ausgebrochene Krieg rief.

So endete das wunderbar begonnene Unternehmen mit Schimpf und Schande. Von allen Hoffnungen, welche Johann daran geknüpft haben mochte, ging keine in Erfüllung. Den größten Schaden trug außer ihm der Papst davon, während Ludwig mit dem Ausgang zufrieden sein konnte. Daß die italischen Städte, welche nutzlos große Lasten getragen, von den Deutschen nun noch weniger hielten und sich dort die Ueberzeugung befestigte, Deuschland vermöge nicht den ersehnten Frieden zu bringen, es wolle in Italien nur seine Habsucht befriedigen, war eine unvermeidliche Folge. Als schlimmer Ueberrest der Deutschenzüge seit Heinrich VII. blieben in dem Lande deutsche Soldbanden, welche für Jeden feil waren und durch Zulauf aus der Heimat und anderen Ländern Europas verstärkt, zur entsetzlichen Plage wurden. Nur wenn sich in Italien selbst starke Mächte bildeten, welche unabhängig vom Auslande den Parteihader dadurch beendigten, daß sie die Parteien selbst erstickten, konnte dem gequälten Lande ruhiges Gedeihen erblühen. Geschehen konnte das nur durch das Erstarken und Umsichgreifen der Signorien. Das war freilich ein weiter, auch mit schweren Kämpfen verknüpfter Weg. Immerhin war es von italienischem Standpunkte aus ein Glück, daß gerade infolge der Abenteuer Johanns die hauptsächlichsten italischen Tyrannengeschlechter sich nicht nur behaupteten, sondern ihre Herrschaft bedeutend erweiterten. Die Visconti gewannen Bergamo, Pavia, Vercelli, Cremona, Como, Lodi, Crema und Piacenza, die Scala Brescia, Parma, Lucca und die Oberherrlichkeit über Reggio, welches an die Gonzaga, und über Modena, welches an die Este kam. Mit diesen beiden Häusern konnten sich nur Venedig und Florenz an Macht messen.

Neunzehnter Abschnitt.

Der Abdankungsplan Ludwigs. 1333—1334.

Es war und blieb eine Zeit politischer Beunruhigung und seltsamer Geschichten; ein Plan nach dem andern tauchte auf, und damit wächst die Schwierigkeit, sie zu erkennen und zu deuten. Merkwürdiger als alles Vorangegangene war, daß es dem Kaiser in den Sinn kam, abzudanken zu gunsten seines Vetters Heinrich von Niederbaiern. Die Sache wurde weithin ruchbar und mehrere damalige Schriftsteller wissen davon zu erzählen, aber man hört aus ihren sich widersprechenden Sätzen heraus, wie wenig Genaues sie wußten. Nicht auf sie, nur auf die Urkunden läßt sich ein Urteil bauen.

In Rothenburg an der Tauber, wo der Kaiser Mitte November verweilte, sind die ersten ausgestellt. Am 14. November 1333 bekannte Herzog Rudolf von Sachsen, er kiese „auf Geheiß, Willen und Bitte des Kaisers" Herzog Heinrich von Baiern zum König und künftigen Kaiser, und verpflichtete sich, ihm zu gehorchen und zu helfen, wenn Ludwig „abginge oder bei dem Reiche nicht bleiben wollte". Fünf Tage später erklärte Herzog Heinrich: den Brief, welchen er vom Kaiser habe über die „Verzeichnuß", d. i. Verzichtleistung auf das Reich, dürfe er nicht zeigen, und er solle keine Kraft haben, bis der Papst Ludwig absolviert und gänzlich losgesprochen habe. Der Kaiser wird diesen darum ersuchen; der Papst soll dann nach Deutschland „einen wahren Boten" senden, der die Lösung öffentlich ausspricht, und Ludwig widerrufen, was er gegen Papst und Stuhl gethan hat. Dann soll der Brief Kraft haben und vollführt werden.

Wunderlicher noch lauten die darauf in Frankfurt ausgestellten Briefe. Am 6. Dezember verpflichtet sich König Johann, dem Kaiser und allen seinen Kindern gegen jedermann behilflich zu sein und sie in Landen, Leuten und Gut zu schirmen, wie dieser es umgekehrt thun wird. Wenn Herzog Heinrich nach dem Kaiser zu einem römischen Könige gesetzt würde, will er dafür sorgen, daß er allen Kindern desselben seine Zusagen halte.

In einem zweiten Schriftstück gelobte Johann, wenn der Papst „die Rede und

Teidung, welche wir an ihn gebracht und geworben haben und überein gekommen sind und nicht vollendet wurden," fallen ließe und gegen Ludwig nicht statthaben wollte, so wolle er Ludwig und seinen Erben gegen den Papst beholfen sein und ihn beschirmen mit Leib und Gut.

Am 7. Dezember führt Heinrich selber das Wort mit einer langen, für König Philipp von Frankreich ausgestellten Urkunde. Zum allgemeinen Frieden der Kirche und des römischen Reiches, zum Guten der ganzen Christenheit und besonders zur Förderung eines allgemeinen Kreuzzuges bestehe durch Vermittlung König Johanns von Böhmen ein Traktat zwischen Ludwig und mehreren, sogar der Mehrheit der Kurfürsten, daß Ludwig vom Reiche abtreten und ein neuer König gewählt werden solle, und sie seien bereits einmütig, ihn — Heinrich — dazu zu nehmen, wie ihm durch deren offene Briefe bekannt sei. Wenn die Wahl von genügender Zahl der Kurfürsten in herkömmlicher Weise erfolge, sei er bereit, sie anzunehmen. Da nun Philipp dazu Beistand geleistet und weiteren zugesagt habe, so verspricht Heinrich zum Dank Frankreich ewigen Frieden und jedweden Beistand. Alles ist in der überschwänglichsten Weise ausgedrückt, aber der eigentliche Kern folgt erst. Um Philipp für die gemachten großen Auslagen zu entschädigen, überträgt ihm Heinrich mit Rat und Beistimmung der Mehrzahl der deutschen Kurfürsten sämtliche Reichsrechte auf das ganze burgundische Königreich und das Bistum Cambray, bis 300000 Mark Silber auf einmal dem Könige bezahlt werden. Dafür soll der Böhmenkönig die Bürgschaft übernehmen und der Papst alles bestätigen. — Dieses Schriftstück, welches offenbar in der französischen Kanzlei aufgesetzt und von Heinrich nur vollzogen wurde, klingt wie ein Scherz, aber war leider nicht so gemeint. In der That verbürgte sich am 16. Februar in Poissy König Johann für Heinrich und versprach, die weltlichen Kurfürsten zur Erfüllung zu bewegen. Wenn jedoch Heinrich bei seiner Krönung seine Verheißung in angemessener Weise verbriefe, sollten er und seine Erben ihrer Verpflichtung entledigt sein.

Am 9. Juni 1334 ließ Erzbischof Balduin durch Beauftragte mit Bischof Adolf von Lüttich einen Vertrag schließen über einen gegenseitigen Tausch ihrer Bistümer. Darin heißt es: Adolf wird bei einer Wahl des Herzogs Heinrich von Baiern, des Königs von Böhmen und dessen Kindern zu römischen Königen mit Balduin zusammenstehen und jeder von ihnen wird stets bei einer Königswahl des andern Nutzen fördern.

Endlich läßt sich auch der Papst selbst vernehmen, welcher noch am 21. Mai dem Bischofe von Hildesheim geschrieben hatte, das Gerücht, der Baier sei mit der Kirche ausgesöhnt, entbehre jeder Begründung, und allgemein zur kräftigen Durchführung seiner Prozesse mahnte. Am 27. Juni teilte er dem Könige Philipp mit, er habe Kenntnis von den Vereinbarungen zwischen den Gesandten Philipps und des Böhmen erhalten. Er schickte deswegen zwei Gesandte an Philipp und Johann und erbat auch von Herzog Heinrich Wohlwollen und Geleit für sie. Denn sie waren bestimmt, dem Kaiser Ludwig ein päpstliches Schreiben zu überbringen. Er entbietet darin „dem hohen Mann Ludwig von Baiern Gunst in der Gegenwart, welche führen möge zum Ruhm in der Zukunft". Die Boten Philipps und Johanns hätten ihm gemeldet, Ludwig wünsche zur Einheit der

Kirche zurückzukehren, bereit, seinem königlichen und kaiserlichen Stande, welchen er sich angemaßt, dem Titel und jeder Ausübung in der Hoffnung auf päpstliche Liebe und Gunst thatsächlich und ausdrücklich zu entsagen. Gewaltig sei seine Freude darüber, aber „da wir über deine Absicht eine andere Gewißheit nicht haben", so möge er durch die Gesandten seinen Willen zu erkennen geben.

Am 24. Juli schließlich schreibt Ludwig der Stadt Worms, ihm sei Kunde von der allgemein verbreiteten Märe zugekommen, daß er auf das Reich verzichtet habe. „In unser Herz und Sinn kam nie und kommt nimmer, daß wir das Reich, um dessen willen wir manche Zeit uns und den Unseren weh gethan haben und uns hart angekommen ist, bei unserm lebendigen Leibe jemandem aus der Hand geben. Wohl ist das wahr und wollen wir nicht verhehlen, daß wir zur Kräftigung des heiligen Reiches mit unseren Fürsten und Herren zu Rate wurden, damit, wenn wir nicht mehr wären, dann nach uns ein anderer König zur Hand wäre, auf daß dem Reich die so oft erlittene Zwietracht und andere Gebresten erspart blieben". Er bittet, solche Mär nicht zu glauben und nicht zu dulden, daß etwa deswegen von Fürsten Zusammenkünfte gehalten würden. Selbst wenn man ihnen einen von ihm besiegelten Brief zeige, daß er anders als erst nach seinem Tode etwas mit dem Reich gethan hätte, so möchten sie sich daran nicht kehren, denn die Welt sei voll Falschheit.

Von den Geschichtschreibern verdient nur einer ernstliche Beachtung, Heinrich Truchseß von Diessenhoven, welcher damals in Avignon an der Kurie als päpstlicher Kaplan lebte, später Domherr in Konstanz wurde, der Verfasser eines großen und wichtigen Werkes. „Um den Anfang März fing der Papst aus Veranlassung des böhmischen Königs mit sieben Kardinälen zu verhandeln an, daß Ludwig abtreten und sein Verwandter, ein gewisser Herzog Heinrich von Baiern, zum Könige gewählt und zum Kaiser befördert werden sollte. Das war aber gegen den König Robert von Neapel, welcher deshalb gegen den Papst unwillig wurde. Ihn begünstigte der König von Ungarn zusammen mit den ghibellinischen Tyrannen, welche die Rechte des Kaisertums an sich rissen, und mit den Guelfen, namentlich den Florentinern, welche, um das zu verhindern, ihre Botschaft mit Gesandten der Könige Robert und Karl zum Papste geschickt hatten, daß er der Wahl eines neuen Kaisers nicht zustimmen solle. Der französische König aber arbeitete mit dem böhmischen zusammen, daß Herzog Heinrich zum künftigen Kaiser gewählt würde."

Um aus diesem Gewirr widersprechender Nachrichten das Thatsächliche herauszufinden, sind mancherlei Vermutungen aufgestellt worden. Es fällt in die Augen, daß die Hauptfrage in doppelter Gestalt erscheint. Gewiß ist, daß es sich um die Nachfolge Herzog Heinrichs handelte, wie ja auch Ludwig offen zugab; aber das eine Mal steht sie nur für den Todesfall des Kaisers in Aussicht, das andere Mal schon bei seinen Lebzeiten infolge von Abdankung. Es bestanden also zwei Pläne nebeneinander, welche an sich verschieden waren.

Wie wir Ludwig kennen lernten, ist nicht anzunehmen, daß er lediglich der Spielball in den Händen anderer war. Allgemein gilt Johann als der Urheber der ganzen Sache, aber das ist keineswegs ausgemacht. Heinrich bezeichnet ihn zwar als solchen in dem Pergament für den französischen König vom

7. Dezember, aber die Angaben, welche er sonst über den Stand der Dinge macht, sind so unglaublich, daß es nicht wohlgethan ist, ihnen in allem zu folgen. Hätte die Angelegenheit derart gelegen, so wäre ihr Vollzug leicht gewesen. Das Gelöbnis, welches Johann am 6. Dezember dem Kaiser gab, wird dahin ausgedeutet, daß ersterer schon mit dem Papste über die Abdankung gesprochen habe. Auch dieser Schluß ist wenigstens nicht zwingend. Der Luxemburger verhandelte seit Jahren mit dem Papste über den Ausgleich, das genügt vollkommen zur Erklärung der Urkunde.

Johann kam eben erst aus Italien. Am 21. Oktober brach er von Verona auf, wo er erzählte, er wolle gemäß dem Willen des Königs von Frankreich den Frieden zwischen Kirche und Kaisertum zum Vollzug bringen. Seine Anwesenheit in Rothenburg ist nicht undenkbar, aber dann kam er erst im letzten Augenblick, wo die Sache jedenfalls schon im Gang, Sachsen bereits gewonnen war. Greifbar tritt seine Mitwirkung erst in Frankfurt hervor, und da wird er es gewesen sein, welcher den französischen König hineinzog.

Die Macht seines Hauses ist der Leitstern, dem Ludwig stets durch alle Hindernisse hindurch folgt. Ihn beschäftigte schon lange die berufene Kärnthner Erbfolgefrage, welche ihn bereits mehrmals zu einer nicht redlichen Politik fortgerissen hatte, und obgleich sie bei dieser Gelegenheit in keiner der Urkunden, in keiner Erzählung hervortritt, muß sie damals für ihn von größter Bedeutung gewesen sein. Denn im Dezember 1331 verlor der arme Herzog Heinrich auch seine dritte so mühsam erworbene Gattin, ohne von ihr Kinder erzielt zu haben; jetzt kam für den Todfall nur noch seine mit Johann Heinrich vermählte Tochter Margaretha oder eine anderweitige Verfügung des Kaisers in Betracht. Oesterreich und Böhmen richteten ihre Augen und Sinne auf das schöne Land und Ludwig konnte von beiden große Zugeständnisse für seine Förderung erwarten. Die Verlegenheit war nur, welchem von beiden er den Zuschlag gab. Gegen Oesterreich war der frühere Groll gewiß noch nicht ganz gewichen. Herzog Albrecht, wenn er sich auch den geschlossenen Verträgen nicht widersetzt hatte, hielt noch immer zu Johann XXII. und versuchte, seinen Bruder Otto, mit dessen Auftreten er nicht einverstanden war, mit diesem auszusöhnen. Von den Habsburgern war nur die Abtretung Tirols zu hoffen. Der Böhme dagegen war Kurfürst, sein Oheim verfügte sogar über zwei Kurstimmen. Nun kam es für Ludwig nicht allein darauf an, zu erwerben, sondern auch seiner Familie zu erhalten. Der Papst hatte ihm sein Herzogtum abgesprochen, seinem Sohn die Mark Brandenburg bestritten, deren Besitz ohnehin reichsrechtlich nicht gesichert war. Starb der Kaiser, so lief seine Familie Gefahr, diesen Besitz wieder einzubüßen. Das entlegene Land war schwer zu behaupten; tauschten sie dagegen Kärnthen ein, so fuhren die Wittelsbacher viel besser, und dieser Gedanke war schon angeregt. Ludwig gedachte unter den günstigen Aussichten, in denen er und sein Haus stand, die Nachfolgefrage so zu ordnen, daß seine Kinder vor Schädigung gesichert blieben. Daß einer seiner Söhne die Königskrone erlangen würde, konnte er nicht erwarten, und so verfiel er auf den Vetter Heinrich von Baiern, der trotz aller gelegentlichen Feindseligkeiten Wittelsbacher war und als Schwiegersohn des Böhmen der luxemburgischen Stimmen sicher zu sein glaubte.

Wenige Wochen, ehe die Rothenburger Besprechungen erfolgten, vermachte Herzog Otto von Niederbaiern, Heinrichs Bruder, seinen Landesteil dem Kaiser; wahrscheinlich stand die Anerkennung dieser Verfügung unter den Bedingungen, welche Ludwig seinem Vetter Heinrich stellte.

Ludwigs Absicht war, wenn man alles zusammenhält, zunächst die, Heinrich bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger wählen zu lassen, so daß dieser bei des Kaisers Tode sofort die Regierung antrat. Jedenfalls wurde Heinrich und mit ihm die Luxemburger schon dadurch eng verpflichtet. Immerhin stand ein Thronwechsel noch in ferner Aussicht, da Ludwig erst in die fünfziger Jahre eingetreten war. Für diesen Fall also konnte man die Auseinandersetzung mit dem Papste der Zukunft überlassen, denn daß der neunzigjährige Johann XXII. den Kaiser überleben würde, fiel außerhalb jeder Berechnung.

Doch wurde auch die Lösung nicht ausgeschlossen, daß Ludwig vorher die Krone niederlegte und sie Heinrich übergab. Das war offenbar das Ziel des Herzogs und des Böhmenkönigs. Natürlich mußten sie ein solches Opfer noch viel teurer erkaufen und Ludwig verwertete diese Möglichkeit mit gewohnter politischer Klugheit. Ganz unerläßlich war in diesem Falle, daß der Papst seine Zustimmung gab. Ludwig blieb diesen Verhandlungen fern, er stellte die Bedingung, daß der Papst ihn vorher löse, und zwar in einer Form, welche für ihn höchst ehrenvoll war. Erkannte ihn Johann XXII. an, dann kam das auch seinen Kindern zu gute. Indessen von Anfang an schien nicht glaublich, daß Johann auf die verlangte Weise eingehen würde. Dann waren König Johann und dessen Schwiegersohn wieder ganz auf den Kaiser angewiesen, ihre Verbindung mit Avignon wurde gesprengt, der Welt von neuem gezeigt, wie unfriedfertig dieser Papst sich zeigte. Damit erreichte Ludwig denselben Vorteil, wie er ihn in ganz ähnlicher Gestalt 1326 über die Habsburger davongetragen.

Johann von Böhmen war nun wieder ein wichtiger Mann. Die Urkunden, welche er am 6. Dezember in Frankfurt gab, beziehen sich auf beide Fälle, auf die Nachfolge Heinrichs nach Ludwigs Tode und bei dessen Lebzeiten. Der König wünschte unzweifelhaft seinen Schwiegersohn bald erhöht zu sehen, und ihm als Kurfürsten fiel die Aufgabe zu, seine Genossen zu bearbeiten.

Der alte Kölner Erzbischof Heinrich von Virneburg war hochbetagt am 6. Januar 1332 gestorben. Da sein Tod lange vorher zu erwarten stand, bildete noch zu seinen Lebzeiten die Frage nach der Nachfolgeschaft den Gegenstand von Verträgen und Bemühungen in Avignon, aber Johann XXII. war mit seinem Entschlusse schnell fertig. Ohne die Wahl des Kapitels abzuwarten, welches den Bischof Adolf von Lüttich postulierte, ernannte er bereits am 27. Januar den Domherrn Walram, den Bruder des Grafen Wilhelm V. von Jülich, eines seiner getreuesten Anhänger. Walram, etwa 28 Jahre alt, hatte lange Zeit in Paris und Orleans studiert; er war ein redlicher Mann, aber noch unerfahren und ohne hervorragende Geisteskraft. Seine Neigungen, durch Familie und Jugendzeit beeinflußt, galten zunächst Frankreich, mit welchem er sich gemeinsam an den Unternehmungen gegen Brabant beteiligte. Dadurch trat er auch den Luxemburgern nahe und mit Balduin von Trier vertrug er sich aufs beste, schloß sogar mit ihm einen Vertrag, der seinem Förderer, dem Papste, nicht günstig

7. Dezember, aber die Angaben, welche er sonst über den Stand der Dinge macht, sind so unglaublich, daß es nicht wohlgethan ist, ihnen in allem zu folgen. Hätte die Angelegenheit derart gelegen, so wäre ihr Vollzug leicht gewesen. Das Gelöbnis, welches Johann am 6. Dezember dem Kaiser gab, wird dahin ausgedeutet, daß ersterer schon mit dem Papste über die Abdankung gesprochen habe. Auch dieser Schluß ist wenigstens nicht zwingend. Der Luxemburger verhandelte seit Jahren mit dem Papste über den Ausgleich, das genügt vollkommen zur Erklärung der Urkunde.

Johann kam eben erst aus Italien. Am 21. Oktober brach er von Verona auf, wo er erzählte, er wolle gemäß dem Willen des Königs von Frankreich den Frieden zwischen Kirche und Kaisertum zum Vollzug bringen. Seine Anwesenheit in Rothenburg ist nicht undenkbar, aber dann kam er erst im letzten Augenblick, wo die Sache jedenfalls schon im Gang, Sachsen bereits gewonnen war. Greifbar tritt seine Mitwirkung erst in Frankfurt hervor, und da wird er es gewesen sein, welcher den französischen König hineinzog.

Die Macht seines Hauses ist der Leitstern, dem Ludwig stets durch alle Hindernisse hindurch folgt. Ihn beschäftigte schon lange die berufene Kärnthner Erbfolgefrage, welche ihn bereits mehrmals zu einer nicht redlichen Politik fortgerissen hatte, und obgleich sie bei dieser Gelegenheit in keiner der Urkunden, in keiner Erzählung hervortritt, muß sie damals für ihn von größter Bedeutung gewesen sein. Denn im Dezember 1331 verlor der arme Herzog Heinrich auch seine dritte so mühsam erworbene Gattin, ohne von ihr Kinder erzielt zu haben; jetzt kam für den Todfall nur noch seine mit Johann Heinrich vermählte Tochter Margaretha oder eine anderweitige Verfügung des Kaisers in Betracht. Oesterreich und Böhmen richteten ihre Augen und Sinne auf das schöne Land und Ludwig konnte von beiden große Zugeständnisse für seine Förderung erwarten. Die Verlegenheit war nur, welchem von beiden er den Zuschlag gab. Gegen Oesterreich war der frühere Groll gewiß noch nicht ganz gewichen. Herzog Albrecht, wenn er sich auch den geschlossenen Verträgen nicht widersetzt hatte, hielt noch immer zu Johann XXII. und versuchte, seinen Bruder Otto, mit dessen Auftreten er nicht einverstanden war, mit diesem auszusöhnen. Von den Habsburgern war nur die Abtretung Tirols zu hoffen. Der Böhme dagegen war Kurfürst, sein Oheim verfügte sogar über zwei Kurstimmen. Nun kam es für Ludwig nicht allein darauf an, zu erwerben, sondern auch seiner Familie zu erhalten. Der Papst hatte ihm sein Herzogtum abgesprochen, seinem Sohn die Mark Brandenburg bestritten, deren Besitz ohnehin reichsrechtlich nicht gesichert war. Starb der Kaiser, so lief seine Familie Gefahr, diesen Besitz wieder einzubüßen. Das entlegene Land war schwer zu behaupten; tauschten sie dagegen Kärnthen ein, so fuhren die Wittelsbacher viel besser, und dieser Gedanke war schon angeregt. Ludwig gedachte unter den günstigen Aussichten, in denen er und sein Haus stand, die Nachfolgefrage so zu ordnen, daß seine Kinder vor Schädigung gesichert blieben. Daß einer seiner Söhne die Königskrone erlangen würde, konnte er nicht erwarten, und so verfiel er auf den Vetter Heinrich von Baiern, der trotz aller gelegentlichen Feindseligkeiten Wittelsbacher war und als Schwiegersohn des Böhmen der luxemburgischen Stimmen sicher zu sein glaubte.

Wenige Wochen, ehe die Rothenburger Besprechungen erfolgten, vermachte Herzog Otto von Niederbaiern, Heinrichs Bruder, seinen Landesteil dem Kaiser; wahrscheinlich stand die Anerkennung dieser Verfügung unter den Bedingungen, welche Ludwig seinem Vetter Heinrich stellte.

Ludwigs Absicht war, wenn man alles zusammenhält, zunächst die, Heinrich bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger wählen zu lassen, so daß dieser bei des Kaisers Tode sofort die Regierung antrat. Jedenfalls wurde Heinrich und mit ihm die Luxemburger schon dadurch eng verpflichtet. Immerhin stand ein Thronwechsel noch in ferner Aussicht, da Ludwig erst in die fünfziger Jahre eingetreten war. Für diesen Fall also konnte man die Auseinandersetzung mit dem Papste der Zukunft überlassen, denn daß der neunzigjährige Johann XXII. den Kaiser überleben würde, fiel außerhalb jeder Berechnung.

Doch wurde auch die Lösung nicht ausgeschlossen, daß Ludwig vorher die Krone niederlegte und sie Heinrich übergab. Das war offenbar das Ziel des Herzogs und des Böhmenkönigs. Natürlich mußten sie ein solches Opfer noch viel teurer erkaufen und Ludwig verwertete diese Möglichkeit mit gewohnter politischer Klugheit. Ganz unerläßlich war in diesem Falle, daß der Papst seine Zustimmung gab. Ludwig blieb diesen Verhandlungen fern, er stellte die Bedingung, daß der Papst ihn vorher löse, und zwar in einer Form, welche für ihn höchst ehrenvoll war. Erkannte ihn Johann XXII. an, dann kam das auch seinen Kindern zu gute. Indessen von Anfang an schien nicht glaublich, daß Johann auf die verlangte Weise eingehen würde. Dann waren König Johann und dessen Schwiegersohn wieder ganz auf den Kaiser angewiesen, ihre Verbindung mit Avignon wurde gesprengt, der Welt von neuem gezeigt, wie unfriedfertig dieser Papst sich zeigte. Damit erreichte Ludwig denselben Vorteil, wie er ihn in ganz ähnlicher Gestalt 1326 über die Habsburger davongetragen.

Johann von Böhmen war nun wieder ein wichtiger Mann. Die Urkunden, welche er am 6. Dezember in Frankfurt gab, beziehen sich auf beide Fälle, auf die Nachfolge Heinrichs nach Ludwigs Tode und bei dessen Lebzeiten. Der König wünschte unzweifelhaft seinen Schwiegersohn bald erhöht zu sehen, und ihm als Kurfürsten fiel die Aufgabe zu, seine Genossen zu bearbeiten.

Der alte Kölner Erzbischof Heinrich von Virneburg war hochbetagt am 6. Januar 1332 gestorben. Da sein Tod lange vorher zu erwarten stand, bildete noch zu seinen Lebzeiten die Frage nach der Nachfolgeschaft den Gegenstand von Verträgen und Bemühungen in Avignon, aber Johann XXII. war mit seinem Entschlusse schnell fertig. Ohne die Wahl des Kapitels abzuwarten, welches den Bischof Adolf von Lüttich postulierte, ernannte er bereits am 27. Januar den Domherrn Walram, den Bruder des Grafen Wilhelm V. von Jülich, eines seiner getreuesten Anhänger. Walram, etwa 28 Jahre alt, hatte lange Zeit in Paris und Orleans studiert; er war ein redlicher Mann, aber noch unerfahren und ohne hervorragende Geisteskraft. Seine Neigungen, durch Familie und Jugendzeit beeinflußt, galten zunächst Frankreich, mit welchem er sich gemeinsam an den Unternehmungen gegen Brabant beteiligte. Dadurch trat er auch den Luxemburgern nahe und mit Balduin von Trier vertrug er sich aufs beste, schloß sogar mit ihm einen Vertrag, der seinem Förderer, dem Papste, nicht günstig

lautete. Voraussichtlich vertraute er auch in den großen Reichsfragen jener gewandten Führung.

Unendlich viel hing demnach an Balduin. Noch immer hielt er Mainz fest und besaß das unerschütterte Vertrauen des Kaisers, der ihm seine guten Dienste reich vergalt. Als echter Staatsmann wog Balduin mehr und gründlicher als sein Neffe die möglichen guten und schlechten Folgen ab. Daß der Kaiser auch ihn wegen der beabsichtigten Wahl Heinrichs von Niederbaiern zu Rate zog, ist wahrscheinlich, und da wird Balduin zuerst seine Zwecke bedacht haben. Daß Johann XXII. nicht einwilligen würde, ihm Mainz zu lassen, war gewiß, aber er wollte es nicht aufgeben ohne Entschädigung, und wie es scheint, nicht vor seinem vom Papst ernannten Gegner Heinrich weichen. Daher machte König Philipp im Sommer 1333 dem Papste den Vorschlag, Heinrich mit Bischof Adolf von Lüttich tauschen zu lassen; bald darauf erbot sich dazu auch Bischof Albert von Passau, ein Herzog von Sachsen, aber Johann XXII. ging auf beides nicht ein. Somit war auch für Balduin die Sache entschieden; ehe er nicht Sicherung hatte, ließ er sich auf keine Aenderungen im Reiche ein.

Denn hätte Balduin zugestimmt, dann konnte König Johann zusammen mit Walram und Rudolf von Sachsen die Sache schon nach seinem Sinn angreifen. Da dies nicht ging, mußte er Schleichwege betreten, um den Papst willfährig zu stimmen. Die Annahme, daß den Böhmenkönig noch in diesem Stande der Verhandlungen in erster Stelle der Wunsch leitete, von König Philipp die Einwilligung zu seinem beabsichtigten Königreich in Italien zu erreichen, ist kaum richtig. Die italische Gründung war so vollständig zu Wasser geworden, daß er auf sie keine Hoffnungen mehr setzen konnte. Auch daß der Papst wiederum auf die Brücke treten würde, welche schon einmal unter seinen Füßen zusammenbrach, war höchst unglaublich. Des Böhmen Pläne bezogen sich auf Deutschland, auf die Kärnthner Händel und die Vorteile, welche ihm sein Eidam als König bieten konnte, und daneben hegte er noch andere Wünsche. Von jeher wandte er seinem luxemburgischen Erblande und dessen Umgebung eine größere Aufmerksamkeit zu, als seinem Königreich; der Krieg gegen Brabant zog ihn mächtig an und mehrmals ließ er andere Dinge von höchster Wichtigkeit fallen oder schob sie beiseite, um sich ihm zu widmen. Wenn für irgend ein anderes Ziel seiner Politik, so bedurfte er hier der Wohlmeinung des französischen Königs. Eben damals stand im Westen alles auf der Schärfe des Schwertes; es handelte sich geradezu um eine Zertrümmerung des Herzogtums Brabant. Damit hing wohl auch der spätere Versuch, seinen Oheim Balduin nach Lüttich zu bringen, zusammen.

Doch kamen noch andere Gründe hinzu, welche die Unterstützung Philipps von Frankreich nötig machten. König Robert von Neapel wollte bekanntlich gar kein vom Papste anerkanntes Königtum mehr. Auf ihn mußte Johann XXII. jetzt, wo die päpstliche Herrschaft in Italien ganz verfiel, doppelt Rücksicht nehmen.

Als die Kunde von dem Vorhaben Ludwigs nach Italien drang, erregte sie bei der Liga gewaltiges Aufsehen. Genaueres wußte man freilich nicht; es hieß, Ludwig wolle König bleiben, Heinrich Kaiser werden. Daß dieser der Schwiegersohn Johanns war, bestärkte die Besorgnisse; der Böhme solle in einem

Teile von Italien König werden, wurde erzählt; die Sache sei beinahe vollendet. Unter dem Einflusse König Roberts, der nochmals seine alte Denkschrift aufwärmen ließ, richtete die Liga an den Papst eine ausführliche Darstellung über die Verderblichkeit des deutschen Kaisertums; da sie fühlte, wie sehr sie selbst in der letzten Zeit dem Papsttum geschadet hatte, gab sie eine weitläufige Entschuldigung ihres Verhaltens.

Den Widerstand von dieser Seite überwand am besten die Vermittelung Philipps. Daher die ungeheuren Anstrengungen, welche Heinrich von Niederbaiern machte, um ihn zu gewinnen, sein schmachvolles Versprechen, das Arelat abzutreten. Johanns Zusage, die weltlichen Kurfürsten zur Beistimmung zu bewegen, ist nicht dahin auszulegen, daß die geistlichen bereits einverstanden waren. Diese geneigt zu machen, blieb vielmehr dem Papste und dem Franzosen überlassen. Von den Laienkurfürsten kamen, da der böhmische selber die eigentliche Triebfeder war und Rudolf von Sachsen sich wenigstens zur Wahl Heinrichs bereit erklärt hatte, in Frage Rudolf von der Pfalz, der Neffe des Kaisers, damals mit ihm im Frieden und Einverständnis, und Ludwig von Brandenburg, der Sohn des Kaisers. Diesem bestritt ja der Papst sein Kurrecht; sollte also in Zukunft sein Willebrief über Arelat Kraft haben, mußte Philipp nicht nur die Genehmigung der Wahl Heinrichs, sondern auch die Anerkennung Ludwigs vom Papste erwirken.

Ein wahrer Rattenkönig von Fragen und Interessen ballte sich so zusammen, und nur ein findiger Mann, wie der Böhmenkönig, mochte sich zutrauen, ihn auseinander zu wickeln. Jedenfalls erhielt auch der Papst noch ganz besondere Verheißungen, um ihn zu bewegen, seine fast zwei Jahrzehnte hindurch unverrückt verfolgte Politik aufzugeben und überhaupt einen deutschen König anzuerkennen. Denn die Unterwerfung Ludwigs allein, noch dazu unter solchen Formen, konnte ihm nicht genügen.

Immerhin hat Johann, wie wir Heinrich von Diessenhoven glauben dürfen, die Sache im Frühjahr 1334 seinen Kardinälen vorgelegt. Daß gegen Heinrich außer Robert von Neapel auch der Ungarnkönig Karl arbeitete, ist sehr glaublich. Hatte doch dieser einst mit dem Oheim des beabsichtigten neuen Königs, mit Herzog Otto III. von Niederbaiern, um seine Krone gestritten, und wer bürgte ihm, daß nicht Heinrich, wie er es konnte, die gleichen Ansprüche erhob und in dem zerklüfteten Königreich dann vielleicht eine Partei fand? So wurde wohl damals wirklich die Angelegenheit verworfen oder wenigstens aufgeschoben, da im Mai der Papst wieder ganz in alter Weise gegen den Kaiser wühlte.

Auch Ludwig hat vermutlich um dieselbe Zeit den Plan ganz fallen gelassen. Im April kam er mit Herzog Otto von Oesterreich in Passau zusammen, suchte also wieder die Verbindung mit diesem. Die Habsburger hatten Ursache, mit dem Papst unzufrieden zu sein, da dieser die Vermählung des Luxemburgers mit ihrer Nichte Elisabeth nicht gestattete. Vielleicht entsprach er damit einem heimlichen Wunsche Johanns. Die Oesterreicher erzählten sich, letzterer habe sein langes Zögern damit entschuldigt, die Schwächung seines Körpers durch erhaltenes Gift mache ihn unfähig, eheliche Pflichten zu erfüllen. Auch mit Heinrich von Niederbaiern war die Familienerbschaft bisher nicht geregelt. Da endlich im Juni

Ludwig von Brandenburg für den Fall unbeerbten Todes seinen Brüdern die Mark vermachte, erscheinen auch seine beabsichtigte Ehe mit der böhmischen Prinzessin und die Möglichkeit des Tausches mit Kärnthen als aufgegeben.

Allerdings schloß Balduin im Juni jenen Tauschvertrag mit demselben Adolf von Lüttich, der nach dem Wunsche König Philipps an die Stelle Heinrichs in Mainz hätte treten sollen, vielleicht auf fortgesetztes Zureden Johanns. Da sein Inkrafttreten an die Zustimmung des Papstes, des Böhmenkönigs und des einhelligen Kapitels von Mainz gebunden war, hatte die Ausführung keine große Wahrscheinlichkeit für sich. Die Verabredung war mehr für die Zukunft berechnet. Balduin bedang sich sehr bedeutende Entschädigungen auf Kosten der Mainzer Kirche aus, die kaum gewährt werden konnten, der Papst sollte ausdrücklich oder stillschweigend alles anerkennen, was unter seiner Regierung im Stift geschehen war, die von ihm Ernannten in ihren Aemtern lassen, ihnen Dispens erteilen. Alles Forderungen, auf welche Johann schwerlich einging, ganz abgesehen davon, daß der Papst durch das Aufgeben des von ihm ernannten Heinrich von Virneburg seinem Ansehen einen schweren Stoß versetzt hätte. Selbst jene Vereinbarung über die Königswahl klingt nicht, als ob sie sogleich Wirkung haben sollte. Sie spricht nicht allein von Heinrich, um den es sich augenblicklich nur handelte, sondern auch von Johann und was noch bedeutsamer, von dessen Sohn Karl, der noch einige Jahre warten mußte, ehe er für die Krone reif wurde. Bedeutsam ist jedoch, daß hier Balduins Plan, seinen Großneffen zum Könige zu machen, zum erstenmal hervortritt. Er hat ihn fortan für günstigere Zeiten festgehalten und dann wirklich ausgeführt. Unter diesen Umständen konnte ein Heinrich von Niederbaiern nichts von ihm hoffen.

Plötzlich läßt sich der Papst dazu herab, an Ludwig zu schreiben, ihm Boten zu schicken mit einem sehr freundlich gehaltenen Briefe. Die Könige von Frankreich und von Böhmen hätten ihm mitgeteilt, er wolle auf Königtum und Reich verzichten. Also nicht der Kaiser hat diese Mitteilung gemacht. Der Papst hatte zwar von ihm kurz vorher ein Schreiben empfangen, über welches er Philipp Mitteilung machte, aber dessen Inhalt muß anders gelautet haben, da Johann in seinem Brief an Ludwig darauf gar keinen Bezug nimmt. Der Papst hatte guten Grund, nun die Maske der Güte vorzunehmen, denn genau in denselben Tagen, in welchen er seine Feder ansetzte, holte Ludwig zu einem Schlage aus, der die Tage des Armutstreites zu erneuern drohte.

Der Plan der Königswahl Heinrichs von Niederbaiern in der einen oder andern Gestalt war abgethan, obgleich der Papst noch länger daran festhielt. Ludwig gab ihn auf, um den daran geknüpften Umtrieben des Böhmen und dessen Schwiegersohnes ein Ende zu machen und da sich seine Verwirklichung zu lange hinausschob. Dieses Zwischenspiel, geheimnisvoll in seinen Beweggründen und in seiner Entwickelung, erfordert eine nähere Betrachtung, da es zugleich zeigt, wie eng sich damals die gesamte europäische Politik berührte, wie ein Rad ins andere griff. Durch dieses Uebermaß der Reibung geriet die zusammengesetzte Maschine leicht ins Stocken, bis ein gewaltiger Ruck sie wieder in neue, andere Bewegung setzte. Ein solcher war damals zu fürchten in dem bevorstehenden Kampf um die französische Krone. Vielleicht, daß der

Franzose auch deswegen Heinrich von Niederbaiern so gern als deutschen König gesehen hätte, weil Ludwig Eduards Schwager war. Darum bemühte sich Philipp, dem Herzoge Johann von Brabant Frieden zu verschaffen, was ihm auch im Sommer 1334 gelang, um ihn nicht zur Bundesgenossenschaft mit England zu zwingen. Johann von Böhmen erhielt eine große Geldsumme; sein haushälterischer Oheim beklagte laut, daß er damit nicht seine Schulden bezahlte, sondern sie in Rauch aufgehen ließ. Johann, der Böhmens Verwaltung seinem Sohne Karl übertragen hatte, schlug sich jetzt ganz zu Frankreich; er verkaufte sogar Lucca an Philipp, doch verhinderte der König von Neapel das Geschäft. In den letzten Tagen des Jahres heiratete er Beatrix, die Tochter des Herzogs von Bourbon; sollte die Ehe einen Sohn ergeben, so war ihm die Grafschaft Luxemburg bestimmt.

---

7. Dezember, aber die Angaben, welche er sonst über den Stand der Dinge macht, sind so unglaublich, daß es nicht wohlgethan ist, ihnen in allem zu folgen. Hätte die Angelegenheit derart gelegen, so wäre ihr Vollzug leicht gewesen. Das Gelöbnis, welches Johann am 6. Dezember dem Kaiser gab, wird dahin ausgedeutet, daß ersterer schon mit dem Papste über die Abdankung gesprochen habe. Auch dieser Schluß ist wenigstens nicht zwingend. Der Luxemburger verhandelte seit Jahren mit dem Papste über den Ausgleich, das genügt vollkommen zur Erklärung der Urkunde.

Johann kam eben erst aus Italien. Am 21. Oktober brach er von Verona auf, wo er erzählte, er wolle gemäß dem Willen des Königs von Frankreich den Frieden zwischen Kirche und Kaisertum zum Vollzug bringen. Seine Anwesenheit in Rothenburg ist nicht undenkbar, aber dann kam er erst im letzten Augenblick, wo die Sache jedenfalls schon im Gang, Sachsen bereits gewonnen war. Greifbar tritt seine Mitwirkung erst in Frankfurt hervor, und da wird er es gewesen sein, welcher den französischen König hineinzog.

Die Macht seines Hauses ist der Leitstern, dem Ludwig stets durch alle Hindernisse hindurch folgt. Ihn beschäftigte schon lange die berufene Kärnthner Erbfolgefrage, welche ihn bereits mehrmals zu einer nicht redlichen Politik fortgerissen hatte, und obgleich sie bei dieser Gelegenheit in keiner der Urkunden, in keiner Erzählung hervortritt, muß sie damals für ihn von größter Bedeutung gewesen sein. Denn im Dezember 1331 verlor der arme Herzog Heinrich auch seine dritte so mühsam erworbene Gattin, ohne von ihr Kinder erzielt zu haben; jetzt kam für den Todfall nur noch seine mit Johann Heinrich vermählte Tochter Margaretha oder eine anderweitige Verfügung des Kaisers in Betracht. Oesterreich und Böhmen richteten ihre Augen und Sinne auf das schöne Land und Ludwig konnte von beiden große Zugeständnisse für seine Förderung erwarten. Die Verlegenheit war nur, welchem von beiden er den Zuschlag gab. Gegen Oesterreich war der frühere Groll gewiß noch nicht ganz gewichen. Herzog Albrecht, wenn er sich auch den geschlossenen Verträgen nicht widersetzt hatte, hielt noch immer zu Johann XXII. und versuchte, seinen Bruder Otto, mit dessen Auftreten er nicht einverstanden war, mit diesem auszusöhnen. Von den Habsburgern war nur die Abtretung Tirols zu hoffen. Der Böhme dagegen war Kurfürst, sein Oheim verfügte sogar über zwei Kurstimmen. Nun kam es für Ludwig nicht allein darauf an, zu erwerben, sondern auch seiner Familie zu erhalten. Der Papst hatte ihm sein Herzogtum abgesprochen, seinem Sohn die Mark Brandenburg bestritten, deren Besitz ohnehin reichsrechtlich nicht gesichert war. Starb der Kaiser, so lief seine Familie Gefahr, diesen Besitz wieder einzubüßen. Das entlegene Land war schwer zu behaupten; tauschten sie dagegen Kärnthen ein, so fuhren die Wittelsbacher viel besser, und dieser Gedanke war schon angeregt. Ludwig gedachte unter den günstigen Aussichten, in denen er und sein Haus stand, die Nachfolgefrage so zu ordnen, daß seine Kinder vor Schädigung gesichert blieben. Daß einer seiner Söhne die Königskrone erlangen würde, konnte er nicht erwarten, und so verfiel er auf den Vetter Heinrich von Baiern, der trotz aller gelegentlichen Feindseligkeiten Wittelsbacher war und als Schwiegersohn des Böhmen der luxemburgischen Stimmen sicher zu sein glaubte.

Wenige Wochen, ehe die Rothenburger Besprechungen erfolgten, vermachte Herzog Otto von Niederbaiern, Heinrichs Bruder, seinen Landesteil dem Kaiser; wahrscheinlich stand die Anerkennung dieser Verfügung unter den Bedingungen, welche Ludwig seinem Vetter Heinrich stellte.

Ludwigs Absicht war, wenn man alles zusammenhält, zunächst die, Heinrich bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger wählen zu lassen, so daß dieser bei des Kaisers Tode sofort die Regierung antrat. Jedenfalls wurde Heinrich und mit ihm die Luxemburger schon dadurch eng verpflichtet. Immerhin stand ein Thronwechsel noch in ferner Aussicht, da Ludwig erst in die fünfziger Jahre eingetreten war. Für diesen Fall also konnte man die Auseinandersetzung mit dem Papste der Zukunft überlassen, denn daß der neunzigjährige Johann XXII. den Kaiser überleben würde, fiel außerhalb jeder Berechnung.

Doch wurde auch die Lösung nicht ausgeschlossen, daß Ludwig vorher die Krone niederlegte und sie Heinrich übergab. Das war offenbar das Ziel des Herzogs und des Böhmenkönigs. Natürlich mußten sie ein solches Opfer noch viel teurer erkaufen und Ludwig verwertete diese Möglichkeit mit gewohnter politischer Klugheit. Ganz unerläßlich war in diesem Falle, daß der Papst seine Zustimmung gab. Ludwig blieb diesen Verhandlungen fern, er stellte die Bedingung, daß der Papst ihn vorher löse, und zwar in einer Form, welche für ihn höchst ehrenvoll war. Erkannte ihn Johann XXII. an, dann kam das auch seinen Kindern zu gute. Indessen von Anfang an schien nicht glaublich, daß Johann auf die verlangte Weise eingehen würde. Dann waren König Johann und dessen Schwiegersohn wieder ganz auf den Kaiser angewiesen, ihre Verbindung mit Avignon wurde gesprengt, der Welt von neuem gezeigt, wie unfriedfertig dieser Papst sich zeigte. Damit erreichte Ludwig denselben Vorteil, wie er ihn in ganz ähnlicher Gestalt 1326 über die Habsburger davongetragen.

Johann von Böhmen war nun wieder ein wichtiger Mann. Die Urkunden, welche er am 6. Dezember in Frankfurt gab, beziehen sich auf beide Fälle, auf die Nachfolge Heinrichs nach Ludwigs Tode und bei dessen Lebzeiten. Der König wünschte unzweifelhaft seinen Schwiegersohn bald erhöht zu sehen, und ihm als Kurfürsten fiel die Aufgabe zu, seine Genossen zu bearbeiten.

Der alte Kölner Erzbischof Heinrich von Virneburg war hochbetagt am 6. Januar 1332 gestorben. Da sein Tod lange vorher zu erwarten stand, bildete noch zu seinen Lebzeiten die Frage nach der Nachfolgeschaft den Gegenstand von Verträgen und Bemühungen in Avignon, aber Johann XXII. war mit seinem Entschlusse schnell fertig. Ohne die Wahl des Kapitels abzuwarten, welches den Bischof Adolf von Lüttich postulierte, ernannte er bereits am 27. Januar den Domherrn Walram, den Bruder des Grafen Wilhelm V. von Jülich, eines seiner getreuesten Anhänger. Walram, etwa 28 Jahre alt, hatte lange Zeit in Paris und Orleans studiert; er war ein redlicher Mann, aber noch unerfahren und ohne hervorragende Geisteskraft. Seine Neigungen, durch Familie und Jugendzeit beeinflußt, galten zunächst Frankreich, mit welchem er sich gemeinsam an den Unternehmungen gegen Brabant beteiligte. Dadurch trat er auch den Luxemburgern nahe und mit Balduin von Trier vertrug er sich aufs beste, schloß sogar mit ihm einen Vertrag, der seinem Förderer, dem Papste, nicht günstig

lautete. Voraussichtlich vertraute er auch in den großen Reichsfragen jener gewandten Führung.

Unendlich viel hing demnach an Balduin. Noch immer hielt er Mainz fest und besaß das unerschütterte Vertrauen des Kaisers, der ihm seine guten Dienste reich vergalt. Als echter Staatsmann wog Balduin mehr und gründlicher als sein Neffe die möglichen guten und schlechten Folgen ab. Daß der Kaiser auch ihn wegen der beabsichtigten Wahl Heinrichs von Niederbaiern zu Rate zog, ist wahrscheinlich, und da wird Balduin zuerst seine Zwecke bedacht haben. Daß Johann XXII. nicht einwilligen würde, ihm Mainz zu lassen, war gewiß, aber er wollte es nicht aufgeben ohne Entschädigung, und wie es scheint, nicht vor seinem vom Papst ernannten Gegner Heinrich weichen. Daher machte König Philipp im Sommer 1333 dem Papste den Vorschlag, Heinrich mit Bischof Adolf von Lüttich tauschen zu lassen; bald darauf erbot sich dazu auch Bischof Albert von Passau, ein Herzog von Sachsen, aber Johann XXII. ging auf beides nicht ein. Somit war auch für Balduin die Sache entschieden; ehe er nicht Sicherung hatte, ließ er sich auf keine Aenderungen im Reiche ein.

Denn hätte Balduin zugestimmt, dann konnte König Johann zusammen mit Walram und Rudolf von Sachsen die Sache schon nach seinem Sinn angreifen. Da dies nicht ging, mußte er Schleichwege betreten, um den Papst willfährig zu stimmen. Die Annahme, daß den Böhmenkönig noch in diesem Stande der Verhandlungen in erster Stelle der Wunsch leitete, von König Philipp die Einwilligung zu seinem beabsichtigten Königreich in Italien zu erreichen, ist kaum richtig. Die italische Gründung war so vollständig zu Wasser geworden, daß er auf sie keine Hoffnungen mehr setzen konnte. Auch daß der Papst wiederum auf die Brücke treten würde, welche schon einmal unter seinen Füßen zusammenbrach, war höchst unglaublich. Des Böhmen Pläne bezogen sich auf Deutschland, auf die Kärnthner Händel und die Vorteile, welche ihm sein Eidam als König bieten konnte, und daneben hegte er noch andere Wünsche. Von jeher wandte er seinem luxemburgischen Erblande und dessen Umgebung eine größere Aufmerksamkeit zu, als seinem Königreich; der Krieg gegen Brabant zog ihn mächtig an und mehrmals ließ er andere Dinge von höchster Wichtigkeit fallen oder schob sie beiseite, um sich ihm zu widmen. Wenn für irgend ein anderes Ziel seiner Politik, so bedurfte er hier der Wohlmeinung des französischen Königs. Eben damals stand im Westen alles auf der Schärfe des Schwertes; es handelte sich geradezu um eine Zertrümmerung des Herzogtums Brabant. Damit hing wohl auch der spätere Versuch, seinen Oheim Balduin nach Lüttich zu bringen, zusammen.

Doch kamen noch andere Gründe hinzu, welche die Unterstützung Philipps von Frankreich nötig machten. König Robert von Neapel wollte bekanntlich gar kein vom Papste anerkanntes Königtum mehr. Auf ihn mußte Johann XXII. jetzt, wo die päpstliche Herrschaft in Italien ganz verfiel, doppelt Rücksicht nehmen.

Als die Kunde von dem Vorhaben Ludwigs nach Italien drang, erregte sie bei der Liga gewaltiges Aufsehen. Genaueres wußte man freilich nicht; es hieß, Ludwig wolle König bleiben, Heinrich Kaiser werden. Daß dieser der Schwiegersohn Johanns war, bestärkte die Besorgnisse; der Böhme solle in einem

Teile von Italien König werden, wurde erzählt; die Sache sei beinahe vollendet. Unter dem Einflusse König Roberts, der nochmals seine alte Denkschrift aufwärmen ließ, richtete die Liga an den Papst eine ausführliche Darstellung über die Verderblichkeit des deutschen Kaisertums; da sie fühlte, wie sehr sie selbst in der letzten Zeit dem Papsttum geschadet hatte, gab sie eine weitläufige Entschuldigung ihres Verhaltens.

Den Widerstand von dieser Seite überwand am besten die Vermittelung Philipps. Daher die ungeheuren Anstrengungen, welche Heinrich von Niederbaiern machte, um ihn zu gewinnen, sein schmachvolles Versprechen, das Arelat abzutreten. Johanns Zusage, die weltlichen Kurfürsten zur Beistimmung zu bewegen, ist nicht dahin auszulegen, daß die geistlichen bereits einverstanden waren. Diese geneigt zu machen, blieb vielmehr dem Papste und dem Franzosen überlassen. Von den Laienkurfürsten kamen, da der böhmische selber die eigentliche Triebfeder war und Rudolf von Sachsen sich wenigstens zur Wahl Heinrichs bereit erklärt hatte, in Frage Rudolf von der Pfalz, der Neffe des Kaisers, damals mit ihm im Frieden und Einverständnis, und Ludwig von Brandenburg, der Sohn des Kaisers. Diesem bestritt ja der Papst sein Kurrecht; sollte also in Zukunft sein Willebrief über Arelat Kraft haben, mußte Philipp nicht nur die Genehmigung der Wahl Heinrichs, sondern auch die Anerkennung Ludwigs vom Papste erwirken.

Ein wahrer Rattenkönig von Fragen und Interessen ballte sich so zusammen, und nur ein findiger Mann, wie der Böhmenkönig, mochte sich zutrauen, ihn auseinander zu wickeln. Jedenfalls erhielt auch der Papst noch ganz besondere Verheißungen, um ihn zu bewegen, seine fast zwei Jahrzehnte hindurch unverrückt verfolgte Politik aufzugeben und überhaupt einen deutschen König anzuerkennen. Denn die Unterwerfung Ludwigs allein, noch dazu unter solchen Formen, konnte ihm nicht genügen.

Immerhin hat Johann, wie wir Heinrich von Diessenhoven glauben dürfen, die Sache im Frühjahr 1334 seinen Kardinälen vorgelegt. Daß gegen Heinrich außer Robert von Neapel auch der Ungarnkönig Karl arbeitete, ist sehr glaublich. Hatte doch dieser einst mit dem Oheim des beabsichtigten neuen Königs, mit Herzog Otto III. von Niederbaiern, um seine Krone gestritten, und wer bürgte ihm, daß nicht Heinrich, wie er es konnte, die gleichen Ansprüche erhob und in dem zerklüfteten Königreich dann vielleicht eine Partei fand? So wurde wohl damals wirklich die Angelegenheit verworfen oder wenigstens aufgeschoben, da im Mai der Papst wieder ganz in alter Weise gegen den Kaiser wühlte.

Auch Ludwig hat vermutlich um dieselbe Zeit den Plan ganz fallen gelassen. Im April kam er mit Herzog Otto von Oesterreich in Passau zusammen, suchte also wieder die Verbindung mit diesem. Die Habsburger hatten Ursache, mit dem Papst unzufrieden zu sein, da dieser die Vermählung des Luxemburgers mit ihrer Nichte Elisabeth nicht gestattete. Vielleicht entsprach er damit einem heimlichen Wunsche Johanns. Die Oesterreicher erzählten sich, letzterer habe sein langes Zögern damit entschuldigt, die Schwächung seines Körpers durch erhaltenes Gift mache ihn unfähig, eheliche Pflichten zu erfüllen. Auch mit Heinrich von Niederbaiern war die Familienerbschaft bisher nicht geregelt. Da endlich im Juni

Ludwig von Brandenburg für den Fall unbeerbten Todes seinen Brüdern die Mark vermachte, erscheinen auch seine beabsichtigte Ehe mit der böhmischen Prinzessin und die Möglichkeit des Tausches mit Kärnthen als aufgegeben.

Allerdings schloß Balduin im Juni jenen Tauschvertrag mit demselben Adolf von Lüttich, der nach dem Wunsche König Philipps an die Stelle Heinrichs in Mainz hätte treten sollen, vielleicht auf fortgesetztes Zureden Johanns. Da sein Inkrafttreten an die Zustimmung des Papstes, des Böhmenkönigs und des einhelligen Kapitels von Mainz gebunden war, hatte die Ausführung keine große Wahrscheinlichkeit für sich. Die Verabredung war mehr für die Zukunft berechnet. Balduin bedang sich sehr bedeutende Entschädigungen auf Kosten der Mainzer Kirche aus, die kaum gewährt werden konnten, der Papst sollte ausdrücklich oder stillschweigend alles anerkennen, was unter seiner Regierung im Stift geschehen war, die von ihm Ernannten in ihren Aemtern lassen, ihnen Dispens erteilen. Alles Forderungen, auf welche Johann schwerlich einging, ganz abgesehen davon, daß der Papst durch das Aufgeben des von ihm ernannten Heinrich von Virneburg seinem Ansehen einen schweren Stoß versetzt hätte. Selbst jene Vereinbarung über die Königswahl klingt nicht, als ob sie sogleich Wirkung haben sollte. Sie spricht nicht allein von Heinrich, um den es sich augenblicklich nur handelte, sondern auch von Johann und was noch bedeutsamer, von dessen Sohn Karl, der noch einige Jahre warten mußte, ehe er für die Krone reif wurde. Bedeutsam ist jedoch, daß hier Balduins Plan, seinen Großneffen zum Könige zu machen, zum erstenmal hervortritt. Er hat ihn fortan für günstigere Zeiten festgehalten und dann wirklich ausgeführt. Unter diesen Umständen konnte ein Heinrich von Niederbaiern nichts von ihm hoffen.

Plötzlich läßt sich der Papst dazu herab, an Ludwig zu schreiben, ihm Boten zu schicken mit einem sehr freundlich gehaltenen Briefe. Die Könige von Frankreich und von Böhmen hätten ihm mitgeteilt, er wolle auf Königtum und Reich verzichten. Also nicht der Kaiser hat diese Mitteilung gemacht. Der Papst hatte zwar von ihm kurz vorher ein Schreiben empfangen, über welches er Philipp Mitteilung machte, aber dessen Inhalt muß anders gelautet haben, da Johann in seinem Brief an Ludwig darauf gar keinen Bezug nimmt. Der Papst hatte guten Grund, nun die Maske der Güte vorzunehmen, denn genau in denselben Tagen, in welchen er seine Feder ansetzte, holte Ludwig zu einem Schlage aus, der die Tage des Armutstreites zu erneuern drohte.

Der Plan der Königswahl Heinrichs von Niederbaiern in der einen oder andern Gestalt war abgethan, obgleich der Papst noch länger daran festhielt. Ludwig gab ihn auf, um den daran geknüpften Umtrieben des Böhmen und dessen Schwiegersohnes ein Ende zu machen und da sich seine Verwirklichung zu lange hinausschob. Dieses Zwischenspiel, geheimnisvoll in seinen Beweggründen und in seiner Entwickelung, erfordert eine nähere Betrachtung, da es zugleich zeigt, wie eng sich damals die gesamte europäische Politik berührte, wie ein Rad ins andere griff. Durch dieses Uebermaß der Reibung geriet die zusammengesetzte Maschine leicht ins Stocken, bis ein gewaltiger Ruck sie wieder in neue, andere Bewegung setzte. Ein solcher war damals zu fürchten in dem bevorstehenden Kampf um die französische Krone. Vielleicht, daß der

Franzose auch deswegen Heinrich von Niederbaiern so gern als deutschen König gesehen hätte, weil Ludwig Eduards Schwager war. Darum bemühte sich Philipp, dem Herzoge Johann von Brabant Frieden zu verschaffen, was ihm auch im Sommer 1334 gelang, um ihn nicht zur Bundesgenossenschaft mit England zu zwingen. Johann von Böhmen erhielt eine große Geldsumme; sein haushälterischer Oheim beklagte laut, daß er damit nicht seine Schulden bezahlte, sondern sie in Rauch aufgehen ließ. Johann, der Böhmens Verwaltung seinem Sohne Karl übertragen hatte, schlug sich jetzt ganz zu Frankreich; er verkaufte sogar Lucca an Philipp, doch verhinderte der König von Neapel das Geschäft. In den letzten Tagen des Jahres heiratete er Beatrix, die Tochter des Herzogs von Bourbon; sollte die Ehe einen Sohn ergeben, so war ihm die Grafschaft Luxemburg bestimmt.

Zwanzigster Abschnitt.

Tod Johanns XXII. Die Wahl Benedicts XII. 1334.

Johann XXII. war wiederum in Gefahr, für einen Ketzer erklärt zu werden. Er erregte einen neuen dogmatischen Sturm gegen sich durch eine von der kirchlichen Auffassung abweichende Meinung über die Anschauung Gottes durch die Seligen: erst nach der Auferstehung würden die Gestorbenen die vollkommene Seligkeit in dem Anblick Gottes genießen. Darüber große Entrüstung, namentlich in Frankreich, wo die Universität Paris seine Ansicht als ketzerisch verwarf. Alsbald regten sich wieder die Minoriten, besonders die, welche mit der Kirche noch immer nicht ausgesöhnt am Hofe Ludwigs weilten, Occam, Bonagratia, Michael von Cesena, und ließen ihre Streitschriften ausgehen. Da kam ihnen unerwartet Bundesgenossenschaft aus dem Kardinalkollegium, wo die alten Parteien, die in sich selbst gespaltene französische und die nichtfranzösische sich wie stets bekämpften. Das Haupt der letzteren war Napoleon Orsini, der die Rückkehr der Kurie nach Italien wünschte und den Papst, seitdem er die Verlegung des Sitzes nach Bologna aufgegeben hatte, befeindete. So stark war sein Haß, daß er selbst den gebannten Kaiser benutzen wollte, um Johann zu stürzen.

Als sich Ludwig im Juni 1334 bei Ueberlingen befand, um dem Grafen Albrecht von Hohenberg das Bistum Konstanz gegen den vom Papste bestätigten Nikolaus von Kenzingen mit den Waffen zu erkämpfen, erschien bei ihm ein Minorit Walther als Abgesandter des Kardinals. Napoleon erbot sich, ein Konzil zustande zu bringen, wenn der Kaiser bereit sei, mit König Robert Frieden zu machen. Ludwig ging bereitwilligst darauf ein, aber da er einen gebotenen Vorteil immer gleich bis aufs äußerste auszunützen suchte, verlangte er, Robert solle von ihm sein Königreich zu Lehen nehmen. Gemäß der ihm vom Kardinal übersandten Formel ersuchte er das heilige Kollegium, baldigst ein Konzil an einem sicheren Orte zu veranlassen, zu dem er selbst mit seinen

Fürsten erscheinen wolle. Napoleon forderte er auf, wenn die Kardinäle ein Konzil verweigerten, sich mit seinem Anhang von der Kurie zu trennen; er wolle die gesamte Geistlichkeit Deutschlands an jeden gewünschten Ort berufen. Sofort schickte er auch an Erzbischof Balduin Botschaft und beeilte sich, der Sache möglichste Verbreitung und Aufsehen zu geben.

Der Kardinal erwiderte, er würde Sorge tragen, daß das Konzil zustande komme, möge Jakob von Cahors wollen oder nicht, doch war er entschlossen, bei der Kurie zu bleiben. Er warnte zugleich Ludwig vor dem Böhmenkönige und dem Herzoge von Niederbaiern, welche erklärt hätten, sie würden ihn mit Gewalt zur Abdankung zwingen, und riet, dem Franzosenkönige mitzuteilen, das Gerücht von der beabsichtigten Thronentsagung sei falsch. Napoleon rechnete auf die Minoriten, von denen er besonders mit Michael von Cesena in Verbindung stand; er wollte, daß der Kaiser die ganze Christenheit aufriefe.

Die angefangene Sache kam nicht zur Vollendung. Sie erforderte an sich lange Zeit zur Durchführung, und so war es wohl der Tod des Papstes, der ihr ein jähes Ende machte. Für den 2. Dezember hatte Johann ein Konsistorium anberaumt, aber in der Nacht vorher brach sein durch das hohe Alter erschöpfter Körper plötzlich zusammen. Am 3. berief er alle in Avignon anwesenden Kardinäle, nur jener Napoleon verweigerte sein Kommen, wie er auch nachher den Trauerfeierlichkeiten fern blieb. Johann gab die Erklärung ab, welche sein Nachfolger später veröffentlichte, er teile über die Anschauung Gottes durch die Seligen durchaus die Lehrmeinung der Kirche. Am folgenden Tage, dem 4. starb er.

Eine rastlose Seele verließ die Erde, welche sie so sehr in Unruhe versetzt hatte. Sehr verschieden hat von jeher das Urteil über Johann gelautet. Wenn den Deutschen, namentlich in unserer Zeit, das Herz ingrimmig aufwallte über die Mißhandlung, welche durch Johann das deutsche Reich erlitt, über die rücksichtslose Art, mit welcher er das Reichsrecht mit Füßen trat, so wird das nicht befremden. Aber in erster Stelle wird man fragen müssen, was hat Johann erreicht, was hat er für das Papsttum und die Kirche, der seine ganze riesige Thätigkeit galt, geleistet? Nur dadurch wird sich die Frage entscheiden lassen, ob er wirklich ein großer Papst war, würdig seiner Vorgänger, welche in verflossenen Jahrhunderten in gleicher Weise die Erhöhung ihrer Machtfülle zum Vorteil der Kirche sich zur Aufgabe stellten. Die Antwort fällt leicht, wenn man die Verhältnisse in Deutschland und Italien bei seinem Hinscheiden überschlägt. In Deutschland regierte allgemein anerkannt Kaiser Ludwig, trotzdem er seinen Titel in bis dahin unerhörter Weise erworben, trotz der zahllosen Prozesse, Bannbullen und Briefe jeder Art, welche der Papst gegen ihn schreiben ließ. Deutschland hatte innere Kämpfe durchzumachen gehabt, eine gewisse politische Beunruhigung blieb auch nachher bestehen, aber das war alles! Die hohe Geistlichkeit hielt durchschnittlich zu Ludwig oder verzichtete wenigstens darauf, ihn zu bekämpfen; der erste Kirchenfürst des Reiches ging den anderen mit dem Beispiel voran, sich um die Befehle des Papstes nicht zu kümmern. Und dieser wagte nicht, gegen Balduin und die anderen die geistlichen Waffen in dem Umfange zu gebrauchen, wie sie ihm zu Gebote standen.

Vollends Italien, um dessen willen der Papst sein freveles Spiel mit Deutsch-

land getrieben hatte! Alles Geld war verloren, alles Blut umsonst vergossen; Johann mußte es erleben, daß sein Legat als Flüchtling nach Avignon zurückkehrte. Selbst die Guelfen erhoben zuletzt gegen ihn Widerstand. Als Johann starb, stand die Macht des Papstes in Italien sehr viel schlechter, als zur Zeit seines Antrittes, trotz der Auflösung, welche dort damals als Folge des Todes Heinrichs VII. und des jämmerlichen Streites der Kardinäle herrschte. Johann beabsichtigte anfangs sich von dem Einfluß Frankreichs und Neapels freizuhalten, nur seine und der Kirche Zwecke zu verfolgen; bei seinem Tode war die Kurie von beiden Mächten mindestens ebenso abhängig, wie in den letzten Zeiten von Clemens V. So hatte Johann nichts erreicht, aber der Kirche unendlich geschadet. Für eine Macht ist es gefährlich, Ansprüche zu erheben, welche sie nicht durchführen kann; sie büßt dadurch unvermeidlich auch einen Teil ihres bisherigen Bestandes ein. Was sollte die Welt fortan von dem Papsttum denken, welches einen so trotzigen Kaiser, wie Ludwig, nicht zu stürzen vermochte! Johann hat gegen Deutschland nicht viel anders gehandelt, als ein Gregor VII., mit dem er körperlich und in seinem äußeren Wesen viel Aehnlichkeit hatte, oder als ein Innocenz III. und IV. und deren französische Nachfolger, aber diese hatten Erfolg! Eben daß er nicht den Widerstand erdrücken konnte, öffnete erst den Deutschen die Augen über die auf kein wirkliches Recht gestützte Feindseligkeit des Papstes. Sein Beweggrund zum Angriff war rein politischer Art. Er konnte daher nicht, wie das sonst geschah, mit der Religion oder der Kirche sein Vorgehen bemänteln, und wenn er es that, war die Maske gar zu durchsichtig. Als Epigone wollte er die letzten Schlußfolgerungen aus dem Beginnen seiner Vorgänger ziehen, aber die Stürme, welche er erregte, warfen seinen eigenen Bau um. Ein gewaltiger Wandel der politischen Anschauungen ist gerade das Werk Johanns!

Aber er hat auch der Kirche in ihrem inneren Leben geschadet. Seine Geldmaßregeln, die Nichtachtung der Kapitel, während er die aufgezwungenen Bischöfe oft nicht durchsetzen konnte, erschütterten das feste Gefüge der kirchlichen Hierarchie, riefen in ihr selbst den Geist des Widerspruchs wach. Noch bei weitem verderblicher für die Herrschaft der bis dahin geltenden kirchlichen Ideen war der Eindruck, welchen sein Gebaren auf die Laienwelt machte.

Johann XXII. hat dem Umschwung der Geister, der sich fortan langsam vollzog, mächtig vorgearbeitet. So ist der Lauf der Dinge: kein großes System fällt durch dagegen gerichtete Angriffe, wenn es sie nicht selber hervorruft, wenn nicht seine inneren Schäden größer sind, als die Kraft der Gegner.

Johann wirkte für die Kirche in seiner Weise und so großen Tadel seine Reservationen und sonstigen Fehlgriffe verdienen, er glaubte mit ihnen seiner Sache zu nützen. So sehr seine persönliche Empfindlichkeit hervortritt, es handelte sich ihm in letzter Stelle nicht um seine Person, sondern um das Papsttum. Man darf auch nicht verkennen, daß er von Grundsätzen, die er für die Kirche und deren Bestand notwendig hielt, unter keinen Umständen abwich. Hätte er sich entschließen können, dem Erzbischof Balduin auch Mainz oder noch ein zweites Bistum zu überlassen, würde er vermutlich in Deutschland größere Vorteile errungen haben.

Dem Papste fehlte die warme menschliche Empfindung und das Verständnis für den lebendigen Pulsschlag eines Volkes; er kannte nur eine gebietende, aber nicht eine beseligende Kirche. Die Politik ist ihm alles. Ohne daß er deswegen ein schlechter Mensch zu nennen ist, war sein Sinn für eine rein sittliche Schätzung seiner Handlungen verschlossen. Aber die Masse hatte davon ein dunkles Gefühl und versagte ihm deshalb die aus dem Innern kommende Verehrung, welche sonst sein hohes Amt besaß. Johann war kein großer Papst, sondern nur eine trockene Schreibstubenseele, mit großen Entwürfen und kleiner Durchführung. Er hat manche Aehnlichkeit mit Philipp II. von Spanien, aber dieser setzte rücksichtsloser seine ganze Macht ein. Beide waren leidenschaftlich, aber in entgegengesetzter Weise, Johann heiß, Philipp kalt, der eine ein durch Fehlschläge sich erregen lassender Mensch, der andere eine unentwegt dieselbe Aufgabe rechnende Maschine.

Die Neuwahl kam diesmal sehr schnell, schon am 20. Dezember zustande. Sie traf Jakob Fournier, den „weißen Kardinal", wie er nach dem Gewande der Cistercienser, welches er stets trug, genannt wurde. Benedict XII. stammte aus dem südlichen Frankreich; der Sohn eines kleinen Handwerkers, machte er nach seinem Eintritt in den Orden theologische Studien in Paris und erwarb den Doktorgrad; Johann XXII. ernannte ihn zum Bischof und erhob ihn zum Kardinal. Im Kollegium nahm er keine hervorragende Stellung ein und mehr der Zufall, als besonderes Ansehen verschaffte ihm die päpstliche Krone. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger war Benedict von gewaltigem, schwerem Körper, der reichliche Nahrung an Speise und Trank erforderte; seinem Bau entsprach die mächtige Stimme. Ein redlicher Mann gedachte er sein Amt zum Heile der Christenheit zu führen, ihr Frieden zu geben und das weltliche Schwert in der Scheide zu halten. Er kannte die schweren Schäden, welche die Verwaltung Johanns der Kirche zugefügt hatte, und wünschte sie zu heilen. Das Geldgeschäft, welches an der Kurie blühte, verabscheute er und da er wußte, wie viele Hände sich daran beteiligt hatten, hegte er gegen die Persönlichkeiten, welche er übernahm, Mißtrauen und Argwohn. Statt die Benefizien schleunigst zu verwerten oder auf sie, noch ehe sie erledigt waren, Anwartschaft zu erteilen, ließ er sie lieber unbesetzt, wenn er nicht würdige Empfänger kannte. Gleich anfangs traf er Maßregeln, um die an der Kurie lungernden Scharen von Geistlichen zu entfernen, er erstrebte überhaupt Ordnung und Zucht. Für seine Verwandten blieb seine Hand geschlossen. Doch schätzte auch er den Wert des Geldes; obgleich er zur Wiederherstellung von Kirchen und zu Werken der Barmherzigkeit reichlich spendete und für den Bau des päpstlichen Palastes in Avignon große Summen verwandte, hielt er den reichen Schatz, welchen er überkommen, wohl zusammen.

Benedict hatte bei allem Wohlwollen eine rauhe und scharfe Art, welche sich gelegentlich in derben Scherzen und in schallendem Gelächter Luft machte. Die von ihm streng Gehaltenen, die feinen Herren rächten sich deswegen an ihm mit bitterem Spott. Er war ein Mann der Kirche, aber nicht der gewandten Staatskunst und brachte keine bestimmten politischen Absichten und Pläne in seine neue Stellung mit. Ein Papst damaliger Zeit mußte jedoch den Schwer-

punkt seiner Thätigkeit in die Politik verlegen und so entging auch er nicht dieser Notwendigkeit. Aber auf diesem schlüpfrigen Boden unsicher und schwankend gelangte er nie zu einer festen Haltung und mußte sich fremden Einflüssen fügen. Er hatte anfangs die gute Absicht, nach Italien zurückzukehren, und doch baute gerade er jenen riesigen Palast, der für einen ewigen Aufenthalt des Papsttums in Avignon bestimmt schien. Auch die Kardinäle siedelten sich jetzt dauernd in prachtvollen Häusern oder Landsitzen an.

König Philipp von Frankreich stellte alsbald den Papst auf die Probe. Er erhob die weitgehendsten Forderungen; wie erzählt wird, verlangte er das Königreich Burgund für einen französischen Prinzen, für sich den Generalvikariat von Italien und ungeheure Summen zur Unterstützung seines beabsichtigten Kreuzzuges. Mag alles wahr sein oder nicht, jedenfalls verstärkte sein herrisches Auftreten die bei Benedict schon vorhandene Neigung, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Das war eine schwierige Aufgabe und zweifelhaft, ob sie Benedict gelingen würde. Sie erforderte einen selbständig denkenden Mann, der durch die verschiedenen Strömungen, welche sich an der Kurie kreuzten und oft einen im Kreise wirbelnden Strudel hervorriefen, mit sicherer, selbstvertrauender Hand das Steuer zu führen verstand. Ohne einige Nachgiebigkeit ließ sich das Ziel nicht erreichen, aber diese war bisher nicht die hervorragendste Eigenschaft der päpstlichen Politik gewesen. Wer zu ihr neigte, kam in Gefahr, der Schwäche, des Preisgebens geziehen zu werden, ein Vorwurf, der gedankenkräftigen Männern gleichgültig ist, unsichere stets verwirrt und leicht von dem eingeschlagenen Pfade ablenkt.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Die Versöhnungsversuche Ludwigs. 1335—1337.

Für Ludwig eröffnete Johanns Tod die Aussicht, mit dem neuen Papste, den er nicht persönlich beleidigt hatte, eine Versöhnung zu erreichen. Hatte er bis dahin anderen das Werk überlassen, konnte er es nun selbstthätig angreifen. Dazu drängte ihn auch die allgemeine Lage. Durch die verunglückten Verhandlungen über die Nachfolge Heinrichs von Niederbaiern war er mit Johann von Böhmen in Spannung geraten, und da ersterer soeben daranging, die Hinterlassenschaft des inzwischen verstorbenen Herzogs Otto von Niederbaiern an sich zu ziehen, ohne dessen letztwillige Verfügung zu beachten, drohte der Ausbruch eines Krieges. Vielleicht ließ sich auch schon der Tod des Herzogs Heinrich von Kärnthen erwarten, so daß Ludwig bereits unter der unmittelbaren Einwirkung des Gestirns stand, nach welchem er seit Jahren seine Handlungsweise richtete. Er bedurfte dann dringend der Freundschaft der Habsburger, von denen Albrecht immer auf die Beseitigung des kirchlichen Anstoßes gedrungen hatte.

Daher bevollmächtigte er im März 1335 den Grafen Ludwig von Oettingen nebst anderen Gesandten, in Avignon mit dem Papste zu verhandeln. Er gab ihm noch einen zweiten Auftrag. Der Kaiser wußte vielleicht von dem Handel über das Königreich Burgund, welchen sein Vetter und der böhmische König mit Frankreich abschlossen. Er selbst hatte sich bisher um das weit entlegene Land nicht gekümmert, über welches die Reichsherrschaft, wie er selbst anerkannte, so gut wie ganz erloschen war. Er wollte es zwar beim Reiche behalten, aber doch für seine Zwecke ausnützen. Er bot daher das Königreich als Reichslehen dem Delfin Humbert an. Ludwig mochte sich erinnern, daß dessen Vorgänger einst Kaiser Heinrich VII. in Italien dienten, und er selbst gab ja nie die Hoffnung auf, dorthin zurückzukehren. Zugleich trennte er so Humbert von seiner luxemburgischen Verwandtschaft und schuf ihn zum Gegner Roberts von Neapel und Frankreichs. Vielleicht machte sich auch bereits, wie das später geschah, ein Einfluß Englands zu Gunsten des Delfins geltend. Humbert, ein schwächlicher Mann

von weibischem Aussehen, kein Krieger, sondern ein Gelehrter, der auch später seiner Neigung folgend in ein Kloster trat, war von dem Geschenk überrascht; er nahm es zwar an, aber unter Vorbehalten, welche ihn vor einem Bruch mit der Kurie sicher stellten.

Die kaiserlichen Boten fanden in Avignon freundliche Aufnahme, aber einen Abschluß konnten sie nicht erzielen, da zur Erfüllung der Forderungen, welche Benedict erhob, ihre Vollmacht nicht ausreichte. Sie nahmen jene schriftlich mit, unter dem Versprechen der Wiederkehr und Antwort.

Als sie an den deutschen Hof zurückkamen, war dort die große Entscheidung gefallen. Am 2. April starb Heinrich von Kärnthen, am 2. Mai belehnte Ludwig in Linz die österreichischen Herzöge mit dem Herzogtume Kärnthen und dem südlichen Teile von Tirol, während der nördliche Teil von Tirol den Söhnen des Kaisers zufiel. Das Ehebündnis, welches Herzog Otto mit Anna, der vielversprochenen Tochter König Johanns, zu Anfang des Jahres eingegangen, hinderte nicht den feindseligen Wettbewerb des Schwiegersohns gegen den Schwiegervater.

König Johann lag eben in Paris an Wunden, welche er in einem Turnier davongetragen, schwer danieder, und so konnten die Oesterreicher Kärnthen besetzen; nur die Tiroler hielten an Margareta Maultasch als ihrer rechtmäßigen Fürstin fest. Ein großer Krieg stand in sicherer Aussicht, obgleich sein Anfang sich noch hinausschob.

Um so mehr betrieb der Kaiser die Verhandlungen mit Avignon, wohin er Anfang August wiederum seine Gesandtschaft abschickte. Das Schreiben, welches er an den Papst selbst richtete, spricht seine Freude aus: er habe aus dem Bericht seiner Boten ersehen, einen wie frommen Vater und gerechten Hirten, der den zum Gehorsam bereiten Sohn gütig empfange, Gott in Benedict verliehen habe. Daher betrachte er die vom Papste ihm erteilten Ratschläge als Vorschriften. Nicht seine Schuld sei es, wenn er bisher der Kirche nicht den schuldigen Gehorsam geleistet, wie Gott wisse; die römische Kirche, außerhalb deren kein Heil sei, und den rechten katholischen Glauben wolle er nach Kräften verteidigen und verbreiten. Daher gebe er sich ganz der Gunst seiner Heiligkeit anheim, er habe seine Gesandten angewiesen, nicht auf ihre Klugheit zu bauen, sondern sich dem Willen des Papstes in allem anzupassen, da er für sich und das Reich auf dessen Güte vertraue. Am Schluß nennt er sich „Euer ergebenster Sohn Ludwig", so den Kaisertitel vermeidend, welchen der Brief auch in der Berechnung der Regierungsjahre, wie sie damals üblich war, ausläßt.

Das Schreiben lautet sehr ergeben, aber nicht gerade würdelos. Es zeigt, daß Ludwig die Forderungen, welche der Papst erhoben hatte, zur Grundlage der Verhandlungen nahm. Unter ihnen befanden sich auch solche, welche die Könige von Frankreich und von Neapel vor Beeinträchtigungen wahrten. Dementsprechend erbot sich Ludwig, mit Philipp ein allgemeines Friedensbündnis zu schließen, und gab auch andere Zusagen auf politischem Gebiete, welche nicht näher bekannt sind; er erbot sich ferner zur Erklärung, er habe gegen Johann XXII. und die heilige Kirche gefehlt und geirrt, mit That und Wort, doch nicht aus Herzensgrund. Dafür gelobte er Buße, darunter einen Kreuzzug über Meer.

Gewiß waren seiner Anerbietungen noch mehr, er wollte jetzt ernstlich einen Vergleich mit dem Papste erzielen.

Anfang September kamen die kaiserlichen Gesandten in Avignon an, aber Umstände verzögerten das Konsistorium bis in den Oktober. Sie fanden bereits die Aussichten auf einen guten Erfolg getrübt, denn König Philipp handelte als Gegner. Der Papst erwiderte ihm zwar auf seine Vorhaltungen, wenn Ludwig die ihm gestellten Verlangen erfülle, könne er die Gesandten nicht mit leeren Worten hinhalten, aber da auch König Johann von Böhmen und Heinrich von Niederbaiern wider den Frieden arbeiteten, rückte er schon in die Ferne.

Benedict hätte gern die Sache schnell erledigt, aber unter dem auf ihm lastenden Drucke entschloß er sich, sie dem Kardinalkollegium zur Beratung zu überweisen; er beeilte sich wenigstens, sofort Ludwig davon Kenntnis zu geben. Dem Franzosen teilte er insgeheim die von ihm gestellten Bedingungen mit, welche er selbst für so schwer hielt, daß ihre Erfüllung für unwahrscheinlich gelte. Der Fluß der Verhandlungen war und blieb gehemmt, so daß schließlich ein Teil der Gesandtschaft nach Deutschland zurückkehrte, um vom Kaiser weitere Weisungen entgegenzunehmen.

Das Jahr 1335 verlief ohne kriegerische Zusammenstöße. König Johann gewann inzwischen die Könige von Polen und Ungarn als Verbündete und brach Anfang März 1336 mit starkem Heer in Oesterreich ein, dessen nördlichen Teil er gründlich verwüstete. Unter dem Eindruck der herankommenden Gefahr stellte Ludwig neue Prokuratorien für seine Gesandten bei der Kurie aus, von denen eines seinem ganzen Inhalt nach vorliegt.

Es bezieht sich auf die politischen Fragen, deren es eine große Anzahl berührt. Die hauptsächlichsten sind: Bestätigung aller von früheren Kaisern und Königen übernommenen Verpflichtungen, Aufhebung und Widerruf aller von Ludwig und von Heinrich VII. getroffenen Maßregeln gegen Papsttum, Kirche und deren Lehnsträger und Unterthanen und aller seiner unter dem kaiserlichen Titel ergangenen Verfügungen, Unverletzlichkeit des Kirchenbesitzes in und außerhalb Italien, zu dem ausdrücklich die Grafschaft Venaissin, die Inseln Sizilien und Corsica gerechnet werden, das Gelöbnis, nicht eher nach Italien zu gehen und dessen Verwaltung zu übernehmen, ehe er nicht vom Papste als König approbiert sei, Rom nur mit Erlaubnis des Papstes zum Zwecke der Kaiserkrönung zu betreten und die Stadt an demselben Tage wieder zu verlassen; König Robert soll Reichsvikar in Tuscien und durch Heiratsbande mit ihm verknüpft werden. Die Reichsfürsten sollen schwören, der Kurie gegen ihn Hülfe zu leisten, wenn er einen dieser Punkte breche. Alles das sollten die Botschafter Macht haben, zu versprechen und zu beeiden.

Dieses und die späteren Prokuratorien Ludwigs haben bei den Forschern manchen Anstoß hervorgerufen, und mit viel Scharfsinn ist über sie und ihre Bedeutung gestritten worden. Den Hauptinhalt bilden jedenfalls die von der Kurie gestellten Forderungen, doch ist es in der kaiserlichen Kanzlei selbständig entworfen. Sein Zweck war, Verhandlungen mit der Kurie überhaupt zu ermöglichen. Ludwig hatte die Wahl, entweder auf solche ganz zu verzichten oder wenigstens der Form nach die päpstlichen Bedingungen anzunehmen und sich

bereit zu erklären, auf Grund derselben weiter fortzufahren. Sobald er ersteres nicht thun wollte, blieb ihm nur das zweite übrig. Die Prokuratorien bedeuten daher nicht, daß der Kaiser das in ihnen Enthaltene ohne weiteres erfüllen wollte, er erbot sich dazu nur unter Umständen. Das ist ja bei jeder Vereinbarung, bei jedem Friedensschluß zwischen zwei Mächten selbstverständlich, daß der schwächere Teil für das, was er gibt, von dem siegreichen gewisse Zusagen erhält; er erbietet sich, als Grundlage die von diesem aufgestellten Begehren anzusehen, behält sich aber Aenderungen und Milderungen vor. Daher schlossen auch Ludwigs Prokuratorien keineswegs die bindende Verpflichtung ein, alles ohne weiteres zu gewähren. Der Schwur, welchen die Bevollmächtigten auf sie ablegen sollten, besagte nur, daß der Kaiser bereit war, überhaupt über diese Dinge zu verhandeln; um die einzelnen Punkte fest abzumachen, war erst eine neue vom Kaiser unmittelbar gegebene und eidlich bekräftigte Zusicherung erforderlich. Ueber die Ausführung wurde die Vereinbarung offen gehalten, und für diese stellte der Kaiser selbstverständlich noch seine besonderen Bedingungen. So hart auch einzelne Forderungen waren, konnte ihnen durch die Art der Ausführung viel von ihrer Schärfe genommen werden.

Ob es für Ludwig nicht würdiger gewesen wäre, sich auf solche Zumutungen überhaupt nicht einzulassen, mag allerdings streitig sein, aber in seinem Verhalten absichtliche Täuschung und Hinterlist zu finden, ist ungerecht. Wer deswegen einen Stein auf Ludwig werfen will, mag gleich einen zweiten auf den Papst nachsenden, der ihn zur Ausstellung solcher Prokuratorien zwang. Sie sprechen durchaus nicht für die vielgepriesene Friedensliebe Benedicts; der gute Papst wollte zwar die Versöhnung, aber nur wenn sie ihm einen glänzenderen Triumpf brachte, als sein Vorgänger hatte erringen können. In dieser Beziehung war Benedict um kein Haar besser, als andere Päpste. Er war sich vollkommen bewußt, daß er zu weit ging, und damals wie nachher erstaunte die Kurie, daß Ludwig sich soviel herbeiließ. Aber sie faßte die Prokuratorien auch nicht als die Sache vollkommen erledigend, sondern unterzog sie jedesmal erst einer sorgfältigen Erwägung. Welche Begehren Ludwig dafür an die Kurie stellte, wissen wir nicht, denn da bei einer Aussöhnung mit dem Papste eine Menge verwickelter Verhältnisse in Deutschland geregelt werden mußten, bestand er sicherlich nicht lediglich auf der Lösung vom Banne und der Anerkennung als König.

Immerhin sieht man, wie der Papst und im ganzen auch Ludwig sich den Kern der Lösung dachten. Wie letzterer schon in dem Prokuratorium sich nur König nennt, wollte er auf den bisher geführten kaiserlichen Titel verzichten und eine zweite Kaiserkrönung durch den Papst oder dessen Beauftragte entgegennehmen. Vorher wollte er sich auch als König approbieren lassen. Aber diese Anerkennung hätte sich nur auf seine Herrschaft über Italien bezogen; für das Deutsche Reich im engeren Sinne galt seine Wahl als der zureichende Grund seiner Regierung. Das war mehr, als Papst Johann einst zugestehen wollte. Von den sonstigen Bedingungen war die Beschränkung seines Aufenthaltes in Rom zwar nicht ehrenvoll, aber Rom war päpstliche Stadt und man kann dem Papste nicht verdenken, wenn er Verhältnissen, wie sie

Heinrichs VII. Römerzug herbeiführte, vorzubeugen suchte. Dagegen war die Ernennung König Roberts zum Reichsvikar in Tuscien eine bedenkliche Sache, aber die vorgeschlagene Ehe des jüngsten Sohnes Ludwigs mit einer Anjovinerin — Robert selbst hatte keine Tochter — sollte ihr offenbar den schlimmsten Stachel nehmen. Ludwig blieb auch hier der Politiker, der, wo es galt, einen Gewinn für sich und seine Familie zu sichern, in der Wahl der Mittel nicht ängstlich war und dem reinen Ehrenpunkt nicht sonderliche Rechnung trug. Daneben war er noch erbötig zu persönlichen Zugeständnissen in rein kirchlicher Beziehung, die indessen erst später in vollem Umfang bekannt werden.

Die Anwesenheit des französischen Königs, der des Papstes Ohr voll in Beschlag nahm, verzögerte den Beginn der Verhandlungen, und als sie eröffnet waren und ein Konsistorium deshalb stattfinden sollte, entstand plötzlich, wie Benedict selbst an Ludwig schrieb, das Gerücht, dieser habe mit mächtigen Feinden Philipps Bündnisse geschlossen. Der Papst erblickte darin eine Verletzung des früher gegebenen Versprechens und die Gesandten zogen endlich vor, nach Hause zurückzukehren, um ihren Auftraggeber vom Stande der Dinge zu unterrichten.

König Johann, welchen Herzog Otto nicht anzugreifen wagte, hatte das verwüstete Oesterreich wieder verlassen, aber nur um mit stärkerer Macht und unterstützt durch die Könige von Polen und Ungarn zurückzukehren. Der Angriff, welchen der Kaiser im Juli gegen Niederbaiern richtete, veranlaßte ihn, dorthin zu ziehen, wo er bei Landau an der unteren Isar ein festes Lager aufschlug, in welchem er sich dem Kampfe gegen die überlegene Macht der Feinde entzog. Einem Einfall Ludwigs in Böhmen wußte er geschickt zu begegnen, während sein Sohn Karl Tirol verteidigte. Da beging der Kaiser den Fehler, von Herzog Otto als Ersatz für seine aufgewandten Kosten vier oberösterreichische Städte zu fordern, und ließ sich durch die Verweigerung so verstimmen, daß er vom Kriege zurücktrat. Vielleicht erwog er, der in seinen Hoffnungen auf einen Anteil der kärnthnischen Erbschaft getäuscht war, in seinem Herzen schon wieder einen Parteiwechsel. Jedenfalls beschloß er, die Dinge abzuwarten.

König Johann und die Oesterreicher, beide mit den errungenen Erfolgen zufrieden, vereinbarten einen vorläufigen Frieden, der bald endgültig wurde. Jene verzichteten auf Tirol und das obere Drauthal, der König auf Kärnthen und Krain. Doch erkannten seine Söhne Karl und Johann Heinrich im Einvernehmen mit dem Tiroler Adel den Vertrag nicht an. Obgleich sich die Oesterreicher bedenklich tief mit Johann einließen, zu einem Bruch zwischen ihnen und dem Kaiser kam es nicht.

Ludwig, durch eigene Schuld nun in eine mißliche Stellung gebracht, ging daran, die Verhandlungen in Avignon weiter zu führen. Es galt zunächst das letztaufgestiegene Hindernis zu beseitigen, König Philipp von seinem Argwohn abzubringen. Unter jenem Frankreich feindlichen Fürsten, mit welchem Ludwig sich verbündet haben sollte, war unzweifelhaft der englische König Eduard III. gemeint, und wenn auch das Gerücht wahrscheinlich noch nicht auf Thatsachen beruhte, zog es doch aus den bestehenden Verhältnissen einen richtigen Schluß auf die Zukunft.

Die für diesen Zweck ausgewählte Persönlichkeit erschien allerdings nicht

sonderlich dazu geeignet. Markgraf Wilhelm von Jülich war als Gemahl der Johanna, der Tochter des Grafen Wilhelm von Holland, der Schwager Ludwigs wie Eduards und mit letzterem so nahe wie möglich befreundet und verbündet. Wilhelm gehörte zu den geistig bedeutendsten Fürsten des Reiches. Tapfer, reich begabt und gewandt setzte er die von seinen Voreltern ererbten Bestrebungen nach Erweiterung seines nicht großen Gebietes mit feurigem Ungestüm und glänzendem Erfolge fort. Die Erhebung seines Bruders Walram zum Erzbischof von Köln stärkte seinen Einfluß in den dortigen Gegenden. Er verdankte sie seiner kirchlichen Gesinnung, welche ihm die Gunst Johanns XXII. in reichem Maße eintrug, aber nach dessen Tode schloß er sich ganz dem Kaiser an, dem er schon in Italien Dienste geleistet hatte. Auch zu dem eben abgebrochenen Kriege gegen Johann von Böhmen führte er Hülfsscharen herbei und erhielt dafür die Belehnung mit der Grafschaft Berg für den Fall, daß sie erledigt würde, und die Erhebung zum Fürsten und Markgrafen mit ausgezeichneten Ehrenrechten. Jetzt wurde er zu Philipp gesandt, um mit diesem über alle Reichsbeziehungen zu verhandeln und Bündnis und Verträge zu schließen. Die Kaiserin Margaretha wandte sich ebenfalls brieflich an den Franzosen und trug ihm eine Heiratsverbindung ihrer Kinder an. Trotzdem kann der Kaiser nur deswegen den Jülicher zu seinem Gesandten erkoren haben, um nicht Eduard bedenklich zu machen und sich ein englisches Bündnis offen zu halten.

Vom französischen Hofe sollte der Markgraf nach Avignon gehen und erhielt zu diesem Zwecke noch den Neffen des Kaisers, Pfalzgraf Ruprecht beigesellt; die Wahl so großer Fürsten zeigt, welches Gewicht Ludwig auf die Erfüllung ihrer Aufgabe legte.

Philipp zog die deutschen Anträge in ernstliche Erwägung, namentlich das Heiratsbündnis scheint ihn gelockt zu haben. Da er ein solches nicht ohne Genehmigung des Papstes abschließen konnte, holte er dessen Rat ein. Benedict sah es ungern, daß der Franzose sich so weit mit dem Gebannten einließ, ehe dieser sich der Kurie unterworfen hatte, und wünschte die gesamten Verhandlungen in seiner Hand zu behalten. Er machte daher Philipp auf die mancherlei entgegenstehenden Bedenken aufmerksam und schlug ihm vor, erst mit den Fürsten des Reiches, namentlich den Kurfürsten in Verbindung zu treten, um einen sicheren Grund zu gewinnen. Das war sachlich ganz richtig, aber so schnell nicht durchführbar. Daher kam in Paris nichts weiter zustande, als daß der Kaiser gelobte, während der noch schwebenden Unterhandlungen weder selbst noch durch seine Unterthanen Philipp Schaden zuzufügen, noch dessen Gegnern Hülfe zu leisten, also keineswegs eine auf die Dauer verpflichtende Zusage.

Ende Januar 1337 kam Wilhelm mit seinem Begleiter in Avignon an. Diesmal liegt ein reicherer Stoff zur Erkenntnis der Verhandlungen vor. Außer dem Prokuratorium über die politischen Angelegenheiten, welches mit geringfügigen Aenderungen dasselbe blieb, ist das über die Leistungen des Kaisers auf dem kirchlichen Boden vorhanden, ebenfalls sehr weitschichtig und umfangreich. Wie bei dem politischen Prokuratorium sind auch hier die vom Kaiser angebotenen Zugeständnisse wahrscheinlich im großen und ganzen die von der

Kurie geforderten, aber die Begründung und nähere Ausführung mancher Punkte stammt aus der deutschen Kanzlei.

Dem Kaiser kam es vor allem darauf an, nicht als Ketzer vor der Welt dazustehen und sein früheres Verhalten, die Absetzung Johanns, die Einsetzung des Gegenpapstes und die daraus folgenden Handlungen nach Möglichkeit zu rechtfertigen. Daher betont er mit aller Bestimmtheit, daß er aus Notwehr gehandelt, daß er Böses verübt, um das ihm von Johann XXII. angethane Böse zu vergelten, also diesen als den Hauptschuldigen kennzeichnend. Gleichwohl erklärt er, er habe das ungern gethan, und wenn er seiner Zeit vorgegeben habe, er handle damit recht, so sei das nur geschehen, weil er unter dem Zwange seiner Lage und der Angriffe Johanns nicht anders gekonnt. Er habe auch nichts von dem kirchlichen Lehrsatz gewußt, es sei ketzerisch zu glauben, daß der Kaiser einen Papst absetzen und einen andern machen dürfe. Dadurch weist er den Vorwurf der Ketzerei von sich, denn als Ketzer gilt nur, wer es mit Vorsatz ist und die kirchlichen Lehren, obgleich er sie kennt, verwirft. So schrieb er schon 1335 an Benedict, er habe geirrt, aber nie mit dem Herzen, d. h. mit innerlichem Bewußtsein. Von diesem Standpunkt aus entschuldigte er auch die Sachsenhausener Appellation und die gegen das Papsttum gerichteten Schriften; er habe den Minoriten und Marsilius das Wort gelassen, weil er als Laie und Kriegsmann von diesen Sachen nichts verstehe und der theologischen Gelehrsamkeit jener Männer Glauben schenken zu dürfen glaubte. Aber er gab sie nicht rückhaltlos preis; er will sie erst dann „ausjäten und verwerfen“, „wenn sie sich nicht zu des römischen Stuhls Gnade kehren wollen“, also dasselbe thun, wie er.

Er erbot sich daher, den Kaisertitel niederzulegen und, soweit die Entschuldigungen nicht genügten, Buße zu thun. Denn wenn auch der Vorwurf der Ketzerei fortfiel, blieben doch noch Vergehen gegen die Kirche übrig, und für diese genug zu thun, entsprach dem kirchlichen Rechte, wie dem allgemeinen Brauch. Darin lag an sich keine besondere Demütigung und die Formen, welche dafür vorgeschlagen wurden, waren nicht verletzend. Das Gelöbnis, Schuldbekenntnis „mit unser selbst Leib“ abzulegen, war erforderlich, da ja durch das Prokuratorium nur seine Gesandten sprachen, und wurde schon durch das einfache Bekenntnis vor seinem Beichtvater erfüllt. Das schwerste Gelübde war eine persönlich anzutretende „Meerfahrt“, deren Zeit und Dauer der Papst bestimmen sollte, d. h. ein Kreuzzug oder die Beteiligung an einem solchen, ein Versprechen, dessen Erfüllung sich freilich hinausziehen ließ. Ludwig verhieß auch die Stiftung von Kirchen und Klöstern nach des Papstes Anordnung und „Almosen und Kirchfahrt zu thun“; Wallfahrten konnte er indessen durch andere in seinem Namen ausführen lassen. Er wollte „empfangen alle Pönitenz und Buße“, welche ihm der Papst auflege und gebiete, und bat diesen, ihn wieder zu setzen in seinen früheren guten Ruf, Ehren und Wesen, ihn anzunehmen zu einem römischen König und seine Person zur kaiserlichen Krone zu fördern.

Den beiden Fürsten sandte er noch eine weitere Anweisung nach, welche das in den Prokuratorien Zugestandene beschränkte und ergänzte. Sie sollen mit Nachdruck seine „Christenheit“ wahren, also jeden Vorwurf der Ketzerei ab-

lehnen. Soweit der Bann von des Reichs wegen auf ihm liege, wollte er ihn nicht anerkennen, wie er es bisher nie gethan, also auch keine Absolution annehmen. Nur wenn er ihn anderer Sachen wegen verdient habe, die er zugestehen könne, und der Papst deshalb die Lossprechung für nötig halte, sollten sie nach dessen Rat handeln. Die Approbation zum König wollte er nur in herkömmlicher Weise annehmen und für die neue Kaiserkrönung eine bestimmte Frist angesetzt wissen. Außer einigen Erläuterungen, welche eine zu ungünstige Auslegung gewisser Punkte verhindern sollten, betonte er, daß er seine Verpflichtungen nur gegen Benedict, nicht aber auch gegen dessen Nachfolger eingehen wolle, und lehnte die Ernennung König Roberts zum Reichsvikar ab. Er rechnete auf die gute Gesinnung des Papstes, der in der That anerkannt haben soll, daß sein Vorgänger mit dem Kaiser zu hart verfahren wäre.

Die kaiserlichen Gesandten erhielten gleich am Tage ihrer Ankunft, am 31. Januar 1337 freundliches Gehör beim Papst, welcher ihre Vollmachten dem Kardinalkollegium zur Prüfung vorlegte. Benedict, der ohne König Philipp nichts vollführen wollte und vor allem wünschte, ihn und Ludwig zu vereinigen, schob auf jenes Wunsch die Verhandlungen bis in den April hinaus. Der Kaiser bestätigte inzwischen den von Markgraf Wilhelm in Paris verabredeten Vertrag, aber Philipp wollte mehr erreichen und bemühte sich daher, die Verhandlungen an der Kurie hinzuhalten oder ganz zu hintertreiben. Benedict war damit nicht einverstanden; er erklärte dem König, seine Pflicht verbiete ihm Ludwig abzuweisen, der ohnehin Philipp wie Robert befriedigen solle, und warnte den Franzosen, man könne gar leicht die „klugen und feinen Deutschen" den Engländern zuführen. Aber er fügte hinzu: etwas anderes sei es, wenn die Deutschen selber Veranlassung zum Aufschub oder Abbruch böten, so daß sie beide vor Gott entschuldigt wären.

Dazu gab er selbst, ob mit oder wider Willen, den Grund. Als am 11. April das Konsistorium stattfand, schlug er einen höchst ungnädigen Ton an. Ludwig, den er mit dem großen Drachen in der Apokalypse verglich, sei nicht wahrhaft bußfertig; wäre er es, so würde er seine Königs- und Kaiserherrschaft niederlegen und sich der Gnade des Stuhles unterwerfen. Doch wurden die Verhandlungen noch nicht abgebrochen, vielmehr ein neues Konsistorium anberaumt, aber sei es, daß die Gesandten die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen einsahen oder von Ludwig Befehl erhielten, plötzlich erklärten sie ihren Entschluß, sofort abzureisen. Der Papst bemühte sich, sie zurückzuhalten, ebenso redeten ihnen die Räte Philipps zu, aber sie beharrten bei ihrem Willen. Benedict forderte sie auf, Anfang Oktober zurückzukehren.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Das englische Bündnis. Kurverein zu Rense. 1337—1338.

Neben der Sache Ludwigs lief an der Kurie noch eine andere für das Reich nicht minder wichtige. Erzbischof Balduin hielt auch nach Johanns XXII. Tode das Erzbistum Mainz und die Verwaltung der Bistümer Speier und Worms fest, aber Benedict war ebenso entschieden dagegen, wie sein Vorgänger. Wenn der Kaiser seinen Frieden mit Avignon machte, konnte auch Balduin nicht im Trotz beharren. Nun zerfiel Ludwig wegen der Kärnthner Sache völlig mit dem Neffen des Erzbischofs, und wenn auch der Oheim oft genug mit diesem unzufrieden war, empfand er sicherlich nicht minder stark als Johann die schwere Beeinträchtigung, welche das luxemburgische Haus durch die Belehnung der Oesterreicher erlitt.

Aber für den Augenblick mußte Balduin die bitteren Empfindungen zurückdrängen hinter seine Sorgen als Erzbischof; an einen Zerfall mit dem Könige konnte er nicht denken. Er suchte daher während des Krieges zu vermitteln. Johann wünschte die ungewöhnliche Machtstellung seines Oheims zu erhalten und so wurde die französische Freundschaft angerufen, um den Papst zur Nachgiebigkeit in der Mainzer Sache zu bewegen, doch vergebens. Das Kardinalkollegium war gegen Balduin mit Recht so erbittert, daß es den förmlichen Prozeß gegen ihn erhob. Unter diesen Umständen, angesichts der unsicheren Lage im Reiche, entschloß sich Balduin, um wenigstens Trier zu retten, auf Mainz zu verzichten, und gab im November der Kurie seine Verzichterklärung ab, welche natürlich bereitwilligst angenommen wurde. Indessen fand die Ausführung große Schwierigkeiten, da Stadt und Kapitel von Mainz sich weigerten, Heinrich von Virneburg, den 1328 von Johann XXII. eingesetzten Erzbischof, Besitz ergreifen zu lassen. Erst nachdem Heinrich sich im Juni 1337 mit dem Kaiser völlig geeinigt, erlangte er die Anerkennung im Stifte. Für Ludwig war der Wechsel nicht ungünstig. Während er selbst unabhängiger von Balduin

wurde, die Macht der Luxemburgischen Familie eine Minderung erfuhr, gewann er an dem jetzigen Erzbischof von Mainz einen neuen ergebenen Freund, da dieser bald mit der Kurie, welche den vollzogenen Wechsel nun ungern sah, völlig zerfiel. Ob freilich Balduins Treue auch unter diesen veränderten Umständen eine so tadellose bleiben würde, wie sie bisher gewesen war, mußte abgewartet werden; zunächst grollte er dem Papste und der Kurie und durfte selber nicht auf deren Freundschaft bauen.

Nachdem die Reichspolitik in den letzten Jahren einen ruhigen Gang genommen, trat sie jetzt wieder in eine Zeit voll Bewegung, großer Ziele und scheinbarer Wagnisse ein. Der Krieg zwischen Frankreich und England, unter dessen Vorahnung die europäischen Mächte bereits seit längerer Zeit standen und danach ihr Verhalten regelten, war zwar noch nicht ausgebrochen, aber offenbar unvermeidlich geworden. Wir wissen bereits, mit welchem Nachdruck König Eduard die alten Beziehungen zu Deutschland, namentlich zu den Fürsten des Niederrheins aufnahm und unter ihnen zahlreiche und wichtige Bundesgenossen warb, und weit über sie hinaus bis in die südlichen Länder Deutschlands und bis nach Burgund reichten seine Werbungen. Die überreichen Geldspenden verfehlten nicht ihre Wirkung.

Auch der Kaiser entschloß sich, mit England einen Kriegsbund gegen Frankreich zu schließen. Ihn trieb dazu nicht Kampfbegier, noch Lust nach Beute und nach dem Genuß reicher englischer Unterstützungsgelder, welche Gründe einst seinen Vorgänger den König Adolf zu Eduard I. führten. Sicherlich stand er schon lange vorher in gutem Einvernehmen mit seinem königlichen Schwager, aber Ludwig war stets ein gewinnsüchtiger, obgleich nicht immer kalter Rechner, und so bestimmte ihn auch die Verwandtschaft nicht sonderlich in seinem Thun. Sein Zweck war, sich an Frankreich zu rächen für die Hindernisse, welche es ihm bei dem Papste bereitet hatte; es kam eben zu dem, was Benedict Philipp VI. voraussagte. Wollte sich der Franzose nicht damit begnügen, daß Ludwig dem Kampfe zusah, ohne Partei zu ergreifen, so sollte er durch das englische Bündnis erschreckt und genötigt werden, selber des Kaisers Gunst zu suchen und sie durch Vermittlung beim Papste erkaufen. Wohl lief Ludwig einige Gefahr, daß Benedikt unter dem Drucke Frankreichs zunächst die Prozesse Johanns XXII. erneuerte, aber er war nun einmal im Bann und mehr konnte ihm nicht geschehen, solange nicht ein größerer Teil der deutschen Fürstenwelt gegen ihn Partei nahm. Aber in dieser war teils die Abneigung gegen das zu Frankreich haltende Papsttum groß, teils hielt sie selber zu England; von ihr war also augenblicklich nichts zu besorgen. Ohnehin hatte König Philipp bereits im Vorgefühl des kommenden Krieges Reichsland, Teile des Bistums Cambray, in Besitz genommen, um seine Stellung im Osten nach dem Niederrhein hin zu befestigen, und damit, ganz abgesehen von den alten Klagen, welche noch unerledigt waren, ausreichenden Rechtsgrund zum Kriege geboten.

Ludwig wälzte in seinem Kopfe noch weitere Pläne. Er gedachte persönlich nach Avignon zu gehen, um dort seine Sache zu führen, nicht als Bittflehender, sondern den Rücken gedeckt durch große Erfolge; der englische König sollte ihn begleiten. Der Weg dorthin führte entweder durch Oberburgund oder

durch Italien und den Delfinat, dessen Herrn er schon zu gewinnen gesucht hatte. Gelang es gleichzeitig, in Italien wieder Fuß zu fassen, dann nahm er dem Papst gegenüber eine noch stärkere Stellung ein. Nie hatte er die Hoffnung aufgegeben, jenes Land wieder zu betreten, und gerade jetzt erschien ein Zug dorthin ratsam und möglich.

Das gewaltige Anwachsen der Macht, welche der Herr von Verona, Mastino della Scala sich schuf, bewog endlich die Signoren und Communen von fast ganz Ober- und Mittelitalien zum Kriege gegen ihn, namentlich Venedig ging mit Eifer voran. Die Erfolge waren zwar wegen der unter der Liga herrschenden Uneinigkeit nicht so groß, wie sie hätten sein müssen und können, aber der stolze Scaliger, von dem man erzählte, er habe sich schon eine Königskrone anfertigen lassen, kam doch in ernste Bedrängnis, in welcher er den Kaiser um Hülfe anrief. Somit bot er die erste Handhabe dar, um die italischen Dinge aufs neue anzufassen.

Alle diese Erwägungen veranlaßten den Kaiser, den Anträgen Englands willig sein Ohr zu öffnen; freilich, daß er nach seiner Art wieder gleichzeitig mehrere Pfeile auf die Sehne des Bogens legte, verhieß für den Erfolg nichts Gutes. Die Ernennung des Grafen Rainald von Geldern und des Markgrafen Wilhelm von Jülich zu Reichsvikaren in dem Bistum Cambray gab das erste entschiedene Zeichen von der neu eingeschlagenen Richtung seiner Politik.

In diesen bedeutsamen Tagen kam König Johann von Böhmen durch Frankfurt, auf dem Wege nach Frankreich, dem Rufe des Königs Philipp folgend. Schon quälte den Luxemburger ein schweres Augenleiden, eine Folge der vor zwei Jahren in dem Pariser Turnier erlittenen Verletzungen. Vergebens suchte er Hülfe bei Aerzten. Einen Welschen, der in Breslau seine Hoffnungen täuschte, ließ er zornig in einen Sack stecken und in die Oder werfen; ein zweiter, ein Heide aus Arabien, der nach Prag kam, ließ sich daher vorsichtig ungefährdete Heimkehr verbürgen, aber seine trügerische Kunst bewirkte nur, daß der König auf dem rechten Auge völlig erblindete. Trotzdem verlor Johann nichts von seiner Unternehmungslust und Beweglichkeit; augenblicklich, als er Philipps Aufforderung bekam, brach er heimlich von Prag auf, am vierten Tage war er bereits in Frankfurt. Drei Tage brachte er in Besprechungen mit dem Kaiser zu, deren Ergebnis unbekannt ist, aber sie führten kaum zu einer Verständigung. Beide wußten noch nicht, daß soeben vor einigen Tagen Johanns Sohn, der Markgraf Karl, mit vieler Geschicklichkeit Belluno in seine Hände bekommen und so wieder Italien dem Luxemburgischen Einfluß eröffnet hatte. Die Wege des Kaisers und des Königs trennten sich äußerlich und innerlich; Johann versprach bald darauf dem Franzosen seine Hülfe in dem Kriege gegen den von England und „den, welcher sich Kaiser nennt".

Ludwig schloß dagegen am 23. Juli den Vertrag mit Eduards Gesandten ab. Für 2000 Bewaffnete, welche er zwei Monate lang stellen sollte, wurden ihm 300000 Goldgulden zugesagt, eine so gewaltige Summe, daß sie offenbar nicht nur eine Entschädigung für diese kriegerische Beihülfe, sondern als Erkenntlichkeit für noch größere Zusagen zu betrachten ist.

Es dauerte einige Zeit, bis Eduard am 26. August das Bündnis vollzog.

Der Vorsicht halber hatte er den Papst um die Erlaubnis gebeten, mit Ludwig, dem Gebannten, sich vereinigen zu dürfen. Benedict schlug natürlich sein Gesuch ab und versäumte nicht, ihn daran zu erinnern, wie wenig einst die Deutschen seinem Großvater Eduard I. die Treue bewahrt hätten. Der friedliebende Papst hegte ernstliche Sorge vor dem furchtbaren Zusammenstoß, welchem die abendländische Welt entgegentrieb, noch mehr freilich beunruhigte ihn die Gefahr, welche Philipp lief. Er richtete daher gleichzeitig einen scharfen Brief an Ludwig, um ihn von England zu trennen, und wünschte die Wiederaufnahme der Verhandlungen bei der Kurie, da sie das beste Mittel waren, den Kaiser friedlich zu halten. Aber dieser wies die Beschuldigung, daß er Frankreich die Treue gebrochen, zurück mit dem Hinweis auf die von Philipp eingeschlagene Haltung; er so wenig wie Eduard beachteten das päpstliche Verbot ihres Bundes.

Das Jahr verging, ohne daß der Angriff gegen Frankreich, welcher von Cambray aus erfolgen sollte, zustande kam. England vermehrte seinen Anhang unter den deutschen Fürsten, während Herzog Heinrich von Niederbaiern seinem Schwiegervater folgend und dem alten Haß gegen den Kaiser nachgebend Frankreich seine Dienste zusagte, nachdem er in demütigster Form die Verzeihung des Papstes für sein bisheriges Zusammengehen mit den Kirchenfeinden erbeten und erhalten hatte.

In eine schwierige Lage kamen die österreichischen Herzöge, um welche sich England schon lange mit dem größten Eifer bemühte. Albrecht, der päpstlich gesinnte, wußte, wie warm Benedict für Frankreich fühlte, und diese Rücksicht bestimmte ihn sogar, dem Kaiser von dem englischen Bündnisse abzuraten und ihm die Verständigung mit dem Papste anzuempfehlen. Zudem hatten die Habsburger vor kurzem mit Frankreich einen Freundschaftsbund geschlossen; ihr nächster augenblicklicher Verbündeter, Johann von Böhmen, war der beste Genosse jener Macht. Auf der andern Seite knüpfte Ludwig eben damals wieder nähere Beziehungen mit ihnen an. Er traf mit Albrecht Ende November in Augsburg zusammen, in der Absicht, die österreichischen Herzöge für sein Unternehmen in Italien heranzuziehen; wenig später ernannte er sie zu Generalvikaren in Treviso und Padua, Städten, welche vorher dem Mastino della Scala unterthan sich seiner Herrschaft entzogen hatten, und verhieß ihnen deren Besitz. Sein Plan, nach Italien zu ziehen, gewann allmählich eine festere Gestalt, aber er trug wohl dabei noch anderes im Sinne. Die Erfolge, welche Karl von Mähren eben in Oberitalien errungen, legten die Besorgnis nahe, König Johann könne seine Abenteuer in Italien wieder aufnehmen, und dagegen sollten die Habsburger die Schutzwehr bilden. Ließen sie sich nach der Poebene locken, dann war eine feindselige Begegnung mit Karl oder dessen Vater unausbleiblich; dann war das ihm so unerwünschte Bündnis gesprengt und für Entschädigungen in Italien halfen ihm Albrecht und Otto vielleicht, Tirol an sich zu bringen.

Die Herzöge wählten in diesen Schwierigkeiten den bequemsten Weg, es vorläufig mit niemandem zu verderben. Aus Rücksicht auf den Papst und den Böhmenkönig gingen sie im April 1338 mit Philipp einen Vertrag ein, daß sie dessen Feinden den Durchzug durch ihre Lande nicht gestatten und sich selbst nicht an einem Bündnis gegen ihn beteiligen wollten; aber sie behielten

sich vor, ihm entgegentreten zu dürfen, wenn er das Reich angriffe oder verunrechte.

Mag man die Wirkung des von England gespendeten Geldes noch so hoch anschlagen, so darf doch nicht verkannt werden, daß damals durch einen großen Teil von Deutschland ein frischer und lebendiger Zug ging, wie seit langer Zeit nicht. Der bevorstehende Krieg gegen Frankreich entsprach der Stimmung und den Wünschen der Volksmasse, wenigstens im Westen, wo der Reichsgedanke noch immer weit mehr Gestalt und Gehalt hatte, als im Osten. Sowenig die unteren Kreise von der großen Politik erfuhren, so viel wußten sie, daß das Nachbarreich immerdar Deutschland beeinträchtigte, und fühlten zugleich, daß, um jenes zu demütigen, die kriegerische Kraft des deutschen Volkes völlig hinreichte; für die Hindernisse, welche einem Zusammenfassen derselben im Wege standen, fehlte ihnen ein klares Verständnis. Daß dieses Frankreich die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland verhinderte, war allgemein bekannt, ebenso, von welchen Fragen der obschwebende Streit zwischen Kaisertum und Papsttum ausgegangen war. Das Papsttum erschien somit als Verbündeter Frankreichs, in dessen Dienste es Deutschland erniedrigen wollte. Schon vor Jahren hatten deutsche Städte sich an Johann XXII. mit ernsten Vorstellungen gewandt, und dessen Nachfolger zeigte sich nicht besser, nicht bereitwilliger, dem Seelenbedürfnis durch Aufgabe ungerechtfertigter Ansprüche entgegenzukommen.

Was die große Menge mehr fühlte, als verstandesgemäß ergriff, war für die Fürsten, namentlich für die Kurfürsten der Gegenstand eindringlicher Erwägungen. Daß Benedict trotz einzelner Abschwächungen den Standpunkt Johanns XXII. festhielt, bedrohte ihre Stellung und Rechte. Der Streit Ludwigs mit dem früheren Papste konnte als ein persönlicher zwischen diesen beiden gelten, der jetzige war für sie alle zum grundsätzlichen geworden. Was sollte aus dem Reichsrecht werden, wenn das so weiter ging? Die meisten von ihnen wußten gewiß nicht, wieweit Ludwigs Angebote gegangen waren, aber alle konnten sie erfahren, daß dessen ernstlichste Bemühungen in Avignon nur schnöde Abweisung erfahren hatten. Der Kaiser war im Reiche allgemein anerkannt, allein der Wahl der Kurfürsten hatte er seine Würde zu danken und sie bisher behauptet gegen den Einspruch zweier Päpste. Sie schöpften daraus ein volleres Bewußtsein ihrer Bedeutung; sollten sie das nicht zum öffentlichen Ausspruch bringen und den schwankenden Boden ihres Wahlrechtes befestigen und für alle Zeiten sichern? Obgleich sich kaum jemand dessen bewußt war, wie jung die Einrichtung der Kurfürstengenossenschaft war, ganz von selbst mußte, sobald sie einmal da war, der Wunsch entstehen, sie gesetzlich auszubilden. Gerade, daß eine geringe Zahl der Reichsfürsten dieses kostbare Vorrecht besaß, ermöglichte ihnen Zusammenschluß und gemeinsames Handeln. Hatten einst die Päpste dahin gearbeitet, daß die Wahl des Königs in die Hände weniger kam, in dem Gedanken, sie leichter beeinflussen und beherrschen zu können, so zeigte sich jetzt, daß diese Umgestaltung zu ihrem Nachteile ausschlug. Zum erstenmale, darf man sagen, erwachte in diesen Tagen ein kurfürstliches Gesamtbewußtsein, und erst von jetzt ab fängt das Kollegium an, sich als die eigentliche Vertretung des Reiches zu fühlen. Damit begann ein neuer Abschnitt der inneren Geschichte

Deutschlands. Es handelte sich den Herren dabei mehr um sich, als um die Person des augenblicklichen Königs, aber unvermeidlich war es, daß sie sich wenigstens für den Augenblick zugleich um Ludwig scharten.

Volk und Kurfürsten begegneten sich so in gleichen Bestrebungen. Die Bewegung gegen Frankreich bezweckte nicht den Angriff, sondern die Verteidigung; die Deutschen wollten nur, daß ihr althergebrachtes Reichshaus nicht weiter abgebröckelt, nicht dem zerstörenden Einfluß Fremder unterworfen würde, und dasselbe wünschten die Kurfürsten. Es war eine nationale Politik. Dadurch erst konnte sich ein wirkliches, in sich abgeschlossenes Nationalgefühl entwickeln, nicht des Nationalstolzes, wie ihn die staufische Zeit in ihrer Blüte in Deutschland hervorrief, sondern des sich klärenden Bewußtseins der eigenen Art. So ging der Aufraffung des Kurfürstenkollegiums zur Seite eine Wandlung in der Tiefe der Volksseele, die politisch und, wie wir sahen, zugleich religiös war; beides konnte zu gewaltigen Wirkungen führen.

Ludwig beabsichtigte, die geistlichen und weltlichen Glieder des Reichs zu versammeln, um ihren Rat einzuholen, doch eilte ihm Erzbischof Heinrich von Mainz einen Schritt voraus. Er hatte sich, wie oben erwähnt, vollständig an den Kaiser angeschlossen, aber dadurch das Mißfallen der Kurie erweckt; man sprach in Deutschland davon, der Papst wollte das Erzbistum gar nicht besetzen, sondern an sich nehmen. War es nun Sorge für die eigene Person oder ein höherer Gedanke, welcher ihn antrieb, oder ging wirklich, wie berichtet wird, die erste Anregung von einigen Kardinälen aus: er berief seine Suffraganbischöfe, denen sich noch einige andere anschlossen, nach Speier und die Versammlung richtete an den Kaiser die Bitte, in ihr zu erscheinen. Man ersuchte ihn, in den Schoß der Kirche zurückzukehren und sich dem Befinden des apostolischen Stuhles zu fügen. Er erklärte sich bereit, seinen Streit der Anordnung der Bischöfe anheimzugeben, so weit das mit Gott, Gerechtigkeit und seiner Ehre geschehen könne, und jene sandten als Boten an den Papst den Bischof Ulrich von Chur, welcher einst für sein entschiedenes Auftreten gegen Ludwig von Johann XXII. seinen Sitz erhalten hatte, und den Grafen Gerlach von Nassau: Benedict möge „dem Herrn Ludwig von Baiern", wie er, um keinen Anstoß zu erregen, bezeichnet wurde, sich günstig erweisen und dadurch dem Reiche, der Kirche und der Geistlichkeit den ersehnten Frieden geben.

Um dem Gesuche größeren Nachdruck zu verleihen, ergingen auch von anderen Seiten, namentlich von Reichsstädten und wohl auch Fürsten, auf Veranlassung des Kaisers Schreiben nach Avignon, welche den Papst über die Rechtsfrage aufklären und die Unrechtmäßigkeit der von Johann vollzogenen Prozesse darthun sollten. Walram von Köln sandte einen eigenen Boten mit entsprechenden Aufträgen. Dadurch verzögerte sich die Abreise der bereits Ende März bestellten Gesandtschaft, welche erst am 3. Juni in Avignon ankam.

Ein deutscher Geistlicher, welcher an der Kurie die Geschäfte des Trierer Erzbischofs führte, berichtet wenige Tage später unter dem unmittelbaren Eindruck der Vorgänge, der Papst habe eine höchst ungnädige und zornige Antwort erteilt. Jene Bischöfe träten vermessen als Richter über die römische Kirche auf; lieber wolle er sterben, als Ludwig wieder aufnehmen, ehe er nicht auf

alle seine Rechte und Stellung verzichtet habe. Der Brief wirft zugleich ein helles Licht auf die Anschauung, welche der Schreiber und gewiß so manche andere von dem Gebaren an der Kurie hegten. Die Kardinäle, welche angeblich die Absendung der Botschaft veranlaßt hatten, wünschten als Legaten nach Deutschland geschickt zu werden. Auf ihren Antrieb hätten daher die Gesandten gebeten, der Papst möge zwei Kardinäle senden, worauf Benedict freilich antwortete, er wolle nicht seine Kardinäle Bären und Löwen preisgeben. Aber des Schreibers Meinung geht dahin, dieses Gesuch der Deutschen um Legaten sei höchst thöricht. Hätten nicht erst letzthin und schon zur Zeit König Rudolfs Legaten nur Verwirrung angerichtet? Jeder erhalte von dem Tage seiner Ernennung an hundert Goldgulden! „Jene Prälaten verlangen eine Rute für ihren eigenen Rücken, sie wollen zu dem schon bestehenden Elend noch größeres hinzufügen und sich und ganz Deutschland schädigen und beschimpfen."

Der endgültige Bescheid des Papstes, welcher zugleich seinem Groll gegen Erzbischof Heinrich scharfen Ausdruck gab, lautete dahin, nicht er, sondern Ludwig trage die Schuld, wenn bisher nichts zustande gekommen sei. Durchaus verwarf er die angebotene Mittlerschaft; Ludwig selbst — und unerläßlich sei, daß die Kurfürsten ihre Botschaft mit der seinigen vereinten — möge sich an die Kurie wenden, an welcher allein die Sache erledigt werden könne. Nie sei ihm eingefallen, das Reich anzutasten, er habe es vielmehr beschützt; nur gegen Ludwig persönlich sei er eingeschritten, und die erste Bedingung bilde der Frieden mit Frankreich.

Es überrascht, daß der Kaiser trotz der so entschieden feindseligen Haltung, welche er durch den Bund mit England gegen Frankreich einnahm und bei jeder Gelegenheit öffentlich kundgab, daneben in Verhandlungen mit dem Franzosenkönige blieb, ja wie es scheint, erwartete man in Avignon, ehe jene Botschaft der Speierer Versammlung eintraf, eine Gesandtschaft des Kaisers. Die österreichischen Herzöge fuhren in ihrer Vermittlungsrolle fort; eine persönliche Zusammenkunft Ludwigs und Philipps in St. Dié war verabredet. Ersterer schob sie zwar immer weiter hinaus, aber brach doch nicht völlig ab; er spielte ein doppeltes Spiel und nicht mit reinem, unbefangenem Sinne konnte er den weiteren Beschlüssen der deutschen Fürsten beiwohnen.

Von Frankfurt her, wo er die letzten spannungsvollen Monate zugebracht hatte, zog er nach dem Rhein und bewirkte zunächst am 12. Juli in Bacharach einen Ausgleich zwischen den noch immer gegenseitig verstimmten Erzbischöfen von Mainz und Trier, sie zugleich mit reicher Gunst auszeichnend.

Am 15. Juli waren in Lahnstein um den Kaiser geschart die drei geistlichen Kurfürsten Heinrich, Walram und Balduin, vier Wittelsbacher, die beiden pfalzgräflichen Brüder Rudolf und Ruprecht und ihr Neffe Ruprecht nebst Stephan, dem Sohne des Kaisers, welche gemeinsam die pfälzische Kur vertraten, Herzog Rudolf von Sachsen und Markgraf Ludwig von Brandenburg, sowie andere Fürsten. Die Versammlung ist, wie die Anwesenheit des entfernt sitzenden Herzogs von Sachsen bezeugt, ausgeschrieben worden, ehe die ablehnende Antwort des Papstes bekannt war, obgleich jene neueste Wendung ihren Einfluß auf die Anwesenden ausüben mochte. Nur Johann von Böhmen fehlte; ver-

mutlich war er auch geladen, aber zog vor, nicht zu erscheinen. Die Kurfürsten kamen eines einhelligen Beschlusses überein.

In der Erkenntnis, daß das römische Reich und die Kurfürsten in Gegenwart und Vergangenheit an ihren Rechten schwer geschädigt sind, haben sie sich vereinigt, die Ehre des Reiches und die eigene, welche sie vom Reiche haben, namentlich in der Wahl zum Reiche, in allen Rechten, Freiheiten und Gewohnheiten, wie das von alters her überkommen ist, zu erhalten, zu verteidigen und zu schützen, nach aller Möglichkeit und mit allen Kräften, gegen jedermann, niemand ausgenommen. „Denn das berührt unsere Ehre und unsern Eid, und wir wollen das nicht unterlassen, möchte auch irgend ein Befehl uns zugehen, durch welchen das Reich und wir in diesen vorbezeichneten Fällen gekränkt werden könnten." Alle ihre Freunde und Unterthanen wollen sie dazu anhalten; jeder Kurfürst soll den andern dabei unterstützen unter allen Umständen, etwaige Zweifel entscheidet die Mehrheit. Dazu verpflichten sie sich mit ihrem Eid. Wer in diese Einung kommt, soll sie auch beschwören, und von diesem Eide befreit nichts, und wer sich von ihm losmachen wollte, soll vor Gott und der Welt ehrlos, treulos, meineidig sein und heißen. Deutlich genug ist damit auf die häufigen Entbindungen von geschworenen Eiden durch die Päpste angespielt.

Am folgenden Tage, dem 16. Juli, erfolgte auf dem andern Ufer unter den Nußbäumen zu Rense die öffentliche Bekanntmachung des geschlossenen Bundes. Damit vereinigte man noch weitere Erklärungen. Der geleistete Eid sollte auch die Nachfolger binden und demnach für alle Zeiten gelten; da er das allgemeine Reichsrecht betraf, sah man von der Nennung des zeitweiligen Herrschers ab. Die Kurfürsten bekundeten jedoch an diesem Tage ausdrücklich, sie hätten dabei niemand anders gemeint, als ihren Herrn, den Kaiser Ludwig von Rom und das römische Reich, welches er inne habe. Daher blieben auch alle früheren Uebereinkommen mit ihm in Kraft. Zugleich verkündigten die Kurfürsten als Rechtssatz: „Wer von den Kurfürsten oder ihrer Mehrheit selbst in Zwietracht zum römischen König gewählt ist, bedarf nicht der Nomination, Approbation, Konfirmation, der Beistimmung oder der Autorität des apostolischen Stuhles, um die Verwaltung der Güter und Rechte des Kaiserreichs oder den königlichen Titel zu übernehmen, und er braucht diesen nicht anzugehen. Denn von jeher ist es so gehalten worden — —."

Nur die Kaiserkrönung und damit die Erteilung des kaiserlichen Titels blieb so dem Papste überlassen; die Wahl der Kurfürsten gibt dem Könige das Recht, das Reich zu verwalten.

Es war unerläßlich, wenn irgend eine Wirkung der Beschlüsse erzielt werden sollte, sie dem Papste mitzuteilen. Ueber die Art, wie das geschah, über die Deutung zweier uns bekannten Schreiben herrschen freilich Zweifel; es ist nicht einmal sicher, ob beide oder wenigstens das erstere wirklich abgegangen sind.

Der ganze Streit ging aus von den Prozessen Johanns, deren die Renser Beschlüsse nicht gedenken, weil das nicht in ihrem Wesen als für alle Zeiten gültiger Rechtsurkunden lag. Papst Benedict hatte zwar auf Grund derselben Ludwig als Gebannten behandelt, aber diese Prozesse nie ausdrücklich bestätigt; er war also nicht für dieselben verantwortlich zu machen. So bestand ein Unter-

schied zwischen Johann und ihm, die Beschlüsse von Rense richteten sich nur gegen ersteren. Da aber Ludwig auch wegen anderer Gründe dem Banne unterlag, schloß die Aufhebung jener Verfügungen Johanns noch nicht ohne weiteres die Lossprechung des Kaisers ein. Von diesem Standpunkte aus erklärt es sich, daß die Kurfürsten zwei in sich sehr verschiedene Schreiben an die Kurie richteten, welche jeder für sich ausstellte.

Das erste hatte den besonderen Zweck, die Beschlüsse von Rense in ihrem hauptsächlichen Wortlaut mitzuteilen. Es betont in scharfen Worten den Schaden, welchen die ganze Welt durch den Streit zwischen Kaisertum und Papsttum erleide, der nur beseitigt werden könne, wenn sich jedes mit seinen Rechten begnügen lasse. Weil des Kaisertums Rechte gekränkt sind durch die Prozesse Johanns, so haben die Kurfürsten einmütig die Rechtsfrage festgestellt. Da der Papst die Pflicht habe, die Rechte des Imperiums zu verteidigen, welches von Gott zum Schutz der Kirche und der Christenheit eingesetzt ist, fordern die Fürsten ihn auf, jene Prozesse mit ihren Folgen aufzuheben und zu widerrufen. Andernfalls sähen sie sich genötigt, nach geeigneten Heilmitteln zu suchen. Da von diesem Standpunkte aus die Handlungen Johanns für nichtig galten, so nennen die Kurfürsten Ludwig „ihren Herrn, den römischen Kaiser".

Ungleich sanfter lautet das andere Schreiben, welches unter Balduins Namen vorliegt. Es berichtet, wie die Kurfürsten sich vereinigt hätten, pflichtgemäß die Rechte des Imperiums zu schirmen, und bittet den Papst, Reich und Kurfürsten bei ihren Ehren zu erhalten. Da nun der Streit zwischen der Kirche und „dem Herrn Ludwig von Baiern, welcher zum Kaiserreich erwählt ist," noch gefährlichere Gestalt annehmen könne, so möge der Papst Ludwig, „der zu angemessener Genugthuung sich erbietet", in den Schoß der Kirche wieder aufnehmen.

Es galt, den Renser Beschluß zum Reichsgesetz zu erheben und die Folgerungen für das Reichsregiment daraus zu ziehen. Daher versammelte sich Anfang August in Frankfurt ein großer Reichstag. Der Kaiser selbst sprach über sein Verhältnis zur Kurie, seine vergeblichen Friedensbemühungen und beteuerte seine Rechtgläubigkeit, indem er das Vaterunser, den englischen Gruß und das apostolische Glaubensbekenntnis hersagte.

Die Juristen Ludwigs hatten nicht versäumt, ihren Teil zur Erläuterung der Rechtsfrage beizutragen, und die Minoriten, welche noch immer am königlichen Hofe weilten, fanden wiederum erfreuliche Gelegenheit, mit den Erzeugnissen ihrer scharfen und gewandten Feder öffentlich gegen das Papsttum hervorzutreten. So gingen aus den mancherlei Schriften und Gutachten zwei große kaiserliche Verordnungen vom 6. August hervor.

Die eine, verfaßt von dem Minoriten Bonagratia, „dem Schrein des gesamten Rechts", wie ihn ein Zeitgenosse preist, enthält eine lange juristisch-canonistische Darlegung gegen die Rechtsanmaßungen Johanns XXII. und erklärt seine Prozesse und Sätze und die daraus abgeleiteten Folgerungen für ungültig. „Wir befehlen allen, welche unter unserm Imperium leben, daß niemand sich herausnehme, die Exkommunikation und das Interdikt zu beachten oder beachten zu lassen. Wer dagegen fehlt, den berauben wir aller Lehen,

welche er vom Reich hat, und aller ihm von uns oder von unseren Vorgängern verliehenen Rechte."

Kürzer gefaßt ist das zweite Gesetz, welches den Renser Rechtsspruch in etwas verändertem und ausführlicherem Laute verkündet: „Mit Rat und Zustimmung der Kurfürsten und anderer Fürsten des Reichs erklären wir, daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott allein ist. Dem Rechte und der von alters her bewährten Gewohnheit des Reichs gemäß ist einer, nachdem er zum Kaiser oder König von den Kurfürsten des Imperiums einträchtig oder von dem größeren Teil derselben gewählt ist, sofort durch die Wahl allein wahrer König und als Kaiser zu rechnen und zu nennen, und ihm gebührt der Gehorsam aller Unterthanen des Imperiums. Er hat die volle Gewalt, die Rechte des Imperiums zu verwalten und alles zu thun, was dem wahren Kaiser gebührt, und er bedarf weder des Papstes noch des apostolischen Stuhles noch irgend jemandes andern Approbation, Konfirmation, Autorität und Beistimmung. Deswegen bestimmen wir durch dieses für alle Ewigkeit geltende Gesetz, daß der zum Kaiser einhellig oder von der Mehrheit der Kurfürsten Gewählte durch die Wahl allein gerechnet und gehalten werde von allen für den wahren und gesetzmäßigen Kaiser, und ihm muß von allen Unterthanen des Imperiums gehorcht werden und er hat die kaiserliche Verwaltung und Richtergewalt und die Fülle der kaiserlichen Macht, und alle haben zu erachten und zu behaupten, daß er sie besitzt und innehält. Wer wagt, dagegen zu sprechen oder Widerspruch Erhebenden beizustimmen und ihnen zu gehorchen, den erklären wir für aller Privilegien und Freiheiten beraubt, für schuldig des Verbrechens der verletzten kaiserlichen Majestät und allen darauf stehenden Strafen verfallen."

Man hat in diesen Gesetzen ein Hinausgehen über den Renser Ausspruch insofern finden wollen, daß nun auch der kaiserliche Titel für den erwählten König beansprucht worden sei. Das ist nicht der Fall; hätte eine solche Absicht vorgelegen, sie wäre schärfer und deutlicher ausgesprochen worden, da sonst Worte nicht gespart werden. Es heißt allerdings zu Anfang: imperator Romanorum censendus et nominandus, aber das bezieht sich darauf, daß im gewöhnlichen Leben die deutschen Könige bereits Kaiser hießen. Das Wesentliche waren die Rechte und daher konnte man sagen: der Gewählte ist für den wahren Kaiser zu erachten und soll so genannt werden.

Auch die Kurfürsten brauchten in Rense ausschließlich das Wort „Imperium"; sie nennen sich Kurfürsten desselben und der zum römischen König Gewählte erhält nach ihrem Weistum durch die Kur zwar nur „den Titel König", aber die Regierung des Imperiums. Die Frankfurter Verordnungen richteten sich an die große Masse, welche die feinen Unterschiede nicht beachtete.

Ins Reich erging nun der kaiserliche Befehl an alle Geistlichen, öffentlichen Gottesdienst zu halten bei Strafe der Friedlosigkeit; wer nicht gehorcht, gilt als Reichsfeind und ist mit Gut und Leib verfallen. Päpstliche Briefe dürfen nur mit Erlaubnis der Diözesanbischöfe angenommen und ausgeführt werden. Die Städte sorgten, soweit wir wissen, mit Nachdruck für die Ausführung, aber auch sonst mußten widerstrebende Geistliche sich oft der weltlichen Gewalt fügen.

Den festlichen Tagen von Frankfurt folgten noch glanzvollere in Koblenz.

Der englische König, der im Juli in Antwerpen landete, zog heran, um seinen hohen Verbündeten feierlich zu begrüßen und mit ihm den Kriegszug gegen Frankreich zu vereinbaren. In Köln, wo er kurze Zeit verweilte, besuchte er andachtsvoll die zahlreichen Heiligtümer des nordischen Roms und spendete einen reichen Beitrag zum Bau des Doms, dessen Chor seit kurzem vollendet war. In Bonn bestieg die glänzende Gesellschaft die Schiffe, um langsam die von manchen Festlichkeiten unterbrochene Fahrt stromaufwärts zu machen. Als sie sich Koblenz näherte, fuhr ihr die kaiserliche Barke entgegen unter den Klängen der Musik, welche vier Minstrels spielten; ein lebendiger Adler, das Sinnbild des Kaisertums, war das erste Geschenk, welches Ludwig seinem königlichen Gaste verehren ließ. Vier Herzöge, drei Erzbischöfe, sechs Bischöfe, 37 Grafen und gegen 17000 Herren und Ritter zählten die Herolde als Festgenossen.

Am 5. September sah der Kastorplatz ein prunkvolles Schauspiel. Für den Kaiser war ein Thron errichtet auf zwölf Stufen, neben diesem etwas niedriger stand der Stuhl des Königs. Ludwig erschien im Kaiserornat mit der Krone geschmückt, umwallt von einem Mantel aus bunter Seide; in den mit weißseidenen Handschuhen und mit Ringen reich geschmückten Händen trug er Zepter und Reichsapfel. Die Reichsfürsten geleiteten ihn. Die Kurfürsten nahmen eine Stufe tiefer als der englische König Platz, dem Kaiser zur Rechten saß sein Schwiegersohn, der Landgraf Friedrich von Thüringen, der den Reichsapfel, zur Linken der Markgraf Wilhelm von Jülich, der das Zepter während der Handlung hielt. Hinter dem Kaiser stand in Vertretung des Herzogs von Brabant der Herr von Kuik, mit dem blanken Reichsschwert das Haupt seines Herrn beschirmend. Nachdem Stille geboten, ließ der Kaiser die in Frankfurt beschlossenen Reichsgesetze verkünden und andere, welche sich auf den bevorstehenden Reichskrieg und die Wahrung des öffentlichen Friedens bezogen. Dann erhob er sich selbst und ernannte Eduard zum Vikar des heiligen Reiches, mit besonderen Rechten für die niederrheinischen Lande, und übergab ihm vor allem Volk die darüber ausgestellte Urkunde.

Am folgenden Tage las der Erzbischof von Köln in der Hauptkirche die Messe, nach welcher die Verträge beschworen wurden; Erzbischof Balduin bewirtete darauf die Gäste mit kostbarer Mahlzeit. Auch er trat dem Bunde gegen Frankreich bei. Selbst die Oesterreicher gaben gegen Ende des Jahres ihr bisheriges Verhältnis zu Philipp auf, sagten Eduard Hilfe zu und verabredeten die Ehe des jungen Herzogs Friedrich, des Sohnes Ottos, mit der englischen Prinzessin Johanna.

Ludwigs Herrschaft stand fester wie je. Zwar ging schon früher das Gerücht, Eduard habe ihn für großes Geld zum Rücktritt bewogen und wolle sich selbst zum Kaiser wählen lassen, aber das war unbegründet. Auch niemand anders machte ihm die Krone streitig. Rainald von Geldern versprach zwar gegen Ende 1338 dem Markgrafen von Jülich, ihm gewisse Verpflichtungen zu halten, auch wenn er zum Könige gekoren werden sollte, aber daraus folgt noch nicht, daß er damals die Absicht oder Aussicht gehabt, zum Könige erhoben zu werden.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Die Auflösung des englischen Bündnisses. Die Tiroler Sache. Tod Benedicts XII. 1338—1342.

Der Papst hielt es für ratsam, der so völlig geänderten Sachlage Rechnung zu tragen. Es geschah das Unerwartete, daß der Kaiser die verabredete Zusammenkunft mit König Philipp zwar wiederholt aufschob, aber über sie weiter verhandelte und sogar bald nach dem Frankfurter Reichstag den Abt Albert von Ebrach zur Kurie sandte. Er versicherte dem Papste die Fortdauer seiner bisherigen Gesinnung, doch könne er die früher angebotenen Bedingungen nicht aufrechterhalten. Wenn, was möglich, aber nicht sicher ist, eine uns erhaltene kaiserliche Anweisung über Versprechungen, welche zu gewähren, und über Forderungen, welche zu stellen sind, zu dieser Gesandtschaft gehört, so zeigt sie recht deutlich, wie Ludwig hoffte, in dem Vollbewußtsein der eben gewonnenen Stärkung im Reiche den Papst zu minderen Ansprüchen zu bewegen. Fast alle Angebote, die er vordem gemacht, nimmt er zurück oder schwächt sie wesentlich ab, er erhebt mancherlei Einsprüche gegen die Einmischung der Kirche in Reichs- und weltlichen Sachen, und begehrt sogar das Königreich Neapel für das Reich zurück.

Benedict schickte seinen Hauskaplan Arnold von Verdela an den kaiserlichen Hof, allerdings nur mit dem Auftrage, sich über die wirkliche Meinung Ludwigs zu unterrichten, aber weder mit diesem, noch mit den Kurfürsten wirkliche Verhandlungen zu führen. Seine ganze Sorge richtete er darauf, den gegen Frankreich heranbrausenden Sturm abzuwehren und er erklärte deswegen den an Eduard verliehenen Reichsvikariat für ungültig. Es war ein durch die Not erzwungenes Zugeständnis des Papstes, daß er sich verstand, durch die Absendung eines eigenen Boten Ludwig entgegenzukommen, daher suchte er diese Nachgiebigkeit zu verdecken durch die Schroffheit, mit welcher er des Kaisers Vorschläge zunächst abwies. Er ging weder darauf ein, die angebotene Vermittlung mit Frankreich zu übernehmen, da er damit Ludwig als rechtmäßigen Gebieter

von Deutschland anerkannt hätte, noch sich dem Könige von Frankreich als Schiedsrichter anzubieten, während der Kaiser in gleicher Eigenschaft für Eduard auftreten wollte; er verlangte, Ludwig sollte um seiner Aussöhnung willen und der Engländer des Friedensschlusses wegen bevollmächtigte Gesandtschaft schicken. Den Antrag Ludwigs, die von ihm beschützten Minoriten mit Geleit nach der Kurie kommen zu lassen, damit sie dort in Wechselrede mit den Kardinälen ihre Sache verteidigen könnten, wies er mit Entrüstung ab. In hochtrabenden Worten hielt er Ludwig seine Vergehen aus dem letzten Jahre vor und suchte ihn zu schrecken durch Hinweis auf die furchtbaren Folgen, welche für ihn ein schneller Tod haben könnte.

Der Kaiser indessen hatte es nicht so eilig; er erwartete mit Recht besseren Erfolg von dem Eindruck, welchen die Zeitverhältnisse auf die Kurie und auf Frankreich machen mußten. Er nahm den päpstlichen Boten auf den Reichstag mit, welchen er Anfang März 1339 zu Frankfurt abhielt. Alle Kurfürsten, außer Walram von Köln, der einen Vertreter schickte, erschienen, auch König Johann von Böhmen. Selbst er hielt es also für gut, seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Im Reich stand er völlig vereinzelt, da alle anderen Kurfürsten, wie sein Oheim Balduin, es mit Ludwig hielten. Gegen seinen Sohn Karl hegte er den alten Argwohn in verstärktem Grade, denn die Böhmen, deren gründliche Abneigung Johann selbst verschuldet hatte, erblickten in dem jungen Markgrafen ihren rechtmäßigen Herrn, weil in seinen Adern das alte böhmische Herzogsblut floß. Die rüstige und umsichtige Thätigkeit, welche der früh herangereifte Jüngling in Böhmen entfaltete, die selbständige Haltung, welche er einnahm, fanden bei dem eifersüchtigen Vater weder Anerkennung, noch Beifall. Im verflossenen Jahre hatte er den Sohn wegen des bevorstehenden Krieges nach Luxemburg berufen, aber Karl kehrte in Frankfurt wieder um. Veranlaßt wurde er dazu durch eine Unterredung mit Kaiser Ludwig, mit welchem der Markgraf sich recht weit eingelassen haben muß, da jener versprach, mit Johann keinen Vertrag abzuschließen, ohne Karl heranzuziehen. Grund genug für Johann, nicht allzusehr auf den Sohn zu bauen. Aber auch das Bündnis des Böhmenkönigs mit Oesterreich hatte seine Kraft eingebüßt. Zwar hatte sich Karl selbst inzwischen mit den Herzögen verständigt, auch auf eigene Hand, aber gleich darauf starb seine an Herzog Otto vermählte Schwester und ihr Gemahl folgte ihr Anfang 1339 ins Grab. Kurz vor seinem Tode hatten er und sein Bruder Albrecht sich mit dem Kaiser zum Kriege gegen Johanns Schwiegersohn Heinrich von Niederbaiern verbündet, der sich nun beeilte, mit Ludwig Frieden zu schließen und seinen Sohn und Erben Johann mit dessen Tochter Anna zu vermählen.

So blieb dem Böhmen nichts übrig, als die Annäherung an Ludwig. Der Vielgewandte mußte sich dem überlegenen Glücke seines beneideten Gegners fügen. Er nahm am 20. März endlich die Belehnung mit Böhmen und all seinen Landen in Empfang und anerkannte dadurch den Kaiser voll als rechtmäßigen Oberherrn, während er sich in früheren Jahren nur als Verbündeten betrachtet hatte. Balduin und andere Fürsten fällten den Schiedsspruch, laut welchem der Kaiser dem Sohne Johanns gegen die Abtretung der Feste Rattenberg Tirol zuerkannte und außerdem die letzten Erwerbungen, welche der

junge Karl in Oberitalien gemacht hatte, zugestand. Johann verzichtete auf den ihm 1331 überwiesenen Pfandbesitz der zehn italienischen Städte mit Ausnahme Brescias, welches sich freilich längst nicht mehr in seinen Händen, sondern in denen Azzos Visconti befand. Er gelobte Zuzug zur Fahrt über die Alpen und seine treuen Dienste für Kaiser und Reich, selbst gegen den Papst, wenn dieser Kaiser, Reich und Fürsten an ihren Rechten angreifen wollte, nur behielt er sich vor, dem Könige von Frankreich zur Behauptung seiner Krone und seines Landes mit einer reisigen Hülfsschar dienen zu dürfen. — Karl war über den Vertrag lebhaft erzürnt; er beschuldigte den Kaiser des Wortbruches und der Täuschung und verweigerte seine Zustimmung, aber darauf kam jetzt nicht viel an.

Auf dem Reichstage verkündete Ludwig seinen Entschluß, baldigst den Krieg gegen Frankreich zu beginnen, um ihm die gewaltsam entfremdeten Reichsbesitzungen zu entreißen; die Erhebung des Grafen Rainald von Geldern, des thatkräftigen Bundesgenossen Eduards, zum Herzoge gab dieser Gesinnung vor der Welt einen unzweideutigen Ausdruck. Der englische König sah sich freilich gerade in diesen Tagen durch Geldnot gezwungen, seine Königskrone dem Erzbischof Balduin zu verpfänden. Auch die Kirchenfrage kam zur Sprache; der Beschluß, König und Kurfürsten wollten gemeinsam eine Gesandtschaft nach Avignon senden, zeigt, daß auch in dieser Sache beide noch einmütig zusammenstanden.

Alle diese Dinge meldete der zurückgekehrte Arnold von Verdela dem Papste Benedict; es blieb kein Zweifel darüber, daß Ludwig an Macht und Ansehen gewaltig zunahm. Selbst Herzog Albrecht von Oesterreich ging einige Wochen später ein inniges Bündnis mit dem Kaiser und dessen Familie ein. Er übertrug ihm die Schlichtung aller seiner Zwistigkeiten mit den Luxemburgern und mit Niederbaiern und er, der bis dahin so ängstlich auf den Papst Rücksicht nahm, versprach auch gegen diesen Beistand, wenn er den Kaiser, dessen Söhne und das Reich an ihren Rechten schädigen sollte.

Obgleich der Kaiser jetzt so günstig stand, wie nie zuvor, erhob er sich doch nicht zu einer Politik großen Schwunges, zu einer entschiedenen Teilnahme an dem französisch-englischen Kriege. Das Bündnis mit Eduard diente ihm nur, um die Kurie zu schrecken; die Engländer sollten ihm Frankreich gefügig machen. Er wünschte einen Ausgleich mit dem Papst, nicht aus dem Triebe seiner Seele, sondern um seine und seiner Kinder Zukunft zu sichern. Daher blieb er fortgesetzt in Beziehung mit Avignon und Benedict war bereit, einer neuen Gesandtschaft Geleit zu erteilen. Zwar wechselte der Kaiser mit Eduard freundschaftliche Briefe, aber sein Sinn war darauf gerichtet, im Herbst statt gegen Frankreich nach Italien zu ziehen. Benedict betrieb die dortigen Angelegenheiten nicht mit dem Feuereifer seines Vorgängers, aber auch er betrachtete sich für berechtigt, dort kaiserliche Rechte auszuüben, und ernannte die Scala zu Generalvikaren. Das Gebundensein Frankreichs im gegenwärtigen Augenblick eröffnete Ludwig auch auf diesem Felde gute Aussichten.

Da starb unerwartet schnell am Aussatz Herzog Heinrich von Niederbaiern zu Anfang September, und jetzt hatte der Kaiser zunächst genug zu thun, um für dessen minderjährigen Sohn Johann die Vormundschaft und die Regierung

zu übernehmen. Dahinter traten weitere Pläne zurück und auch eine Fahrt nach Speier Ende des Jahres galt nur der Ordnung dortiger Landes- und Familienverhältnisse. Als daher König Eduard im September den Angriff gegen Frankreich unternahm, in das Bistum Cambray und darüber hinaus in Frankreich einrückte, nahm Ludwig nicht an dem Zuge teil, sondern begnügte sich, seinen Sohn Markgraf Ludwig von Brandenburg und seinen Schwiegersohn Landgraf Friedrich von Meißen dorthin zu schicken. Desto eifriger bemühte sich Benedict, seinem Schützling Philipp Luft zu machen. Er gab damals einer erwarteten Gesandtschaft des Kaisers und der Kurfürsten Geleit, und wie er Ludwig aufforderte, sich während der Verhandlungen aller Feindseligkeiten gegen Frankreich und die Geistlichkeit zu enthalten, ermahnte er Eduard, von dem Bunde mit dem Baiern abzulassen und den von diesem erhaltenen Reichsvikariat niederzulegen. Da Philipp unritterlich, aber geschickt einer Schlacht auswich, verlief der ganze Feldzug ohne Ergebnis. Der englische König kehrte mit Schulden überladen in sein Königreich zurück. Auch der Wert des ihm übertragenen Reichsvikariates stellte sich als ein sehr geringer heraus.

Der Kaiser setzte indessen das Spiel mit der Kurie fort. Er meldete aufs neue eine Gesandtschaft an, aber gleichzeitig ließ er nochmals die Frankfurter Beschlüsse im Reich verkündigen. Benedict antwortete äußerst gereizt und drohend — aber er verweigerte nicht die Annahme der Botschaft, die jedoch so wenig erschien, wie die vorher angesagten. Ihn beunruhigte zudem, wie Ludwig vielleicht berechnet, die Sorge vor dessen Erscheinen in Italien.

Endlich kam die Wendung, auf welche der Kaiser so lange gewartet hatte. Am 24. Juni 1340 vernichtete König Eduard bei Sluys die französische Flotte. Sofort war Philipp zum Frieden bereit; er schrieb dem Papst, Ludwig solle die Vermittlung übernehmen. Auch an Ludwig persönlich und dessen Gemahlin wandte er sich, und ein Geleitsbrief, welchen der Papst am 18. Oktober für Ludwigs Boten ausstellte, wird eine Folge dieser Verhandlungen sein. Inzwischen kam am 25. September ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und England bis zum nächsten Mittsommer zustande.

Das Ergebnis war ein völliger Stellungswechsel des Kaisers. Ende Januar beauftragte er seinen Kanzler Graf Albert von Hohenberg nebst Genossen, mit Frankreich abzuschließen und übergab ihnen die erforderlichen Urkunden. Er versicherte eidlich Philipp unverbrüchliche Freundschaft und Bündnis unter allen Umständen, gelobte den König des Besitzes wegen, welchen er gegenwärtig innehätte, nie zu beunruhigen und versprach, sobald er den besiegelten Gegenbrief von ihm erhalte, den Eduard gegebenen Reichsvikariat zu widerrufen und den Deutschen weitere Feindseligkeiten zu verbieten. Der Franzose zögerte nicht zuzugreifen, schon am 15. März übernahm er die entsprechenden Gegenverpflichtungen. Der Kaiser ließ ihm darauf eine Urkunde zustellen, durch welche er, weil Philipp seine Mittlerschaft angerufen, die Eduard erteilten Vollmachten widerrief, und bevollmächtigte ihn, seine und der Reichsfürsten Zwietracht mit dem Papste beizulegen.

Aber in das so schlau gestrickte Netz riß der Papst alsbald ein großes Loch. Benedict war ohnehin mit dem französischen König aus mancherlei

Gründen nicht zufrieden; daß er sich nun mit dem Baiern verbündete und von der Kurie verlangte, sie solle diesen in Gnaden aufnehmen, war Benedict zu stark. Aus Rücksicht auf Frankreich hatte er die deutsche Sache so lange verschleppt, dadurch so viele Unannehmlichkeiten erfahren müssen; jetzt wollte Philipp auf einmal, daß er sein ganzes bisheriges Verhalten umkehre. Höchst ärgerlich machte er daher dem Wetterwendischen bittere Vorwürfe und erklärte, Ludwig nur dann annehmen zu wollen, wenn er gemäß den Formen des Kirchenrechtes sich unterwerfe.

Ehe Ludwig an weitere Unternehmungen denken konnte, mußte er erst das Reich in den Frieden mit Frankreich hinüberführen. Im Juni verkündete er auf dem Reichstage zu Frankfurt, er nehme den dem englischen Könige erteilten Reichsvikariat zurück. Er selbst teilte Eduard das Geschehene mit, brachte mancherlei Entschuldigungen vor und erbot sich, ihn mit Frankreich auszusöhnen. Die Antwort, wenn sie auch die Verwunderung über diesen Schritt nicht verhehlte, war höflicher als es Ludwig verdiente. Die Zwischensprache lehnte Eduard ab.

Der Rücktritt von dem Bündnis gegen Frankreich, die Unthätigkeit, welche der Kaiser an den Tag gelegt, riefen in Deutschland eine entschiedene Mißstimmung hervor. Gerade die unteren Kreise des Volkes, namentlich im Westen, als deren Vertreter Johann von Winterthur das Wort führt, schalten laut über ihn und beschuldigten ihn der persönlichen Feigheit. Böse Witze kamen in Umlauf: er wolle lieber in dem gehorsamen Deutschland, wo ihn das Glück begünstigt, ein Bekenner sein, als in Frankreich ein Märtyrer werden; seiner Gemahlin, welche ihn mit Thränen ermahnte, sein gegebenes Wort zu halten, habe er erwidert: „Du wünschest dir wohl einen andern Mann und treibst mich deswegen in Kampfesgefahr"? Auch Männer, welche ernster als solche Anekdotenkrämer zu nehmen sind, berichten, daß der Kaiser seinen Ruf tief schädigte, und erklären sein Verhalten teils durch die französischen Umtriebe, teils dadurch, daß ihm Eduard nicht die bedungenen Gelder voll ausgezahlt habe.

In der That fügte der Kaiser die schwerste Beeinträchtigung sich selbst und dem Reiche zu. Die glänzende Gelegenheit, welche sich darbot, die deutschen Grenzen gegen Frankreich dauernd zu sichern und verlorene Gebiete wiederzubringen, ließ er unbenützt vorübergehen. Die Versäumnis der westlichen Angelegenheiten, welche seiner ganzen Regierung eigentümlich ist, ließ sich bis dahin einigermaßen entschuldigen; jetzt hätte er sie gut machen können. Auch ohne die englischen Gelder würde der Kampf gegen Frankreich einen lebhafteren Fortgang genommen haben, sobald der Kaiser sich ernstlich Mühe gab, ihn zu betreiben, und selbst an seine Spitze trat, denn der Krieg hätte sich in dem reichen Feindesland selbst ernährt. Schwerer fällt jedoch ins Gewicht, daß der glückliche Aufschwung, den die letzten Jahre gebracht hatten, nun notgedrungen erlahmte. Eben der französische Krieg, das gesteigerte Selbstbewußtsein des Volkes bei glücklichem Gange hätte die Grundlage bilden müssen, um den Zusammenschluß von Kaiser und Kurfürsten zu erhalten; das Papsttum mußte entweder zeigen, daß es nichts mehr als französischer Parteigänger war, oder den gerechten Forderungen Deutschlands Rechnung tragen. Der einmal glücklich gefundene

Einigungspunkt hätte dauernd seine Anziehungskraft äußern können. Der Kaiser zerstörte ihn, indem er durch den Frieden mit Frankreich, durch seine Verhandlungen mit der Kurie den gewonnenen festen Kern zerschlug und zersprengte.

Natürlich verfehlte des Kaisers Vorbild nicht seine Wirkung auf die übrigen Kurfürsten. Diejenigen von ihnen, welche mit der Kurie nicht gut standen, sahen ein, daß sie auf ihn nicht weiter rechnen konnten. Der umsichtige Balduin hatte schon im März Sonderbotschaft an den Papst geschickt und gab später den Werbungen Philipps nach und schloß mit ihm ein Freundschaftsbündnis. Dasselbe that Heinrich von Mainz, der noch immer im Kirchenbann stand. Allerdings beharrte Benedict noch in seiner Unzufriedenheit mit dem französischen König, aber jeder wußte, daß darauf nicht viel zu geben und die Gunst des Papstes nicht gegen Frankreich zu erlangen war. Daher ersuchte Ludwig neuerdings Philipp, sein versprochenes Versöhnungswerk auszuführen.

Es ist sehr leicht möglich, daß Ludwigs Schwenkung und veränderte Politik nicht allein auf der Berechnung der allgemeinen Lage seines Hauses beruhte, sondern daß ihm bereits ein ganz bestimmtes Ziel vorschwebte, das alte und immer gleiche, die Erwerbung Tirols. Die Ehe der beiden jungen Leute, Margaretha Maultasch und Johann Heinrich, erwies sich, da sie nun selbständig und herangewachsen waren, als eine höchst verfehlte und unglückselige. Die spätere Zeit wußte über die junge Fürstin viel böse Geschichten zu erzählen und die noch heute in Tirol lebendige Sage gestaltete sie zum Urbild einer wollüstigen Furie, gewiß mit sehr vieler Uebertreibung und mit Einmischung anderer Sagenstoffe. Jedenfalls war sie voll derber Lebenslust; ihr, die ohnehin vier Jahre älter war, genügte der schwächliche Gatte nicht, welcher trotz aller Bemühungen, die von widernatürlichen und rohen Handlungen begleitet waren — er biß sie in die Brüste —, seine ehelichen Pflichten nicht zu erfüllen vermochte. Die Geburt eines Erben schien demnach nicht zu erhoffen, man sprach davon, der Fürst sei durch Hexenkünste seiner Manneskraft beraubt. Den natürlichen Widerwillen verstärkten andere Umstände. Margaretha, obgleich die eigentliche Erbin des Landes, hatte auf die Regierung keinen Einfluß, der Haushalt war unter Karl knapp bemessen und sorgfältig beaufsichtigt. Ihre Klagen fanden Wiederhall bei dem Adel, welcher auch mit der böhmischen Herrschaft unzufrieden war, und da mächtige Unterstützung not that, entstand der Plan, den Sohn des Kaisers, den stattlichen Markgrafen Ludwig von Brandenburg, als Landesherrn und neuen Gemahl der Margaretha ins Land zu rufen. Schon im Jahre 1340 sollte die Verschwörung ausbrechen, doch wurde sie verraten und von Karl mit Strenge unterdrückt. Ob der Kaiser schon damals im Geheimnis war, ist ungewiß; dagegen spricht allerdings, daß er zur Zeit, als der Schlag geführt werden sollte, nicht in der Nähe der Landesgrenze weilte.

Obgleich die Fürstin in dem Schlosse Tirol streng bewacht wurde, gelang es ihr, mit dem Kaiser in Verbindung zu treten, der deswegen Anfang Oktober nach Kufstein kam. Die Möglichkeit, Tirol zu erwerben, überwog bei ihm alle Bedenken; er selbst hat seinen Sohn, der anfangs widerstrebte, überredet. Als Johann Heinrich am Abend des 2. November von einem Jagdausfluge nach Schloß Tirol zurückkehrte, fand er es verschlossen, seine böhmischen Leute vertrieben; höhnisch

rieth man ihm, sich eine andere Herberge zu suchen. Aehnlich ging es vor den anderen Burgen, zum allgemeinen Spott mußte er das Land räumen.

Eine Abordnung der tirolischen Landherren begab sich alsbald nach München, um dem Markgrafen die Hand Margarethas und die Herrschaft anzutragen. Sie fanden geneigtestes Gehör, erhielten reiche Belohnungen und von dem neuen Herrn einen Freiheitsbrief für das Land, welchen der Kaiser sofort bestätigte. Die schwierige Frage, wie das Ehebündnis der Margaretha zu lösen sei, beschäftigte nun die Hofjuristen, und es war von Marsiglio wie von Wilhelm von Occam nicht schön, daß sie unter dem Drange der Umstände die Hand dazu boten, die Schwierigkeiten zu heben. Der erstere sprach dem Kaiser die Befugnis zu, die Ehe aus eigener Machtvollkommenheit durch seinen Spruch zu scheiden, der andere ergriff den Ausweg, sie für nicht vollzogen und demnach für eine Scheinehe zu erklären, welche der Kaiser nach altem Rechte als nichtig aufheben dürfe.

Mit großem Gefolge brachen Vater und Sohn im Februar nach Tirol auf, begleitet von den Bischöfen von Freising, Regensburg und Augsburg, welche alle drei von ihren Kapiteln gegen den Willen des Papstes gewählt waren. Der erstere stürzte auf dem Jaufenpaß mit dem Pferde und verlor das Leben; der Unglücksfall galt als göttliche Strafe, weil der Bischof die Absicht gehabt hätte, die Ehescheidung auszusprechen; wohl eine nachträgliche Erfindung, da er kanonisch dazu gar nicht berechtigt gewesen wäre. Es wurde vielmehr die Ansicht Occams befolgt, die Ehe mit dem böhmischen Prinzen als nicht vollzogen anzusehen, die Herzogin selbst betrachtete sich als Jungfrau. Ueber ein anderes kirchliches Hindernis, die allzunahe Verwandtschaft Margarethas mit ihrem jetzigen Bräutigam, von welchem nur der Papst hätte entbinden können, ging man nichtachtend hinweg. So erfolgte am 10. Februar 1342 auf dem Schlosse Tirol die Einsegnung der neuen Ehe. Am folgenden Tage belehnte der Kaiser in Meran feierlich seinen Sohn mit den Ländern, auf welche dessen neue Gemahlin Erbrecht hatte, und zwar auch mit Kärnten, obgleich er dieses Herzogtum vor sieben Jahren den Oesterreichern gegeben hatte.

Daß solche unerhörten Vorgänge, welche sich in keiner Weise wirklich rechtfertigen ließen und Recht wie Sitte gleichmäßig verletzten, allgemeines Staunen hervorriefen, läßt sich denken. Der Kaiser sank in der allgemeinen Achtung und erschütterte selbst seine Stellung aufs neue; die bei dem englischen Bündnis gezeigte Schwäche überbot er noch weit durch einen derartigen Fehltritt. Hatte er bisher in dem Streite mit der Kirche die öffentliche Meinung für sich, so gab er jetzt selbst dem Papste die besten Waffen zum Angriff, jetzt hatte er wirklich das kirchliche Recht unverantwortlich verletzt. Benedict wies gleich auf die erste Kunde von Johann Heinrichs Vertreibung den Patriarchen von Aquileja an, über Margaretha und deren Helfer den Bann zu verhängen, wenn sie eine zweite Ehe mit Ludwig oder einem andern einginge.

Auch auf die Fürsten mußte der Gewaltstreich einen höchst ungünstigen Eindruck machen. „Der gute Geruch des Kaisers fing an in den Nasen der Fürsten zu stinken; sie sagten, er sei wegen der ungeheuren Vergehen aus dem Kaisertum ausgelöscht“. So schreibt Johann von Victring, welcher hinzufügt, man habe das Königtum dem Pfalzgrafen Rudolf angeboten, der jedoch aus

Rücksicht auf den Oheim ablehnte. Ist diese Erzählung richtig, so wären als Urheber des Plans jedenfalls die Luxemburger zu betrachten. Die ihnen zugefügte Kränkung, die persönliche Schmach, welche sie neben dem Verlust eines schönen Landes auf sie häufte, war zu groß; alle die feindseligen Gefühle, welche in der letzten Zeit nur die Klugheit unterdrückt hatte, regten sich mit neuer Stärke, eine wirkliche Versöhnung wurde für immer unmöglich. Für die nächste Zeit ließ sich freilich nicht viel thun. Karl eilte alsbald nach Wien, aber erreichte von dem Herzog Albrecht nichts mehr als Hülfsversprechen für den Fall, daß Ludwig ihn oder seinen Vater innerhalb ihrer eigenen Lande angriffe. Selbst die dem neuen Herrn von Tirol erteilte Belehnung mit Kärnten erregte Albrecht nicht, da er wahrscheinlich vom Kaiser beruhigende Zusicherungen erhielt, und so erreichte auch König Johann, der dann selber nach Wien ging, bei dem Habsburger keine größeren Erfolge.

Das verwöhnte Glückskind traf jetzt ein Schicksalsschlag nach dem andern. Johann hatte gegen sein Augenleiden die berühmten Aerzte in Montpellier aufgesucht, aber das eingeschlagene Heilverfahren führte den Verlust des einen ihm noch gebliebenen Auges herbei. Zwar bemühte sich der König, wie das im vorgerückten Alter Blindgewordene oft thun, die Welt darüber zu täuschen und durch geschickte Beweglichkeit den Schein der Sehkraft zu erwecken, ihm blieb auch der alte hastige, thaten- und unternehmungslustige Sinn, doch unausbleiblich minderte das Gebrechen seine Leistungsfähigkeit. Dann starb sein Enkel, der junge Herzog Johann von Niederbaiern, infolgedessen das Land in den Besitz des Kaisers überging. Seine verwitwete Schwester Margaretha wollte Karl mit dem Polenkönig Kasimir verheiraten, aber sie verschied in Gegenwart des Bräutigams, der nach Prag zur Hochzeit gekommen war. Es zeugt von Johanns gedrückter Stimmung, daß er in dem Streite mit dem Kaiser über das Wittum seiner Tochter nachgab. Auch Karl erhob keinen Widerspruch. Ihm wurde im Juni 1341 die Genugthuung zu teil, daß ihn der Vater als den alleinigen Erben des Königreiches erklärte und die Stände veranlaßte, ihn als solchen anzuerkennen. Der blinde König wandte sich wieder dem Westen zu, da Karl selbst seine Entfernung aus Böhmen wünschte, aber gewiß verfolgte er auch den Zweck, Erzbischof Balduin von seiner bisherigen Freundschaft mit Ludwig abzuziehen und ihn zum gemeinsamen Handeln zu bewegen. Sicher empfand der Erzbischof nicht minder die seinem Geschlechte angethane Schande; sich bewußt, daß er dem Kaiser seit Jahren die getreuesten und wertvollsten Dienste geleistet hatte, wurde er von dessen Undank tief verletzt. Er hatte für das Reich gewirkt, aber dem Reiche war wenig gedient, wenn ein Kaiser an der Spitze stand, der das Recht mit Füßen trat. Einem solchen weiter zu folgen, fühlte er sich nicht verpflichtet, denn die Bewahrung der Unabhängigkeit vom apostolischen Stuhl hing doch davon ab, daß nicht der Kaiser selbst der päpstlichen Einwirkung Thür und Thor öffnete. — Dazu kam, daß einer der Gründe, welche Balduin bisher in politischer Gegnerschaft zur Kurie gehalten hatten, sein unfreundliches Verhältnis zu Benedict, jetzt hinwegfiel.

Am 25. April 1342 starb Papst Benedict XII. nach längeren Leiden an den Folgen von Beingeschwüren, welche seine vollsäftige Leibesbeschaffenheit her-

vorrief. Die Urteile der Zeitgenossen über ihn lauten sehr verschieden; die einen beklagten in ihm einen guten Hirten, die anderen meinten, er habe nicht viel Großes geleistet, die dritten freuten sich, daß „Nero, das Weinfaß" tot sei. Sie alle haben nach gewisser Seite hin recht. Der sittenstrenge Papst wollte die geistliche Zucht verbessern und griff mit der ihm eigenen Rauheit manchmal scharf ein, aber erreicht hat er damit nicht viel. Noch geringer war seine politische Leistung. Er trug allerdings dazu bei, daß der mörderische Kampf zwischen England und Frankreich sich hinausschob, aber das lag nicht allein an ihm und die einseitige Parteinahme für Frankreich, in die er trotz des Gefühls, daß sie ein Fehler sei, und obgleich er sie eigentlich vermeiden wollte, immer wieder verfiel, beeinträchtigte das Ansehen des Papsttums als allgemeine Vertretung der gesamten Christenheit.

Benedict machte es eigentlich niemandem recht. Die Deutschen klagten, daß er ganz unter der französischen Decke stecke, die Franzosen fanden, daß er ihnen und ihrem Könige nicht genug gethan hätte. Man erzählt, er habe dem Könige Philipp, als dieser ihm seine Begehren vortrug, entgegnet, wenn er zwei Seelen in seiner Brust trüge, würde er ihm gern eine geben; da er aber nur eine habe, müsse er diese für sich bewahren. In Deutschland holte er sich eine schwere Niederlage, welche seine Nachfolger nicht mehr überwinden konnten. Er bewies auch hier die Halbheit seines Charakters, die Unfähigkeit, einen klaren Weg mit bewußter Bestimmtheit zu befolgen. Er sah ein, daß Ludwig von seinem Vorgänger Unrecht erfahren, als frommer Mann wollte er dessen Seele retten und hielt es für die Pflicht seines Amtes, Milde zu üben. Aber er konnte sich nicht entschließen, der bisherigen Macht der Kirche etwas zu vergeben, er wollte verzeihen und doch dafür gewaltige Zugeständnisse haben; er wollte, was Johann XXII. gethan, nicht durchsetzen, aber ebenso wenig es widerrufen. Hätte er einfach als Beichtvater zu handeln gehabt, würde er die richtige Weise gefunden haben, aber so mußte er Rücksicht nehmen auf die verwickelten Verhältnisse in Deutschland, auf die Parteien im Kollegium, auf Frankreich. In all diesen Dingen fand sich sein schlichter Verstand nicht zurecht; er suchte manchmal den Knoten mit einer kräftigen Redewendung, mit einer plötzlichen Aufwallung zu durchhauen, aber er war kein Alexander.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Die Verhandlungen mit Clemens VI. 1342—1344.

Obgleich in Erbmonarchien der Charakter der jeweiligen Herrscher durch den Zufall bedingt wird, pflegen die einzelnen Familien eine gewisse Gleichförmigkeit ihrer Glieder in sich zu tragen. Die natürliche Vererbung vom Vater auf den Sohn, die geschichtliche Ueberlieferung der dem Hause eigentümlichen und durch seine Stellung gebotenen Bestrebungen wirken in der Regel auch auf verschieden begabte Charaktere, wenn sie nicht im Guten oder im Bösen ganz besonders ausgeprägt sind, die Gegensätze mit größerer oder geringerer Kraft ausgleichend. Anders steht es, wenn die Würde durch Wahl besetzt wird, dann ergibt sich leicht ein rascher Wechsel in dem Wesen der mit der Leitung Betrauten. Die Wähler werden namentlich in schwierigen und aufgeregten Zeiten bei ihrem zukünftigen Herrn gerade die Eigenschaften suchen, welche dem Verstorbenen fehlten, oder wünschen die bei diesem zu stark ausgebildeten in jenem zu vermeiden. Daher kommt es, daß in der Reihe der Päpste so oft Gegensätze aufeinander folgen. Es liegt darin die Stärke, wie die Schwäche des Wahlgrundsatzes, je nachdem die Wähler geneigt sind, die Ergänzung nach der guten oder nach der schlechten Seite hin vorzunehmen, oder je nachdem in ihrer Gemeinschaft Begehren und Bedürfnisse rege sind. Seit Bonifacius VIII. ist immer ein Papst dem andern gefolgt, welcher seinem Vorgänger wenig ähnlich sah. Die Kardinäle wünschten vor allem die politische Macht des Papsttums zu bewahren, denn auf dieser beruhten zugleich ihre glänzende Stellung, ihre riesigen Einnahmen. Gewiß gab es unter ihnen stets Männer, welche auch den kirchlichen Aufgaben des Papsttums Rechnung trugen, aber sie bildeten nicht die Mehrheit. Die Welt dachte durchschnittlich recht ungünstig von dem heiligen Kollegium. Ein wichtiger Umstand war, daß seit fast einem Jahrhundert und noch mehr seit der Entfernung des heiligen Stuhls von Rom die Zusammensetzung des Kardinalkollegiums immer einseitiger wurde, die Franzosen immer mehr überwogen. Als Benedict starb, zählte es neben fünfzehn Angehörigen dieser Nation nur drei Italiener und einen Spanier. Bei der Stärke des

Nationalgefühls, welches unsere westlichen Nachbarn früher ausgebildet haben, als die anderen Völker, konnte jetzt nur ein Franzose aus der Wahl hervorgehen, und mit dem Streben, die Weltmacht des Papsttums zu behaupten, vermischte sich die Rücksichtnahme und Vorliebe für Frankreich. Wenn auch Avignon nicht zu Frankreich gehörte, fühlte man sich dort sicher unter französischem Schutz, namentlich gegenüber den Deutschen, vor welchen immer eine geheime Furcht, ein gewisses Grausen bestand, und die in Italien herrschende Unruhe schreckte davon ab, das bequeme Leben an den üppigreichen Ufern der Rhone mit dem angstvollen Dasein an dem Tiber zu vertauschen.

Benedict hatte die von den Franzosen auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt, und es ließ sich auch sonst nicht bestreiten, daß er das Ansehen des Papsttums nach außen wenig förderte. Er häufte zwar Schätze auf Schätze — er soll die von Johann XXII. überkommenen Reichtümer verdoppelt haben —, aber verwertete nicht diesen toten Mammon; abgesehen von einer großen Schenkung, welche er bei seinem Regierungsantritt den Kardinälen machte, hielt er die Kurie kurz. Er hatte auch gekargt mit den anderen Mitteln, welche ihr Geld und Einfluß zugleich brachten, mit den Exspektanzen, Provisionen u. dgl. Abgesehen von dem Mißbrauch, der in ihnen lag, gaben diese dem Papsttum die Möglichkeit, sich in der ganzen Welt Freunde zu machen, die Hoffnung auf eine gute Versorgung kettete ganze Scharen der abendländischen Geistlichkeit an den Papst und die vermittelnden Kardinäle. Es war eben ein dem inneren Leben der Kirche schädliches, ihrem äußeren Stande vorteilhaftes Regierungsmittel. Warum sollte man nicht glückliche Menschen machen, dachten manche Kardinäle.

So kam es, daß in überraschender Schnelle und voller Einmütigkeit schon am 7. Mai 1342 ein neuer Papst gewählt wurde, der sich fast in allen Stücken von Benedict XII. unterschied. Clemens VI. erlangte seine Würde in verhältnismäßig frühen Jahren, er zählte deren erst einundfünfzig. Glänzender Begabung und dem Glück verdankte er seine ungewöhnlich schnelle Laufbahn. Aus dem adeligen Geschlechte der Herren von Rosières im Limousin geboren, trat der Jüngling in den Benedictinerorden ein. Da seine Anlagen Aufsehen erregten, schickte man ihn auf die hohe Schule nach Paris, wo er einunddreißig Jahre alt den Doktorgrad der Theologie erwarb und Vorsteher der Sorbonne wurde. Er errang ein ausgezeichnetes Wissen in der Theologie und Jurisprudenz, in welchen Fächern er auch als Schriftsteller thätig war; sein starkes Gedächtnis, seine Schlagfertigkeit im Disputieren, die Schnelligkeit, mit welcher er über seine Gedanken verfügte, erregten allgemeine Bewunderung. Den größten Ruhm erwarb er sich durch seine Predigten, zu denen ganz Paris strömte; er galt für den ersten Kanzelredner seiner Zeit, und auch als Papst hat Clemens, seiner Fähigkeit sich wohl bewußt, oft gepredigt. Aber er war zugleich vollendeter Weltmann, der feinen Lebensgenuß zu schätzen wußte. In seiner Jugend wenigstens vermied er galante Abenteuer nicht und auch als Papst unterließ er es, Sittenstrenge herauszukehren.

Alle diese Eigenschaften beschleunigten sein Fortkommen, nachdem er unter Johann XXII. den ersten Schritt vorwärts gethan. In raschem Fluge stieg er

vom Priorat zur Abtei, zum Bistum und zum Erzbistum von Sens und zu dem von Rouen empor. Benedict machte ihn zum Kardinal. Mit dem französischen Hofe und König Philipp verbanden ihn die engsten Beziehungen, er war mit ihm „ein Herz und eine Seele". Als königlicher Rat leistete er die wichtigsten Dienste, ganz den französischen Plänen hingegeben. Schon damals zeigte er sich als entschiedener Gegner Ludwigs des Baiern.

Der päpstliche Hofhalt in Avignon erhielt sofort ein ganz verändertes Gesicht. Der ungewöhnliche Prunk, welcher die Krönung des neuen Papstes verherrlichte, umgab auch weiterhin die Kurie. Clemens liebte Pracht und Glanz, er begünstigte Kunst und Wissenschaft, schätzte ein von allerlei Genüssen umgebenes Leben; das vorgefundene, mühsam in drei Jahrzehnten zusammengetragene Geld warf er mit vollen Händen aus. Mild und liebenswürdig von Natur spendete er nach allen Seiten bis zur äußersten Verschwendung. Besonders bedachte er seine Verwandten und Freunde; auch seine wärmsten Verehrer verhehlen nicht, daß er dem Nepotismus im höchsten Grade huldigte und dabei nicht nach Verdienst und Würdigkeit fragte. Alsbald wurden die von Benedict geschlossenen Schleusen wieder aufgezogen und eine wahre Sturzflut von Vergünstigungen und Verleihungen ergoß sich über die von allen Seiten in unzählbaren Scharen herbeigeeilten Kleriker.

Indessen darf man über allen Schattenseiten nicht übersehen, daß Clemens den Pontifikat mit Entschlossenheit und Eifer führte; selbst die äußerlichen Kirchenpflichten vernachlässigte er nicht. Er war ein durchaus politischer Papst, ganz erfüllt von den Anschauungen, welche seit so langer Zeit das Papsttum beherrschten, und bestrebt, den Stuhl Petri als die Krone des abendländischen Staatensystemes zu erhalten. Seine Weltkenntnis, seine schnelle Fassungskraft, seine glückliche Arbeitsfähigkeit kamen ihm dabei zu statten. Er hatte kein Verständnis für die innerlichen Empfindungen, welche die Völker bereits im gewissen Gegensatz zum thatsächlichen Stande der Kirche zu durchdringen begannen, er hielt fest, was er überkommen hatte, und dachte es zu mehren. Gewandt und klug vermied er Gewaltschritte, solange sie nicht nötig waren; lieber erreichte er durch geschickte Verhandlungen seinen Zweck. Daher vermied er auch gern einseitige Parteinahme. So sehr er sein geliebtes Frankreich zu fördern suchte und wußte, setzte er doch deswegen nicht die Weltstellung des Papsttums aufs Spiel und mit feiner Erkenntnisgabe bemerkte er später, daß sein Liebling Karl IV. nicht so lenksam war, wie er sein sollte, und wußte sich danach zu richten.

Karl IV. erzählt selbst, wie er als Knabe am französischen Hofe weilend den damaligen Abt von Fécamp kennen lernte. Er hörte von ihm eine Fastenpredigt, welche ihn so ergriff, daß er in sich erwog: „Warum strömt in mich eine solche Gnade von diesem Manne?" „Ich suchte darauf seinen Umgang und er hegte mich liebevoll und väterlich und unterrichtete mich oft über die heilige Schrift." Später 1340 traf ihn der Markgraf wieder in Avignon. „Er sagte mir einmal, als ich in seinem Hause war: ‚Du wirst noch König der Römer werden,' und ich antwortete ihm: ‚Du wirst vorher Papst werden.'"

Johann von Böhmen bekam jetzt Gelegenheit, sich von den erlittenen Un-

fällen der letzten Zeit zu erholen; für seine Rache am Kaiser konnte er keine bessere Unterstützung gewinnen, als Papst Clemens VI. Im Juli erschien er in Avignon, um die künftige Ernte vorzubereiten.

Clemens trat sogleich in die Fußstapfen Johanns XXII. Er betrachtete wie dieser Königtum und Kaisertum für erledigt. Um einem Einmarsch Ludwigs in Italien, der seit der Gewinnung Tirols leicht geschehen konnte, zu begegnen, schickte er dorthin zwei Legaten; dem Bischofe von Cambray schrieb er, bis ein von der Kirche approbierter römischer König oder Kaiser vorhanden sei, habe er keinen Huldigungseid zu leisten.

Der Kaiser, welcher im September einen Reichstag in Frankfurt gehalten, entschloß sich, den neuen Papst begrüßen zu lassen, obgleich ihm dieser seine Thronbesteigung nicht angezeigt hatte. Er rechnete auf die Unterstützung Philipps, welcher in der That seine Boten mit der von dem Kanzler Graf Albrecht von Hohenberg geführten Gesandtschaft vereinte. Die Anerbietungen, welche Ludwig machen ließ, waren geringer, als seine früheren; Clemens wies sie glatt zurück. Er soll einfach verlangt haben, Ludwig solle Tirol herausgeben und auf das Kaisertum verzichten.

Der Papst wußte bereits, daß die frühere Eintracht der deutschen Kurfürsten gesprengt war; Balduin von Trier hatte seine Unterwerfung angeboten. Der Erzbischof entschuldigte seine Verbindung mit Ludwig, welche er niemals von Herzen und freiwillig eingegangen habe, sondern nur, um seine Kirche vor Gefahren zu schützen. Er bekannte, niemals geglaubt zu haben, daß der Kaiser einen Papst absetzen und einsetzen könne, daß Ludwig die Kaiserkrone mit Unrecht empfangen, daher nicht wahrer Kaiser sei und die von ihm als Kaiser erlassenen Gesetze keine Gültigkeit hätten. Er gelobte, niemals jemandem als Kaiser zu gehorchen, der die Kaiserkrone nicht rechtmäßig empfangen, der Kirche zu dienen, Ludwig und den Ketzern zur Verachtung der Kirche keinen Beistand zu leisten und mit ihm gegen diese keinen Bund zu schließen. Er versprach endlich, die Prozesse Johanns XXII., wenn der Papst es wünsche, und die von diesem neu auszusprechenden zu verkündigen.

Der Schritt Balduins erklärt sich durch Ludwigs Verhalten. Es ist begreiflich, daß der Erzbischof keine Neigung hatte, diesem zuliebe und zum Schaden seiner eigenen Familie den Kampf gegen die Kurie weiter zu führen. Der Erzbischof gab Ludwigs Sache auf, aber doch nicht eigentlich die gerechte des Reiches. Seine Erklärungen sind geschickt gefaßt; im Grunde erkennt er doch nur an, daß Ludwig durch die Absetzung Johanns und die Art seiner Kaiserkrönung der Kirche unrecht gethan habe und demnach nicht wahrer Kaiser sei, aber sehr gewunden lauten die Worte: „folglich haben die Gesetze, wenn er welche als Kaiser erließ, keine Kraft". Immerfort spricht er nur vom Kaisertum, welches erlangt wird durch die rechtmäßige Krönung, nirgends vom Königtum und Reich. Der Kern der Renser und Frankfurter Gesetze war, daß dem von den Kurfürsten Gewählten die Verwaltung des gesamten Reiches zustehe, und eine Zurücknahme dieses Satzes liegt nicht in den jetzt abgegebenen Erklärungen. Trotzdem ist zu bedauern, daß Balduin diesen Schritt that, denn alle seine kunstreichen Verwahrungen halfen wenig gegenüber der Macht der

Thatsachen, welche er heraufbeschwor. Clemens, der ohnehin leicht geneigt zum Verzeihen war und dadurch viele Vorteile erreichte, nahm den Erzbischof in Gnaden auf und löste die auf ihm und seinen Unterthanen lastenden Kirchenstrafen.

War es nun Einwirkung Balduins oder erkannte Clemens selbst den früher gemachten Fehler, er entschloß sich, die von Johann XXII. unrechtmäßig erhobenen Forderungen beiseite zu lassen. Am 10. April 1343 verkündigte er im Konsistorium der Kardinäle den Prozeß gegen Ludwig den Baiern. Kein Wort davon, daß dieser sich angemaßt habe, ohne die Erlaubnis des Papstes zu regieren; das Sündenregister beginnt damit, daß er erklärte Ketzer begünstigt und trotz aller Ermahnungen davon nicht abgelassen habe.

Diese Veränderung der päpstlichen Stellung war klug und verständig. Aus den Prozessen Johanns fiel dadurch in der Hauptsache heraus, was die Kurfürsten mit Recht angegriffen und als ungesetzlich verworfen hatten. Der Papst stellte sich auf rein kirchlichen Boden. Freilich entsprach es keineswegs der Wahrheit, wenn er den Hergang so darstellte, als sei Ludwig nur für kirchliche Vergehen und für Ungehorsam seiner durch die Wahl erlangten Rechte beraubt und nur des Bannes wegen des Reiches verlustig erklärt worden. Jedenfalls erreichte Clemens den großen Vorteil, daß der Kampf des Papsttums fortan nur gegen Ludwigs Person, nicht mehr gegen das Reich gerichtet schien, daß er sich auf das kirchliche Recht stützen konnte. Jetzt konnten die Kurfürsten, welche sich etwa in ihrem Gewissen verpflichtet fühlten, an den Renser Beschlüssen festzuhalten, sich wenn auch nur mit Scheingründen beruhigen und gegen Ludwig vorgehen.

Clemens zählt alles auf, was Ludwig verbrochen, die Nichtachtung des Bannes, den Armutsstreit, den Defensor pacis, sein Vorgehen in Italien und Rom, zuletzt die Verheiratung seines Sohnes mit Margaretha, der Herzogin von Kärnten, „welche geliebte Tochter zu nennen uns ihre Unkeuschheit nicht gestattet“. Geschickt ist in aller Ausführlichkeit die Kreuzzugsbulle Johanns gegen Ludwig eingeflochten. Thut der Baier nicht binnen drei Monaten vollkommene Buße, dann treten die bereits über ihn verhängten Strafen in Kraft, und noch schwerere werden ihn treffen.

Wiederum wurde die Bulle an den Kirchthüren in Avignon angeschlagen, aber der Papst trug zugleich Sorge, ihr die weiteste Verbreitung zu geben.

Der Kaiser beauftragte den Delfin Humbert, mit Clemens zu verhandeln, aber es scheint, daß dieser bis zum 11. Juli weder nach Avignon kam noch Botschaft sandte, denn an diesem Tage, nach Ablauf der angesetzten drei Monate, erklärte Clemens die Prozesse Johanns XXII. für gültig und befahl, Ludwig unter den herkömmlichen Feierlichkeiten als gebannt zu verkündigen. Am 1. August schrieb er dem Erzbischof Balduin, er werde demnächst ihn und die anderen Kurfürsten zu einer neuen Königswahl auffordern.

So schnell entwickelten sich die Dinge jedoch nicht. Der französische König trat für den Kaiser ein, den er nicht zu England zurücktreiben wollte, und die Luxemburger waren noch nicht bereit. König Johann ließ sich in seiner Geldnot sogar mit Ludwig in Verhandlungen ein und auch Karl, dessen Aufmerk-

samkeit der Osten fesselte und dem das erschöpfte Böhmen noch nicht genügende Mittel gewähren konnte, vereinbarte mit ihm Waffenstillstand. Durch das Reich flogen zwar bereits Gerüchte von der Aufstellung eines Gegenkönigs, dessen Rolle der eigene Schwiegervater des Kaisers, Graf Wilhelm von Holland, übernehmen sollte; es hieß auch, nur Ludwigs persönliches Dazwischentreten habe einige in Rense über einen König beratende Kurfürsten von ihrem Vorhaben abgebracht. Unzweifelhaft zogen über Ludwig Wolken auf, aber vorläufig hatten sie sich noch nicht zu einem Gewitter zusammengeballt.

An die Kurie kam im August der Bamberger Dompropst Markwart von Randeck in eigenen Angelegenheiten. Er war ein treuer Anhänger des Kaisers und schon früher bei Benedict XII. für seinen Herrn thätig. Ihm erteilte Clemens den Auftrag, den Kaiser aufzufordern, er möchte Gesandte schicken, und übergab zugleich schriftlich die Bedingungen, auf welche dieser sich verpflichten sollte. Päpstliche Notare begleiteten den Abreisenden nach Baiern.

Der Propst war, wie es scheint, von den besten Absichten des Papstes überzeugt und beeilte sich, seinem Herrn die willkommene Nachricht zu bringen. Ludwig, der eben noch die Annahme päpstlicher Briefe verboten hatte, schlug sofort in die vermeintlich dargebotene Hand ein. Er schrieb an den Papst einen überaus ergebenen Brief, in dem er sich nur König der Römer nannte, und stellte am 18. September für seine Gesandten, Humbert den Delfin, Markwart und zwei andere, die Vollmacht aus. Sie erhielten die Befugnis, für ihn das Sündenbekenntnis abzulegen und Buße anzubieten in ähnlicher Weise, wie es die Prokuratorien von 1336 enthielten, und Lossprechung zu erbitten. Er erbot sich, den kaiserlichen Titel ohne Bedingung abzulegen und die unter diesem vollzogenen Handlungen zu widerrufen, er gab sich ganz in die Hände des Papstes, auch in den mit Frankreich, Johann von Böhmen und dessen Söhnen obschwebenden Angelegenheiten. Dagegen fielen die früheren Verheißungen über sein Verhältnis zu König Robert, der im Januar gestorben war, und andere weg. Dieser Vollmacht dienten zur Ergänzung zwei Prokuratorien, deren Inhalt den von Clemens gestellten Bedingungen entsprach. Sie lehnten sich größtenteils an die früheren an, aber umfaßten auch wichtige neue Punkte. Der bedeutsamste war, daß Ludwig sich bereit erklärte, auch alle Verfügungen, welche er unter dem königlichen Titel seit seiner Bannung durch Johann vorgenommen, zu widerrufen. Zwar standen dazwischen mancherlei Vorbehalte und Abschwächungen, über einzelnes erhielten die Boten nachträglich besondere Weisungen, aber das Maß des Zugestandenen blieb außerordentlich groß. Ludwig gab seine Person völlig preis, nicht aber so ganz die Rechte des Reiches und seine Anhänger; ausdrücklich verwahrte er sich dagegen, daß der von Johann deswegen, weil er die Reichsregierung ohne päpstliche Genehmigung angetreten, verhängte Bann zu Recht bestehe. Es ist beachtenswert, daß diese Schriftstücke die Tiroler Angelegenheit nicht berühren, wenigstens nicht ausdrücklich nennen.

Der päpstliche Hof war überrascht, daß der Kaiser sich zu solchen Demütigungen verstand; man hatte das nicht erwartet und mit Absicht die Bedingungen so gestellt, daß sie unannehmbar schienen.

Am 16. Januar 1344 empfing Clemens die Gesandten in feierlichem

Konsistorium, welchem auch Johann von Böhmen beiwohnte. Markwart hielt eine Ansprache, welche die bußfertige Gesinnung seines Herrn, der nicht aus bösem Willen gefehlt habe, darlegte und den Papst zur Milde aufforderte. Dann wurden die an Papst und Kardinäle gerichteten Schreiben des Kaisers und die Vollmacht verlesen. Clemens hielt eine reich mit Bibelsprüchen ausgestattete, gewandte Rede über die Notwendigkeit der rechten Mischung von Milde und Strenge, welcher eine kurze Erwiderung Markwarts folgte, worauf ein französischer Bischof im Namen seines Königs Fürbitte für Ludwig erhob. Schließlich legten die Gesandten den Eid über die Erfüllung der Vollmacht, nicht aber der beiden Prokuratorien ab. Auch Erzbischof Heinrich von Mainz bot sich gleichzeitig der Gnade des Papstes an.

Die Verhandlungen scheiterten. Nach dem einen Berichte drangen die Gesandten in den Papst, ihnen die Artikel über die Ludwig aufzulegende Buße zu übergeben und wollten ohne diese nicht abreisen. Clemens beriet sich endlich mit den Kardinälen und stellte dann die Bedingungen auf, welche nicht die Person Ludwigs, sondern das Reich betrafen. Diese schickte Ludwig an die Kurfürsten und die großen Städte und berief zu ihrer Beratung einen Reichstag nach Frankfurt. Die Kurfürsten aber und die niederrheinischen Fürsten traten acht Tage vorher in Köln zusammen und beschlossen einmütig, sich diesen Forderungen zu widersetzen. Clemens verlangte demnach, wie es scheint, daß der Kaiser erst die politischen Bedingungen erfüllen sollte, ehe von seiner persönlichen Losspechung geredet werde.

Einfacher erzählt Heinrich von Diessenhofen die Sache. Im März kam Markgraf Karl zur Kurie und verhandelte Geheimes mit dem Papste. Er verließ Avignon Ende April und gleichzeitig gingen die Gesandten Ludwigs weg ohne Abfertigung vom Papste. Man sagte, sie seien gehindert worden durch Johann und Karl wegen der Tiroler Sache.

Karl IV. selbst ließ durch einen böhmischen Geschichtschreiber eine ganz andere Darstellung geben. Da er unzufrieden war mit den Verhandlungen, welche sein Vater einseitig mit Ludwig geführt hatte, hielt er mit letzterem eine Zusammenkunft an der Grenze Baierns und Böhmens. Der Kaiser erbot sich, Johann Heinrich zum Ersatz für die verlorene Gemahlin eine seiner eigenen Töchter zu geben und diese nach seinem Tode angemessen zu versorgen, für seine Lebenszeit dem Prinzen für Tirol die Lausitz anzuweisen. Da sandte plötzlich Johann die Aufforderung, die Verhandlungen abzubrechen; er habe sich eidlich für sich und seine Söhne mit dem Papste gegen Ludwig verbündet. Ungern sagte Karl Ludwig ab und ging nach Avignon. Clemens erwies ihm die größten Ehren und versöhnte Vater und Sohn. Zu gleicher Zeit kamen die Gesandten Ludwigs, um die Eintracht mit dem Papst herzustellen, und Johann und Karl legten sich getreulich dafür ins Mittel. Aber die Gesandten erreichten nichts, weil Ludwig, obgleich das Gegenteil feststand, leugnete, daß er selbst sie deswegen geschickt habe. Karl sagte ihm nachher in Basel die Lüge ins Gesicht zu. Der Kaiser setzte einen andern Tag nach Bacharach vor den Kurfürsten an, wo er gleichfalls nichts vollendete, sondern in seiner Verstocktheit und Rebellion bis zu seinem Lebensende verharrte.

Ganz Deutschland folgte gespannt dem Gange der Dinge; bald hieß es, der Friede sei gesichert, dann kam wieder die entgegengesetzte Nachricht; gleich darauf wollte man wissen, der Papst werde zwei Legaten schicken, Karl sie in Basel empfangen und die Vermittlung übernehmen. Der Kaiser ordnete für Baiern Bußgänge und Fasten an, um Gottes Gnade zu erflehen, und nahm selbst an ihnen teil.

Der Kaiser gedachte die Sache in die Hand der Kurfürsten zu geben, eingedenk der mächtigen Unterstützung, welche er 1338 von ihnen erhalten hatte. Er teilte ihnen die beiden Prokuratorien mit, welche er als die von der Kurie gestellten Bedingungen bezeichnete, was ja gewissermaßen auch richtig war. Die Kurfürsten hielten eine Vorversammlung, doch wissen wir nicht, welche von ihnen sich daran beteiligten. Die leitende Persönlichkeit war Balduin, der mit Clemens in regem Verkehr stand.

Die Prokuratorien unterlagen einer einschneidenden Beurteilung. Man verwarf alle Punkte, welche eine Minderung oder Demütigung des Reiches in sich schlossen. Die Sorge der Fürsten richtete sich auf die Erhaltung der Reichsrechte, über welche man den Papst durch eine Gesandtschaft näher unterrichten wollte. Gegen eine persönliche Bußleistung Ludwigs erhob sich kein Einspruch, nur sollte sie in keiner Weise dem Reiche zum Nachteil gereichen. Die Renser Beschlüsse hielt man fest.

Bald darauf, Anfang September, trat in Frankfurt um den Kaiser der Reichstag zusammen, hauptsächlich von den Städten beschickt; die Kurfürsten, welche in Köln beraten hatten, scheinen dort geblieben zu sein. Der Kanzler des Trierer Erzbischofs Wiker ergriff im Auftrag des Kaisers das Wort — so besagt der ausführlichste Bericht — und erklärte im Namen der Kölner Versammlung, die Forderungen des Papstes gereichten dem Reiche zum Schaden und seien unannehmbar; sie wollte deswegen eine Gesandtschaft nach Avignon schicken, um deren Aufhebung zu verlangen. Was zu thun sei für den Fall, daß der Papst und die Kardinäle darauf nicht eingingen, wollten die Kurfürsten mit dem Kaiser in acht Tagen in Rense beraten. Der anwesende Erzbischof von Mainz und die Gesandten der Fürsten stimmten zu, ebenso die Städte. Ihrem Vertreter, einem Mainzer Bürger, werden die Worte in den Mund gelegt: „Die Städte merken, wie sehr der Papst mit seinen Artikeln das Reich schädigen will. Da die Städte nur mit dem Reich bestehen können und eine Verletzung des Reiches ihre Vernichtung bedeutet, so sind wir bereit, allen Mitteln, welche die Reichsfürsten erdenken zur Aufrechterhaltung der Rechte, der Ehre und der Unverletzlichkeit des Reiches zu gehorchen und sie zu befolgen!“ Der Kaiser dankte ihnen und versprach, in Rense den Fürsten und Karl von Mähren zu begegnen.

Nicht dort, sondern in Bacharach kam der Kaiser mit den Fürsten zusammen. „Da der Kaiser und der Böhme nebst seinem Sohn sich nicht vereinigen konnten über die den letzteren zugefügten Schäden, gingen sie in Haß weg.“ Noch Schlimmeres besagt ein anderer Bericht: Johann von Böhmen habe heftige Klage wegen Tirol geführt. „Viele von den Fürsten verbündeten sich und schwuren sich gegenseitigen Beistand gegen jedermann, auch gegen Ludwig.

Die Urheber dieses Bundes waren Johann und Karl und der Pfalzgraf Ruprecht, welcher damals einen Streit mit Erzbischof Heinrich von Mainz hatte. Dieses Bündnis mißfiel Ludwig sehr." Ein dritter berichtet, die letztgehaltenen Tage zusammenfassend, die Fürsten wären über Ludwig wegen seiner Demütigung vor dem Papst sehr entrüstet gewesen und hätten ihm ins Gesicht entschiedenen Widerspruch erhoben. Ja man erzähle sogar, daß die Fürsten allen Ernstes von ihm verlangt hätten, er solle Karl an seiner Stelle zum Könige wählen lassen. Er habe seinen eigenen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg, vorgeschlagen. „Die Fürsten verwarfen diesen wie ihn und gingen unwillig fort, indem sie sprachen: ‚Das Reich ist unter dir, dem Baiern, so geschwächt worden, daß eine nochmalige Uebertragung auf einen Baiern verhütet werden muß‘. Ehe sie sich jedoch trennten, beschlossen sie, wie es aus dem allgemeinen Gerücht heißt, einmütig mit dem Kaiser, er solle sich nicht darauf einlassen, noch einmal beim Papste die Gnade nachzusuchen, welche ihm so oft verweigert war."

Die Kurfürsten haben in der That ihre Botschaft an den Papst gesandt, der dadurch noch mehr gegen Ludwig erzürnt wurde. Doch auch dieser bestürmte alsbald nach den letzten Ereignissen Clemens mit einem neuen Gesuch. Er wurde nicht abgewiesen, sondern aufgefordert, weitere Botschaft zu Anfang des nächsten Jahres zu senden. Herzog Albrecht, wie der Delfin legten für ihn Fürsprache ein.

Um den schon lange dauernden leidigen Zwist zwischen Erzbischof Heinrich und seinen eigenen nächsten Verwandten zu schlichten, berief der Kaiser für Mitte November einen Tag nach Frankfurt. Da beide Parteien bereits unter den Waffen standen, legte er ein Aufgebot von mehreren tausend Mann in die Stadt, um jeden Friedensbruch verhüten zu können. Ruprecht, für seine Sicherheit besorgt, zog vor, heimlich davonzugehen, und so sprach Ludwig dem Erzbischofe das Recht zu. Der Vorgang erregte ungemeines Aufsehen; die Absetzung des Kaisers sei geplant und nur durch seine kriegerische Rüstung verhindert worden, so verlautete das Gerücht bis in die fernsten Gegenden. Aber Johann von Böhmen, der das „gebraut" haben sollte, weilte damals ruhig in Prag, auch Balduin und Walram saßen, soweit wir wissen, zu Haus. Nur die hochgradige Erregung, welche ganz Deutschland ergriffen hatte, erzeugte solches Gerede.

Was ergibt sich nun aus den verschiedenen Berichten und Thatsachen, welche eben verzeichnet wurden, und wie war die Meinung der Kurfürsten und ihre Stellungnahme zu Ludwig? So viel ist offenbar, daß sie die früher abgegebenen Erklärungen aufrecht erhalten wollten, daß sie vor allen Dingen die Unabhängigkeit der Königswahl, das für den Erkorenen daraus hervorgehende Recht auf die Regierung ohne Abhängigkeit von irgend welcher päpstlichen Zustimmung zu wahren wünschten. Sie erachteten dieses Recht gefährdet durch die von Clemens erhobenen Forderungen und durch die Zugeständnisse, welche Ludwig entweder schon gemacht hatte oder noch machen würde. Ihre Richtschnur war das Reichsinteresse, welches ja zugleich ihr eigenes war. Ludwig selbst hatte sie dazu aufgerufen, in der Meinung, daß sie wie 1338 seine Person dem Reiche gleichstellen, daß sie mit ihm gemeinsam gegen Avignon auftreten würden. Er hoffte so, von Clemens zu erzwingen, was dieser seinen Bitten verweigerte, die Anerkennung als König

und ebenso die als Kaiser, die letztere unter Formen, welche nur äußerliche Bedeutung haben sollten. Traten die Kurfürsten voll für ihn ein, so mußten sie zugleich seinen gegenwärtigen Stand anerkennen, auch den Besitz von Tirol, welches er offenbar unter keinen Umständen aufgeben wollte. Vielleicht erreichte er dann sogar die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger, die der letzte Trumpf gewesen wäre, der gegen Avignon ausgespielt werden konnte. Aber die Kurfürsten vertraten diesmal nur die Sache des Reiches und thaten deswegen selbständige Schritte bei der Kurie. Dem Kaiser überließen sie, für sich selber zu sorgen. Indem sie ihm jede Abkunft auf politischem Gebiet abschnitten und doch nicht für ihn eintraten, machten sie ihm die Aussöhnung mit dem Papste unmöglich, denn daß Clemens unter diesen Umständen sie gewähren würde, war nicht anzunehmen. Blieb aber der Kaiser im Bann, so führte das unzweifelhaft viele Unzuträglichkeiten für das gesamte Reich mit sich; auch die Kurfürsten wünschten das Ende der nun zwanzig Jahre dauernden Zwischenzeit. Da sie sich aber dem Kaiser versagten, so war eine Aenderung nur möglich, wenn dieser zu regieren aufhörte. Ihr Gedanke war also: Wahrung der eigenen und des Reiches Rechte, aber Preisgebung der Person Ludwigs.

So schwarz, wie man wohl gemeint hat, dachten die Kurfürsten nicht; sie waren nicht gewillt, das Reich als solches zu mindern. Aber sie gingen nicht sehr staatsklug zu Wege. That ihnen Ludwig nicht den Gefallen abzutreten, dann machten sie unvermeidlich, daß es zu einem Gegenkönigtum kam, dem schlimmsten, was geschehen konnte. Ein solches planten sie von Anfang keineswegs; nicht einmal die Absetzung Ludwigs, die bei der Einigkeit der Kurfürsten leicht auszusprechen gewesen wäre, haben sie damals vorgenommen. Man ließ ihn nur allein seinen Weg gehen. Gelang es ihm so, sich trotzdem mit Clemens zu vertragen, würde man ihn wahrscheinlich belassen haben; sie warteten eben zunächst ab.

Jedenfalls betrachteten sie Ludwig mit anderen Augen, als früher. Seine Person war ihnen mindestens gleichgültig geworden, eher sogar unbequem. Als Grund dieser Aenderung gilt der Unwillen der Fürsten über seine Schwäche, über seine Demütigung vor dem Papste und sein ununterbrochenes Werben um dessen Gunst; sie hätten gefürchtet, er werde das Reich durch seine Nachgiebigkeit schädigen. Aber den Frieden mit der Kirche wünschten sie auch und er konnte doch nur durch Verhandlungen erlangt werden. Die Kurfürsten selber hatten sich an solchen beteiligt und der Kaiser ging in dieser Beziehung lange mit ihnen Hand in Hand. Zuletzt war Ludwig allerdings auf eigene Faust vorgegangen, aber er hatte nichts ohne sie abgeschlossen, vielmehr ihnen die päpstlichen Artikel vorgelegt. Also gar zu hoch ist eine etwaige Mißstimmung nach dieser Richtung hin nicht anzuschlagen; im Gegenteil, der Zorn mußte sich viel eher gegen Clemens als gegen den Kaiser richten.

Für Ludwig wirkte sehr ungünstig, daß der hauptsächlichste und einflußreichste Leiter der gesamten Fürstenpolitik Balduin von Trier war. Sein Groll gegen Ludwig, den Entehrer der luxemburgischen Familie, war durchaus gerecht, und eigentlich verdient der Erzbischof, wenn man unbefangen die Sachen erwägt, sogar Lob, daß er seinen Unmut so lange bezwang, daß er nicht, wie das sonst der Gemütsart der Zeit entsprach, sich sofort vollständig und um jeden Preis

von Ludwig lossagte. Ja es scheint, daß er sehr lange mit sich gekämpft hat, ehe er zum verzweifelten Versuche des Gegenkönigtums griff. Die Vorsorge für das Reich, der er sich bisher gewidmet, hat er nicht gleich von sich geworfen. Johann und Karl sowie der Papst wären gewiß jeden Augenblick zum Sturz Ludwigs bereit gewesen; wenn sie ihre Gelüste eine Zeitlang bezähmen mußten, so hat das wahrscheinlich Balduin bewirkt. Der Schwerpunkt der gesamten politischen Lage war offenbar Tirol; die Verhandlungen darüber gehen zwischen dem Kaiser und den Luxemburgern hin und her. Sollten die übrigen Kurfürsten nicht auch dieser so wunderlichen Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben? Es ist keine zu kühne Annahme, daß der Bacharacher Tag gerade der Ordnung derselben galt. Daher kam so viel auf Karl an, der zu ihr beschieden war, obgleich er seiner sonstigen Stellung nach dort nichts zu suchen hatte. Daraus, daß er sich mit Ludwig nicht einigen konnte, ergab sich der unbefriedigende Ausgang, und erst darauf schickten die Kurfürsten einseitig, ohne den Kaiser, an Clemens Botschaft. Hätte Ludwig nachgegeben, so wäre vielleicht der Riß zwischen ihm und dem Kurfürstenkollegium nicht entstanden oder nicht erweitert worden. Aber Tirol stand ihm höher als alles andere. So nahm das Unheil seinen Weg.

Der Papst hat mit Ludwig ein treuloses Spiel getrieben. Gewiß hat er nie beabsichtigt, sich mit ihm zu versöhnen, von Anfang an seinen Sturz gewünscht, aber er mußte zurückhalten vor den Schwierigkeiten, welche einer sofortigen Ausführung entgegentraten. Es ist möglich, daß er einen Augenblick schwankte, als jener wider alles Erwarten auf die Bedingungen einging, daß Clemens, wenn ihm so große Opfer dargebracht wurden, den Baiern noch zu Gnaden angenommen hätte, aber da traten die deutschen Fürsten dazwischen. Ein kluger Mann, wie er, übersah gewiß nicht, welche Gefahren für das Papsttum das von Johann XXII. verfolgte Ziel in sich schloß; der Unwillen des deutschen Volkes mußte etwas beschwichtigt werden. Das Kaisertum und die gesamte Herrschaft über Italien dem deutschen Könige zu entziehen, hatte sich unthunlich erwiesen; besser, wenn das alte Verhältnis blieb, aber in einer Weise umgestaltet wurde, daß es dem Papsttum Bürgschaften und neue Vorteile brachte. Da er Ludwig anerkennen weder wollte noch konnte, ließ sich das Ziel nur erreichen durch einen neuen König, der dem Papste seine Krone verdankte, und dazu erschien niemand geeigneter als Karl.

Clemens wartete nur noch ab, was die für Ostern angesagte Botschaft Ludwigs bringen würde; habe sie nicht ausreichende Aufträge, so wolle er an Christi Himmelfahrt neue Prozesse gegen Ludwig machen, schrieb er schon im Februar 1345 dem Böhmenkönige. Die Gesandten erschienen in der That, doch etwas später; sie brachten zwar, wie Clemens sofort Johann meldete, die Prokuratorien in der verlangten Gestalt, aber sie erklärten, über sie nicht verhandeln zu dürfen, ehe der Papst nicht die von ihrem Auftraggeber gestellten Forderungen erfülle. Daher habe er ihnen kurz und bündig die Erlaubnis gegeben, wieder heimzukehren. Dem französischen Könige dagegen, der noch immer für Ludwig sich bemühte, schrieb Clemens: der Baier biete fast nichts mehr von seinen früheren Versprechungen an, sondern scheine alles zurücknehmen zu wollen, er treibe mit ihm und dem heiligen Stuhle seinen Spott.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Die Vorbereitungen zum Gegenkönigtum. 1344—1346.

Gleichwohl unterließ es Clemens, die angekündigten Sprüche gegen Ludwig jetzt zu verhängen. Die allgemeine politische Lage drohte sich derartig zu verwirren, daß es bedenklich schien, noch neuen Zündstoff zu Kriegen zu liefern. Der Waffenstillstand, welchen Clemens zwischen Frankreich und England zustande gebracht, vermochte den Haß der beiden Völker nicht zu beschwichtigen; die Feindseligkeiten brachen 1345 wieder mit aller Macht aus. Eduard gedachte einen neuen Versuch mit dem Kaiser zu machen, der jetzt vielleicht besser sein Wort hielt; schon im Februar suchte er ein Bündnis mit ihm, für welches der Markgraf von Brandenburg wirkte. Mochte auch die Verwendung für den Kaiser, welcher sich Philipp in den letzten Zeiten beflissen hatte, nicht sonderlich ehrlich gemeint sein, so mußte ihm jetzt wiederum daran liegen, diesen nicht zur englischen Bundesgenossenschaft zu zwingen.

Der Papst dachte darüber vielleicht anders. Stürzte er Ludwig vom Thron, so beseitigte er auch die Gefahr, daß dieser England half. Aber noch war die Zeit zu diesem Unternehmen nicht gekommen, denn der Fürst, welchem er die Krone zugedacht hatte, war augenblicklich noch nicht in der Lage, nach ihr zu greifen.

Denn auch im Osten Europas gärte es unruhig. Der König von Ungarn Karl I. hinterließ, als er im Juli 1342 starb, seinem Sohne glänzende Aussichten. Der erst sechzehnjährige Ludwig, ein feuriger ritterlicher Jüngling voll Thatenlust, durfte hoffen, der Nachfolger des söhnelosen König Casimir von Polen zu werden und außerdem erwarten, daß das Königreich Neapel unmittelbar an sein Haus, wenn auch nicht an ihn persönlich kam. Der hochbejahrte König Robert von Neapel, der in den letzten Zeiten seiner Regierung bei weitem nicht mehr die Rolle spielte, wie zu ihrem Anfang, hatte als nächste Erben zwei Enkelinnen, Johanna und Maria. Die ältere war verheiratet mit Andreas, dem jüngeren Bruder Ludwigs von Ungarn, und bestieg nach dem Tode ihres

Großvaters am 16. Januar 1343 den Thron unter einem Vormundschaftsrat. Erst sechzehn Jahre alt, fein gebildet, schön, aber voll zügelloser Genußsucht und Eitelkeit verachtete sie ihren noch jüngeren unwissenden und rohen Gemahl. Ludwig von Ungarn betrachtete jedoch Andreas auf Grund der alten Familienverhältnisse als den rechtmäßigen König und suchte beim Papste dessen Krönung zu erreichen, doch ging Clemens darauf nicht ein.

Der ungarische König hatte gedacht, durch Hülfe des Markgrafen Karl, mit dessen ältestem freilich erst neunjährigem Töchterchen Margaretha er versprochen war, sein Ziel zu erreichen. Von jeher bestanden zwischen den drei Reichen Ungarn, Polen und Böhmen die engsten wechselseitigen Beziehungen bald friedlicher, bald feindlicher Art; es war leicht möglich, daß einmal alle drei in eins flossen. So hatte auch Johann von Böhmen den Osten nie außer acht gelassen. Der glänzende Erfolg, welchen er in Schlesien davontrug, erregte die polnische Eifersucht, und Ludwig fühlte sich bereits als künftiger Herrscher von Polen. Karl pflegte mit Geschick das freundliche Verhältnis zu den beiden Nachbarreichen. Eine Zeitlang stand er in bester Freundschaft zu König Casimir, dessen Geldbeutel er in seinen Nöten reichlich in Anspruch nahm, aber auch der Kaiser Ludwig erkannte gar wohl, welche Bedeutung für ihn die polnische Freundschaft in dem zu erwartenden Kampfe mit den Luxemburgern haben konnte. Als es im Laufe des Jahres 1344 zum Bruche mit diesen kam, wandte er sich alsbald an Casimir und am 1. Januar 1345 wurde ein Ehevertrag und ein Kriegsbündnis zwischen beiden geschlossen, welches seine Spitze gegen Böhmen kehrte.

Johann und Karl entschlossen sich damals, einen abermaligen Kreuzzug gegen die heidnischen Littauer zu unternehmen, wahrscheinlich, um sich den deutschen Orden, den steten Gegner Polens, für die Zeit der Not zu verpflichten. Das Unternehmen wurde jedoch durch allerlei Umstände verhindert und auf dem Rückwege kam Karl in ernste Gefahr, wie er selber erzählt. Während der Vater nach Luxemburg ging, um im Westen Deutschlands die politischen Fäden weiterzuknüpfen, nahm Karl seinen Weg über Kalisch. Dort sah er sich heimlich überwacht, damit er die Stadt nicht wieder verlassen könne. Er gab sich den Anschein, als merke er die Absicht nicht, sondern erklärte, er wolle hier eine längere Rast halten. Inzwischen sandte er einen Boten zum Hauptmann von Breslau, der eine reisige Schar in die Nähe der Stadt herbeiführte. Doch brauchten sie nicht einzuschreiten, da es dem Fürsten glückte, durch Täuschung der Thorwächter zu ihnen zu gelangen.

Bald brach der offene Krieg aus, welchen die Böhmen zunächst gegen den Neffen des Polenkönigs, den Herzog Bolko von Schweidnitz, dann gegen die brandenburgische Lausitz richteten. Ein großes Bündnis bildete sich gegen Johann und Karl, welches nach des letzteren eigenen Angaben den Kaiser, die Könige von Polen und Ungarn, den Herzog von Oesterreich und den Thüringer Landgrafen umfaßte. Der Kaiser selbst wollte in Böhmen einbrechen und wies Friedensanträge Johanns barsch ab. Aber der König von Polen focht so unglücklich, daß er nach Krakau zurückgedrängt und dort eine Zeit belagert wurde. Er soll damals an den blinden Böhmenkönig die Herausforderung zum Zweikampf in einem Zimmer gerichtet und die Antwort erhalten haben: wenn er sich vorher blenden

lassen wolle, stehe ihm Johann zur Verfügung. Er verlor den Mut und schloß Waffenstillstand; damit war die schlimmste Gefahr für die Luxemburger vorüber.

Papst Clemens sah mit Schrecken, wie sein Günstling in Not geriet und beeilte sich, ihm zu helfen, wenn er auch nichts mehr thun konnte, als mit dringenden Briefen und Friedensmahnungen für ihn einzutreten. Am meisten ängstigte ihn der Bund des Kaisers mit Ungarn; wenn, wie die Absicht bestand, beide zusammen nach Italien zogen, dann konnten die gefährlichsten Verwicklungen entstehen.

Es ist unbegreiflich, daß Kaiser Ludwig nicht die für ihn außerordentlich günstige Lage ausgenützt, nicht sofort entschieden zur rechten Zeit den Krieg gegen Böhmen eröffnet hat. Er blieb trotz getroffener Rüstungen unthätig in Baiern; er hoffte wohl, daß die anderen für ihn die beste Arbeit verrichten würden, oder schwankte ungewiß hin und her, wohin er sich zuerst wenden solle. Da trat im September ein Ereignis ein, welches seine Gedanken nach einer andern Richtung lenkte; Graf Wilhelm von Holland wurde von den Friesen in dem Kampfe bei Stavoren erschlagen und für Ludwigs Gemahlin Margaretha bot sich nun die Gelegenheit, diese ganze reiche Erbschaft anzutreten. Sie auszunutzen, war er sofort entschlossen; die gegen Böhmen aufgebotene Macht erhielt eine andere Verwendung.

Wahrscheinlich veranlaßte die Nachricht von Wilhelms Tode den böhmischen König, nach dem Rhein aufzubrechen, um dem Kaiser rechtzeitig in den Weg zu treten. Unterwegs in Kirchberg nicht weit von Bingen führte er Verhandlungen mit Pfalzgraf Ruprecht und dem Grafen von Spanheim. Der erstere hatte sich inzwischen mit dem Kaiser ausgesöhnt, allerdings auf Kosten Heinrichs von Mainz, der darüber lebhaft erzürnt war. Für Ludwig war es ein übles Ding, zwischen dem Mainzer und seinem Neffen und Schwiegersohn zu wählen, aber die Familienrücksichten fielen ihm schwerer ins Gewicht, als der in seiner Stellung erschütterte Freund.

Ruprecht überbrachte Johann Friedensanerbietungen Ludwigs; in der holländischen Erbschaftssache konnte jener recht störend werden. Der Luxemburger hörte ihn, gab jedoch keine Zusage; er wollte erst abwarten, welche Antwort der Papst erteilen würde. Unausgesetzt hatte er mit Avignon in Verbindung gestanden und dorthin zuletzt den Antrag gerichtet, mit Ludwig ein Ende zu machen. Als wirksamstes Mittel schlug er die Wahl seines Sohnes vor; wenn die Fürsten ein neues Haupt erhielten, würden sie zu ihm übergehen. Erkläre der Papst sich nicht offen für ihn und Karl, so vermöchten sie, die von allen Seiten bedroht wären, nicht, ihrem Gegner Widerstand zu leisten und ihn zu schädigen. Er kündigte seine Ankunft für Weihnachten in Avignon an, doch unterließ er die Fahrt, denn die Sachen gingen langsamer als seine Wünsche.

Der Kaiser vollzog am 15. Januar 1346 die Belehnung seiner Gattin mit den Grafschaften Holland, Seeland und Friesland; als Nachfolger wurde später ihr Sohn Wilhelm bestimmt. Da Margaretha auch der Hennegau als Frauenlehen von Rechts wegen zufiel, vereinigte sie die ganze Erbschaft in ihrer Hand. Der Kaiser verletzte nicht den Rechtsboden, wenn er die Reichslehen dem ältesten Erben zusprach, und erfüllte damit auch die Wünsche der Stände, welche

begehrten, daß die Länder vereinigt blieben. Ob er indessen dabei politisch klug verfuhr, ist eine andere Frage.

Wie wir wissen, waren die Schwestern der Margaretha an den König Eduard von England und den Markgrafen von Jülich verheiratet. Beide erhoben Erbansprüche; für Eduard wäre die Gewinnung Seelands, welches für den französischen Krieg einen so vortrefflichen Stützpunkt bot, von höchster Wichtigkeit gewesen. Er ließ durch Wilhelm die bereits wieder mit dem Kaiser eröffneten Verhandlungen über ein Bündnis weiterführen, aber brachte die Erbangelegenheit dabei zur Sprache. Längere Zeit zogen sich die Unterhandlungen hin, ohne zu einem Ergebnis zu führen; man besorgte sogar eine englische Landung in Seeland. Die unvermeidliche Folge war eine gegenseitige Mißstimmung der Herrscher. Der Franzosenkönig und der Papst konnten erleichtert aufatmen.

Es ist oft behauptet worden, diese neue Steigerung des wittelsbachischen Hausbesitzes hätte die Kur- und Reichsfürsten geängstigt, ihre ohnehin schwindende Anhänglichkeit an den Kaiser noch mehr gemindert. In dieser Allgemeinheit ist der Satz kaum richtig; erscheinen doch der Kurfürst von Sachsen und Pfalzgraf Ruprecht als Zeugen in der Belehnungsurkunde.

Nur die Luxemburger erhielten einen neuen Ansporn zum Kampfe gegen Ludwig, der nun auch ihre westlichen Länder aus unmittelbarer Nähe bedrohte. Vielleicht steht damit im Zusammenhange, wenn Clemens am 2. Januar 1346 überall hin den Befehl erließ, in den Kirchen Ludwig als gebannt und aller Rechte und Besitzungen verlustig zu verkündigen.

Die großen Gefahren, welche Böhmen im verflossenen Jahre bedrohten, waren so ziemlich zerstreut, dagegen lag ein anderer Grund vor, dem Kaiser möglichst bald solche Schwierigkeiten entgegenzuwerfen, daß er Deutschland nicht verlassen konnte. Der junge Andreas von Neapel war mit Wissen seiner Gemahlin in schändlicher Weise ermordet worden. Sein Bruder, der Ungarnkönig schnaubte Rache und schloß die Verbindung mit dem Kaiser fester, um mit diesem gemeinsam nach Italien zu ziehen. Das mußte Clemens in jedem Fall verhindern. Der Augenblick zum Handeln war gekommen. Unentbehrlich war dazu einer der geistlichen Kurfürsten. Heinrich von Mainz konnte diesmal nicht die von seinen Vorgängern so oft gespielte Hauptpartie übernehmen. Zwar machte er in seinem Zorn über den erlittenen Undank einen Versuch, den Papst zu gewinnen, aber das an ihn gerichtete Verlangen, sich nicht nur gegen Ludwig, sondern auch gegen die Reichsrechte zu verpflichten, lehnte er ab und trat wieder ganz zur kaiserlichen Partei. Walram von Köln war zu unbedeutend, um als Führer zu dienen. So blieb nur Balduin übrig, der allerdings ein schwereres Gewicht in die Wagschale werfen konnte, als irgend ein anderer.

Es ist kaum möglich, ein sicheres Bild von dem Verhalten Balduins zu gewinnen, die Gedankenfolge, die seinen klugen Sinn erfüllte, mit Bestimmtheit festzustellen. Der Mann, der später von warmer Verehrung erfüllt des Erzbischofs Leben beschrieb, geht über seinen Anteil an der Wahl Karls, wie über andere bedenkliche Vorgänge mit kurzen Worten hinweg. Aber es ist zu beachten, daß auch die übrigen Geschichtschreiber den Trierer Erzbischof nicht als die besonders treibende Kraft bei der Wahl Karls IV. darstellen; als solche

gilt überall der Papst und neben diesem Johann von Böhmen. Selbst Karl IV. persönlich stellt seinen Oheim nicht in den Vordergrund. Gewiß war Balduin seit der Tiroler Geschichte seinem ehemaligen Freunde Ludwig innerlich entfrembet, doch davon war noch ein weiter Schritt bis zur Aufstellung eines Gegenkönigs. Es scheint, daß sich Balduin sehr schwer dazu entschlossen hat. Man würde ihm unrecht thun, wenn man nicht anerkennte, daß ihm das Reich als solches ernstlich am Herzen lag; zwischen diesem und dem Vorteil seiner Familie abzuwägen, kam ihm hart an. Als er es that, täuschte er sich vielleicht selbst mit allerhand Gründen. Er überredete sich, daß Ludwig nicht mehr geeignet sei zum Kaiser, er scheute davor zurück, für diesen gegen seinen Neffen und Großneffen die Waffen erheben zu müssen. Wahrscheinlich bedrohte ihn Clemens mit seiner Ungnade; sollte er sich für Ludwig opfern?

Möglicherweise hat er selbst noch einen Versuch gemacht, Frieden zwischen Ludwig und seinen Verwandten zu stiften, denn in seiner Bischofsstadt Trier fanden gegen Anfang März 1346 die letzten Verhandlungen zwischen Ludwig und den Böhmen statt. Karl erzählt, der Kaiser habe sie durch eine feierliche Gesandtschaft zu einer Besprechung eingeladen und vollständige Genugthuung wegen Tirol verheißen. Der Wittelsbacher machte es mit den Luxemburgern wie mit den Päpsten: unaufhörlich und unermüdet kam er mit Anerbietungen. Zahlreiche Herren erschienen zu dem Tage in Trier. Ludwig persönlich oder durch Gesandte bot die Städte Görlitz und Bautzen als ewigen Besitz der Krone Böhmen an und 20000 Mark Silber, für deren Zahlung brandenburgische Städte zum Pfande dienen sollten. Das war eine geringe Entschädigung. Johann wollte zwar darauf eingehen, aber seine Söhne verweigerten die Zustimmung, denn sie fürchteten, wie Karl sehr offen ausspricht, der Vater würde das Geld mit seinen rheinischen Hansen verjubeln und sie darum bringen.

Genug, die Brücke war abgebrochen und jetzt fügte sich auch Balduin. Am 16. März gelobte ihm Karl unter Bürgschaft seines Vaters 6000 Mark Entschädigung für die durch Wahl oder Krönung entstehenden Kosten, für welche späterhin Reichsgut verpfändet werden sollte, und Bestätigung aller Privilegien des Stiftes.

Nun endlich konnte Papst Clemens durchführen, was er so lange erstrebt hatte. Der erste Schlag traf den Erzbischof Heinrich von Mainz, der am 7. April für abgesetzt erklärt wurde. Für die Wahl Karls war die Mainzer Stimme unentbehrlich; ein alter Brauch, der als Gesetz galt, erforderte auch, daß der Mainzer Erzbischof die Wähler zur Kur berief. Daher ernannte der Papst sofort als Ersatzmann den Grafen Gerlach von Nassau. Ein Enkel des Königs Adolf, trat er, da das väterliche Erbteil zur Versorgung der zahlreichen Kinder nicht ausreichte, in zarter Jugend in den geistlichen Stand und erwarb sich eine nicht unbedeutende wissenschaftliche Bildung. Durch den Einfluß, den seine Familie immer in Mainz besaß, erlangte er schnell die Beförderung zum Domdechanten; doch hinderte Erzbischof Heinrich ihn an dem Genuß seiner Würde. Er hatte im Kapitel einigen Anhang und dieser Umstand lenkte die Wahl des Papstes auf ihn. Gerlach besaß zwar noch nicht das kanonische Alter zum Bischofe, da er erst vierundzwanzig Jahre alt war, aber wo einmal so viele Eigen-

mächtigkeiten verübt wurden, kam es auf eine solche Kleinigkeit nicht an. Clemens dispensierte ihn deswegen, sowie wegen der noch nicht erlangten Weihen.

Der Gründonnerstag, welcher kirchlich als besonders geeignet zur Verdammung von Ketzereien galt und an dem schon mehrfach Sprüche gegen Ludwig ergangen waren, damals der 13. April, brachte endlich den letzten Abschluß des Verfahrens gegen den Kaiser.

Wie Clemens es liebte, ließ er im Kardinalkonsistorium seiner Rede freien Fluß und verkündigte dann die Bulle gegen den Kaiser. Mit Vorsicht übergeht sie ganz den ursprünglichen Anfang des Streites, wie er unter Johann begann, um nicht die Empfindlichkeit der Kurfürsten zu erregen und die Erinnerung daran im Volke zu erwecken. Clemens setzt ein mit dem Antritt seiner Regierung, wie er am 12. April 1343 einige Prozesse seines Vorgängers verlesen und den Baiern ermahnt, binnen drei Monaten seine Würde niederzulegen und sie nur mit Erlaubnis des Papstes wiederaufzunehmen und seine kirchlichen Verbrechen abzuthun. Ungehorsam hat er statt dessen Bosheit auf Bosheit gehäuft, Gesetze gegen die Kirche erlassen, ja, wie die öffentliche Rede verbreitet sei, Bündnisse zur Verteidigung seiner Empörung geschlossen. Trotz der Vollmachten, welche er durch seine Gesandten beschwören ließ, trotz der angebotenen Unterwerfung verharrte er in seiner Schlechtigkeit.

Daher erklärt Clemens alle jene Handlungen Ludwigs für ungültig und verbietet jedermann, sich an sie gebunden zu erachten. Er ist verfallen in alle über Ketzer verhängte Strafen, er ist infam und vollkommen unfähig, irgend ein bürgerliches Recht auszuüben, der Zeugnisleistung, der Erbschaft, des Testamentes; niemand darf ihm dabei behülflich sein. Ihm ist jedes Gehör, jede Berufung verweigert; alle seine Güter sind auf ewig eingezogen, seine Söhne und Enkel unfähig zu jedem kirchlichen oder weltlichen Amt. Allen Gläubigen ist der Verkehr mit ihm untersagt, außer zu seiner Bekehrung und zur Rettung seiner Seele; er muß entbehren des kirchlichen Begräbnisses. Alle weltlichen Gewalten sind gehalten, ihn aus ihrem Bereich zu verjagen.

„Damit dieser Ludwig erkenne, daß er verfallen sei in diese Strafen und in die Rache Gottes und in unsere Verwünschung gerate, so bitten wir demütig die göttliche Gewalt, daß sie seine wahnsinnige Wut dämpfe, niederwerfe und seinen Hochmut niederschlage und ihn hinstrecke mit der Kraft ihrer Rechten, ihn einschließe in die Hände seiner Feinde und ihn vor ihren Füßen zusammengebrochen ihnen überliefere. Ueber ihn komme der Strick, welchen er verachtet, und er falle in ihn. Verflucht sein Eingang, verflucht sein Ausgang! Es schlage ihn der Herr mit Blödsinn, Blindheit und Geistesstörung! Der Himmel sende auf ihn seine Blitze! Der Zorn des allmächtigen Gottes und der Apostelfürsten entbrenne über ihn in diesem und im künftigen Leben! Der Erdkreis kämpfe gegen ihn; der Erdboden öffne sich und verschlinge ihn lebendig! In einer einzigen Geschlechtsfolge werde sein Namen vertilgt und verschwinde sein Gedächtnis von der Erde! Alle Elemente seien ihm feindlich! Seine Wohnung veröde; alle Verdienste der geschiedenen Heiligen mögen ihn verwirren und in diesem Leben die über ihn eröffnete Rache zeigen! Seine Söhne sollen geworfen

werden aus ihren Behausungen und vor seinen sehenden Augen den Feinden zum Verderben preisgegeben sein!"

Da das Reich schon lange erledigt ist und die Kirche daher ihres Vogtes und Schützers entbehrt, so befiehlt der Papst den Kurfürsten, sofort zusammenzutreten und zur Wahl eines Königs zu schreiten. Sonst wird der heilige Stuhl, von welchem das Wahlrecht an diese gekommen ist, selbst für ein geeignetes Heilmittel sorgen.

Clemens that sofort Schritte, um dem Bannfluch größere Wirkung zu verleihen, als die früheren Sprüche gegen Ludwig erzielt hatten. Schon einige Tage vorher hatte er Walram von Köln aufgefordert, sich den Wünschen Balduins und Johanns anzupassen; jetzt wandte er sich auch an Herzog Albrecht von Oesterreich, um ihn Ludwig abspenstig zu machen und bat als galanter Herr zugleich dessen Gemahlin Johanna, ihren Einfluß aufzubieten.

Das wichtigste Geschäft war jedoch, sich des künftigen Königs zu versichern und ihm die Bedingungen aufzuerlegen, welche der päpstliche Stuhl für notwendig hielt. Das Kardinalkollegium soll keineswegs einmütig der beabsichtigten Wahl zugestimmt haben.

Johann und Karl erschienen in Avignon und bereits am 22. April war das Geschäft erledigt, die Urkunden darüber ausgestellt. Lang genug ist die Liste der Versprechungen, welche Karl gab, und hart genug lauten über sie die Urteile. Aber wenn man sie ohne Voreingenommenheit prüft, wenn man manche damaligen Verhältnisse so nimmt, wie sie thatsächlich lagen, nicht wie sie hätten sein sollen, so ist zunächst anzuerkennen, daß Karl weit weniger zugab, als zu erwarten oder vielmehr zu befürchten stand. Die listige Meisterschaft, bei aller scheinbaren Ergebenheit sich offenen Weg zu behalten, welche er später so oft bewährte, tritt schon hier zu Tage und gewiß hat er mit seinem Großoheim Balduin alles vorher reiflich überlegt. Bei Karls Urkunden liegt oft das größere Gewicht in dem, was er nicht sagt, als in dem, was er ausspricht; ein vorsichtiges Verfahren, welches künftige Auslegungskünste am besten unmöglich machte. Er erfüllte wohl für den Augenblick die Begehren des Partners, aber er hütete sich, ihm allzuviel schriftlich zu geben. Er bekämpfte nicht dessen Ansprüche, aber er bot ihm keine Handhabe, sie zu begründen.

Die wichtigste Frage war die nach der päpstlichen Approbation und sie wurde mit großem Aufwande feinster Spitzfindigkeit gelöst. Gewiß bestand der Papst darauf, daß Karl sie vor seinem Regierungsantritte einhole und dieser mußte sich in die Thatsache fügen. Aber er versprach schriftlich nur, bevor er Italien betrete oder dort Anordnungen treffe, die Approbation seiner Person nachzusuchen. Das Renser Weistum schloß dem Sinne nach Italien ein, aber erwähnte es nicht ausdrücklich. Vielleicht verlangte Balduin eine solche Fassung. Auch sonst ist von der Approbation die Rede, indem Karl sich erbot, seine Gelöbnisse acht Tage nach ihrer Erlangung nochmals zu beschwören, aber das ließ sich eben auf die für Italien zugestandene beziehen. Den Eid wird er wiederholen acht Tage nach der Krönung, und darin lag eingeschlossen, daß er diese erst nach erfolgter Approbation vollziehen lassen wollte, was er dann auch wirklich gethan hat. Nirgends jedoch gesteht er dem Papste ein Recht darauf

zu; die Approbation, welche er zugibt, bezieht sich nicht auf Deutschland; ebenso wenig spricht er aus, daß dem Papste während der Thronerledigung irgend eine Reichsregierung zukomme.

Daß Karl anerkannte, Ludwig sei als Ketzer und Schismatiker mit Recht verurteilt und seines durch die Wahl erlangten Rechtes beraubt, war selbstverständlich, wenn er als Gegenkönig auftreten wollte. Heinrich VII. gilt ihm als der letzte Kaiser, auch ganz folgerichtig. Die Frage war stets gewesen, ob Ludwig mit Recht der Ketzerei geziehen wurde. Bejahte man sie, dann waren seine Regierungshandlungen ungültig. Auch Rudolf von Habsburg und die deutschen Fürsten betrachteten die von Friedrich II. nach 1245 vorgenommenen Regierungssachen für nicht rechtsbeständig. Gingen sie mehr von der Absicht aus, eine feste Grundlage in der herrschenden Verwirrung zu schaffen, so hatte es für Karl den größten Wert, wenn er an die von seinem Gegner erlassenen Verfügungen nicht gebunden war; er handelte da fast noch mehr im eigenen als im päpstlichen Interesse. Uebrigens ist der Wortlaut des Artikels sehr geschraubt, er besagt doch nicht, daß das gesamte Königtum Ludwigs ungültig gewesen sei. Damit hing zusammen, daß Karl auf Verlangen des Papstes alle gegen dessen Willen eingedrungenen Geistlichen vertreiben wolle.

Die Wiederholung aller von den früheren Kaisern und namentlich von Heinrich VII. geschworenen Eide war eine Anerkennung unanfechtbar gewordener geschichtlicher Thatsachen. Ebenso die Bestätigung des päpstlichen Besitzes; nur wurde hier noch Ferrara und die bei Avignon liegende Grafschaft Venaissin als solcher anerkannt. Das Schutzgelöbnis, die entsprechende Verpflichtung der Reichsvikare gehörten dazu. Besonders scharf wird die Abhängigkeit betont, in welcher Sizilien, Sardinien, Korsika und Rom zum päpstlichen Stuhle standen. Karl gab auch das Versprechen, welches die Kurie seit den Tagen seines Großvaters zu erreichen strebte, in Rom erst am Tage der Kaiserkrönung einzuziehen und an diesem die Stadt wieder zu verlassen, nachher ohne besondere päpstliche Genehmigung die der Kirche gehörigen Länder nicht zu betreten. Daß die Päpste solche Forderungen stellten, ist ihnen nicht zu verdenken; Rom gehörte ihnen und sie standen in diesen Beziehungen ebenso zum Kaiser, wie ein anderer selbständiger Herrscher.

Das ist der wesentliche Inhalt der Haupturkunde, die als neues Glied der Kette hinzugefügt wurde, welche den deutschen Herrscher an das Papsttum band. Daneben aber gab es noch mancherlei Abmachungen schriftlicher und auch wohl mündlicher Art, welche als persönliche Verpflichtungen zu betrachten waren. Für den Papst bildete ja Neapel den Hauptgegenstand seiner Sorge. Karl mußte daher versprechen, den ungarischen König zu bestimmen, daß er seine Angriffspläne aufgäbe. In Verbindung mit diesen Dingen stand, daß Karl alle Sprüche Kaiser Heinrichs VII. gegen König Robert und dessen einstige Genossen, die freilich thatsächliche Bedeutung nicht mehr hatten, widerrufen und die Erben König Roberts dieser alten Geschichten wegen in ihren provençalischen Ländern nicht beunruhigen wollte. Um Karl im lebendigen Kampf gegen Ludwig zu erhalten, schnitt ihm der Papst durch allerhand Sätze jede Möglichkeit eines Friedens mit ihm ab. Die gefährlichste Verpflichtung war, dem Papst und dessen Nachfolgern alle gegenwärtigen und künftigen Streitigkeiten des Reiches

mit dem Könige von Frankreich zur Entscheidung zu überlassen. Sie war offenbar darauf berechnet, Philipp für den Markgrafen zu gewinnen, denn der französische König hielt es noch mit dem Baiern. In dieser allgemeinen Form, ohne Beziehung auf einzelne Thatsachen, besagte der Artikel zu viel, als daß er je wirkliche Kraft haben konnte; doch begreift sich leicht, daß er Karl schwer verdacht worden ist.

Die Mehrzahl der Eidschwüre Karls entspricht den Anerbietungen, welche der Kaiser in seinen Prokuratorien gemacht hatte. Ludwig gilt häufig für entschuldbarer, da er vom Papste bedrängt gewesen sei, während für Karl gar kein Zwang vorgelegen habe, als sein Ehrgeiz. Das ist nur scheinbar richtig. Ludwig hatte, wenn er nicht seine Familienzwecke höher stellte, als die des Reiches, die Aussöhnung mit dem Papste um jeden Preis nicht nötig; Karl konnte dessen Unterstützung nicht entbehren. Daß allein die ungerechtfertigte Begierde, die Krone ihrem rechtmäßigen Inhaber zu entreißen, letzteren vorwärts trieb, ist jedenfalls zu viel behauptet.

Nicht eigentlich in allen diesen Gelöbnissen liegt die Verschuldung Karls. Jeder politische Vertrag legt den Abschließenden Verpflichtungen auf, und wer Dienste beansprucht, kann sich der Gegenleistung nicht entschlagen. Er hatte diese offenbar nach Möglichkeit herabgestimmt, was ihm gelingen konnte, da der Papst jetzt, nachdem er Ludwig unwiderruflich verworfen, auf den Markgrafen angewiesen war. Daß Karl das Reich wieder in den inneren Unfrieden stieß, daß er dadurch weit mehr als durch seine Pergamente dem Papsttum die Möglichkeit der Einmischung gab, daß er, um seine Absichten erreichen zu können, andere Maßregeln des Papstes befördern mußte, welche den ganzen Bestand des Reichsrechtes erschütterten, darin liegt sein schweres Vergehen. Es ist deswegen sicherlich hart zu beschuldigen, aber doch auch einigermaßen zu entschuldigen. Die schöne Tugend der freiwilligen Entsagung kann im politischen und staatlichen Leben nicht immer geübt werden. Das Luxemburgische Haus hatte von Ludwig, der ihm die Königsherrschaft und den Sieg über Habsburg verdankte, Undank, Beeinträchtigung und Verunehrung erlitten; es befürchtete von seiner weiteren Regierung nur Schlimmeres. Die Selbsterhaltung trieb es demnach vorwärts. Die Krone Heinrichs VII. hatte die Familie in Hände gelegt, welche sich gegen sie selbst kehrten; hatte sie jetzt, wo ein geeigneter Träger in ihr vorhanden war, nicht das Recht, sie jenen wieder zu entreißen? Daß Karl Ludwig als wirklich schuldig betrachtete, daß er den Bannfluch für gerechtfertigt hielt, darf man nicht unbedingt leugnen wollen. Anders steht die Sache mit Clemens. Er konnte, wenn er wollte, mit Ludwig ein Abkommen treffen, welches der Kirche jede irgend gebührende Genugthuung gab, und dadurch dem Reiche den Frieden erhalten. Er mußte besser als andere übersehen, welche Wurzeln der Kampf hatte, und gerade die Vorsicht, mit welcher er die bedenklichen Fragen umging, zeigt, daß er mit vollem Bewußtsein handelte. Er warf Ludwig Treulosigkeit vor, aber er war es, welcher ihn dazu gezwungen hatte. Clemens wollte den Ruhm ernten, vollendet zu haben, was seinen Vorgängern nicht gelungen war, den Sturz Ludwigs. Zu diesem Zwecke verfügte er über deutsche Kurfürstentümer, als ob sie Spielsachen wären, welche man unartigen Kindern wegnimmt

und artigen gibt. Er wollte für den gewaltigen Papst gelten, dem die Kaiser ihre Krone zu verdanken, vor dem sie sich zu verantworten hätten, und ihm war zunächst das Glück günstig. Aber er täuschte sich, wenn er die erreichte Wirkung sich und der Kraft des Papsttums zuschrieb. Ohne Balduin, ohne Johann und Karl hätte er nimmermehr einen Gegenkönig aufgebracht, und es sollte sich bald zeigen, daß dieser nichts war, als eine leere Figur. Das deutsche Volk wurde darin bestärkt, in dem Papsttum den Feind Deutschlands, den Begünstiger Frankreichs zu erblicken, eine Macht, welche die ihr sonst unbestrittenen geistlichen Befugnisse zu weltlichen Zwecken mißbrauchte. Es war eine gerechte Strafe für Clemens, daß er selbst einen König aufstellen half, der nachher dem Papsttum bei weitem mehr Abbruch gethan hat, als der mit seiner Hülfe beseitigte.

Am 28. April erging eine Flut päpstlicher Briefe ins Reich. Die Kurfürsten wurden ermahnt, dem Rufe Gerlachs von Mainz zur Wahl zu folgen, ein besonderes Schreiben empfahl ihnen den Markgrafen. An die größeren geistlichen und weltlichen Fürsten, an die bedeutenderen Städte erging die Aufforderung, den Kurfürsten zur Erhebung eines Königs beizustehen. Aachen besonders erhielt den Befehl, ihn zur Krönung einzulassen; für den Fall, daß die Stadt widerstrebte, sollte Balduin gegen sie einschreiten. Da keine Aussicht war, den Markgrafen von Brandenburg zu gewinnen, verbot Clemens, ihn zur Wahl einzuladen, da er kein Recht darauf habe. Dagegen schrieb er an die Pfalzgrafen, aber äußerte sich über ihre Berechtigung zur Kur so unbestimmt, daß sie im Notfall bestritten werden konnte.

Jede Königswahl war für den Bewerber eine kostspielige Sache; hier stand für ihn noch ein schwerer Krieg in sicherer Erwartung. Clemens lehnte jeden Beitrag ab und ließ sich von Johann und Karl verbürgen, daß sie wegen ihrer Auslagen keinen Anspruch an den päpstlichen Stuhl erheben würden. Dagegen entband er sie von dem den böhmischen Ständen geleisteten Eid, das Besitztum des Königreiches nicht zu veräußern noch zu mindern, und da ihnen vielleicht irgend eine Eheberedung nützlich sein konnte, erteilte er von vornherein Dispens. Es gab keine kanonische Vorschrift, keine moralische Rücksicht, welche nicht Clemens dem politischen Vorteil geopfert hätte; er war ein Mann leichten Herzens. Die meisten der Fürsten, welche für Karl wirken sollten, standen unter kirchlichen Strafen; natürlich wurde ihnen die Lösung leicht gemacht.

Das fürs erste notwendige Geld gab Erzbischof Balduin für gutes Pfand her. Er hatte wenigstens den Anstand, am 24. Mai dem Kaiser offen seinen Abfall anzuzeigen, den er entschuldigte mit seiner Bedrängnis durch den Papst. „Dem hochgebornen Herrn Ludwig von Baiern entbieten wir Balduin von Gottes Gnaden Erzbischof von Trier: Herr! wisset, daß uns von unserm heiligen Vater, unserm Herrn dem Papste so harte und ernstliche Botschaft neulings gekommen ist, daß wir leider gegenwärtig Euer Bestes nicht zu werben vermögen. Und da uns deshalb wider Euch zu thun gebührt, so wollen wir uns gegen Euch mit diesem Briefe bewahrt haben!" Der Erzbischof bediente sich der in Fehdebriefen üblichen Formeln.

Sobald Gerlach, der vom Papste ernannte und geweihte neue Erzbischof

von Mainz, welcher mit Karl von Avignon zurückreiste, in Metz den deutschen Boden betrat, berief er am 20. Mai die Kurfürsten auf den 11. Juli zur Wahl nach Rense, da von der Stadt Frankfurt nichts Gutes zu hoffen war. Bereits am 28. Mai sollen Gerlach, Balduin, Walram von Mainz und Rudolf von Sachsen in Trier Rat gepflogen haben, doch ist der Tag gewiß um einen Monat zu früh angegeben. Erst am 22. Juni schloß König Johann den Handel mit Walram ab; der bodenlos verschuldete Mann bedang sich gewaltige Summen aus und eine lange Reihe von höchst umfassenden Versprechungen, ganz in derselben Weise, wie seine Vorgänger seit der Wahl König Adolfs. Rudolf von Sachsen soll mit Geld erkauft worden sein. Nur ungern und zögernd hatte er sich seinerzeit mit den Wittelsbachern vertragen und in seinem Herzen brannte noch die brandenburgische Narbe. Sein Abfall erregte besonderes Aufsehen; er entschuldigte ihn mit der Furcht vor den Drohungen des Papstes.

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Die Wahl Karls IV. Der Tod Johanns und Ludwigs. 1346—1347.

Am festgesetzten Tage, Dienstag den 11. Juli, traten die drei Erzbischöfe Gerlach, Balduin und Walram, Herzog Rudolf von Sachsen und König Johann in dem Baumgarten zu Rense zusammen. Sie begleitete ein zahlreiches ritterliches Gefolge, aber von bedeutenderen Reichsfürsten erschien kein einziger. Die Absetzung Ludwigs wurde durch Urteil für gültig anerkannt, dann erklärten die Kurfürsten die brandenburgische Stimme für ungültig, die pfälzische für ausfallend, da ihr Träger nicht erschienen war. Einhellig erfolgte die Kur Karls; die Krönung wurde auf den 27. August festgesetzt.

Sofort stellten die einzelnen Kurfürsten ihre gleichlautenden Schreiben an den Papst aus. Abgesehen von den durch die Umstände gebotenen Aenderungen benutzten sie das Formular, welches den Wählern Ludwigs gedient hatte und sorgfältig jeden Hinweis auf Approbation vermeidend den Papst nur ersuchte, dem Erwählten dereinst die Kaiserkrone zu erteilen. Balduin wird den Text entworfen haben. Gleichzeitig teilte Karl in kurzen geschäftsmäßigen Schreiben den Fürsten und Städten des Reiches seine Erhebung mit und erbat sich ihre Antwort. Das Gleiche thaten die Kurfürsten.

Es war nicht schwer, die Gültigkeit der Wahl aus allerhand Rechtsgründen zu bestreiten, aber unter solchen Umständen pflegt die Macht stärker zu sein als das Recht. Karl unterließ es, sofort den Kampf zu beginnen. Er war noch nicht gerüstet, er wollte auch die Wirkung im Reiche abwarten; am wahrscheinlichsten ist, daß er fernere Schritte erst zu thun gedachte, nachdem der Papst ihn anerkannt.

Der Papst sandte Karl am 30. Juli seine Glückwünsche; am 8. August ermahnte er die Stadt Köln, wenn Karl und die Kurfürsten in ihren Mauern die Krönung feiern wollten, ihnen darin willig zu sein. Aber am 27. August sah Karl um sich nicht festliches Gepränge, sondern die blutigen Opfer eines riesigen Schlachtfeldes.

Karl und Johann, welche von dem Wahlort nach den luxemburgischen Landen gegangen waren, erhielten von Philipp die Bitte um schnelle Hülfe, da König Eduard glücklich sein Heer über das Meer geführt hatte. Bereitwillig folgten sie dem Rufe und vereinigten sich mit dem Heere der Franzosen. Am 26. August stießen die gewaltigen Heeresmassen bei Crécy zusammen. Als der blinde König hörte, daß der Sieg sich den Engländern zuneige und die Franzosen die Flucht ergriffen, entbrannte sein ritterliches Herz in stürmischem Feuer. Von zwei Rittern ließ er sich in die Mitte nehmen und dem Kampfgewühl zuführen, bald fiel er mit seinen Begleitern von den englischen Pfeilen durchbohrt.

Nur fünfzig Jahre hatte er erreicht, aber so kurz sein Leben war, Johann hatte es voll genossen und verwertet. Das Ergebnis desselben war ein sehr bedeutendes. Gewiß würde Johann noch Größeres gewirkt haben, hätte er sein geistiges und staatliches Können besser zusammengehalten, seinem unruhigen Geist Zügel angelegt. Zwar stürzte seine Regierung Böhmen in innere Zerrüttung, aber das wurde aufgewogen durch die Ausdehnung der böhmischen Lehnsmacht in Schlesien, durch die deutsche Reichskrone, welche er seinem Sohne verschaffte. Freilich hat er gerade von diesem wenig Dank geerntet; mit eisiger Kälte spricht Karl von seinem Vater, dessen Untugenden er oft mit bitteren Worten hervorhebt. In den letzten Jahren trat Johann mehr und mehr zurück und vielleicht war es auch Lebensüberdruß, welcher ihn einen ruhmvollen Tod suchen ließ. Der englische König klagte an seiner Leiche: „Die Blume der Ritterschaft ist heute gefallen, nie war jemand diesem ähnlich.“ Ein ritterlicher Zug geht trotz aller Schwächen durch Johanns ganzes Leben; bei all seiner Findigkeit und Wandelbarkeit erscheint der ihm oft gemachte Vorwurf der Treulosigkeit als unbegründet; jedenfalls hatte Kaiser Ludwig nicht das Recht, sie ihm vorzuwerfen.

Karl führte die Leiche seines Vaters, welche ihm König Eduard in ehrenvollster Weise übergab, nach der Stadt Luxemburg und setzte sie in der Münsterabtei bei. 1543 wurden auf Befehl Karls V. Kloster und Kirche zerstört, weil sie den Franzosen einen gefährlichen Stützpunkt zu Eroberung der Stadt bieten konnten, und die Gebeine des Königs erhielten eine Stätte in der Franziskanerkirche, von der sie später in die neuerrichtete Münsterabtei zurückkamen. Auch diese brannte 1684 bei der französischen Belagerung ab, doch wurden die Ueberreste gerettet und in der neuerstandenen Kirche wieder beigesetzt. Als 1795 die Franzosen Luxemburg einnahmen, barg man die noch immer hochgeschätzten Reste, um sie vor Entweihung zu schützen, in dem Hause eines Bürgers, aus dem sie später in andere Hände gelangten und in der naturhistorischen Sammlung eines Privatmannes in Metloch ihren Platz fanden. Dort sah sie der nachherige preußische König Friedrich Wilhelm IV., und ließ die Gebeine Johanns, in dem er einen Vorfahren verehrte, 1838 in einer Kapelle zu Castell an der Saar beisetzen.

Durch des Vaters Tod wurde Karl König von Böhmen. Auch er hatte Wunden davongetragen, aber am 18. September war er wieder in Luxemburg und in voller Thätigkeit. Er beschwor dort als erwählter König die im April dem Papste gegebenen Versprechen und sandte den neuen Erzbischof Ernst von Prag nach Avignon, wo der Papst bereits ungeduldig seine Botschaft erwartete. Am

6. November sprach Clemens die Approbation aus. So konnte die Krönung vor sich gehen. Aachen und Köln hielten in Treue zu Ludwig die Thore geschlossen, und so mußte Karl wie einst Friedrich der Schöne in Bonn die Krone empfangen; am 26. November, dem Jahrestage der Wahl Ludwigs. Erzbischof Walram vollzog die Feier, welcher die beiden anderen geistlichen Kurfürsten und Rudolf von Sachsen beiwohnten. Auch einige Bischöfe kamen und ließen sich die Regalien erteilen, doch kein anderer weltlicher Fürst war anwesend.

Wie immer, hatten die königlichen Schreiber vollauf thun, die von dem König bei dieser Gelegenheit erlassenen Urkunden auszustellen. Namentlich Walram, aber noch viel mehr Erzbischof Balduin machte ihnen schwere Arbeit; nachdem der Trierer einmal den schweren Schritt gethan, trug er kein Bedenken, ihn auch gründlich auszunützen. Alle möglichen alten Rechte und Ansprüche seiner Stifter und seiner Person kramte er aus; ließ er sich doch auch versprechen, wenn Karl Herr von Pisa würde, ihm zu den 10000 Goldgulden zu verhelfen, welche ihm die Bürger der Stadt noch schuldeten. Wertvoller noch waren die neuen Verleihungen, welche er sich geben ließ.

Vorläufig stand das alles nur schön in den Pergamenten zu lesen; ob sie sich auch in bare Münze verwandeln würden, war erst abzuwarten. Der vom Papst approbierte und gekrönte König der Römer mußte sich verkleidet durch das Reich schleichen, um nach Böhmen zu gelangen, und konnte Gott danken, als er glücklich im Januar 1347 in Prag ankam.

Denn die päpstlichen Kraftworte gegen Ludwig weckten im Reiche keinen Wiederhall, auch jene Kurfürsten überließen es ihrem Geschöpf, sich die Herrschaft, deren Titel sie ihm gegeben hatten, zu erkämpfen. Den „Pfaffenkönig“ nannte man Karl weit und breit, und das war keine Empfehlung für ihn. Ludwig konnte auf die Städte rechnen, auf Heinrich von Mainz, da es mit der erzbischöflichen Würde Gerlachs ebenso stand, wie mit der königlichen Karls, dann auf zahlreiche geistliche und weltliche Fürsten. Er hatte offenbar gar nicht geglaubt, daß ein neuer König gegen ihn auftreten würde. Im Juni brach er nach Tirol auf, um den beabsichtigten Zug nach Italien vorzubereiten; doch trat ihm der Trientiner Bischof durch die Schließung der Alpenpässe hindernd in den Weg. Als die Kunde aus Rense kam, traf er die Vorbereitungen zum Kampf und warb eifrig Bundesgenossen; in Speier erhielt er von den Reichsstädten die Zusicherung ihrer unverbrüchlichen Treue. Albrecht von Oesterreich, den er im Januar 1347 in Wien besuchte, gab wenigstens das Versprechen, nicht gegen ihn zu handeln. Der Herzog liebte es, mit Geschick, nicht aus Schwäche, seine Stellung zwischen den Parteien zu bewahren, daher ließ er Karl, der nach Ludwig bei ihm erschien, ungefährdet nach Tirol ziehen.

Dort entbrannte zuerst der Streit. Die strenge Verwaltung, welche Ludwig von Brandenburg in dem Lande einführte, erregte Unzufriedenheit und Gegnerschaft, deren Haupt der Bischof Nicolaus von Trient war, zu welchem sich Karl begab. Ihn führte wohl in erster Stelle die zwingende Notwendigkeit herbei, dem Papste zu Willen zu sein. Die Angst vor Ludwigs Einmarsch in Italien hielt Clemens in unaufhörlicher Aufregung, denn jenseits der Alpen, selbst im Kirchenstaat, regte sich wieder die kaiserliche Partei. Mit Abscheu hörte er, daß

die Bewohner von Viterbo ein großes Bild auf der Straße aufstellten, welches den Reichsadler zeigte, wie er die Wappenzeichen des Königs Robert unter seine Fänge trat, und ihm wie einem Götzenbilde Verehrung erwiesen.

Karls Einbruch in Tirol mißlang. Anderes Unglück folgte, so daß er ohne Erfolg nach Prag zurückkehrte, wo er sich am 2. September feierlich zum Könige von Böhmen krönen ließ. Ebenso erlitt am Mittelrhein Erzbischof Balduin von den kaiserlichen Anhängern eine Niederlage und mußte Waffenstillstand, selbst mit Heinrich von Mainz, schließen. In Schwaben, wo Karl unter den kleineren Herren manche Parteigänger zählte, da diese das Wachstum der wittelsbachischen Hausmacht in ihrem Lande mit Mißvergnügen sahen, führte des Kaisers Sohn Stephan den Krieg auch mit Glück und Vorteil. Ludwig trug die Krone so fest und sicher auf seinem Haupte, wie in seinen besten Jahren; weder der Papst noch der Papstkönig schienen sie ihm entreißen zu können.

Karl entschloß sich zu einem Angriffe auf Baiern mit starker Macht, aber ehe er die Grenze überschritt, kam ihm die große und willkommene Kunde, der Kaiser sei plötzlich am 11. Oktober gestorben. Ludwig am Morgen von Unwohlsein befallen, wollte auf der Jagd sich erfrischen. In der Nähe von Kloster Fürstenfeld folgte er der Spur eines Bären, da sank er plötzlich aus dem Sattel. „Süße Königin, unsere Frau, sei bei meinem Scheiden!“ waren seine letzten Worte. Er hatte etwa die Mitte der sechziger Jahre erreicht. In der Pfarrkirche unserer lieben Frauen zu München wurde ihm das Grab bereitet. Ein Jahrhundert später ließ Herzog Albrecht III. eine prachtvolle Grabplatte fertigen, welche den Kaiser in vollem Ornate sitzend darstellt, darüber errichtete 1622 Kurfürst Maximilian ein prunkendes Denkmal.

„Schärfe, Schreiber, den Geist! Eine große Arbeit steht Dir bevor, wenn Du zu schildern wagst den gewaltigen Adler, der gemächlich doch lange flog, den thörichten Weisen, den lässigen Eifrigen, den trägen Feurigen, den traurigen Fröhlichen, den im Kleinmuth Starken, der mit versengten Flügeln in die Höhe stieg und im Unglück Glück hatte!“ Mit diesen Worten eröffnet ein Zeitgenosse den Abschnitt seiner Geschichte, welcher von Ludwig handelt. Er findet in seinem Helden ein schwankendes Wesen, in welchem jedoch die edlen Eigenschaften stets den Sieg über den angebornen Hang zur Schwachmütigkeit und Schlaffheit davontrugen.

Die Schilderung ist vielleicht geistreicher, als richtig. Allerdings fiel den Mitlebenden eine gewisse Unbeständigkeit an dem Wittelsbacher auf, ein Wechsel von Lust und Traurigkeit, von lebhaftem Aufschwung und mattem Niedersinken, Seelenzustände, welche den Deutschen oft eigentümlich sind, aber im Grunde dasselbe bedeuten und bewirken, wie der fruchtbringende Wechsel in der Natur von Sonnenschein und Regen. In der Regel war Ludwig stärker und kühner im Anlauf, als im stehenden Kampf; er griff ohne viel Bedenken ein Wagnis auf, doch die Durchführung geschah mit Zaudern und Unsicherheit. Er ließ es nicht fallen, verharrte sogar mit Zähigkeit dabei, nur schwankte er in der Wahl der Maßregeln, konnte sich nicht leicht für eines der geeigneten Mittel entscheiden und versuchte es gar gleichzeitig mit mehreren, dadurch seine Kraft zersplitternd und lähmend. Er liebte es nicht, alles auf Eine Karte zu setzen

und vermied gern große Entscheidungen, in der Furcht, daß sie gegen ihn ausfallen könnten. Daher ist er, obgleich es ihm gewiß nicht an persönlicher Tapferkeit fehlte, gern vor großen Schlachten zurückgewichen. Er kam auf den Thron als der sieggekrönte Held von Gammelsdorf, aber er schlug dann nur die allerdings glänzende Schlacht von Mühldorf und diese wurde ihm mehr aufgezwungen, als von ihm gesucht. Die Fälle, in denen er zur allgemeinen Verwunderung einen kriegerischen Vorteil aus der Hand ließ oder ihn zu erringen sich scheute, sind nicht vereinzelt; kam er doch sogar manchmal in den Ruf der Feigheit.

Ludwig war nicht der Mann des Schlachtfeldes, sondern der politischen Verhandlungen. In ihnen bewährte er gelegentlich viele Geschicklichkeit, aber er erlitt auch zahlreiche Fehlschläge. Die Ursache war auch hier seine Neigung, nicht mit Forderungen vor den Gegner zu treten, sondern ihn durch scheinbares Entgegenkommen, durch große Anerbietungen zu gewinnen. Er dachte wohl, wenn er erst die Sache in Fluß gebracht, sie schon nach seinem Sinne leiten zu können. Nicht mit Unrecht zog er sich so den Vorwurf der Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit zu. Daher machte er auch den Eindruck der Halbheit, als ob entgegengesetzte Eigenschaften sich in ihm um die Herrschaft stritten. In der That war er weder träg, noch mutlos; er kannte genau sein Ziel und ging rüstig, wenn auch auf Umwegen, darauf los. Unermüdlich und unablässig war seine Thätigkeit, leicht beweglich sein Geist, wie sein Körper.

Als großer Mann, als bahnbrechende Persönlichkeit kann Ludwig nicht gelten. Die schwersten Vorwürfe haben ihm seine Verhandlungen mit den Päpsten zugezogen; neuere Geschichtschreiber namentlich überboten sich in Ausdrücken der Geringschätzung. Sie schelten ihn wie einen kleinen Knaben, der nicht weiß, was er thut, der, wenn er einmal gefehlt hat, vor der Rute zittert und zerknirscht die Strafe wegbitten will. Voll Seelenangst habe er immer wieder die Hand der Päpste geküßt, welche ihn so hart getroffen; die Aussöhnung mit der Kirche sei sein steter Leitstern gewesen, dem er nur dann, wenn eine Wolke ihn verhüllte, trotzig wie ein Bube den Rücken kehrte, um ihn von neuem mit sehnsüchtigen Augen zu verfolgen, sobald er wieder hervortrat. Damit stimmt schlecht, daß er die Männer, welche ihn hauptsächlich zum Bruch mit der Kirche geführt hatten, bei sich behielt und schützte, solange sie lebten; nie erbot er sich, sie bedingungslos den Päpsten preiszugeben. Von ihnen hat nur Wilhelm von Occam den Kaiser überlebt; Marsiglio erscheint bis zu seinem Tode in dessen Umgebung. Einzelne dieser Männer haben angesichts des Todes ihren Frieden mit der Kirche gemacht; Ludwig ging zwar plötzlich dahin, aber ungebeugt von dem auf ihm lastenden Fluche. Gewiß ließ es ihn, den Sohn seiner Zeit, nicht gleichgültig, daß ihn die Kirche ausgestoßen hatte. Sein Gemüt war religiös angelegt, er hat immer die Gnadenmittel der Kirche gebraucht und geehrt. Seine, man kann wohl sagen, krampf- und krankhaften Bemühungen um Aussöhnung mit der Kurie entsprangen jedoch nicht oder wenigstens nicht vornehmlich in erster Stelle einem ungemessenen Bedürfnisse nach der Rettung seiner Seele, sondern politischen Rücksichten. Wäre jene Auffassung von seiner Sinnesart richtig, hätte er ernstlich gefürchtet, der Verdammnis preisgegeben zu sein, hätte er sein Seelenheil höher angeschlagen, als irdische Rücksichten und Pflichten, er würde

sich bedingungslos den Päpsten zu Füßen geworfen haben. Es scheint eher, daß der Geist der Verneinung, welcher in seinen Ratgebern lebte, auch ihn ergriffen hat, daß er in seinem Herzen die Ueberzeugung hegte, trotz der Bannsprüche eines Johann und Clemens nicht verloren zu sein. Nie hat er zugeben wollen, daß er mit Wissen und Willen ein Ketzer gewesen sei.

Gerade wie den Päpsten, ist er erst den Oesterreichern, dann den Luxemburgern nachgelaufen und hat sie durch Verhandlungen zu ködern gesucht, weil er es nicht wagte, dem Schwerte allein die Entscheidung anheim zu geben. Seine wunderlichen Kreuz- und Quersprünge, die sonderbaren Vorschläge, welche er wiederholt machte, entsprangen derselben Ader, wie die übertriebenen Angebote an die Kurie; er wollte den Gegner hinhalten, beschwichtigen und dann einen günstigen Handel mit ihm abschließen, in welchem er mit einem weit geringeren Preise, als dem vorgeschlagenen, fortzukommen hoffte. Das war freilich keine große Weisheit, auch nicht sehr ehrenvoll, aber manchmal erreichte er mit dieser Schlauheit, die etwas von der Klugheit des Bauern an sich hat, nicht geringe Vorteile. Hatte er erst einen Standpunkt, dann suchte er den gewonnenen Boden nach seiner Art zu behaupten, scheinbar einen Fuß zurückziehend, um ihn dann auf den des Gegners, wenn dieser unvorsichtig nachrückte, wieder aufzusetzen. Ließ sich jener darauf nicht ein, so nahm er die alte Stellung ein und begann wohl das Spiel von neuem.

Er wollte mit den Päpsten sich vergleichen, um vor allem seinem Hause die von ihm geschaffene Stellung zu bewahren. Die Sorge für sein Geschlecht war in der That der innerste Kern seines ganzen Wesens, das der Zug, der ihn voll und ganz beherrschte. Galt es seinen und seiner Familie Vorteil, dann griff er ohne jede Rücksichtsnahme zu und hielt eisern fest.

Immerhin bleibt die Thatsache bestehen, daß er schließlich dem Papste nichts nachgegeben hat, und sie darf für das Schlußurteil nicht unbeachtet bleiben. Als er nicht so durchdrang, wie er es wollte, wurde er wieder fest und behielt das gewonnene Feld. Das lag nicht daran, daß die Päpste ihn einfach zurückgewiesen hätten, sie thaten es, weil sie erkannten, daß Ludwig sehr wohl wußte, was er wollte und wieweit ihn sein Selbstzweck ohne zu großen Schaden gehen ließ.

Ludwig hat das Reich nicht vermindert, wenn man absieht von dem gefährdeten und halb verlorenen Außenposten, den burgundischen Landen, welche er fast unbeachtet ließ. Mit Italien stand es bei seinem Ende nicht schlechter, als bei seinem Regierungsantritt, und er hat es nie aus den Augen verloren. Die innere Entwickelung des Reichsrechtes hat er sogar gefördert, denn mag man sagen, was man will, die Tage von Rense und Frankfurt wären unmöglich gewesen, wenn er haltlos Johann XXII. nachgab. In diesem ersten Teile seiner Regierung liegt ein großes und unstreitbares Verdienst. Er hat Johann wacker Widerstand geleistet und diesem gegenüber sich nichts vergeben; bei seinen Bemühungen um Benedict ist in Anschlag zu bringen, daß der Papst ihn mit scheinbarer Güte lockte. Ludwig gab den Anstoß zu der Bewegung in den kurfürstlichen und anderen Kreisen des Reiches, zur Entfaltung des inneren geistigen Lebens und zur Entstehung neuer Anschauungen über Religion und Kirche,

und ganz ohne Frucht für die Zukunft ist das alles nicht geblieben. Daß die Ernte keine gesegnetere war, hat er allerdings selber verschuldet. Ihm stand seine Familie höher als das Reich. In allen Prokuratorien und Gesandtschaftsanweisungen erbietet er sich, in Bezug auf das Reich und seine eigene Person Zugeständnisse zu machen, aber nie, etwa die Mark Brandenburg oder Tirol aufzugeben. Er hat die herrliche Gelegenheit, welche sich ihm darbot, die deutsche Nation enger zusammenzufassen, die Einhelligkeit, welche zwischen Kurfürsten und Bürgertum herrschte, fruchtbringend zu verwerten, nicht ausgenutzt; diesen Augenblick, wie er einzig in der Geschichte des späteren Mittelalters zu finden ist, mit Kraft und Geist festzuhalten, das hat er weder verstanden, noch beabsichtigt. Er gedachte mit seiner Hülfe Kämpfe zu vermeiden, welche ihm doch nicht erspart blieben, er wollte diese Kraftanstrengung ausbeuten, um den Papst für sich gefügig zu machen. So war es auch seine Hauspolitik, welche Clemens ermöglichte, was einem Johann XXII. nie gelungen war, ihm einen andern König entgegen zu setzen.

Vielleicht wird man diese Beurteilung nicht viel günstiger finden, als jene von mir angefochtene anderer Forscher. Sie verträgt sich auch keineswegs mit den gegenteiligen Stimmen, welche unter neueren, besonders jedoch unter älteren Geschichtschreibern laut wurden und Ludwig als kräftigen Förderer des Reiches, als den Träger aller edlen Tugenden priesen oder seine Fehlgriffe wenigstens vollkommen zu entschuldigen suchten. Das von mir entworfene Bild zeigt weder einen Helden, noch einen vollendeten Staatsmann, sondern einen selbstsüchtigen Politiker. Aber ein Mann solchen Schlages steht immer noch höher und ist besser, als ein gedankenloser von anderen geleiteter Thor, der nicht weiß, was seine Rechte thut, als ein verzweifelt nach dem Priesterrock haschender Schwächling, der sich in unwürdiger Selbstpein verzehrt.

Neben dem Schatten in seinem Bilde fehlt auch nicht das helle Licht. Eine Persönlichkeit, welche den besten, selbstbewußtesten Teil des Volkes, das Bürgertum, an sich zu fesseln verstand, ist nicht gering anzuschlagen. Die bürgerlichen Kreise haben für Ludwigs inneres Wesen ein besseres Verständnis gehabt, als die Geistlichen. „Der Kaiser war so gut und tugendsam, daß er es geduldig litt, daß ein Teil der Geistlichkeit nicht Messe hielt, daß er keinen armen Pfaffen darum strafte. Doch zwang er die Bischöfe und Prälaten, ihre Lehen von ihm zu empfangen. Der Kaiser war friedsam und gut, und wo die Städte wollten Landfrieden machen, da that er seine Hülfe dazu, und wenn er etwas mit Güte erbringen konnte, da erließ er sich des Krieges. Davon ging ihm leichtlich zu Handen großes Land und Leute, was seine Vorfahren härtiglich erfechten mußten.“ Dem Straßburger Chronisten, der dieses Loblied anstimmte, steht zur Seite einer aus dem fernen Norden, aus Lübeck, der seine herzliche Freude daran hat, wie Ludwig über die Ränke der Päpste obsiegt. „Johann XXII. dachte mehr und mehr daran, das Kaiserreich von den Deutschen zu bringen und sah, wie König Ludwig des Reiches allein gewaltig würde ohne seinen Dank; deshalb ließ er zu Avignon seine Bannbriefe an die Kirchthüren nageln.“ So faßte der Chronist den Anfang des Streites, als Grund zu seinem weiteren Verlauf betrachtete er die übertriebenen Forderungen der Päpste. Endlich erklärt Clemens,

„Ludwig wäre kein Kaiser", und entsetzt zugleich den Erzbischof von Mainz. „Der Kaiser und der Bischof waren beide weise alte Herren und vertrugen sich miteinander; sie ließen den Papst bannen, soviel er wollte, und trugen ihre Krone ruhig weiter; sie hielten guten Frieden. Die großen Städte am Rhein waren alle willig und hielten zum Kaiser, weil er ihnen angenehm und friedsam war. In dem Frieden ging ihm großer Reichtum zu; deshalb fürchteten ihn seine Feinde." Entrüstet weist der brave Lübecker die Lästerer zurück, welche den jähen Tod des Kaisers als Strafe für seine Sünden ausschrieen: „Nun sprechen etliche Leute, er sei vergiftet worden, weil er so ruchlos verfuhr. Das war aber nicht; Apoplexia, die große Seuche, schlug den Kaiser; das ist in der Wahrheit." Auch geistliche Kreise erkannten an, daß sein Kampf gegen die Kirche nicht aus Bosheit, sondern aus guten Absichten und ehrlicher Meinung hervorging.

Doch genug davon. Die persönliche Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit Ludwigs gewannen das Herz des Volkes, welches ihm die Liebe über das Grab hinaus bewahrte und ihn in der Sage verherrlichte. Seine lautere Sitte gab auch den Päpsten keinen Anhalt zu Angriffen, die sie sonst nicht unterlassen hätten. Trotz aller unglücklichen Neigung zu kleinlichen Mittelchen fand er immer sich und sein besseres Sein wieder, trotz aller selbstbereiteten Täuschungen harrte er endlich getreulich aus.

Sein inneres Regiment in Deutschland kam besonders den Reichsstädten zu gute, welche unter ihm steigend ihre Kraft mehrten und ihr Verfassungswesen ausbildeten. Obschon das Wohlwollen für sie auch vornehmlich auf politischer Erwägung beruhte, so war es doch ein Verdienst Ludwigs, ihre Bedeutung zu erkennen und sie mit den allgemeinen Zwecken des Reichs in nähere Verbindung zu bringen. Durch die Bündnisse, welche unter seiner Mitwirkung entstanden, gab er den Reichsstädten eine größere Stellung, als sie vordem besessen hatten, welche sie folgenreich weiter entwickelten. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Kaiser auch dem Landfrieden eifrige Fürsorge widmete.

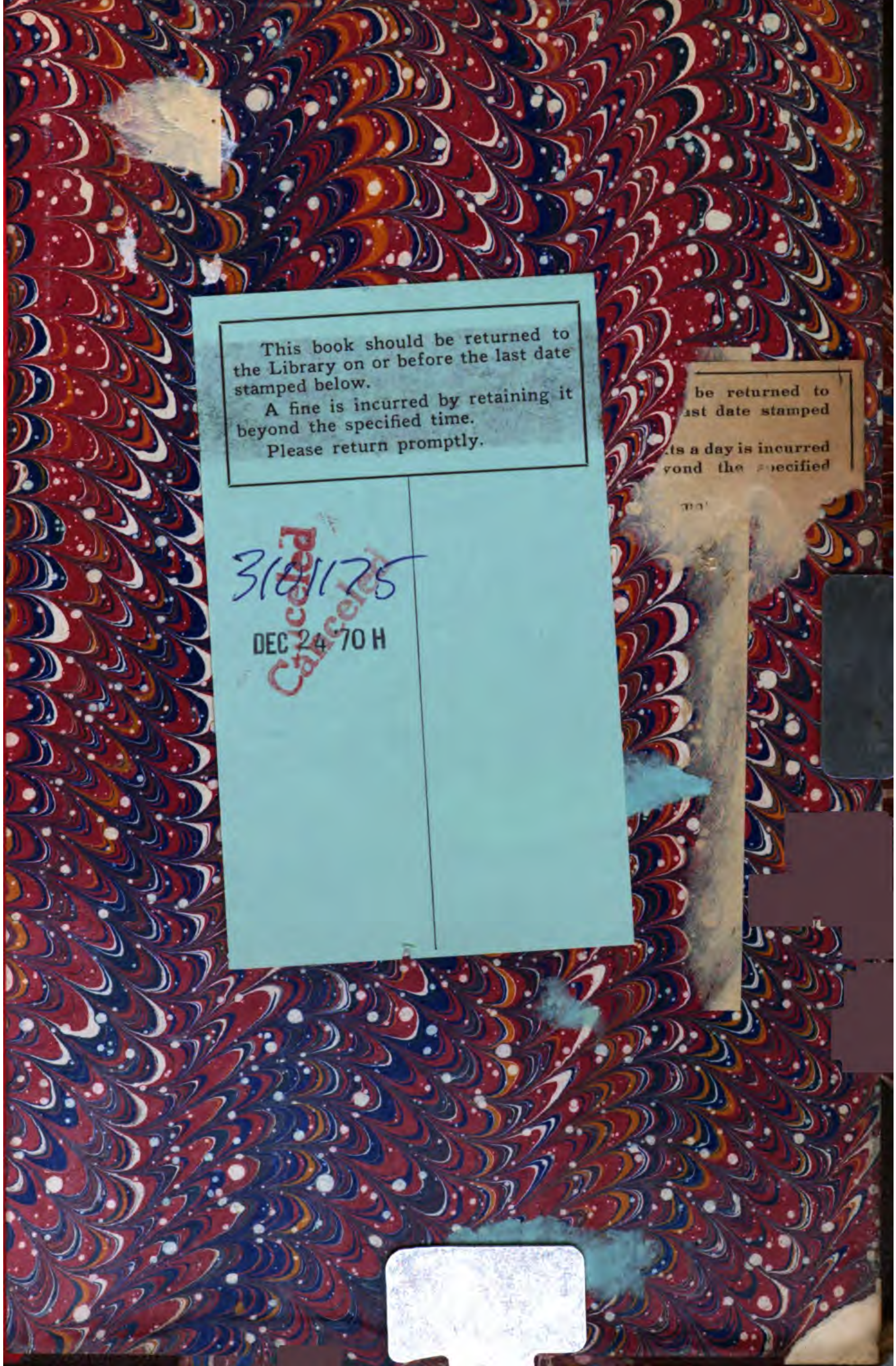
Die Regierung seines eigenen Landes führte Ludwig mit Wohlwollen und förderte seine Wohlfahrt und Entwickelung. Von dem, was er für seine Familie that, konnte auch das Reich Gewinn ziehen, und hätte jene sich nicht später mit selbstmörderischer Hand um einen großen Teil des von ihm Errungenen gebracht, so wäre vielleicht eine neue Gestaltung des deutschen Reiches nicht um Jahrhunderte hinausgeschoben worden. Ludwig der Baier steht in der Reihe unserer alten Kaiser nicht ohne Tadel, aber auch nicht ohne Ruhm.

Mainz.
en sich
n ihre
Rhein
fried-
chteten
welche
„Run
Das
in der
en die

der

en,
n,





This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.
Canceled
3/01/75
DEC 24 '70 H
be returned to
ast date stamped
ts a day is incurred
yond the specified


Deutsche Geschichte unter den Habsb
Widener Library 001838797
3 2044 086 041 290